This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

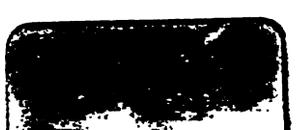
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

H. H. Barnell
13 Oct. 1921

Digitized by Google

Digitized by Google



H. H. Barnell
13 Oct. 1921

Digitized by Google

Digitized by Google

H. H. Bartlett
13 Oct. 1921

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

F. Kunzmann phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 1. Die „Lübeck“ auf der Rhede von Stefansort.

Digitized by Google

Unter den Papua's.

Beobachtungen und Studien

über

Land und Leute, Thier- und Pflanzenwelt

in

Kaiser-Wilhelmsland.

Von B. ~~HAGEN~~ Bernhard,
Dr. med., Hofrath.

Mit 46 Vollbildern in Lichtdruck,
fast durchweg nach eigenen Original-Aufnahmen.

WIESBADEN,
C. W. KREIDEL's VERLAG,
1899.

Digitized by Google

DU
742
.H21
1899

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

GL
7-5-60

Vorwort.

Das vorliegende Buch sollte ursprünglich nur mein eigenes, während eines fast anderthalbjährigen Aufenthalts in Stefansort an der Astrolabebai gesammeltes naturwissenschaftliches Material wiedergeben, ähnlich wie ich das bei meinem Pflanzen- und Thierleben von Deli auf der Ostküste Sumatra's gethan hatte. Bei Bearbeitung desselben erwuchs mir jedoch unter der Hand die Lust zu tieferem Eindringen, das Bedürfniss nach weiteren Gesichtspunkten; ich sah mich bald genöthigt, auf andere Gebiete überzugreifen, andere Gegenden und Länder heranzuziehen, so dass sich an die „Beobachtungen" unwillkürlich die „Studien" reihten. Die natürliche Folge war, dass die Herausgabe, welche schon 1897 erfolgen sollte, sich um zwei Jahre verspätete. Ich darf wohl sagen, dass ich mir redlich Mühe gegeben habe, die vorhandene Literatur ausfindig und mir nutzbar zu machen; ich habe dabei die Regel befolgt, die Autoren möglichst mit ihren eigenen Worten reden zu lassen, weil ich der Meinung bin, dass dadurch am besten Missverständnisse und Entstellungen vermieden werden.

Wenn auch so diese Arbeit vielfach über die Grenzen des ursprünglichen Zieles, die Betrachtung der Verhältnisse an der Astrolabebai, hinausgreift, so bildet diese doch immer die Grundlage, namentlich für die Besprechung der Eingeborenen.

Dass ich in Sprache und Darstellungsweise beflissen war, den trocken wissenschaftlichen Ton möglichst zu vermeiden, wird mir hoffentlich nicht als Fehler angerechnet werden.

Von den beigegebenen Tafeln sind neununddreissig eigene Original-Aufnahmen, von den übrigen wurden sechs durch meinen ehemaligen Assistenten und Hospital-Verwalter Kunzmann aufgenommen und mir bereitwillig zur Verfügung gestellt; eine habe ich von Herrn B. Geisler erhalten.

Ich sage denselben, sowie den Herren Geh. Hofrath Dr. E. Wagner, dem Director des grossherzoglich badischen Museums für Alterthums- und Völkerkunde, Dr. W. Kobelt in Schwanheim und Prof. Dr. Kinkelin in Frankfurt a. M., welche mich in liebenswürdigster Weise unterstützten, meinen herzlichsten Dank.

Frankfurt am Main, den 20. Juni 1899.

B. Hagen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Uebersicht.

I. Reisebericht: Entschluss zur Reise. Dampfer „Preussen." Singapore. Katz Brothers. Dampfer „Lübeck." Die beiden Engländer. Friedrich-Wilhelmshafen. Landeshauptmann Schmiele. Hauptadministrateur v. Hagen . S. 1—11

II. Klima, Gesundheitsverhältnisse: Besiedelung Neu-Guinea's. Ist Kaiser-Wilhelmsland das deutsche Cayenne? Geographie. Geologie. Hydrographie. Meteorologie: Temperatur, Regen und Wind, Feuchtigkeit der Luft, Gewitter, Erdbeben. Gesundheitsverhältnisse: Malaria, Muskitotheorie, Ursachen der hohen Sterblichkeitsziffer, Influenza, Pocken, Dysenterie, Beriberi, Vergleichung mit dem sanitären Entwicklungsgang von Deli auf Sumatra's Ostküste S. 13—52

III. Pflanzenwelt: Malayischer Charakter derselben. Pflanzengeographisches. Botanischer Spaziergang vom Astrolabestrand bis zum Gipfel des Owen Stanley-Gebirges: Strand. Küstenwälder: Blumen und Blüthen. Brennnesseln. Palmen. Savanen. Urwald. Ameisenpflanzen. Bergwald. Alpenrosen. Orchideen. Alpine Vegetationszone. Coniferen. Leontodon taraxacum. Gipfelflora: Vergissmeinnicht, Erdbeeren, Haidekraut . . . . . S. 53—78

IV. Thierwelt. Erlaubnissscheine zum Paradiesvogel-Schiessen. Schiessjungen. Allerlei Sammelschwierigkeiten. Säugethiere. Vögel: Tauben, Papageien, Paradiesvögel. Reptilien: Schlangen, Krokodil, Eidechsen, Frösche. Fische. Schildkröten. Conchylien. Käfer. Schmetterlinge: Flugzeit, Verbreitungsweise, endemische Formen . . . . S. 79—115

Allgemeine naturwissenschaftliche Betrachtungen über den Entwicklungsgang Neu-Guinea's: Palaeontologisches. Neu-Guinea hat bis zum Ende der Kreideperiode den gleichen Werdegang wie Australien und bildet mit diesem zusammen einen Theil des alten südhemisphärischen Gondwanalandes. Schwankungen der Erdachse und deren Effecte. Schöpfungscentren. Glossopteris und ein Theil der Coniferen südhemisphärischen Ursprungs. Phyto- und zoogeographische Beziehungen Neu-Guinea's und Australien's zu Südafrika und Südamerika. Antarctis. Die Lostrennung Neu-Guinea's von Australien fällt zeitlich mit der Isolirung Australien's von der übrigen Welt zusammen. Auf gemeinsamer Grundlage getrennte selbständige Entwicklung . . . . . S. 115—132

Kurze Uebersicht der naturwissenschaftlichen Erforschung Deutsch-Neu-Guinea's und der Männer, welchen wir sie verdanken . . . . . S. 132—142

V. Die Eingeborenen. Name, Abstammung, Einwanderung. Die Ansichten verschiedener Forscher hierüber. Worin dieselben übereinstimmen. Die Einwanderung der Polynesier ins pacifische Gebiet eine unfreiwillige, durch Verschlagungen bedingte. Die Wiegen des Menschengeschlechtes. Ein tertiäres Lemurien unmöglich. Ueber die Abstammung des Menschen. Primäre autochthone Lokalvarietäten. Die verschiedenen Eintheilungen des Menschengeschlechts. Die Papua's gehören zur Südrasse. Gemeinsame somatische Eigenschaften derselben. Die Bewohner des deutschen Schutzgebietes repräsentiren drei Haupttypen: den Bismarckarchipeltypus, den Bukatypus und den Festlandtypus. Der erstere mit den Australiern, der zweite mit dem dravidisch-negroiden, der dritte mit dem malayischen verwandt, dem nord-indische Einsprengungen beigemischt sind (Bergtypus und Küstentypus). Bei allen dreien findet sich als Grundzug der ur- oder praemalayische. Weite Verbreitung desselben. Spuren und Reste einer grossen chamaeprosopen und platyrrhinen südlichen Urrasse auf dem ganzen zersplitterten Areal des alten Gondwanalandes. Längs des Nordrandes desselben zerstreut die Negroiden. Bei den Papua's Deutsch-Neu-Guinea's zeigen Männer und Frauen verschiedenen Typus; der (indische) Küstentypus erbt sich fast ausschliesslich im männlichen Geschlecht fort. Schönheitsideal des Papua . . . . . S. 143—166

Spezieller Theil, hauptsächlich die Verhältnisse der Ansiedlung Bogadjim behandelnd: Toilette-Geheimnisse. Färben und Einölen der Haut. Körpergeruch. Haarpflege und -Färbung. Bart. Kleidung und Schmuck. Waffen. Hausrath. Musikinstrumente. Arbeits- und Ackerbaugeräthe . . . . . S. 167—193

Grundbesitz. Eigenthumsverhältnisse. Hausthiere. Die agrarische Frage. Kulturpflanzen. Häuser. Feuer S. 193—204

Sprachliches: Sprachenzersplitterung. Die Bogadjimsprache. Geberdensprache. Ausdruck der Gemüthsbewegungen . . . . . S. 205—212

Handel und Wandel . . . . . S. 213—220

Staat und Gesellschaft: Familie. Mutterrecht. Polygamie. Stellung der Frau. Regierungsform. Keine Häuptlinge. Tamo koba und tamo bole. Spur einer Adelskaste . . . . . S. 221—228

Digitized by Google

Geburt. Kindererziehung. Namengebung. Geheimname. Entwickelung. Initiationsfeste. Beschneidung. Spiele. Ideal weiblicher Schönheit. Liebe, Werbung, Verlobung, Brautstand, Heirath. Frauenkauf, Frauenraub. Küssen unbekannt S. 229—244

Eheliches Zusammenleben. Essen und Trinken. Genussmittel. Kial. Jagd, Fischerei . . . . . S. 244—248

Charakterschilderung. Krieg, Kampf, Friedenszeichen. Blutrache. Anthropophagie . . . . . S. 248—255

Krankheit. Verzauberung als Krankheitsursache. Medizinen. Chirurgie. Tod. Todtenklage. Beerdigung. Erbschaftsverhältnisse. Trauer . . . . . S. 256—264

Religiöses: Fortdauer des Lebens nach dem Tode. Buka und rotej. Aufenthalt der Seelen nach dem Tode. Ahnenkult. Ahnenbilder. Zauberei. Geheimkult des Asa. Festtänze . . . . . S. 265—276

Kunst und Wissenschaft. Schlussbemerkungen . . . . . S. 277—278

Anhang.

I. Märchen und **Sagen** der Eingeborenen aus Kaiser-Wilhelmsland.

II. Wörterliste der Bogadjim-Sprache. Mitgetheilt von Herrn A. Hoffmann.

III. Systematische Listen: a) der Säugethiere,
b) der Vögel,
c) der Reptilien und Batrachier,
d) der Schmetterlinge,
e) der Conchylien.

Digitized by Google

Verzeichniss der Lichtdrucktafeln:

Tafel	1.	Die „Lübeck“ auf der Rhede von Stefansort	Titelbild
„	2.	Missionar Hoffmann und sein Haus in Bogadjim	Seite 1
„	3.	Ein deutscher Geschäftspalast in Singapore	„ 2
„	4.	Die Bergzüge an der Astrolabebai, gesehen von Stefansort	„ 6
„	5.	Mein Haus in Erima	„ 12
„	6.	Die Apotheke in Stefansort	„ 26
„	7.	Inneres des Hospitals für Leichtkranke in Stefansort	„ 34
„	8.	Ein beriberikranker chinesischer Kuli	„ 42
„	9.	Seestrand bei Bogadjim	„ 52
„	10.	Einmündung eines Waldbachs in die See	„ 54
„	11.	Ein Schraubenbaum (Pandanus spec.)	„ 56
„	12.	Der Urwald	„ 58
„	13.	Ein „Schiessjunge“ mit seiner Beute	„ 78
„	14.	Mein halber Schmetterlingsjunge und ein Tamo aus Garima mit Bogen und Pfeil	„ 80
„	15.	Eine Riesenschlange (Python amethystinus Schn.)	„ 96
„	16.	Aufbruch einer Expedition in's Innere	„ 114
„	17.	Hauptadministrationsgebäude der Astrolabe-Compagnie	„ 132
„	18.	Tamo's von Bogadjim an der Astrolabebai	„ 142
„	19.	Aegil, ein typischer Bogadjim-Tamo	„ 142
„	20.	Ein Mann von Bilibili mit Cuscusfell-Mütze	„ 168
„	21.	Salon für Haarschneiden und Rasiren vermittelst Glasscherben	„ 168
„	22.	Ein Neu-Mecklenburger mit schlingenförmig ausgedehntem Ohrläppchen und ein Neu-Pommer mit Pudellockenkopf	„ 170
„	23.	Papua vom Hüongolf. An der Stirn zahlreiche Aderlass-Narben	„ 170
„	24.	Mein Freund Kubai, ein „Tamo koba“ von Bogadjim	„ 170
„	25.	Eine Wittwe aus Bogadjim, die sich ihren Trauerrock flicht	„ 172
„	26.	Alter Krieger aus Bogadjim	„ 174
„	27.	Werkzeuge und Waffen aus Deutsch-Neu-Guinea	„ 174
„	28.	Stellung beim Pfeilschiessen	„ 176
„	29.	Thönerne Kochtöpfe, roh ornamentirt	„ 182
„	30.	Junger Tamo aus Bogadjim im Festschmuck, die Trommel schlagend	„ 184
„	31.	Zweistöckige Häuser in Bogadjim	„ 202
„	32.	Ein Bántje (Männerhaus) in Bogadjim	„ 202
„	33.	Ein Bilibili-Boot mit Ausleger und Aufbau	„ 218
„	34.	Partie aus der Ansiedlung Bogadjim	„ 220
„	35.	Kodi koba, ein uralter Tamo aus Bogadjim	„ 226
„	36.	Eine vom Feld heimkehrende Tamofrau aus Bogadjim mit ihrem Sprössling	„ 232
„	37.	Dorfidyll aus Bogadjim	„ 240
„	38.	Grosses Krokodil-Festessen in Bogadjim	„ 244
„	39.	Zwei Damen aus Bogadjim	„ 262
„	40.	Eine trauernde Wittwe aus Bogadjim	„ 262
„	41.	Ein trauernder Wittwer vom Hüongolf	„ 262
„	42.	Silum, ein hölzernes Ahnenbild aus Bogadjim	„ 266
„	43.	Tanzfest in Bogadjim I	„ 271
„	44.	„ „ „ II	„ 271
„	45.	Kakadu-Tanz der Jabim's von Finschhafen	„ 272
„	46.	Eingeborene von der Gazelle-Halbinsel Neu-Pommerns, zum Tanze geschmückt und bemalt	„ 274

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 2. Missionar Hoffmann und sein Haus in Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Reisebericht.

Nach einem dreizehnjährigen Aufenthalt war mir Deli, das berühmte Tabaks-Eldorado auf der Ostküste Sumatra's, nachgerade langweilig geworden; wohin ich blickte, überall Bekanntes, Gewohntes; die anfangs so ehrfurchtsvoll angestaunten Urwälder bargen für mich keine Geheimnisse mehr; ich durfte wohl mit gutem Gewissen behaupten, dass nur wenige Thiere darin umherliefen und nur wenige Vögel sich in den Zweigen wiegten, die mein Auge nicht beobachtet, meine Büchse nicht erbeutet hätte. Sogar die blauen vielzackigen Bergzüge des Hinterlandes und die von ihnen begrenzten Hochebenen von Karo und Toba waren mir nicht unbekannt geblieben und ich war einer der Ersten, der sie forschend monatelang durchstreifen durfte. Das Herz, das unruhige, wilde Abenteurerherz trieb mich fort, weiter, weiter, in neue Länder, zu neuen Völkern, in neue Umgebungen!

Neu-Guinea! Diese geheimnissvolle Zauberinsel, dieses bis vor kurzem noch halbverschollene Dornröschen unserer Geographie und Naturforschung, das war schon längst das heiss ersehnte Ziel meiner Sehnsucht, das hatte mir's schon angethan, als ich sozusagen noch „im Flügelkleide" zur Schule ging. Einmal im Leben wenigstens wollte ich seinen Boden betreten; und in meinen Träumen sah ich mich als den Ritter, dem es gelang, dieses schlafende Prinzesslein zu erlösen.

Es hat mich aber schlecht empfangen, das böse Röschen, und wollte sich gar nicht entzaubern lassen; ich musste sogar froh sein, dass ich nach kaum 1½ Jahren gerade noch mit blauem Auge und grosser Milz seiner fieberschwangeren Umarmung entrinnen konnte.

Da mir bei meiner Geburt keine gütige Fee ein bischen Handels- und Schachertalent und Sinn für das liebe Gold oder gar dieses selbst in die Wiege gelegt hat, so war ich genöthigt, mein Diplom als approbirter Arzt im Gebiet des Deutschen Reiches — und seiner Colonieen, wird man nun bald hinzusetzen müssen — hervorzusuchen, und mich in den Dienst der Neu-Guinea-Compagnie, d. h. eigentlich der subspecies Astrolabe-Compagnie, zu stellen. Ich wäre natürlich viel, viel lieber als freier, in keiner Weise eingeengter Mann hingegangen, denn der ärztliche Beruf in dem verrufenen Neu-Guinea war voraussichtlich keine Sinecure und liess mir wenig Zeit zur Erforschung des Landes. Diesen Umstand bitte ich bei der Beurtheilung und Vergleichung meiner Resultate mit denen anderer, durch keine Berufsfessel gehinderter Reisenden mildernd in Rücksicht zu ziehen. Durch die Thatsache, dass auf mich als einzigen Arzt eine Arbeiterbevölkerung von über 2000 Menschen angewiesen war, von denen ein grosser Theil beständig krank in den Hospitälern lag, verboten sich grössere Ausflüge und Expeditionen ins Innere von selbst und meine Studien und Forschungen wurden naturgemäss auf den engeren Umkreis meines Wohn- und Amtssitzes Stephansort im hinteren Winkel der Astrolabebai beschränkt. Als ausgezeichnetes Studienfeld hatte ich hier in nächster Nähe die grosse Dorfgemeinschaft Bogadjim, die grösste Eingeborenen-Ansiedlung an der Astrolabebai und als sprachkundigen, stets hilfsbereiten und gefälligen Lehrer und Freund den Missionar Hoffmann, der mir in selbstlosester Weise seine durch mehrjährigen Aufenthalt gewonnenen reichen Kenntnisse zur Verfügung stellte. Ich verdanke ihm sehr viel und werde in der Folge seinen Namen noch oft zu erwähnen haben. Auf Tafel 2 gebe ich ein Bild des dortigen Missionshauses. Wie oft habe ich

Digitized by Google

auf der gastlichen Veranda desselben gesessen und mich von dem tüchtigen Manne über Sitten und Gebräuche der Papuas belehren lassen! Der Eingeborene im Vordergrunde links ist der später im ethnographischen Theil noch erwähnte und abgebildete Kubai.

Am 28. August 1893 ging ich in Genua an Bord des hübschen Dampfers „Preussen“ vom Norddeutschen Lloyd. Derselbe ward geführt von Kapitän Högemann, einem der gebildetsten und liebenswürdigsten Kapitäne, die ich kenne; und ich habe doch schon manches gute Schiff unter meinen Sohlen gehabt und manchem Kapitän die Hand geschüttelt. Er war ein richtiger Passagierkapitän.

Es gibt kein schöneres und sorgenloseres, gemüthlicheres Reisen als das zu Schiff. Wenn das letzte Halteseil gelöst ist, so weiss man, dass für so und so viel Tage jede Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten ist; die ganze Erdkugel mit all ihren Sorgen und Mühen und Lasten bleibt hinter uns, und der Mensch „procul negotiis“ wird wieder zum Menschen; das Bedürfniss nach Unterhaltung verwischt Rang und Stand und das gesellschaftliche Talent geräth zur ausschliesslichen Geltung. Jeder studirt den Andern auf seine diesbezüglichen Fähigkeiten; und selbst an dem ärgsten Misanthropen werden zuletzt ein paar halbwegs amüsante Seiten entdeckt. An den Eigenthümlichkeiten und kleinen Liebhabereien des Einzelnen nimmt die ganze Gesellschaft theil.

So spielte uns die Schiffskapelle während der Fahrt häufig den damals gerade im Schwang befindlichen Gassenhauer: „Die Male geht nach Afrika, die Male bleibt nicht hier“. Dies hatte ich zu meiner Leibmelodie erhoben und männiglich an Bord wusste das: es war ja auch so sinnig und passte so hübsch zur Situation! Als ich nun nach vielem Händeschütteln endgiltig in Singapore den Dampfer verliess, da liess mir der liebenswürdige Kommandant zum Abschied noch mein schönes Leiblied nachblasen; und ich stand auf den schwarzberussten Bohlen von Tandjong pagar und wehte mit dem Tuche der langsam weggleitenden „Preussen“ und ihrem braven Kapitän meine letzten Grüsse zu und mählich verklang der Refrain: „Male, Male, lebt denn meine Male noch?“. Ist es nicht komisch, dass mir der Gassenhauer Thränen in die Augen trieb?

In Singapore hatte ich das Glück, meinen lieben, alten Freund Katz aus Frankfurt am Main zu treffen, den Inhaber und Chef des augenblicklich wohl bedeutendsten Handelshauses an diesem Welthandelsplatze. Katz ist ein selfmade man im vollen und guten Sinne des Wortes; durch eisernen Fleiss, Kenntnisse und Willenskraft hat er sich vom einfachen Handlungsreisenden zum Millionär und Chef eines Welthauses emporgeschwungen und, was noch merkwürdiger ist, er ist dabei ein lieber, bescheidener, Jedem gern gefälliger Mensch geblieben, der in seinem Hause ungemessene Gastfreundschaft übt.

Von der Bedeutung des Hauses Katz Brothers, die dem deutschen Leser bereits durch die berufene Feder v. Hesse-Wartegg's in einem Artikel der „Illustrirten Zeitung“ (23. Dezember 1897) vor Augen geführt ward, kann man sich einen Begriff machen, wenn ich sage, dass es ausser dem Hauptgeschäft in Singapore noch Filialen hat in Sumatra, Borneo, Penang und in Europa in London und Frankfurt a. M.

Das neue Geschäftsgebäude in Singapore (s. nebenstehende Abbildung) stellt einen grossartigen Handelspalast mit riesigen Verkaufshallen dar, in denen sich der neue Ankömmling wie der Alteingesessene mit allen Bedürfnissen im weitesten Umfang des Wortes gut, billig und schnell versorgen kann. Während meines ganzen Aufenthaltes in Neu-Guinea, wie früher schon in Sumatra, haben mich „Katz Brothers“ in ausgezeichnetster Weise verproviantirt.

In Osborne house, der grossen, geräumigen Villa des Herrn Katz, verlebte ich bis zum Abgang des Neu-Guineadampfers noch einige sehr vergnügte Tage. Unter Anderem nahm ich auch Gelegenheit, eine genanntem Herrn gehörige, 6 oder 8 englische Meilen von der Stadt entfernte Plantage — Teban Luisa Estate — zu besuchen, wo ein Versuch gemacht war, Pfeffer zu cultiviren. Die Stauden standen ziemlich kräftig und schön und hatten viele Trauben angesetzt, sind aber doch

Digitized by Google

Taf. 3. Katz Brothers. Ein deutscher Geschäftspalast in Singapore.

Digitized by Google

Digitized by Google

schliesslich zu grunde gegangen; der sterile, trockene, eisenschüssige Boden mag ihnen nicht behagt haben. Ein paar hundert Liberia-Kaffeebäume befanden sich hier jedoch augenscheinlich in ihrem Element und strotzten von Gesundheit und Früchten. Die Hauptcultur bestand in dem bekannten Citronellagras, das eine Specialität Singapore's zu sein scheint. Das aetherische Oel dieses hübschen, stark nach Citronen duftenden Grases wird in der Seifenfabrication verwendet, und das Singapore-product soll einen besonderen Ruf haben. Die Witwe des bekannten Begleiters Wallace's auf dessen Reisen in den Molukken, Charles Allen, welche ich besuchte, besitzt in der Nähe ebenfalls eine solche Citronellaplantage.

Am 26. October Abends ging die „Lübeck" (siehe das Titelbild), ein mässig grosser Dampfer des Norddeutschen Lloyd, welcher alle 6—8 Wochen die Verbindung zwischen Deutsch-Neuguinea und Singapore besorgte und von Capitän Dewers, einem alten Bekannten aus meiner Delizeit her, befehligt wurde, auf die Aussenrhede und dampfte am folgenden Morgen nach Batavia ab. Vorher wurden noch über hundert chinesische, für die Astrolabe-Compagnie zum Tabaksbau bestimmte Kulis eingeschifft, so viel ich sehen konnte, und wie sich nachher zur Evidenz herausstellte, fast durchweg elende, ausgemergelte Opiumraucher, die wahrscheinlich nirgends sonst Arbeit und Unterkommen finden konnten. Kein Wunder, dass bei solchem minderwerthigen Menschenmaterial die Sterblichkeit in Neuguinea eine so hohe war! Die Kulis waren ja freilich alle vom Arzt in Singapore untersucht und „fit for field-labour" befunden worden, und ich nehme sogar an, dass dies gründlich geschehen sei, denn der Arzt erhielt für jeden untersuchten und tauglich befundenen Kuli einen halben Dollar. Aber vom Arztzimmer bis an Bord des Dampfers ist noch ein weiter Weg und die chinesischen „brookers" sind schlau. Noch während der Einschiffung unter unsern Augen verwandelte sich ein untersuchter, junger, gesunder Kuli in einen alten, nicht untersuchten Greis mit total gelähmtem linkem Arm.

Am 29. Morgens 7 Uhr kamen wir auf der Rhede von Batavia an und nahmen da noch weitere 75 sundanesische Arbeiter an Bord, ebenfalls für Deutsch-Neuguinea resp. die Astrolabe-Compagnie bestimmt, Männer, Frauen und Kinder. Ihretwegen liefen wir auch nicht in den Hafen ein, damit die Leute, welche bereits Vorschuss (30 Gulden) empfangen hatten, nicht in Versuchung kommen sollten, davonzulaufen. Ein alter Schout (Polizeicommissär) begleitete als Aufsichtsorgan der niederländisch-indischen Regierung, welche sehr für ihre Unterthanen besorgt ist, die Leute an Bord und examinirte noch in Gegenwart von Kapitän und Agenten Mann für Mann: „Suda trima voorschot?" Hast Du Vorschuss empfangen?

Um 1 Uhr Mittags verliessen wir Batavia, hinter dessen bewaldeten Ebenen die Vulkane Salak und Gedeh herübergrüssten, der letzte Abschiedsgruss der civilisirten Welt.

Am 31. October befanden wir uns gegenüber der Insel Bawean, der Heimath all' der fleissigen, braven Leute, welche im ganzen Osten als vorzügliche Matrosen, gute Pferdeknechte und tüchtige Zimmerleute eines ausgezeichneten Rufes geniessen. Als ich des Morgens gegen ½7 Uhr auf Deck kam, verschwanden eben die letzten blauen Bergkuppen am Horizont. Im Wasser trieben sich ausserordentlich viele Seeschlangen herum, 2 Fuss lang, grünlich mit dunkleren Querringen, eine unheimliche Gesellschaft und äusserst giftig.

Da unser Dampfer auf seiner Fahrt sich durch die ganze Menge der Molukkeninseln hindurchwinden musste, so gestaltete sich dieselbe zu einer äusserst interessanten, und man kann sich die Tantalusqualen eines armen Naturforscherherzens vorstellen, wie ich so eine nach der andern dieser klassischen, grünen Schmetterlingsinseln in fast greifbarer Nähe, und doch so unerreichbar, am Horizont auftauchen, langsam in all' ihrer tropischen, üppigen Schönheit vorüberschweben und endlich wie einen verklungenen Traum langsam und feierlich wieder in den Ocean hinabsinken sah.

Es seien mir aus meinem Tagebuch über diese Reise folgende kurze Notizen anzuführen gestattet:

Digitized by Google

31. October. Unter den Passagieren befinden sich zwei komische Käuze, zwei englische „Naturforscher", die eine Sammelreise nach Kaiser-Wilhelmsland machen wollen, Capt. Cotton und Capt. Webster. Sie sind wunderbar gut mit allem Möglichen ausgerüstet und haben Empfehlungen von Rothschild und Hansemann. Ihre naturwissenschaftlichen Kenntnisse scheinen nicht allzu weit her zu sein, denn sie haben, wie sich im Lauf der Unterhaltung ergiebt, keine Ahnung, welche Fauna sie in Neuguinea erwartet. Der eine, Capt. C., ist ein langer, magerer Herr mit einem etwas spitzen Vogelgesicht, der auf dem rechten Auge blind ist infolge eines Hufschlags „a horse kicked me, you know." Infolgedessen hatte er ein eigens geschaftetes Gewehr, das er an die rechte Wange anlegen und mit dem linken Auge visiren konnte. Er war im übrigen, ebenso wie sein kleinerer und lebhafterer College W. ein recht gemütlicher, humorvoller Mensch; das Paar bereitete uns während der Reise vielfach Unterhaltung und Vergnügen.

1. November. Wetter heiss, windstill, die See wie Oel. Auf dem Wasserspiegel eigenthümliche Strassen von röthlichen Tangfeldern mit viel umhertreibendem Detritus, worauf Albatrosse sitzen; viele Tümmler, vulgo Schweinfische, die lustig neben uns her purzeln. Eine Angel ausgelegt, aber Nichts gefangen als das Kiemenstück eines losgerissenen Fisches.

Um 5 Uhr Nachmittags den grossen, hübschen Leuchtthurm auf der Brill-Bank (Paka Katapa) südlich von Celebes passirt.

Alles lässt sich vom Schiffsarzt mit frischer animaler, aus dem Vaccine-Institut von Buitenzorg stammender Lymphe impfen, da in Kaiser-Wilhelmsland die Pocken arg wüthen sollen.

2. November. Heute Morgen gegen 3 Uhr die Strasse zwischen Celebes und den Saleyer-Inseln passirt. Gegen 4 Uhr Nachmittags kommt die Insel Buton in Sicht, an der wir ganz nahe vorbeifahren, so dass die Details der ziemlich bergigen Küste gut zu sehen sind. Die Berge, wie es schien, Kalkgestein mit vielen Höhlen, schätzte ich auf 2000 Fuss. Ein Bergkegel, dicht an der See, ist nach Osten scharf halbringförmig fast 1000 Fuss tief eingestürzt, ein schauerlich grossartiges Amphitheater.

Buton scheint an dieser Stelle ziemlich bewohnt zu sein; eine Masse Rodungen und Gärten, jeder säuberlich mit Planken oder Steinplatten eingezäunt, ziehen sich an den Berglehnen hinauf. Fünf bis sechs Prahu's, die wahrscheinlich vom Fischfang heimkehrten, hissten bei unserer Annäherung die holländische Flagge. Sie hatten alle den merkwürdigen, dreieckigen Holzrahmen als Mast, den ich hier zum ersten Mal sah.

Abends war ein wunderbares Meeresleuchten zu bemerken. Die ganze See rings um die Lübeck schien besät mit grossen phosphorescirenden Sternen. Wir machten uns das Vergnügen, die leuchtenden Körper mit einem Eimer aufzufischen und entpuppten sich dieselben als fingerlange und dicke, granulirte, oben geschlossene Gallertröhren, Pyrosoma-Arten, deren Granulationen bei jeder Berührung, sowie beim Schütteln des Gefässes hellauf phosphorescirten.

3. November. In der Nacht die Butonstrasse passirt. Gegen Abend erscheinen links die Berge Buru's, an welcher Insel wir ziemlich nahe vorbeifahren.

4. November. Gegen Mittag passiren wir die Insel Obi major, und bald darauf die ganze Gruppe der bergigen, dichtbewaldeten Obi-Inseln, späterhin, gegen Abend, kommen links in der Ferne die Bergkuppen von Mysole in Sicht.

Während der Nacht fuhren wir nur mit halber Kraft, wegen der Nähe der engen, bei Dunkelheit nicht passirbaren Pittstrasse zwischen Batanta und Salawatti. Wir erreichen dieselbe am 5. November, Morgens 6 Uhr. Sie ist sehr eng, so dass ein einigermassen grosses Schiff kaum darin wenden könnte. Wir halten uns näher an der Küste Batanta's, deren überreich bewaldete Höhen in allen Details zu sehen sind. Es ist ein wunderhübscher, prächtiger Anblick. Einige Bäume stehen ganz in rosenrothe, andere wieder in feuerrothe Blüthendecke gehüllt. Mit dem Feldstecher sind in einer

Digitized by Google

Baumkrone ganz deutlich zwei schneeweise Kakadus zu sehen, die ersten Kakadus in der Freiheit! Zwei Schmetterlinge kommen an Bord zu Besuch, eine dunkle Euploea und ein anderer nicht zu diagnostirender; dieselben thun mir aber nicht den Gefallen, sich fangen zu lassen. Capitän Webster ist glücklicher gewesen, der hat gestern Abend einen hübschen Nachtschmetterling gefangen (eine Eusemia). Am Strande, oft nur in einer kleinen Waldlücke, stand hie und da ein Häuflein, höchstens fünf, elender viereckiger Häuser, mit Baumrindendach und in spitzen Giebeln ausgeschweift wie die Batakhäuser in Sumatra. Die Hütten stehen theils auf dem Boden, theils auf Pfählen. Das Wasser der See ist wunderbar blau, manchmal blitzen darin kirschgrosse runde, nicht deutlich erkennbare Körper in grüngoldenem Scheine auf, wahrscheinlich Quallen.

Hinter Salawatti tauchen gegen die Mittagsstunde in der Ferne blaue Höhenzüge auf — Neu-Guinea! Hurrah, Dornröschen, sei mir gegrüsst!

Nunmehr geht die Fahrt immer längs der Nordküste meiner neuen Heimath, die ich so recht liebevoll und mit befriedigten Blicken betrachte; so ist es mir also geglückt, den so lange und heiss ersehnten Boden darf ich bald betreten!

In einer flachen Bucht liegt ein holländischer Kriegsdampfer. Wir holen zum Gruss unsere Flagge nieder, aber Niemand dankt uns; wahrscheinlich schlafen die mynheers. Es ist aber auch zu heiss; die Temperatur des Seewassers heute Morgen betrug 29 ° C.

Da es Sonntag ist, hält ein an Bord befindlicher Missionar, Barkemeyer hiess er, (der arme Mensch ward später auf Dampierinsel stationirt und hatte dort das Unglück, sich auf der Jagd zu erschiessen) Gottesdienst ab in der ersten Kajüte, wobei ein geistliches Lied gesungen ward, zu dem man die Melodie dem schönen, erhabenen Burschenlied: Freiheit, die ich meine! entlehnt hatte. Ob wohl die paar alten Studenten, die sich unter uns befanden, bei diesen Tönen ihr Herz so voll und ganz zum Herrn der Heerschaaren erheben konnten?

6. November. Heute morgen passirten wir das westliche Cap der Geelvinkbai; dahinter ragte eine hochgezackte, schroffe Bergkette, die ich auf 6000 Fuss Höhe schätzte, die aber nach der Karte 9000 Fuss betragen soll.

Gegen Mittag liegt zu unser Linken die Insel Mefur und Nachmittags gehen wir durch die Geelvinkstrasse zwischen der Schouten- und der flachen Jobi-Insel. Auf dem breiten, weissen Strande der letzteren sah man, halb im Wasser, auf hohen, dünnen Pfählen dicht bei einander mehrere Häusergruppen. Gleich dahinter befand sich ein Wald von Kokospalmen und weiterhin dichter, schwerer Urwald.

In der Strasse kam uns ein kleines Boot mit übergelegtem viereckigem Rahmen von Bambusstangen und einem elenden kleinen Mattensegel sehr nahe, so dass wir die darinsitzenden 4 Personen deutlich beobachten konnten. Das waren die ersten Papuas, die ich zu Gesicht bekam. Es waren lange, hagere und magere, dunkelbraune Gestalten, anscheinend ganz nackt; alle tragen sie den bekannten grossen, dicken Haarwulst, nur der vorderste hatte den Kopf kahl geschoren.

7. November. Wieder in Sicht von Neuguinea's Küste, die hier ziemlich flach ist. Gegen 10 Uhr Morgens passiren wir gelbgrünes Wasser, aus dem grossen Ambernok-Flusse stammend, der, wie es scheint, seine Fluthen weit hinaus in das Meer trägt.

8. November. Heute Morgen sieht man eine grosse, 5—6000 Fuss hohe Gebirgskette, scharfzackig, mit ganz flachem Vorland. Um 10 Uhr sind wir etwa auf dem 142 ° östlicher Länge, mithin schon auf deutschem Gebiet. Das bemerken wir beim Passiren der d'Urville-Insel. Dort stiess bei unserem Herannahen ein Boot mit einer riesigen schwarz-weiss-rothen Flagge ab und hielt auf uns zu. Capitän Dewers liess jedoch nicht stoppen, da sich beim Näherkommen herausstellte, dass nur zwei Eingeborene darin sassen. Dewers erzählte, dass vor kurzem die „Ysabel“,

Digitized by Google

der Dampfer der Neu-Guinea-Compagnie, zum Rekrutiren resp. Anwerben von Arbeitern hier gewesen sei, und vermuthete, dass die zwei Bootsinsassen sich noch nachträglich anbieten wollten.

Da heute der letzte Abend ist, den wir an Bord der „Lübeck" zubringen, — morgen Mittag sollen wir schon in Friedrich-Wilhelmshafen sein — so fand grosse Abschiedsfestlichkeit statt, welche die beiden Engländer durch Bauchrednerkünste und Zaubertric's, und meine Wenigkeit durch schöne Musik auf der Ziehharmonika verherrlichten. Die Engländer hatten sich speziell auf Zauberkunststücke und Bauchrednerei in der ausgesprochenen Absicht eingeübt, dadurch auf ihren Landreisen den Eingeborenen zu imponiren und sie für sich zu gewinnen. Hätten sie sich lieber auf den Gebrauch ihrer schönen, funkelnagelneuen Instrumente eingeübt!

9. November. Heute Morgen gegen 5 Uhr passirten wir die Vulkaninsel, einen steilen Bergkegel mit tiefer Kraterspalte nach Osten, aus der sich eine ziemlich starke Rauchsäule erhob. Später, auf der Rückreise, habe ich auf zwei Stellen nahe dem Gipfel Feuer und Rauch ausbrechen sehen. Der ganze Kegel mag ca. 4000 Fuss hoch sein.

Die Vulkaninsel ist ein äusserst thätiger Vulkan, der seit der deutschen Occupation Neu-Guinea's schon mehrfach Unglück, selbst auf weite Strecken, bis nach dem Bismarck-Archipel hin, gebracht hat. Man erinnere sich nur an die Verwüstung durch eine Fluthwelle an der Südküste Neu-Pommerns, hervorgerufen durch einen Krakatau-ähnlichen Ausbruch desselben, wobei leider auch eine Expedition, bestehend aus den Herren von Below und Hunstein nebst 16 Eingeborenen, vernichtet wurde.

Das nahe Festland Neu-Guinea's gegenüber der Vulkaninsel hat ein anderes Gepräge als die vorhergehenden Küstenstriche, indem das hügelige Vorland stark mit Graswiesen und Savanen durchsetzt ist. Dahinter steigen die Berge steil und glatt wie eine Mauer bis zu ca. 3000 Fuss Höhe auf ohne hervorragende Gipfel.

Gegen 9 Uhr Vormittags taucht vor uns der regelmässig und hübsch geschwungene, lange für erloschen gehaltene, aber neuerdings in einem schweren Ausbruch das Gegentheil beweisende Vulkankegel der Dampierinsel, am Eingang in die Astrolabebucht vor uns auf, und in grauer Ferne sieht man bereits die hohen Zackenrücken des Finisterre-Gebirges, an dessen Fuss die Ansiedlung Stephansort, mein zukünftiger Wohn- und Amtssitz, liegt.

Ein prächtiges Panorama thut sich nun vor uns auf. Der Dampfer biegt zwischen Dampierinsel und dem flachen Cap Croisilles hindurch in die grosse, weite Astrolabebucht hinein. Da thürmen sich ganz nahe an der Küste links vor uns die majestätischen Bergzüge des schroffen, wildgezackten Finisterregebirges in fünf Reihen hintereinander bis über 8000 Fuss hoch empor, eine imposante Alpenlandschaft, während zur Rechten die niedrigeren und sanfteren Hänge des Oertzengebirges sich hinziehen, welche im Nasenberg gipfeln, so genannt wegen eines sehr auffallenden, nasenartigen Vorsprungs auf seiner Spitze, der den ansegelnden Schiffen als Landmarke dient. Zwischen diesen beiden Gebirgssystemen, die mit ihrem Fusse im Hintergrund der Bucht sich gegenseitig berühren und eine Lücke zur Aussicht in das Hinterland frei lassen, da blauen aus weiter Ferne im Innern die klassischen, schön geschwungenen Hochgebirgsconturen des Bismarck-Gebirges herüber, das, wie die neueste deutsche Expedition 1896 ja nun endgiltig festgestellt hat, über 15000 Fuss hoch ist und zeit- und stellenweise eine Schneedecke trägt.

An landschaftlichem Reiz übertrifft die Astrolabebucht alles, was mir bisher auf der ganzen langen Nordküste Neu-Guinea's zu Gesicht gekommen. Es ist ganz unzweifelhaft richtig, dass wir Deutsche uns den schönsten, malerischsten und wahrscheinlich auch den fruchtbarsten Theil von ganz Neu-Guinea herausgesucht haben. Ich brenne darauf, von Bord zu kommen.

Welche naturwissenschaftlichen Wunder und Schätze mögen hier noch der Entdeckung, der glücklichen Forscherhand harren! Wer wird der Kühne sein, dem es vergönnt ist, seinen Fuss auf

Digitized by Google

Finisterre-Gebirge.

Bismarck-Gebirge (ganz im Hintergrund).

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Oertzen-Gebirge.

Taf. 4. Die Bergzüge an der Astrolabebai, gesehen von Stefansort.

Digitized by Google

Digitized by Google

den Gipfel jenes blauen, so verheissungsvoll herüberwinkenden, halbsagenhaften Bismarck-Gebirges, dieses richtigen, wahren Palastes unseres Dornröschens, zu setzen? Ich ? — ! — ? Die zwei Engländer hier werden's nicht sein, das ist sicher. —

Ich muss jetzt beim Durchlesen dieser in hoffnungsfroher Begeisterung beim Anblick des gelobten Landes niedergeschriebenen Stelle meines Tagebuches wehmüthig lächeln. Die Fessel, ja wenn die eiserne Fessel des Berufs nicht gewesen wäre! Und die Malaria!

Punkt ein Uhr kam uns das Hafenzeichen Friedrich-Wilhelmshafens in Sicht, ein grosses F auf weiss gestrichenes Wellblech gemalt und an ein paar Stangen an einer frei gekappten Stelle des Strandes aufgerichtet. Die Einfahrt in diesen vortrefflichen, durch Finsch entdeckten und nun zum Haupt- und Amtssitz des Landeshauptmanns über das gesammte Schutzgebiet der Neuguinea-Compagnie bestimmten Hafen ist eng und schmal, erweitert sich aber bald zu einem schönen, mehreren Schiffen Raum gewährenden Bassin, in welchem schon der kleine, der Neuguinea-Compagnie gehörige Dampfer Ysabel lag.

Wir legten an einem ziemlich primitiven Steiger an, und konnten nun von Bord aus bequem die sämmtlichen am ganzen Ufer zerstreuten Gebäulichkeiten der Residenz Friedrich-Wilhelmshafen mustern.

Das Haus des Landeshauptmanns, ein schönes, grosses Gebäude, das auf ungeheuer dicken Pfählen stand und ganz gut die grosse Summe, von der mir erzählt wurde, gekostet haben mag, lag etwas abseits in vornehmer Isolirung hinter einem Stacheldrahtzaun; an der Eingangspforte fand ich zu meiner Ueberraschung eine Tafel angebracht mit der warnenden Inschrift: Eintritt verboten! Warum musste dies da stehen? Von den 20 Einwohnern Friedrich-Wilhelmshafens wusste jedermann ganz genau, wer da wohnte, und keiner lief, wie ich mir habe sagen lassen, dem hohen Herrn freiwillig in den Weg; der Fremdenzufluss war andrerseits auch nicht so heftig, — alle 2 Monate einer oder zwei —, dass man solche Absperrungsmassregeln hätte treffen müssen.

Ich gestehe, es that mir weh, dieses kleine unscheinbare Täfelchen mit der in Deutschland so selbstverständlichen Inschrift hier in Neu-Guinea und zwar gleich zu Anfang, zur Begrüssung gewissermassen, sehen zu müssen. Gerade solche kleinen und kleinlichen Dinge sind es, welche dem Neuankommenden, der von den alten englischen und holländischen Kolonieen, von Batavia und Singapore, her unwillkürlich den dortigen Maassstab mitbringt, zuerst auffallen und ihn zu Vergleichen herausfordern. Der erste Eindruck ist aber erfahrungsgemäss der am zähesten haftende, und der Fremde, der nicht tiefer eindringen kann, klammert sich in seinem Urtheil nur gar zu gern an solche Aeusserlichkeiten, wie ich das in Batavia, ganz besonders aber in Singapore, oft genug zu meinem Aerger erfahren habe, wo man mit spöttischer und süffisanter Ueberlegenheit über unsere Colonisationsbestrebungen urtheilte.

Dicht vor dem Steiger, wo wir liegen, dehnen sich ein paar grosse Wellblechschuppen der Lagerverwaltung der Neu-Guinea-Compagnie; darum herum ein paar kleine, winzige Wohnhäuschen — mit Ausnahme der Lagerschuppen steht hier Alles auf Pfählen und Alles ist mit Wellblech gedeckt — für die Unterbeamten. Nach links hin folgen dann in einigem Abstand die offiziellen Gebäude: das Schreibhaus — in Kaiser-Wilhelmsland wird ausserordentlich viel geschrieben — und das Gefängniss; weiterhin das schon erwähnte Haus des Landeshauptmanns; links ist also sozusagen das Geheimrathsviertel. Nach rechts hin fällt zuerst in die Augen das „Hotel zur feuchten Pappe", wie es der Neuguineawitz eines verunglückten Versuchs mit Dachpappe wegen getauft hat, ein grosses, aber ausserordentlich unpraktisch gebautes Assistentenhaus. Nicht weit davon steht ein kleines schwedisches Holz-Kästchen, das die Wohnung eines ziemlich umfangreichen Arztes darstellt, und daneben das grosse geräumige Haus des Stationsvorstehers, das durch seine gehisste Postflagge sich zugleich als das Postgebäude kennzeichnet.

Digitized by Google

Wenn wir uns nun umdrehen und auf der andern Seite hinausblicken, so sehen wir auf einem kleinen Inselchen das Hospital für kranke farbige Arbeiter, ein paar Gebäude, die seither, Gott sei Dank, neueren und zweckmässigeren Platz gemacht haben. Zur Seite auf einer grösseren Insel, Beliao, liegt das grosse, hübsch und practisch, fast etwas zu weitläufig, mit Aufwand grosser Kosten erbaute Europäer-Hospital, das von Aussen her direct die Seebrise empfängt und meiner Meinung nach an einer glücklich gewählten Stelle liegt. Es steht unter der Verwaltung einer Rothen-Kreuz-Dame, der früher in Ostafrika thätigen und wohl manchem Afrikaner noch in dankbarer Erinnerung stehenden Schwester Augusta (Herzer), die ich hiermit herzlich grüsse; ob ich ihr wohl jemals wieder eine Partie „Halma" abgewinnen werde?

Das ist Friedrichwilhelmshafen.

Auf der Landungsbrücke hatten sich inzwischen verschiedene Herren eingefunden. Sie sahen Alle wohl und gesund aus, namentlich der Arzt, damals Dr. Jentsch, und schienen die bösen Gerüchte über die Gefährlichkeit des Neuguineaklimas Lügen zu strafen. Sie sprachen sich auch nicht ungünstig über dasselbe aus, namentlich über Friedrich-Wilhelmshafen; das einige Stunden weiter im Hintergrund der Astrolabebucht liegende Stefansort sollte weit ungesunder sein. Die interessanteste Bekanntschaft, die ich hier machte, war der aus den Kämpfen in Ostafrika her bekannt gewordene Corvetten-Capitän a. D. Rüdiger, ein ausserordentlich liebenswürdiger und allgemein beliebter Herr mit blauem Zwicker und graumelirtem Cotelettebart, den, noch in der Vollkraft seiner Jahre, das Schicksal als Adlatus des Landeshauptmanns hierher nach Neuguinea verschlagen hatte; er und seine liebenswürdige Frau, die den Muth hatte, ihm dorthin zu folgen, sind mir später liebe Freunde geworden; mögen diese Zeilen, wenn sie ihnen zu Gesicht kommen, ihnen ebenfalls meine herzlichsten Grüsse überbringen!

Alles war gespannt auf das Erscheinen des Landeshauptmanns, über dessen Benehmen und Auftreten nur eine — ungünstige — Stimme herrschte und von dessen pedantischer Bureaukratie sowohl in Singapore, als an Bord die merkwürdigsten Erzählungen umliefen. Er liess uns, so recht nach der Manier grosser Herren, ein paar Stunden warten, die namentlich ich in grosser Ungeduld verbrachte; denn nach dem Festlegen hatte uns sofort schon ein grosser weisser Schmetterling — eine Tenaris — an Bord besucht und mein Sammlerherz entzündet; aber die Ankunft des Landeshauptmanns behufs Vorstellung musste unter allen Umständen abgewartet werden. Endlich erschien seine Staatsgig, gerudert von 6 Schwarzen, und hinten, am Steuer, da sass Herr Assessor Schmiele, der Landeshauptmann selbst, ein kleiner, dicker Herr mit kugelrundem, gesundem Gesicht und graumelirtem Schnurrbart darin, grosse, dicke, goldene Generalsraupen auf der weissen Jacke und eine grosse, weisse Schirmmütze mit breitem goldenen Rand auf dem Kopf.

Nun folgte grosse Vorstellung der Neuangekommenen. Tiefe, devote Verbeugung von Seiten dieser, Erheben zweier Finger gegen den Mützenrand von Seiten des Landeshauptmanns — ach, wie ich mich freute, hier am Strande Neuguinea's solche hübschen ceremoniellen Complimente zu sehen!

Ich ward mit einem freundschaftlichen Händedruck und einer Einladung zum Diner (sehr vernünftigerweise in Weiss!) nebst den Engländern, Capitän Dewers und dem Ehepaar Hernsheim*) beehrt. Das Essen war sehr opulent, die Weine sehr gut, die Unterhaltung sehr animirt, und zu meinem Erstaunen der Landeshauptmann sehr liebenswürdig; ich will hier vorausgreifend gleich bemerken, dass ich Herrn Schmiele später, als ich ihn erst näher kannte, hoch schätzen und achten lernte; es war ein Mann von grossem Wissen, grosser Erfahrung und riesiger Arbeitskraft, so lange er gesund war, und, was ich besonders hoch ihm anrechne, er hatte ein Herz für die Eingeborenen und sah den leider manchmal oft recht brutalen und grausamen Pflanzern scharf auf die Finger;

*) Hernsheim ist der Inhaber der bekannten Südseefirma Hernsheim & Co. in Matupi. Er war mit seiner Frau in Batavia an Bord gekommen.

Digitized by Google

ich habe ihm in Gedanken oft das Vorurtheil abgebeten, mit dem ich ihm, nach den cursirenden Erzählungen urtheilend, anfangs gegenübertrat. Er war ein ganzer Mann, der seine volle Kraft an die ihm gewordene Aufgabe setzte und darüber zu Grunde ging; was wollen dagegen ein paar kleine Schwächen und Fehler besagen? Wer von uns ist frei davon?

Schmiele war ein sehr gastlicher Herr, und der Wein floss bei ihm stets in Strömen; sein oft scherzweise ausgesprochener Grundsatz, dem aber leider sehr viele Europäer in den Tropen noch im Ernst huldigen, war: Der Magen muss immer zwei Zoll unter Alkohol stehen, sonst packt Einen die Malaria! Nun, sie hat ihn aber doch gepackt, die Malaria, und auf dem Friedhof zu Batavia schlummert er schon seit ein paar Jahren unter dem Rasen. . . . . .

Ich lese mit Wehmuth eben in meinem Tagebuch, wie fröhlich wir nach diesem Diner noch bis tief in die Nacht hinein bei ihm weilten, und zum Schluss noch eine Partie Billard spielten, bei der die beiden (einzigen) Queues, das Tuch und der Tisch aus dem Leim gingen; nur die Kugeln blieben ganz.

Von Bord aus konnte man morgens sehr hübsch das Antreten von 2—300 schwarzer „Jungen", d. i. angeworbener Arbeiter aus dem Bismarck- und Salomonsarchipel, beobachten. Das waren nun echte, unverfälschte Papua's, meist grosse, plumpe, roh und grob gebaute, anscheinend nicht sonderlich starke Leute mit prognathen, groben Bauernzügen, die bis auf das krause Haar auf mich durchaus keinen negerhaften Eindruck machen. Es gibt wahre, veritable Judengesichter darunter, mit gebogenen, charakteristischen Judennasen und Zwickelbärten. Die meisten haben sich die dunkle Wollperücke und den Bart mit Kalk eingerieben und dadurch weiss oder roth gebeizt. Alle haben eine weithin wahrnehmbare, unangenehm riechende Hautausdünstung und tragen als einziges Kleidungsstück nur einen Lappen rothes oder buntes Baumwollzeug, den „lawalawa" oder „lawalap", um die Hüften, den sie aber offenbar nur als Zierrath, nicht als Bedeckungsmittel ihrer Blösse betrachten, denn keiner gibt sich z. B. beim Niedersetzen Mühe, seine entblössten Genitalien damit zu bedecken. Unser europäisches Schamgefühl scheint ihnen total zu fehlen und in Wahrheit laufen sie ja auch meist auf ihren Heimathsinseln vollkommen nackt.

Die Weiber haben dieselbe robuste Figur und dieselben groben, urhässlichen Gesichter wie die Männer; die Geschlechter haben sich hier, auch im Schädelbau, noch nicht so differenzirt, wie bei uns Culturmenschen. Das Einzige, wodurch sie sich von den Männern unterscheiden, ist, dass sie alle auf ihren groben, ungeschlachten Wollköpfen mit Stolz und Vorliebe runde, europäische Männerstrohhüte tragen, die sie rund herum mit Kakadu- und Papagei-Federn besteckt haben, was einen grotesk-komischen Eindruck macht. Denkt man sich nun noch dazu, dass jede von ihnen, so gut wie die Männer, einen schmutzigen kurzen oder langen Thonpfeifenstummel mit einem entsetzlich stinkenden, scharf gesossten amerikanischen Trade-Tabak im Mund hält, so ist das Bild der papuanischen Schönheit fertig. Ich bedauerte lebhaft, dass mein photographischer Apparat nicht zur Hand war, um dasselbe auf der Platte festzuhalten. Wenn die Herrschaften gerade nicht rauchen, so stecken sie den kostbaren Pfeifenstummel in den von männiglich getragenen, aus Bast geflochtenen Oberarmring oder in das Lendentuch.

Sie scheinen übrigens sehr harmloser und gutmüthiger Natur zu sein und lassen sich unter Scherzen und Lachen von einem wahren Berserker von amerikanischem Nigger, der hier den Aufseher spielt, herumpuffen und anschreien. Da sehe ich also nun Papua und Neger direkt neben einander, wenn es auch gerade kein Vollblutneger direkt aus Afrika, sondern nur ein coloured gentleman aus den Vereinigten Staaten ist und ich kann nur wiederholen: Kein einziger dieser Eingeborenen hatte solche Aehnlichkeit mit ihm, dass man sie als eines Stammes hätte betrachten können; der Mister Joris, oder wie er sonst hiess, war mindestens doppelt so schwarz, wie der schwärzeste unter der Papua-Gesellschaft; wer diese beiden Stämme als sehr ähnlich oder verwandt

Digitized by Google

mit einander vergleicht, der täuscht sich eben in seiner Erinnerung, wenn er sie beide lebend neben einander stehen hätte, würde sein Urtheil wohl anders ausfallen. Ich will ja gar nicht leugnen, dass einzelne Individuen wirklich einen ganz negerhaften Eindruck machen können; das findet sich aber auch bei andern Völkern und beweist gar Nichts.

Der Mister Joris war übrigens sehr stolz auf seine amerikanische Staatsbürgerschaft und betrachtete sich den Europäern gegenüber als vollkommen gleichberechtigt, die Eingeborenen dagegen als bergetief unter ihm stehend; von ihm lief die Sage, als ein Fremder einmal an einen Platz kam, wo Mister Joris mit seiner Papua-Schaar eben arbeitete, und nach seinem Vorgesetzten frug, da habe sich dieser Schwärzeste der Schwarzen stolz in die Brust geworfen und gesagt: J am the only white gentleman here.

Mit welcher Wonne nahm ich, nachdem den Pflichten der Höflichkeit und Etikette Genüge gethan war, am nächsten Morgen mein Schmetterlingsnetz zur Hand und ging auf die Insektenjagd! Die Sonne schien so wunderbar schön golden vom blauen Himmel herab, es war noch nicht zu heiss, der Thau glänzte und glitzerte noch überall an Busch und Halm — ja, ich stand wirklich und wahrhaftig auf dem Boden Neu-Guinea's und durfte leibhaftig in seinen Wäldern herumschweifen! Das Herz schlug mir vor Spannung und Erwartung und ich durchlebte einige Stunden so reiner, erhabener Freude, dass die Erinnerung daran mich noch im späten Alter warm und wohlthuend durchfluthen wird! Was geht aber auch über den Genuss, den ein echter und gerechter Sammler und Naturfreund beim Betreten eines neuen, unbekannten Gebietes empfindet!

Freudefunkelnden Auges sah ich an den Halmen und Blättern die noch halb schlaftrunkenen, wunderbar schön gefärbten Arten der kleinen östlichen Bläulinge sitzen; einzelne schwirrten schon, im prachtvollsten metallischen Blau schillernd, hoch oben in den dunkelgrünen Baumkronen herum; überall flog und wimmelte und schwirrte es von Insecten, alle in den prächtigsten Farben glänzend, wie denn überhaupt nicht blos die Vögel, sondern auch die Insecten Neuguinea's zu den schönst und reichst gefärbten der Welt gehören.

Ich hatte Glück an diesem Tage, indem ich auf diesem einzigen kurzen Ausflug eine solche Blumenlese der Thierwelt aller Ordnungen, die Neuguinea bieten konnte, zusammenfing oder wenigstens zu Gesicht bekam, wie kaum mehr später. Die fast handgrossen Prachtjuwelen der Schmetterlingswelt flogen zahlreich um mich herum: Der azurblaue Ulysses, der schwarz-weisse Ormenus, der schwarzgelbe Euchenor, und zuletzt hatte ich noch das Glück, den grössten aller Tagschmetterlinge, ein Weibchen des berühmten goldgrünen Priamus zu erbeuten, als es langsam, einem mittelgrossen Vogel vergleichbar, durch die Büsche schwebte. Selbst mein malayischer Diener und Fänger Saman, den ich schon in Sumatra zum Schmetterlingsfang angelernt und mit nach Neuguinea genommen hatte und der auch mit Leib und Seele Schmetterlingsenthusiast geworden war, zeigte sich entzückt über die vielen neuen Formen und Farben, so dass er einmal über das andere in laute Ausrufe des Entzückens ausbrach. An jedem Busch, ja, fast auf jedem Blatt, klebte ein kleines, grünes Laubfröschlein oder eine kleine weissschalige Schnecke, ein mir ganz unerwarteter Anblick, da Frösche und Schnecken in der bislang von mir bewohnten Tiefebene Sumatra's zu den Seltenheiten gehörten.

In den Baumkronen wiegten sich bunt und grell gefärbte Vögel: Eisvögel hauptsächlich, Tauben und einige Papageien. Sogar den sonderbaren grossen schwarzen Kakadu Microglossus aterrimus hatte ich das Glück, einmal ganz langsam und niedrig über den Weg fliegen zu sehen.

Unter der Pflanzenwelt entdeckte ich eine ganze Menge alter Bekannter aus der sumatranischen Küstenebene; ist ja die Flora Neuguinea's fast ganz indomalayisch. Auffallend waren die vielen, riesig grossen, baumähnlichen Pandaneen.

Entzückt und hochbefriedigt von diesem ersten kurzen lehr- und erfolgreichen Ausflug kehrte ich an Bord zurück.

Digitized by Google

Unterwegs begegneten mir die beiden Engländer. Der eine trug ein Schmetterlingsnetz von fürchterlichen Dimensionen, womit er einen ganzen Storch hätte fangen können, der andere sein berühmtes Muster-Gewehr. Gefangen oder geschossen hatten sie noch nichts. Ich erbot mich, sie an die Plätze zu führen, wo ich vorhin so erfolgreich Jagd gehalten, und sie nahmen das dankbar an. Aber es war mittlerweile 10 Uhr und mehr geworden, die Schmetterlinge flogen schon zu unruhig und hoch, und die Ausbeute blieb für den Schmetterlingsmann eine geringe. Der andere, der Schütze mit dem sonderbaren Gewehr, welches man rechts anlegte und links abschoss, war noch unglücklicher, und traf niemals, obwohl wir eine ganze Reihe von Vögeln schussgerecht begegneten. Der Effect war stets der gleiche, und die Scene spielte sich automatisch ab wie ein Uhrwerk: Der Captain legte an, zielte volle zwei Minuten, und drückte dann los. Der Vogel flog weg, der Captain starrte ihm verblüfft nach, sagte: Damned! und ging weiter — Alles, ohne eine Miene zu verziehen.

Am 12. November kam die Dampfbarkasse der Neuguinea-Compagnie „Freiwald", um mich und ein paar andere, ebenfalls für die Astrolabe-Compagnie engagirte Herren nach Stefansort überzuführen. Eine mehrstündige Fahrt längs des ganz flachen, dicht bewaldeten Küstensaumes der rechten Seite der Astrolabebucht, vorbei an dem winzig kleinen, aber für den Eingeborenen-Handel sehr wichtigen Inselchen Bilibili, welches vor der Mündung des nicht unbedeutenden Gogolflusses liegt, brachte uns dahin. Bei dem flachen ungeschützten Strande von Stefansort und der dort öfters stehenden Brandung — die Freiwald ist später in einer solchen zu Grunde gegangen — war das Landen etwas mit Schwierigkeit verknüpft, ging aber schliesslich glücklich von statten.

Hier erwartete und begrüsste mich der Hauptadministrateur der Astrolabe-Compagnie, Herr von Hagen, ein ehemaliger preussischer Artillerieoffizier, der in Deli, dieser Hochschule für Tabaksbau, schon seine Sporen verdient hatte. Er weilte erst seit einigen Monaten hier und war damit bemüht, die Tabaksplantagen der Compagnie nach Delimuster umzuwandeln. Das war ihm der Kürze der Zeit halber noch nicht ganz gelungen; aber er war ein sehr kluger und energischer Mann, der zielbewusst vorging und der den grossen, umfassenden Blick besass, der hier noththat.

Auch er ist bereits zur ewigen Ruhe eingegangen. Sein tragisches Schicksal — er ist bekanntlich am 14. August 1897 auf einer Streife nach den entsprungenen Mördern des armen Ehlers meuchlings erschossen worden — hat mich tief erschüttert.

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er während der Fahrt durch die sauber und schmuck gehaltene Pflanzung voll Stolz das bisher Geleistete zeigte und von seinen Zukunftsplänen sprach. Gleichwie Schmiele, hat auch er sein Leben an die Erfüllung seiner Aufgabe gesetzt; in diesem Punkt stimmten die beiden sonst nicht unerheblich divergirenden Männer überein; jeder stellte einen der beiden Haupttypen unserer Colonialverwaltung dar: von Hagen repräsentirte den Degen, Schmiele die Feder.

Da für mich erst ein Haus gebaut werden musste, so bezog ich vorläufig das frühere Reichskommissariat, welches nach dem Aufgeben der Station Finschhafen seit Juli 1891 dem Kaiserlichen Kommissar als Wohn- und Amtssitz diente. Späterhin erst siedelte ich in das auf Tafel 4 abgebildete Haus nach Erima über.

Hiermit war die Reise zu Ende; ich war Bürger von Neu-Guinea.

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 5. Mein Haus in Erima.

Digitized by Google

Digitized by Google

Klima, Gesundheitsverhältnisse.

Neu-Guinea, oder präciser ausgedrückt, Kaiser-Wilhelmsland ist sozusagen unser Schmerzenskind, das uns durch sein ungeberdiges sanitäres Verhalten schon manche trübe Stunde bereitet und seinen Müttern viel Mühe verursacht hat. Es hatte nämlich mehrere Mütter: Die Neu-Guinea-Compagnie und das Reich. Dazu kam noch als eine Art Vicemutter die Astrolabe-Compagnie; die ist aber jetzt todt.

Von diesen Müttern schob es immer eine der andern zu. Die ursprüngliche richtige Mutter, welche es vor fünfzehn Jahren gebar, war die Neu-Guinea-Compagnie. Als das Kindlein fünf Jahre alt war, gab es diese an das Reich ab, um es jedoch schon drei Jahre später wieder zurückzunehmen. Kürzlich nun hat sich der Wechsel wiederholt und das inzwischen herangewachsene Kind ist wiederum von der zweiten Mutter in die Arme genommen worden.

Dass dasselbe bei diesem steten Wechsel der Mütter und der Nahrung nicht recht gedeihen konnte, ist kein Wunder. Ich persönlich habe die Kunde, dass das Reich wieder die Verwaltung Kaiser-Wilhelmslands übernehmen wolle, mit hoher Freude begrüsst. Ich halte das für das einzig Richtige und hoffe und wünsche nur, dass dasselbe es nunmehr auch für immer in seinen Armen halten und an seiner Brust gesunden lassen möge.

Unser Vaterland ist ja eine kräftige, junge und starke Mutter, der eine zahlreiche Kinderschaar Lebensbedürfniss ist. Es brauchen beileibe nicht lauter wohlerzogene, brave und gesunde, dicke Colonialkinder zu sein; das wäre langweilig und würde die Mutter allmählich abstumpfen; sondern es muss auch muthwillige und ab und zu selbst kränkelnde darunter geben, welche die Liebe und Sorgfalt beständig herausfordern; das erhält gesund und frisch und die Freude, auch solche sich zu kräftigen, lebensfähigen Individuen herausbilden zu sehen, ist hernach eine doppelte.

Die Colonialidee, das Bedürfniss nach überseeischen Niederlassungen ist eine unmittelbare und sehr natürliche Folge des deutsch-französischen Krieges und der Einigung der deutschen Stämme unter der Kaiserkrone.

Das haben die alten, gewissermassen concessionirten Colonialmächte auch instinktiv gefühlt und suchten die erwachende Expansionskraft des jungen Reiches abzuleiten oder zu paralysiren.

Namentlich das kleine Holland scheint ein bischen bange für seinen allzu umfangreichen Colonialbesitz geworden zu sein, und daraus ist es wahrscheinlich zu erklären, dass ein holländischer Gelehrter, Herr Robidé van der Aa, in seinem 1879 erschienenen Buche über Neu-Guinea den Deutschen den guten Rath gab, es doch einmal mit der herrenlosen östlichen Hälfte von Neu-Guinea, speciell mit der Astrolabebucht, zu versuchen, von wo durch den bekannten russischen Reisenden Miklucho-Maclay eben die ersten Nachrichten gekommen waren.

Nun sind die Holländer ja sehr nette und angenehme Leute, und ich speciell habe sie während meines langjährigen Aufenthaltes in den niederländischen Colonieen recht lieb gewonnen; aber es sind gute Rechner und noch bessere Kaufleute, und wenn sie Einem so uneigennützig und

Digitized by Google

theilnahmsvoll etwas anboten, was ihnen eigentlich doch selbst so nahe vor der Thür gelegen hätte, so musste die Sache doch ihren Haken haben.

Der Haken war auch richtig da und bestand darin, dass die Holländer bei ihren beiden einzigen Colonisirungsversuchen, die sie auf der ihnen gehörenden westlichen Hälfte von Neu-Guinea unternommen hatten, geradezu entsetzliche Erfahrungen über die Tücke des dortigen Klimas gemacht hatten.

Besonders der erste Versuch, die Gründung des berüchtigten Forts du Bus, kostete eine Menge Menschenleben. Was heute hinkam, war morgen von der Malaria ergriffen und übermorgen todt; es ist geradezu schauerlich, die Leidensgeschichte dieser Niederlassung zu lesen und verständiger- oder eigentlich nothgedrungenerweise — denn zuletzt hatte man in den andern Colonieen Hollands keine Aerzte mehr, weil sie alle in du Bus begraben lagen — hob man dieselbe auf und Holland überliess seinen Antheil an Neu-Guinea sozusagen sich selbst.

Desshalb auch wohl der freundschaftliche Rath des Herrn van der Aa, der zwar für uns gemünzt war, den aber zunächst die — Engländer sich gesagt sein liessen, die offenbar nicht vertragen können, dass es irgendwo noch Land gibt, das nicht ihnen gehört, und uns nicht einmal das bischen Neu-Guinea vergönnen wollten, an dem sich die Holländer doch schon die Finger verbrannt hatten.

Sie fingen an, fix drauf los zu annectiren, natürlich von der Südseite her, die ihren australischen Colonieen ja am nächsten lag. Es war ihnen vielleicht weniger um das Festland Neu-Guinea's selbst zu thun, obwohl gegründete Aussicht auf Gold dort vorhanden war, als darum, das grosse Arbeiterreservoir der Bismarck- und Salomonsinseln in die Hände zu bekommen, von woher die grossen Zuckerplantagen in Queensland und Fidji seit Alters ihre Arbeitskräfte bezogen.

Im Jahre 1884 verkündeten sie das Protectorat Englands über die Südküste des östlichen Neu-Guinea, und der entsprechende Theil der Nordküste wäre wohl bald gefolgt, wenn Deutschland nicht zur guten Stunde noch rasch zugegriffen hätte. Ob der Griff ein glücklicher war, das war damals und ist theilweise heute noch eine viel ventilirte Frage. Ja, es gibt sogar Pessimisten, welche behaupten, jeder der drei glücklichen Besitzer Neu-Guinea's wäre froh, wenn er seinen Antheil mit guter Manier wieder los werden könnte.

Es hat auch nicht an gewichtigen Stimmen gefehlt, welche aufs Eindringlichste von einer Annexion abriethen. Ich erinnere nur an die Worte, mit denen die hochangesehenen Petermann'schen Geographischen Mittheilungen 1880 den Rath des Herrn Robidé van der Aa begleiteten:

„Vielleicht werden sich", heisst es dort, „für diese Idee Enthusiasten finden. Das Klima würde wenigstens für eine schnelle Beseitigung der von Deutschland dorthin Gebrachten sorgen; die Astrolabebai würde das deutsche Cayenne werden."

Nun, die Enthusiasten, die es wagen wollten, fanden sich in den Gründern der Neu-Guinea-Compagnie, welcher der Kaiser unterm 17. Mai 1885 einen Schutzbrief verlieh.

Von diesem Zeitpunkt an datirt die Colonisation Neu-Guinea's. Während in der wissenschaftlichen Erforschung des Landes die Engländer uns mindestens die Wage halten, gebührt uns Deutschen der unbestreitbare Ruhm, die wirthschaftliche Erschliessung dieser grössten Insel der Erde am kräftigsten und nachdrücklichsten in Angriff genommen zu haben.

Ist nun Kaiser-Wilhelmsland wirklich das deutsche Cayenne geworden?

Wahr ist es ja, dass dasselbe nicht die gesundheitlich beste, vielleicht sogar die schlechteste unserer Colonien ist; es fehlt mir das Vergleichsmaterial, um das beurtheilen zu können. Aber nach dem, was wir bisher über das Neu-Guinea-Klima wussten, hätten ja auch nur Thoren erwarten können, ein gesundheitlich günstiges Land vorzufinden; man wusste ganz genau, oder hätte es wenigstens wissen können, was man that, als man daran ging, auf Neu-Guinea Plantagen in grossem Stil zu errichten. Zu unserm Troste kann ich es aber sagen: So schlimm, wie es nach den Erwartungen der Pessimisten hätte werden müssen, ist es bei Weitem nicht geworden.

Digitized by Google

Jede Tropenkolonie muss mit Menschenleibern gedüngt werden, bevor sie ihre Früchte tragen kann, und Kaiser-Wilhelmsland ist in dieser Beziehung noch nicht einmal der schlimmsten eine gewesen; fehlen doch ein paar der Hauptmörder unter den Tropenkrankheiten, wie Beriberi, Cholera und Pest, und hat auch die Malaria dort keinen übermässig bösartigen Character!

Wenn die Colonisation trotzdem Menschenleben genug gekostet hat, so muss man das mehr auf die Anfängerschaft, den Mangel an Erfahrung*) setzen, als auf die Tücke des Klimas. Wir werden sehen, dass es Faktoren gab, welche in Kaiser-Wilhelmsland die Krankheits- und Sterblichkeitsziffern ungebührlich hoch hinaufgetrieben haben über den Stand, welcher nach Lage der klimatischen Verhältnisse zu erwarten war.

Bevor wir uns jedoch in diese vertiefen, will ich in kurzen Zügen eine Uebersicht der geographischen Verhältnisse vorausschicken. Von der Beigabe einer Karte habe ich absehen zu dürfen geglaubt, da ich selbst keine neuen geographischen Entdeckungen zu vermelden habe, sondern mich nur auf bereits Bekanntes stütze, das in jedem guten neueren Atlas nachgesehen werden kann. Besonders instruktiv ist die dem neuesten Heft der „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1898" beigegebene Karte.

Man denke sich die Insel Neu-Guinea am 141sten Grad, etwas östlich vom Hüongolf, senkrecht in zwei Hälften getheilt, in eine westliche und eine östliche; halbirt man diese östliche Hälfte dann wieder horizontal in einen nördlichen und südlichen Theil, so ist der nördliche Theil der Deutschland zugefallene: Deutsch-Neu-Guinea oder Kaiser-Wilhelmsland; der südliche gehört England als Englisch-Neu-Guinea. Die Grenze zwischen beiden verläuft der Hauptsache nach auf den Kämmen der grossen centralen Gebirgsketten, welche Neu-Guinea, wenigstens die uns berührende Hälfte, in seiner ganzen Länge durchziehen und gewissermassen das Rückgrat derselben darstellen. Und zwar ein sehr starkes Rückgrat; denn einzelne Gipfel ragen über 4000 Meter hoch in die Lüfte und tragen zeitweilig Schnee. Die einzelnen Theile haben verschiedene Namen und es ist gar nicht einmal sicher, ob sie wirklich fortlaufend mit einander zusammenhängen; sind sie doch erst in allerneuester Zeit einigermassen bekannt geworden, und nur von den wenigsten Stellen der Küste aus kann man ab und zu einen flüchtigen, kurzen Blick auf diese geheimnissvollen Hochalpen erhaschen, wie z. B. von der Astrolabebai aus auf das Bismarck-Gebirge, wie es die mittlere Ansicht auf Tafel 5 zeigt. Der Theil im Westen unserer Colonie vom 141sten Grad ab trägt den Namen Victor-Emanuel-Gebirge mit Spitzen von 3000 bis 3600 Meter. Daran schliesst sich nach Osten fortschreitend das Bismarck-Gebirge mit Gipfeln bis zu 4300 Meter, welches durch die Lauterbach'sche Expedition 1896, die bis an seinen Fuss vordrang, etwas näher bekannt ward, weiterhin das Albert-Victor-Gebirge, 2000 Meter hoch, der Yule-Berg, 3060 Meter und das Owen-Stanley-Gebirge, dessen 4000 Meter hohe Kuppen die ersten und einzigen dieser Centralkette sind, welche bis jetzt erstiegen wurden und zwar von dem bewunderungswürdigen Mac Gregor, dem Gouverneur von Englisch-Neu-Guinea. Bei Gelegenheit der Besprechung der Pflanzenwelt werden wir auf diese kühnen und erfolgreichen Besteigungen zurückkommen.

Dieser centrale Gebirgsstock scheint seiner Hauptmasse nach aus mit Quarz durchsetztem Schiefergestein aufgebaut zu sein. Wir wissen dies vom Owen-Stanley-Gebirge bestimmt durch Mac Gregor's ebenerwähnte Expeditionen, der nicht blos dieses selbst bis zur Spitze hinauf, sondern auch die im Süden und Norden vorgelagerten Bergketten, wie z. B. die Scratchly-Berge, aus demselben Gestein bestehend fand. Vom Bismarck-Gebirge lässt die Besteigung eines ca. 1000 Meter hohen Vorberges durch die Dr. Dr. Lauterbach und Kersting dasselbe vermuthen, denn der Bericht**) sagt: „Diese Bergbesteigung liess erkennen, dass das sehr schroffe und wild zerklüftete Formen aufweisende

*) Siehe Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1896, S. 14.

**) In den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1896 S. 42.

Digitized by Google

Bismarck-Gebirge hauptsächlich aus Schiefer- und Quarzgesteinen besteht, also ähnlich wie die Scratchley-Berge auf englischem Gebiet weiter nach Osten. Ob sie wie diese, was nach dem geologischen Aufbau wahrscheinlich ist, goldführend sind, muss näheren Feststellungen vorbehalten bleiben."

Es ist demnach nicht ausgeschlossen, dass diese ungeheueren Centralketten dereinst als neue Goldquelle eine grosse Bedeutung erlangen können.

Dieses centrale Rückgrat, dessen Breite vorläufig noch ganz unbekannt ist — möglicherweise schliesst es grössere Hochebenen ein, was aber nicht recht wahrscheinlich ist — steht mit seinem Fusse auf unserer, das ist der nördlichen Seite, in grossen, ausgedehnten Ebenen, welche dasselbe von der Küste und den Küstengebirgen trennen. Diese Ebenen bilden den Schauplatz zweier riesiger, das ganze Areal von Deutsch-Neu-Guinea beherrschender Stromgebiete. Das ist im Westen der Kaiserin-Augusta-Fluss, im Osten der neuentdeckte Ottilien- oder, wie er vernünftigerweise jetzt heisst, Ramufluss. Die Beiden haben einen sehr merkwürdigen, einander geradezu entgegengesetzten Lauf, münden aber friedlich zusammen in einer einzigen Bucht. Der Kaiserin-Augusta-Fluss entspringt im äussersten Westen unseres Gebietes in der Nähe des Victor-Emanuel-Gebirges, und der andere, der Ramu-Fluss, fast im äussersten Osten in der Nähe des Hüon-Golfs. Der eine läuft eine lange Strecke nach West, der andere nach Ost, bis sie beide, durch einen nach Norden vorspringenden Ausläufer des Centralgebirges bewogen, nach Norden umbiegen und keine 25 Kilometer von einander, fast in der Mitte der deutschen Küste, zwischen dem 144. und 145. Grad, in der sogenannten Broken-Water-Bai in die See münden. Der grösste Theil ihres Laufes geht also der Küste und dem Centralgebirge parallel am Fusse des letzteren und die beiden Flüsse bilden die alleinige und einzige Entwässerung der ganzen ungeheuren centralen Gebirgskette nach Norden zu, soweit sie durch deutsches Gebiet geht. Daraus mag man die eminente Bedeutung dieser beiden Flusssysteme und ihrer Mündungsstellen für die Zukunft ermessen.

Zwischen diesen Flüssen und der Küste liegt eine andere Reihe von Gebirgssystemen, die unabhängig vom Centralgebirge und etwas niedriger sind und kurz als Küstengebirge bezeichnet werden können. Sie haben auch meist eine andere Entstehung und eine andere Zusammensetzung als jene. Vulkanisches Gestein tritt in ihnen auf. Diesen wiederum vorgelagert — und zwar der ganzen Küste entlang — sind noch niedrigere Hügel- und Bergketten aus Korallenkalk, also rein marinen Ursprungs. Dieselben treten entweder direct an die See heran oder sind durch grössere oder kleinere alluviale, meist sehr humusreiche und fruchtbare Ebenen von ihr getrennt.

Während die Südseite dieser Küstengebirge entweder in den Kaiserin-Augusta- oder den Ramustrom entwässert, sendet die Nordseite derselben ihre Abwässer direct in die See in ausserordentlich zahlreichen Bächen und Flüssen, deren Lauf aber natürlich mit wenig Ausnahmen nur ein kurzer sein kann. Ihr Gefälle ist durchweg ein sehr starkes, und viele derselben haben sich grosse, breite, mit Geröll und Schutt aller Art vollgepfropfte Betten gerissen, die sie in der trockenen, regenlosen Zeit als dünnes, kaum fusstiefes Wasserfädlein, nach schweren Regengüssen oder in der Regenzeit jedoch als wild brausende, alles mit sich fortreissende tiefe Ströme durcheilen.

Die von Nordwest nach Südost verlaufende Küstenlinie selbst zeigt drei treppenstufenartige Absätze, welche durch zwei tiefere Einbuchtungen hervorgebracht werden: den Hüon-Golf im Osten und die ca. 250 Kilometer weiter westlich befindliche Astrolabebai, die an ihrem Eingang, zwischen Friedrich-Wilhelmshafen und Cap Rigny, 35 Kilometer breit ist.

Die Küste zwischen diesen beiden Punkten trägt den Namen Maclay-Küste, nach dem bekannten russischen Forscher Nicolaus von Miklucho-Maclay, der in den siebziger Jahren an der Astrolabebai als erster Europäer das Land betreten und längere Zeit dort unter den Eingeborenen zugebracht hat. So viel ich gehört habe, wird das Land, welches er damals von denselben ertauscht hat (bei dem Dorfe Bongu), noch heute von diesen als sein Eigenthum anerkannt und

Digitized by Google

respectirt, der beste Beweis, dass dieselben recht gut die Bedeutung und die rechtliche Wirkung des Landkaufs oder -tauschs kennen.

Diese Maclay-Küste ist auf eine weite Strecke hin ein grossartiges Terrassenland, das von der Küste ab in 4—5 mächtigen und zwischen 1—3 Kilometer breiten terrassenähnlichen Absätzen — alles Korallenkalk — emporsteigt. Im Osten nach dem Hüon-Golf zu erheben sich einzelne isolirte Bergkegel bis über 2000 Meter: der Cromwellberg und der bereits erwähnte Sattelberg, der wohl die höchste europäische Niederlassung in ganz Neu-Guinea trägt, das Haus des Missionars Flierl, und darum auch einer der zoologisch und botanisch am besten bekannten Berge ist. Der Sattelberg und wahrscheinlich der Cromwellberg sind ebenfalls ganz korallinischer Natur bis zum Gipfel (sie bestehen nach den Untersuchungen Recknagel's aus Kreidekalken); auf dem ersteren ist ganz in der Nähe der Missionsstation eine „sehr grosse Muschel" zu sehen, an welche die Eingeborenen eine Sage knüpfen.*) In ethnographischer Hinsicht ist interessant, dass an den Abhängen des Sattelbergs nach Dr. Hellwig's Bericht ein eisenschüssiger Thon in Nestern vorkommt, der von den Eingeborenen gerne gegessen wird. Eine ähnliche Thatsache habe ich gelegentlich meiner zweiten Tobareise auch bei den Batak's auf Sumatra gefunden.

Nur wenig vom Fusse des Sattelbergs entfernt lag die frühere, jetzt aufgegebene Station Finschhafen und befindet sich jetzt noch die mehrzuerwähnende Missionsniederlassung Simbang.

Die Astrolabebai bildete, wie ich bereits Eingangs gesagt, mein fast ausschliessliches Forschungsfeld. Den prächtigen landschaftlichen Eindruck, den dieselbe macht, habe ich ebenfalls schon früher geschildert. Er wird hauptsächlich hervorgerufen durch die vielzackigen Gebirgsketten, welche sie im Hintergrund umkränzen. Zwei ganz verschiedene Gebirgssysteme begegnen sich hier: das Finisterre-Gebirge, welches weiterhin in einer wilden, schroffen, scharfkantigen Kette der Maclayküste entlang nach Südost zieht und das etwas niedrigere und sanfter geschwungene Oertzen-Gebirge, das sich von hier ab in nordwestlicher Richtung erstreckt. Beide stossen aber nicht direct zusammen, sondern werden durch mehrere tief eingeschnittene, aber ziemlich enge Flussthäler getrennt, die selbst zwischen sich wieder ein eigenes 3—400 Meter hohes kleineres Bergsystem fassen. Auf Seite des Finisterre-Gebirges ist es der Kabenaufluss, bekannt durch Zöller's Finisterre-Expedition, welcher dasselbe von dem Zwischengebirge trennt, und auf Seite des Oertzengebirges ist es der Mintjimfluss.

Das ganze Gebiet ist geologisch interessant, denn das Finisterre-Gebirge ist, abgesehen von seinen Vorbergen, welche aus Tuffen und Conglomeraten zusammengesetzt sind, rein vulkanischer und zwar jung-tertiärer Natur. Zöller-Hellwig fanden auf ihrer Expedition dem Kabenau entlang bis in die Gegend des Kubaryberges (ca. 35 Kilometer Luftlinie von der See) die Uferwände des Kabenau aus sedimentärem, weiterhin aber nur noch aus einem dichten verschiedenfarbigen porphyrartigen Gestein bestehend. Die höchste erreichte Stelle mit 2300 Meter zeigte anstehend Andesit mit gut entwickelten zahlreichen Augitkrystallen.

Das Oertzengebirge jedoch und die Ketten hinter demselben sind nach der Ramuebene zu aus blaugrünen Thonschiefern und Conglomeraten aufgebaut. Nach der Seeseite hin finden sich braungelbe Thone mit Versteinerungen.

Das in der Mitte liegende Zwischengebirge, welches durch die Flussbetten des Kabenau einer- und des Mintjim andrerseits von den beiden vorigen abgegrenzt wird, scheint ebenfalls aus Conglomeraten und Tuffen zu bestehen, wie ich mich gelegentlich meiner ersten und einzigen Bergtour auf den ca. 1200 Fuss hohen Rücken desselben überzeugt habe.

Die Oertzenberge selbst werden nach Norden wieder geschieden von den Höhenzügen hinter dem Hansemannberge bei Friedrich-Wilhelmshafen durch das tiefe und breite Thal des Gogolflusses,

*) Nach einer Broschüre von Missionar Vetter in Simbang. Barmen 1898. Siehe über diese Sage weiter hinten im ethnographischen Theil.

Digitized by Google

des grössten und einzigen schiffbaren Flusses der Astrolabebai, welcher in einer grossen Strecke seines Unterlaufs von Dr. Lauterbach 1890*) erforscht wurde und fast gegenüber dem kleinen Inselchen Bilibili mündet.

Die Küste westlich von der Astrolabebai zeigt etwa dieselbe Zusammensetzung: Bei der früheren Station Hatzfeldthafen z. B. zeigten die Küstenberge ebenfalls tuffartige Gesteine, Korallenkalke und Conglomerate vulkanischer Schichtgesteine, weiterhin steht Eruptivgestein (Hornblende Andesit) an.

Das Facit unserer geographischen Betrachtung ergibt also, dass die ganze Küste von Kaiser-Wilhelmsland von einer nahezu fortlaufenden Reihe höherer oder niederer Korallenkalkberge eingefasst ist, hinter der sich eine zweite vulkanische Kette erhebt, die ihrerseits wieder durch die grossen Längsthäler des Kaiserin-Augusta- und Ramuflusses von dem grossen, gewaltigen Centralgebirge aus Schiefer- und Quarzgestein getrennt werden.

Ob diese Korallengebirge, die ganz unzweifelhaft dem Meere entstammen, gehoben sind, ob die Küste Kaiser-Wilhelmslands ein aus dem Meere emporgestiegenes Land ist, oder ob dieselben einem Sinken des Meeresspiegels (infolge Abflusses von Wasser nach den Polen durch Lage- oder Temperaturveränderung dort), wie manche wollen, ihren Ursprung verdanken, das zu entscheiden steht uns nicht zu; das ist Sache der Fachgeologen.

Bei der Beurtheilung kommt vielleicht die Thatsache in Betracht, dass sich dicht an der Küste von Kaiser-Wilhelmsland eine Inselreihe von theilweise heute noch thätigen Vulkanen hinzieht. Sie beginnt etwa am 145.° mit der sogenannten Vulkaninsel, die, wie oben geschildert, im Jahr 1888 das grosse Unglück anrichtete, setzt sich fort in der Dampierinsel, die ebenfalls in den letzten Jahren Zeichen bösartiger Thätigkeit gegeben hat und zieht sich über Rich-Insel, Long- und Rookinsel nach der Westspitze Neu-Pommern's hinüber, wo sie in den thätigen Vulkanen der Nordküste und der Gazellehalbinsel dieses Eilandes ihre Fortsetzung findet.

Ich habe oben gesagt, dass wegen der Nähe der Gebirge die Küstenflüsse ein starkes Gefälle und einen rapiden Lauf haben, so dass sie viel Getrümmer und Gerölle mit sich führen. Das sehen wir an der Astrolabebai sehr deutlich. Hier sind, namentlich im westlichen Theil, — im östlichen verhindert eine nach einwärts gerichtete Meeresströmung die Bildung von Schwemmland — durch die Wirkung dieser Wasserläufe grössere Alluvialebenen entstanden, die sogenannte Yomba- und die Astrolabe-Ebene, beide etwa 8—10 Kilometer breit. Dieses Alluvialland ist sehr fruchtbar und desswegen hat sich hier, wo auch ein ausgezeichneter Hafen — Friedrich-Wilhelmshafen — vorhanden ist, der Tabaksbau der Neu-Guinea-Compagnie conzentrirt. Der geologische Aufbau dieser Ebenen, die nach dem Urtheil des Geologen Dr. Schneider kaum in die Tertiärzeit zurückreichen**), ist etwas verschieden im Osten und im Westen der Bucht. Im Osten finden wir vulkanisches Gerölle und do. Mergel, Andesite, Andesitporphyre, selten trachytisches Gestein; im Westen Schotter, Sand und thonigen Lehm. Die Grenze bildet der Mintjimfluss, dessen Gerölle neben Tuffen und ganz recenten Korallenblöcken aus Trachyten, Hornblendegestein und Graniten besteht, sodass Dr. Schneider schon vermuthete, dieser Fluss erhalte aus zwei geologisch verschiedenen Gebirgen Zuflüsse, die vulkanischen Steine von Süden, die Granite aus dem Oertzengebirge von Norden.

Wir erinnern uns dabei, dass das Mintjimthal die einzige Thalspalte ist, welche so weit das Küstengebirge durchbricht, dass man vom Strande aus in ihrem Hintergrund das Bismarck-Gebirge sehen kann (die mittlere Abbild. auf Tafel 5). Interessant und für uns wichtig ist noch die Thatsache, dass Dr. Schneider in einer Schotterablagerung des Kabenauflusses schönes Rotheisenerz, sowie Stücke eines geringwerthigen Brauneisenerzes fand, ausserdem in Sandsteinmergel wenige Kohlenstücke von Faustgrösse, die er als Gaskohle bezeichnet.

*) Bericht und Karte in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1891, 1. Heft.

**) Siehe dessen Bericht in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1887, IV. Heft.

Digitized by Google

Wir wollen uns nunmehr der Betrachtung der klimatischen und meteorologischen Verhältnisse zuwenden. Leider war ich aus Mangel an Instrumenten — die Neu-Guinea-Compagnie legte nur Werth auf Regenbeobachtungen — nicht in der Lage, eigene Beobachtungen anzustellen, wie ich das in Sumatra jahrelang gethan hatte. Wo ich in Nachfolgendem Zahlen anführe, sind dieselben der kurzen Notiz Miklucho-Maclay's*), der direct an der Astrolabebai in den Jahren 1871—72 beobachtet hat, oder den Veröffentlichungen der Neu-Guinea-Compagnie**) entnommen.

Dass es in einem Land, welches so nahe am Aequator zwischen dem 3. und 8. Grad südl. Breite liegt, warm ist, brauche ich wohl nicht zu sagen. Die Durchschnittstemperatur betrug an der Astrolabebai (nach Miklucho-Maclay 1871—72) 26,2, in dem benachbarten, etwas westlicher gelegenen Hatzfeldthafen 1886/87 26 ° C. Das ist ungefähr das allgemeine Mittel des tropischen Insularklimas, wie ich es auch auf Sumatra gefunden habe (26,7 °). (Die kleinen Differenzen sind auf Rechnung der Verschiedenheit der Instrumente und der Beobachtungsstunden zu setzen). Die Jahresamplitüde, d. i. der Temperaturunterschied zwischen dem kältesten (Juni mit 25,2 °) und dem wärmsten Monat (Februar mit 26,7 °) beträgt an beiden Stationen 1,4—5 ° und entspricht damit völlig der für Orte unter dem Aequator gefundenen Jahresschwankung. Von einer warmen und einer kalten Jahreszeit kann also nicht die Rede sein. Wir sehen nur in den Monaten des Winters der südlichen Halbkugel — Mai bis October — die Temperatursprünge durch schnellere nächtliche Erkaltung sich vergrössern, die tägliche Amplitüde sich erweitern. So war die mittlere tägliche Schwankung in Hatzfeldthafen im Dezember und Februar — dem südlichen Sommer — am geringsten (3,2 °), am grössten im August (8,1 °) und betrug im Mittel 5,3 ° C.

Die Morgentemperatur um 7 Uhr früh betrug im Mittel 24,2 °, sank im Juni und Juli — dem südlichen Winter — auf 22,7—8 ° und stieg in den Monaten Dezember bis Februar auf 25,1—3 °. Dagegen zeigten die Monate mit den kältesten Morgentemperaturen merkwürdigerweise die höchsten Mittagstemperaturen und umgekehrt. Das erklärt sich durch den Umstand, dass die Monate des südlichen Sommers zugleich die Monate der Regenzeit sind; die starke Bewölkung verhindert in dieser Periode die ungehinderte Bestrahlung durch die Sonne.

Darum sehen wir das Thermometer im Dezember seinen niedrigsten Mittagsstand (um 2 Uhr) mit 28,3 ° und im August den höchsten mit 31,7 ° erreichen. Die mittlere Temperatur betrug 29,5 °.

Abends 9 Uhr war der Monatsdurchschnitt 25,2 °. Der Juni mit der kältesten Morgentemperatur hatte entsprechend auch die kühlste Abendtemperatur, und der Februar mit der wärmsten Morgen- auch die wärmste Abendtemperatur mit 26,5 °.

Das absolute Jahresminimum der Temperatur (19,3 °) fiel in den Juni und das absolute Maximum (35,3 °) in den September. Die grösste beobachtete Differenz ist also 16 ° C.

Dieses Temperatur-Minimum von 19 ° C., welches natürlich nur in der zweiten Hälfte der Nacht eintritt und in Europa als recht warm empfunden würde, berührt aber die durch die beständig gleichbleibende Hitze sehr empfindlich gewordene Tropenhaut recht unangenehm, besonders zur Regenzeit, und man hüllt sich dann gern fröstelnd in seine Decke, während man für gewöhnlich nur mit einem ganz leichten Schlafanzug bekleidet auf seinem Bette liegt und jede sonstige Bedeckung weit von sich weist.

Unter dem Aequator erkältet man sich darum sehr leicht, so paradox das klingt, und am ehesten in der sogenannten heissen oder trockenen Zeit, weil hier, wie wir eben gesehen, die Temperatursprünge verhältnissmässig am grössten sind.

*) In der „Natuurkundig tydschrift voor Nederlandsch Indië, deel XXXIII, 7. serie, deel III, 1873 S. 430.

**) In den „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland etc." Benützt sind ferner eine Reihe von Artikeln in der „Meteorologischen Zeitschrift" und ein Aufsatz von Prof. Supan in „Petermanns geogr. Mittheil. 1891." Die Arbeit von W. Trabert im 3. Band der Mittheil. aus den deutschen Schutzgebieten war mir leider nicht zugänglich.

Digitized by Google

Die Temperatur des Meeres, um dies hier anzufügen, betrug im Durchschnitt 27,9 ° C. und schwankte zwischen 28,4 ° (im November) und 27,3 ° (im August und September). Wenn die Sonne im Zenith steht, wird die Meeresfläche stärker erwärmt, das sehen wir sehr schön an der Hatzfeldthafener Tabelle. Für Kaiser-Wilhelmsland steht aber die Sonne zweimal im Zenith, im März und im October, und infolgedessen sehen wir, dem Zenithstand nachhinkend, die höchsten Durchschnittstemperaturen des Meerwassers im April (28,3 °) und November (28,4 °).

Von Constantinhafen verzeichnet Miklucho-Maclay in den Jahren 1871—72 eine um 2 ° höhere Durchschnittstemperatur, nämlich 29,9 °. Das Minimum mit 28,8 ° fällt bei ihm in den Januar, das Maximum mit 30,6 ° in den Mai und Juli. Die grössere Erwärmung beim Zenithstand der Sonne tritt auch bei seiner Tabelle, wenn auch etwas weniger charakteristisch hervor.

Die Temperatur des Flusswassers betrug in Hatzfeldthafen im Mittel der 6 Monate Juni bis November 26 ° (Minimum Juni mit 24,6 °, Maximum September mit 26,9 °), in Constantinhafen im Jahresmittel 26,6 ° mit geringer Schwankung (0,8 °).

Die Temperatur des Erdbodens schwankte in Hatzfeldthafen in 0,5 m. Tiefe im Mittel aus den 6 Monaten September bis Februar zwischen 31,3 ° (October) und 28,7 ° (December), Mittel 30,3 °; in 1 m Tiefe Jahresmittel 1886—87 zwischen 30,8 ° (November) und 28,5 ° (December), Mittel 29,7 °; und in 1,5 m. Tiefe zwischen 29,9 ° (November) und 28,2 ° (Dezember), Mittel 29 °. Die Temperatur nimmt also mit jedem halben Meter Tiefe ziemlich regelmässig um 0,6—7 ° ab.

Ich habe in Europa oft schon die merkwürdigsten Ansichten über Tropenhitze verbreitet gefunden, die man sich nicht selten von der Temperatur eines glühenden Bleikessels dachte, und ich muss gestehen, so etwas Aehnliches schwebte auch mir vor, als ich mich anno 1879 zu meiner ersten Tropenreise rüstete. Wie angenehm enttäuscht fand ich mich, als ich in Singapore an Land ging! Wie so mancher junge Grünschnabel, der zum ersten Mal Tropenluft athmet, lachte ich die alten Tropiker dort aus, welche diese Hitze unerträglich fanden und mit unerhörten Mengen von Eis von innen heraus sich Linderung zu verschaffen suchten, und prahlte mit meiner Widerstandsfähigkeit gegen Wärme. Was, das ist also das gefürchtete heisse Tropenklima! Das war ja nicht wärmer, als bei uns im Sommer! Gewiss, wärmer war's nicht, und Südeuropa hat sogar schon öfters höhere Temperatur-Maxima zu verzeichnen gehabt als Singapore oder Sumatra. Aber was wir in Europa nur während weniger Wochen oder Monate haben, das muss man hier in den Tropen jahraus, jahrein aushalten, Tag für Tag, Nacht für Nacht, ohne Nachlass, ohne Wandel.

Freilich, die ersten drei, vier Jahre hindurch, da fühlt man — ich nahm das an meinem eigenen Körper wahr — kaum irgend welche grössere Belästigung von der ewig gleichbleibenden Wärme, nota bene, wenn man gesund, nicht zu beleibt und nicht zu grossen Anstrengungen und Entbehrungen ausgesetzt ist. Erst im vierten und fünften Jahr begann ich mich öfters mal nach einer Temperaturveränderung, nach so einem recht tiefen, frischen Athemzug voll herber, kühler Frühlingsluft zu sehnen und das Erschlaffende des Tropenklimas zu fühlen. Wer nicht viel von Malaria, Dysenterie und dergleichen zu leiden hatte, der kann auch wohl noch ein sechstes und siebentes Jahr in voller Thätigkeit aushalten, ohne dauernden Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, aber dann wird es hoch Zeit für ihn, zum mindesten ein Jahr lang wieder Europaluft zu athmen. Die Anlagen und die Widerstandsfähigkeit sind freilich sehr individuell; ich habe auf der Ostküste Sumatra's viele Leute gekannt, die zehn Jahre und länger in anscheinend voller Gesundheit ununterbrochen thätig waren. Allgemein gültige Regeln lassen sich da nur schwer aufstellen, und die Localität spielt hierbei eine Hauptrolle. Es ist eine ganz andere Sache, ob ich in dem furchtbaren Gluthkessel Calcutta oder auf den kühlen Hochländern Javas meinen Wohnsitz habe. Die holländische Regierung gestattet ihren Beamten erst nach zwölfjährigem „ununterbrochenem" Dienst einen europäischen

Digitized by Google

Erholungsurlaub, während unsere deutschen Beamten in Ostafrika schon nach sehr viel kürzerer Dienstzeit einen solchen haben.

Wie über die Hitze, so fand ich in Europa oft ganz verkehrte Begriffe über Tropenregen und Regenzeit. Letztere stellte man sich nur gar zu oft so vor, als schütte es den ganzen Tag wie mit Kübeln. Tagelang ununterbrochen fortdauernde Regen, sogenannte „Landregen", waren sowohl in Sumatra wie in Neu-Guinea nicht viel häufiger als in Europa. Es finden immer Unterbrechungen dazwischen statt, stunden- und sogar tagelange. Meist regnet es sogar nur des Nachts, und den Tag über herrscht das schönste, vielleicht nur durch einzelne Schauer unterbrochene Wetter. Im Mittel aus den 3 Jahren 1895—97 fielen zu Stefansort 81% des Gesammtregens bei Nacht, und nur 19 bei Tage, in Friedrich-Wilhelmshafen sogar 89% zu 11%. Das ist keine zufällige Erscheinung, denn sie ist von Miklucho-Maclay schon im Jahre 1871/72 constatirt worden. Er gibt ausdrücklich an, dass es 128 mal bei Nacht, und nur 33 mal bei Tage geregnet habe. Weiter nach Ost verwischt sich dieses ungleiche Verhältniss zwischen Tag und Nacht; Simbang hat schon 36% Regen bei Tage und 64 bei Nacht, und auf Herbertshöhe im Bismarck-Archipel überwiegen die Tagesregen: 58% zu 42% Nachtregen, aber jedenfalls nur durch das ausserordentlich zahlreiche Auftreten von Tagesgewittern.

Ich glaube, man kann diese im ersten Augenblick frappirende Erscheinung, die ich auch in Deli beobachtet habe,*) auf lokale Einflüsse zurückführen, da an der Astrolabebai, gerade wie dort, auf der Ostküste Sumatra's dicht hinter der Küste steile Gebirgsmauern stehen, die des Abends schneller erkalten als die Meeresfläche, und den Wasserdampf der von dieser herüberwehenden warmen Winde zu Regen condensiren. Simbang und Herbertshöhe haben keine der Streichrichtung der herrschenden Winde NW und SO — sich in den Weg stellenden Gebirgsmauern oder grössere Landstrecken. Wahrscheinlich gemacht wird diese Annahme durch die Thatsache, dass auf den Kaiser-Wilhelmsland vorgelagerten Purdy-Inseln**), welche noch weiter westlich liegen als die Astrolabebai, die Regenfälle bei Tage diejenigen der Nacht übergingen: Auf 46 Tagesregen während der Monate Juni—September 1889 kamen 33 Nachtregen. Ferner zeigt Finschhafen, welches doch so nahe bei Simbang, aber unter geographischen Verhältnissen liegt, welche denen der Astrolabebai nahe kommen in seinen Regenfällen weniger Verwandtschaft zu dem benachbarten Simbang, sondern zu der Astrolabebai, denn die nächtlichen Regen überwiegen zu drei Viertheilen (74% : 26%)***). Auch die Menge des im Durchschnitt von 4 Jahren (1887—1890) gefallenen Regens erreicht mit 3685 mm nicht die Durchschnittsmenge des in Simbang gefallenen, sondern hält sich näher an das Astrolabe-Mittel.

Um jedoch Sicherheit zu gewinnen, müssten genauere Beobachtungen über die lokalen Windverhältnisse und über die Stunden zu Gebote stehen, zu denen diese nächtlichen Regen niedergehen.

In dieser Hinsicht ist nur die Anfangszeit einer Reihe von Gewittern bekannt, und da ist es nun ganz interessant, dass wie in Deli, so auch hier fast genau die Hälfte aller beobachteten Gewitter in die Abend- und ersten Nachtstunden zwischen 6—12 Uhr fallen. Von 88 in Friedrich-Wilhelmshafen beobachteten Gewittern fielen nämlich 48, und von 90 in Simbang wahrgenommenen 38 dahin. In die zweite Hälfte der Nacht von 12—6 Uhr Morgens fielen nur 28 im Ganzen; die Uebrigen auf die Tagesstunden. Herbertshöhe scheint jedoch eine bemerkenswerthe Ausnahme zu bilden, denn hier fielen im Jahr 1897 von 197 beobachteten Gewittern $^5/_6$=163, auf den Nachmittag von 12—7 Uhr, und 99, also nicht weniger als die Hälfte, allein auf die Stunden von 12—3 Uhr Nachmittags.

---

*) Die Pflanzen- und Thierwelt von Deli auf der Ostküste Sumatra's, in „tydschrift v. h. kon. Nederlandsch aardrykskundig genootschap. 1890." Seite 16.

**) Siehe Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1894. Seite 49.

***) ibid. I. Heft 1891. Seite 29 u. 30.

Digitized by Google

Wenn auch der Hauptregenfall nach dem Gesagten bei Nacht stattfindet, so giebt es während der nassen Zeit doch Regentage genug. Nachfolgende Tabelle, nach den klimatologischen Berichten in den „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland“ zusammengestellt und das Mittel aus den drei Jahren 1895—97 umfassend, mag darüber Aufschluss geben.

Monat:	Friedr.-Wilh.-Hafen:			Stefansort:			Simbang:			Herbertshöhe:		
	Regen-		Gewitter	Regen-		Gewitter	Regen-		Gewitter	Regen-		Gewitter
	tage	menge		tage	menge		tage	menge		tage	menge	
Januar . . .	25	332	6	20	413	Nicht beobachtet.	14	108	11	22	311	16
Februar . .	25	393	7	19	440		14	86	6	17	271	15
März . . .	25	405	3—4	25	519		18	199	5	23	338	16
April . . .	23	532	9	18	303		22	389	3	18	132	11
Mai	20	345	4—5	15	240		25	608	1	15	114	16
Juni	13	87	1	13	123		26	760	1	10	71	9
Juli	10	80	1	7	50		25	547	3	9	132	fehlt
August . . .	9	131	1	8	81		24	540	2	8	196	fehlt
September .	11	111	1	7	187		23	573	—	15	190	11
Oktober . .	14	217	3	10	197		17	417	4	14	127	23
November . .	15	309	3	14	384		17	471	7	16	131	26
Dezember . .	28	619	5	15	392		17	194	13	24	276	20*)
	218	3561	45	171	3329	—	242	4892	56	191	2289	163 (in 10 Monaten!)

Diese Tabelle zeigt uns mancherlei:

Erstlich heben sich bei den Stationen der Astrolabebai: Friedrich-Wilhelmshafen und Stefansort**) die Monate Juni bis September als die verhältnissmässig trockensten hervor. In dieser Zeit herrscht oft wochenlange Dürre, so dass sogar unter dem Druck dieser Thatsache die Haupthoffnung der Colonie, die Tabakskultur, erheblich eingeschränkt werden musste***). Die Jahre 1894, 1895 und 96 zeichneten sich in dieser Hinsicht besonders aus. In Stephansort z. B. wurde 1896 vom 12. August bis zum 21. September kein Tropfen Regen gemessen.

Die genannten Monate sind zugleich diejenigen, welche wir als die relativ heissesten kennen gelernt haben, mit den grössten Temperaturschwankungen nach oben und unten: Die Morgentemperaturen des Juni, Juli und August sind die kühlsten des ganzen Jahres (22,7—8° gegen 24 und 25° der übrigen Monate. Beobachtung in Hatzfeldthafen 1886—87).

Sie bilden zusammen die trockene, heisse Zeit, während welcher fast alles Thier- und Pflanzenleben ruht. Da die Schleusen des Himmels geschlossen bleiben und von den Wellblechdächern der Europäerhäuser kein trinkbares Nass in die untergestellten eisernen Wasserreservoirs rieselt — Brunnen fehlen, wären auch, wenn nicht artesisch, kaum anzurathen —, so sieht man sich genöthigt, dasselbe per Ochsenkarre in Fässern aus den nächstgelegenen grösseren Flüssen herbeizuholen, da kleinere Wasserläufe ebenfalls temporär austrocknen. Ihr Wasser ist immer gut, frisch, krystallklar und ohne Schaden trinkbar, weil sie, von den nahen Bergen herabkommend,

*) Die Gewitter sind zu Herbertshöhe nur während eines einzigen Jahres (1897) beobachtet.

**) Es giebt — oder gab — dort noch eine Reihe anderer Beobachtungsstationen (Erima, Constantinhafen), aber die Notirungen der oben genannten kenne ich aus eigener Anschauung als die zuverlässigsten.

***) Siehe Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1896, Seite 12.

Digitized by Google

alle starkes Gefälle und raschen Lauf haben. Ich spreche hier speziell vom Mintjim- oder Mintjengi-Fluss, der uns in Stefansort versorgte.

In Simbang, der Neudettelsauer Missionsstation in der Nähe der früheren Station Finschhafen, sind, wie die Tabelle zeigt, die Regenverhältnisse total andere und denen an der Astrolabebai geradezu entgegengesetzt. Die Monate, welche für Stefansort die trockene, heisse Zeit bedeuten, bringen für Simbang den Regen. Von den 4892 mm Jahresniederschlag fallen in den 5 Monaten Mai bis September allein über 3000 mm, also etwa drei Fünftel. Dieses auffallende Verhalten ist schon lange bekannt und auch erklärt*). Um diese Erklärung jedoch verstehen zu können, ist es nöthig, dass wir uns zunächst mit den Luftströmungen vertraut zu machen suchen.

Da Neu-Guinea im indischen Monsun-Gebiet liegt, halten die Luftströmungen dementsprechend zwei einander entgegengesetzte Perioden ein: In der Zeit, wo die nördliche Halbkugel stärker erwärmt wird, im nördlichen Sommer, von Mai bis October, herrscht der Südost-Passat, in den übrigen Monaten der Nordwest-Monsun. Die Monate April bis Mai und October bis November sind Uebergangszeiten, in denen die Winde abflauen und umsetzen, was theils mit Windstillen, den Kalmen, die sich hauptsächlich im Bismarckarchipel bemerklich machen, nicht selten aber auch mit grossem Aufruhr im Luftraum, mit Stürmen und selbst Orkanen vor sich geht. Doch sind die Umsetzungszeiten nicht regelmässig, sondern zeigen vielfache Störungen. So setzte nach den Beobachtungen zu Simbang der Nordwest-Monsun 1894 am 9. November, 1895 aber erst am 16. Dezember ein, auf den Purdy-Inseln 1888 schon am 23. October und 1889 in Hatzfeldthafen am 27. October. Ebendort musste der Südost-Passat im Jahre 1891 bis zum Juli um sein Recht kämpfen. Lokale Winde, Land- und Seebrisen, spielen nebenher noch eine Rolle. Maclay gibt für die Astrolabebai an: „Pendant le jour, NO.; quelque fois NNO ou ONO; la nuit, vent de la côte, c'est-à-dire S ou SO". Auch im Innern des Landes hat man dieselben wahrgenommen, denn von der Zwischenstation am Ramu im Hinterland der Astrolabebai meldet der Bericht ein „auffälliges Vorwalten von SO.-Winden in den Morgenstunden, von NW.-Winden in den späteren Tagesstunden".

Die beiden herrschenden Winde, der Nordwest-Monsun sowohl wie der Südost-Passat, sind Regenwinde, denn beide haben, ehe sie Neu-Guinea erreichen, grosse Meeresflächen zu passiren, über denen sie sich mit Wasserdämpfen sättigen. Und doch bringt der eine die trockene Zeit, der andere den Regen!

Die Erklärung ist nach dem, was wir vorhin über die geographische Lage gesagt haben, nicht schwer:

In die Astrolabebucht, die sich von Norden her in das Land hineingebohrt hat, haben nur nördliche Winde unmittelbaren Zutritt; nur sie können ihre Feuchtigkeit direkt in Form von Regen über dem nächtlich-kühleren Lande abladen. Der Südost-Passat aber, der, ebenfalls regenschwanger, von Süden und Osten heraufkommt, prallt zuerst auf die hohen Gebirgsmauern des Bismarck- und Finisterre-Gebirges, die ihm seinen Gehalt an Feuchtigkeit abnehmen, so dass er später, nach Ueberwindung der Gebirgskette, als trockener, feuchtigkeitsarmer Elevationswind auf die Astrolabebucht herabfällt. Mit andern Worten: Die Astrolabebai liegt im Windschatten des Südost-Passat.

Gerade das Umgekehrte findet weiter östlich, am andern Ende des Finisterre-Gebirges und der Maclay-Küste, am Hüon-Golf, statt. Dieser steht dem Südost-Passat offen und liegt, ebenfalls durch das Finisterre-Gebirge und seine Fortsetzung, aber in entgegengesetzter Richtung geschützt, im Windschatten des Nordwest-Monsuns. Dieses Gebirge bildet also eine wirkliche Wetter- und Jahreszeitscheide; ein und derselbe Wind verursacht auf der einen Flanke desselben Regen, auf der andern Trockenheit. Denken wir uns das Gebirge weg, so müssten wir fast das ganze Jahr hindurch

*) Vergleiche den Eingangs dieses Abschnittes citirten Artikel von Professor Supan in den Petermann'schen geographischen Mittheilungen.

Digitized by Google

ohne grosse Verschiedenheit Regen haben, gleichviel, ob Nordwest-Monsun oder Südost-Passat. Dasselbe müsste stattfinden, wenn wir uns auf die freien Gipfel dieses Gebirges versetzten. Dieses Experiment ist gemacht worden; auf dem Gipfel des 3000 Fuss hohen Sattelberges hat der Missionar Flierl, der „Veteran" unter den weissen Ansiedlern, eine Beobachtungsstation eingerichtet, und das Mittel aus seinen dreijährigen Beobachtungen ergiebt eine durchschnittliche Regenmenge von 5000 mm und eine fast fortlaufende Reihe von Regentagen: Im Dezember und Januar, der trockenen Zeit entsprechend, 18,3 bezw. 19,3 und in den Regenzeitmonaten Juni und Juli je 26 Tage mit Regen. In Bezug auf die Regenmenge ist der Unterschied beträchtlicher: 123 und 211 mm im Dezember und Januar, gegen 781 und 645 mm im Juni und Juli. Das kommt wahrscheinlich daher, weil der Nordwest-Monsun einen Theil seines Weges an den Gebirgswändern entlang streichen muss, ehe er auf den Sattelberg trifft, während der Südost-Passat direkt von der See heranbraust. In der That, der Sattelberg ist ein feuchtigkeitstriefender, regenreicher, stets umwölkter, aber trotzdem sehr gesunder, fieberfreier und für die Europäer zum wahren Segen gereichender Aufenthalt.

Wenn für Kaiser-Wilhelmsland Monsun und Passat beides gleich regenreiche Winde sind, so muss sich das ferner auf den kleinen, nördlich vor Neu-Guinea liegenden Inselchen zeigen, wo beide Winde ungehinderten Zutritt haben. Solche sind z. B. im Westen die vorerwähnten Purdy-Inseln, auf deren Guanolager man früher einmal grosse Hoffnungen gesetzt hatte. Von hier wird thatsächlich berichtet, dass der Regenfall das ganze Jahr hindurch ein sehr reichlicher, wenn auch in einzelnen Jahren etwas unregelmässiger sei; ein Beobachter schätzte die Zahl der durchschnittlichen Regentage im Monat auf 25.

Im Osten sind es die dicht vor Simbang liegenden Tami-Inseln. Auch von hier zeigen die Tabellen nahezu 25 Regentage im Monatsmittel und der Regen strömt herab, gleichviel, welcher Wind weht. Ob Monsun oder Passat, jeder bringt Niederschläge und man kann von allen diesen Inseln im wahren Sinn des Wortes sagen: Sie kommen vom Regen in die Traufe.

Natürlich ist auch hier die Regenmenge eine viel bedeutendere, über 6000 mm im Durchschnitt der Jahre 1896/97. Die so nahe liegende Station Simbang auf dem Festlande hat in demselben Zeitraum nur 4611 mm und im 3jährigen Durchschnitt 4892 mm zu verzeichnen; das sind aber immer noch bedeutendere Mengen und mehr Regentage, als sie die Astrolabebai besitzt; die Erklärung hierfür ist darin zu suchen, dass Simbang auf der Ostseite der grossen, nach dem Hüon-Golf schauenden exponirten Halbinsel nicht ganz im Windschatten des Nordwest-Monsun liegt und von ihm zum Theil noch getroffen wird. Herbertshöhe dagegen, die Beobachtungsstation an der Blanchebai auf der Gazelle-Halbinsel Neu-Pommern's, ist gegen Monsun und Passat durch Landvorsprünge geschützt, welche beiden Winden gleichmässig einen Theil ihrer Feuchtigkeit abnehmen. Darum sehen wir auch dort erstens trotz der ungemein häufigen Gewitter (viermal mehr als an der Astrolabebai und dreimal mehr als in Simbang) eine verminderte Regenmenge, und zweitens eine gleichmässigere Vertheilung desselben auf die Jahreszeiten.

Im 1897er Heft der „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland" hat der frühere Arzt auf Herbertshöhe, Dr. Danneil, eine sehr hübsche Schilderung von Witterung und Klima an der Blanchebai gegeben, welche dies bestätigt.

„Diese Jahreszeit," sagt er — er spricht vom SO.-Passat — „wird hier die trockene genannt — nicht ganz mit Recht, wie ein Blick auf die Regentabellen zeigt, denn sie ist nicht das, was in vielen Tropengegenden „trockene Jahreszeit" bedeutet. Es regnet auch in dieser Jahreszeit und regnet genügend; man darf es geradezu als Ausnahme bezeichnen, wenn einmal 2—3 Wochen lang kein Tropfen fällt. Wie nass eine solche trockene Jahreszeit unter Umständen sein kann, dafür spricht wohl am deutlichsten die im verflossenen Jahre stark verregnete Baumwollenernte. Der Unterschied ist nur der, es regnet in dieser Zeit durchschnittlich weniger als zu den andern Zeiten, der Himmel zeigt keine schwere Bewölkung und Gewitter oder Böen kommen kaum vor."

Digitized by Google

Der letzte Satz scheint nicht allgemein gültig zu sein, denn im Jahre 1896 fiel gerade während des SO.-Passates die Hauptmenge des Regens, und die Gewitterliste von 1897, in der freilich gerade die Monate Juli und August fehlen, zeigt, dass auch Gewitter keine Seltenheit sind.

Bezüglich der Gewitter ersehen wir aus unserer Tabelle die auffallende Thatsache, dass dieselben sowohl an der Astrolabebai und in Simbang — anscheinend auch in Herbertshöhe — in den Monaten Mai bis September am seltensten sind, trotzdem diese Orte gerade entgegengesetzte Regenverhältnisse haben. Die Gewitter scheinen also mit den letzteren in keinem engeren Zusammenhang zu stehen, sondern vorwiegend mit dem Nordwestmonsun aufzutreten. Aus westlicher Richtung kommen denn auch durchschnittlich die meisten Gewitter; so in Simbang von 82 Gewittern 39 aus westlicher, 32 aus östlicher Richtung. In Friedrichs-Wilhelmshafen von 80 Gewittern 32 aus westlicher, 37 aus östlicher, und von 200 in Herbertshöhe 82 aus westlicher und 43 aus östlicher; zusammen 153 aus westlicher und 112 aus östlicher Richtung; die restirenden 100 vertheilen sich auf Nord und Süd.

Ueber den Feuchtigkeitsgehalt der Luft liegen nur von Hatzfeldthafen über die Jahre 1886/87 Beobachtungen vor, ebenso über den Luftdruck. Die absolute Feuchtigkeit betrug im Jahresmittel 21,4 mm, mit geringen Schwankungen in den einzelnen Monaten: 23 mm nach oben (im Februar) und 20,1—7 mm (von Juni bis August) nach unten.

Die mittlere relative Feuchtigkeit der Luft betrug 85 % und zwar war der Gang folgender: des Morgens 7 Uhr betrug sie 90 %, fiel, der zunehmenden Wärme entsprechend, Mittags 2 Uhr auf 73 % und stieg bis Abends 9 Uhr wieder auf 91 %. Der relative Feuchtigkeitsgehalt war ziemlich unabhängig von der Menge des gefallenen Regens, doch hatte der August mit dem Regenminimum zugleich die relativ trockenste Luft (79 %). Der Dezember und Januar hatten 83 %, die übrigen Monate schwankten zwischen 84 und 88 %.

Die monatliche Schwankung ist entsprechend derjenigen der Temperatur, von der sie ja wesentlich abhängt, im Juni und August am stärksten und beträgt 29 % Differenz. Im Februar ist sie mit 10 % am geringsten.

Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist also ein sehr hoher, höher sogar als in Deli, wo ich im Jahresdurchschnitt nur 80 % relativer Feuchtigkeit fand, und etwa dem von Batavia gleich.

Der hohe Feuchtigkeitsgehalt ist es neben der gleichmässig hohen Temperatur hauptsächlich, welcher das Erschlaffende des Tropenklimas bedingt. Infolge der Sättigung der Athmosphäre mit Wasserdämpfen ist eine der Hauptfunctionen des menschlichen Körpers, die Ausscheidung für den Körper unbrauchbarer resp. schädlicher Stoffe durch die Haut, die Verdunstung, sehr beeinträchtigt; die durch die Schweissdrüsen abgegebenen, mit Kochsalz und anderen Stoffen beladenen Wasserdämpfe werden von der feuchtigkeitsüberladenen Luft nicht aufgenommen, sondern schlagen sich als Schweiss auf der Haut nieder, verstopfen die Ausführungsgänge der 2½ Millionen Schweissdrüsen unseres Körpers und hindern dadurch ganz bedeutend die Sauerstoffaufnahme und Kohlensäureabgabe der infolge der hohen Temperaturen blutüberfüllten Tropenhaut durch die Hautathmung.

„Die physiologische Thätigkeit der Haut ist aber," wie Ranke sagt, „ein sehr bedeutender Faktor unserer Gesundheit; die Unterdrückung der Hautthätigkeit wirkt tödtlich."

Bezüglich des Luftdruckes stehen mir wieder nur die Hatzfeldthafener Tabellen zu Gebote. Der mittlere Barometerstand war 757,8 mm und die Schwankungen sehr gering. Das absolute Maximum fiel in den October mit 762,5 und das absolute Minimum in den Februar mit 751 mm.

Der tägliche Gang, sagt Trabert bei Besprechung der Finschhafener Luftdrucktabelle von 1888,*) ist so ausserordentlich regelmässig, dass die aus den mittleren Extremen abgeleitete Amplitüde desselben nur unwesentlich grösser ist als die Amplitüde der mittleren Tagescurve.

*) Meteorologische Zeitschrift, Dezember 1891.

Digitized by Google

Der mittlere Barometerstand in Hatzfeldthafen war: Morgens 7 Uhr 758,3 mm mit Schwankungen von 756,3 (Februar) bis 759,7 (October). Mittags 2 Uhr 756,8 (Minimum 756,1 mm im Januar und Februar, Maximum 757,6 im October). Abends 9 Uhr 758,4 (Minimum 757,6 im Januar und Februar, Maximum 759,2 mm im September und October).

Zu den klimatischen Erscheinungen gehören gewissermassen auch die Erdbeben, denn sie stehen ganz zweifellos in Zusammenhang mit der Jahreszeit, wie aus folgender Zusammenstellung hervorgehen dürfte.

In den drei Jahren 1895 bis 1897 waren 198 Erdbebentage zur Beobachtung gekommen. Davon entfielen genau drei Viertel, nämlich 149, auf die Monate November bis Mai incl. und fast die Hälfte (81) auf die drei Monate Januar, Februar und März allein. Sie sind also weitaus am häufigsten in der Zeit des Nordwestmonsuns. Wir stossen hier auf dieselbe Thatsache, welche vorhin bezüglich der Gewitter berichtet wurde. Ob zwischen beiden ein Zusammenhang besteht?

Der erdbebenärmste Monat war mit 6 Erdbebentagen der Juni, nach ihm der Juli mit 9, der erdbebenreichste der Februar mit 33 Erdbebentagen, flankirt vom März mit 26 und Januar mit 22 Erdbebentagen.

Kaiser-Wilhelmsland mit dem Bismarckarchipel ist ein sehr erdbebenreiches Land, dessen Boden in der Regenzeit fast beständig an irgend einer Stelle erzittert; dabei nimmt die Häufigkeit der Erdbeben regelmässig von West nach Ost zu. Während an der Astrolabebai (Friedrich-Wilhelms-Hafen und Stefansort) in den genannten 3 Jahren 15 bezw. 11 Erdbebentage zur Beobachtung kamen, sind vom Sattelberg 31, von Simbang 61, von Herbertshöhe jedoch 80 notirt. Die Erdbeben sind meist lokal, oder höchstens über das Festland verbreitet; ein Erdbeben, das gleichzeitig in Kaiser-Wilhelmsland und dem Bismarckarchipel verspürt wurde, kam nur ein einzigesmal (1897) zur Beobachtung.

Die Zunahme der Erdbeben nach Osten mag wohl der Grund sein, wesshalb wir im deutschen Theil von Neu-Guinea die Häuser der Eingeborenen mit wenigen Ausnahmen direct auf den Boden gebaut finden, während sie im westlichen Theil von Neu-Guinea, wie ich im Reisebericht schon erwähnt habe, fast durchweg auf Pfählen stehen. Auch uns Europäer hat dieser Grund bewogen, unsere Wohn- und Arbeiterhäuser entsprechend niedriger zu bauen, nachdem uns ein paar starke Erdbebenstösse die Hinfälligkeit aller Gebilde von Menschenhand klar vor Augen geführt hatten; denn die Intensität solcher Stösse ist oft eine sehr grosse. Der stärkste Stoss, den ich dort erlebte, war in der Nacht vom 11. auf den 12. December 1894. Er hatte die Richtung N.-S. und war so stark, dass meine Hängelampen — ich wohnte damals in dem auf Tafel 4 abgebildeten Haus — bis zur Decke hinauf schwangen, Gläser, Stehlampen, Flaschen, Geschirr herabgeschleudert rasselnd in Trümmer gingen und die ganze Einwohnerschaft, Schwarze und Weisse, voll Angst ins Freie sprang. Die meisten Häuser und Gebäude fanden wir am nächsten Morgen um ½—2 Fuss aus ihrer Senkrechten gewichen, und zwei Tabaksscheunen lagen ganz auf dem Boden. Steinerne Gebäude wären unrettbar vernichtet worden. Gerade im December 1894 hatten wir ausserordentlich viele, aber mit Ausnahme dieses einzigen lauter schwächere Erdbeben.

Die verhältnissmässig geringe Entwicklung der Küstenebenen und das ziemlich steile Gefälle derselben hat die Bildung von grossen, der Gesundheit so sehr gefährlichen Sumpflandschaften verhindert; die Astrolabebai weist fast gar keine Sümpfe und infolgedessen auch nur geringe und lokale Entwicklung der Mangrove-Vegetation auf.

Das ist ein grosser sanitärer Gewinn; denn es ist eine altbekannte und feststehende Thatsache, dass die Entwaldung und Austrocknung von Sümpfen in den Tropen — und nicht nur da allein — eine der gesundheitsgefährlichsten Manipulationen ist, die immer und überall die meisten Opfer fordert; es dauert oft furchtbar lange, ehe ein solches Land sich assanirt. An Sümpfe sollte man nur im alleräussersten Nothfall die Hand legen und ihnen unter keiner Bedingung gleich zu Beginn der Drainirung den Baumschatten nehmen.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 6. Die Apotheke in Stefansort.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ich will nur an Batavia erinnern. Von dieser Stadt besitzen wir die Krankheits- und Sterbelisten zweier Jahrhunderte. Weit über hundert Jahre hat es gebraucht, bis Batavia aus der fieberschwangeren Mordgrube die heutige gesunde und schöne Stadt geworden ist.

Wenn also auch so ausgedehnte Sumpfebenen, wie wir sie z. B. auf der Ostküste Sumatra's haben, in Kaiser-Wilhelmsland fehlen, so haben wir doch dafür etwas Anderes, nämlich häufige und ausgedehnte periodische Ueberschwemmungen. Das Inundationsgebiet der Flüsse und Bäche ist ein sehr umfangreiches. An den Gebirgsmauern im Hintergrund der Astrolabebai müssen oft ungeheure Regenmassen niedergehen, denn man sieht oft ganz plötzlich und ohne dass es an der Küste geregnet hat, ganz kleine Flüsse und Bächlein zu reissenden Strömen anschwellen. Das Flussbett, das man jetzt durchschreiten kann, fast ohne sich die Sohlen nass zu machen, steigt binnen wenigen Stunden um mehrere Meter. Wie häufig ist es mir passirt, dass ich bei meinen ärztlichen Gängen den Yori, das Flüsschen zwischen den Pflanzungen Stefansort und Erima, von Stein zu Stein hüpfend trockenen Fusses überschritt, und mir kaum drei Stunden später durch einen wildbrausenden Strom den Rückweg abgeschnitten sah! Alle Wasserläufe haben sich ungeheuer breite Betten gerissen, die sie mit einer Menge von Schotter und Geröll angefüllt haben; in der trockenen Zeit durchrieseln sie dieselben als kleines, dünnes Wasserfädlein, das zu der Breite seines Bettes in gar keinem Verhältniss steht; in der Regenzeit aber, oder nach starken Gewitterregen auch in der trockenen Zeit, fasst das Bett all die infolge der Kürze und Steilheit des Laufs rapid anschwellenden Wassermassen nicht mehr, und dieselben überschwemmen weithin das Land.

Diese periodischen Ueberschwemmungen und Wiederauftrocknungen sind sehr gefährlich, weniger in der Regenzeit, wo mindestens jeden zweiten Tag ein starker Regen fällt und das Land beständig durchtränkt ist wie ein nasser Schwamm, sondern gerade in der trockenen Zeit, wo eine solche Ueberschwemmung rasch wieder zur Aufsaugung gebracht wird. Der rasche Wechsel zwischen Durchnässung und Austrocknung des Terrains begünstigen, wie allgemein bekannt, den Ausbruch von Epidemieen ungemein, namentlich von Malaria, und so kommt es, dass wir die sogenannte trockene Jahreszeit (an der Astrolabebucht von April bis October), sobald sie mit Anormalitäten der Witterung gepaart geht, als die ungesundeste Zeit zu betrachten haben; das gilt nicht nur für Neu-Guinea, sondern auch für Java, Sumatra und vermuthlich für die Tropen überhaupt.*) Ich darf vielleicht hiebei noch daran erinnern, dass wir diese Zeit vorhin auch mit den extremsten Temperatursprüngen behaftet gesehen haben.

Ganz dieselbe Ursache, der schnelle, häufige Wechsel zwischen Regen und Trockenheit ist es, welcher auch die Uebergangszeiten, die Monate April, Mai, October und November so ungesund macht.

Ich will zum Beweis dessen nur einige Beispiele aus Neu-Guinea selbst anführen.

Da ist zunächst Finschhafen. Von hier besitzen wir eingehende ärztliche Berichte über die Jahre 1889 und 1890.**)

Im Jahre 1889 betrug die Zahl der Malariaerkrankungen während der Regenzeit (Mai bis October incl.) nicht viel über ein Drittel der Gesammtmalaria und war am geringsten während der regenreichsten Monate Juli bis August.

Auch das Jahr 1890 zeigt dies, aber nicht so deutlich; denn dasselbe war ein abnorm trockenes, so dass die Regenzeit nicht zum Durchbruch kam; der Beginn derselben im Mai und der Monat August mit einer grösseren plötzlichen Regenmenge reagiren sofort mit einer starken Anschwellung der Malariaziffer. In den trockenen Monaten November und December steigt dann die

*) cf. Moncorvo, sur la Malaria infantile et son traitement, welcher sagt: „Wie in andern tropischen Gebieten, fällt auch in Rio (de Janeiro) das Gros der Erkrankungen auf die heissen, trockenen Sommermonate (Dezember bis April), während die kühlere Regenzeit eine bedeutend geringere Morbidität aufweist.“ (Referat v. Martin im Archiv f. Schiffs- u. Tropenhygiene 1899, Band III, Heft 1).

**) Publizirt in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1890 und 1891 und in Specialarbeiten des früheren Finschhafener Arztes Dr. Schellong, die mir bei Abfassung dieses leider nicht mehr zur Hand sind.

Digitized by Google

Malaria stark an und leitet die schwere Katastrophe der zwei ersten Monate des Jahres 1891 ein, welche zum Aufgeben der Station führte. Diese ganze schwere Epidemie fällt in die trockene Zeit.

Aus den ärztlichen Berichten der beiden Jahre hebe ich folgende Sätze hervor:

„Vereinzelte Regen, die in eine sonst trockene Zeit fallen, begünstigen die Malaria . . . . . Den vereinzelten Niederschlägen hinsichtlich ihrer Wirkung sehr ähnlich ist das Aufhören einer Regenperiode, resp. der Anfang einer trockenen Jahreszeit."

„Auffällig erscheint das sehr schnelle Auftreten zahlreicher Malaria-Erkrankungen nach vereinzelten, meist heftigen, abkühlenden Regen oft innerhalb 24 Stunden."

„Die Gipfel der Fieberperioden fallen mit stärkeren Regenperioden zusammen."

„Der October, welcher bei Weitem den höchsten Stand der Malaria-Erkrankungen während des Quartals zeigt, war durch fast fortwährenden Wechsel von trockenem und regnerischem Wetter ausgezeichnet."

Gehen wir nun nach der Astrolabebai. Hier ist, wie wir vorhin gesehen haben, die Trockenzeit derjenigen von Finschhafen entgegengesetzt und wir müssen die Monate April bis October als die trockenen und unter obiger Bedingung wahrscheinlich malariareicheren ansprechen. Das erhellt auch sofort aus der ärztlichen Statistik über die Zeit: 1. April 1896 bis 1. April 1897.*) In der ersten Hälfte dieses Zeitraumes, welche der trockenen Jahreszeit entspricht, sind hier 195 Malaria-Erkrankungen mit 19 Todesfällen verzeichnet, in der zweiten Hälfte nur 106 mit 4 Todesfällen.

Dem meteorologischen Bericht über 1896 von Friedrich-Wilhelmshafen entnehme ich folgendes: Eine Seebrise, sehr heftig und warm, kam in der Nacht vom 28. Juli auf. Dieselbe wurde allgemein sehr unangenehm empfunden und war von Fieberanfällen begleitet. Vom 1. bis 8. Juli herrschte bei zeitweise sehr heftigen Ostwinden und meist bedecktem Himmel höchst unangenehmes, nasskaltes Wetter, welches das Tragen von Unterkleidern erforderlich machte und das von vielen und hartnäckigen Fieberanfällen begleitet war.

Ich selbst habe in Stefansort während der Zeit vom November 1893 bis December 1894 keinen Unterschied bemerkt; beide Jahreshälften standen sich in Bezug auf Malariaerkrankungen fast gleich; das hatte aber zweierlei Ursachen: erstlich war das Jahr 1894 ein meteorologisch ziemlich normales, und zweitens kamen gerade in der Regenzeit grosse Trupps neuangeworbener Leute an, die noch während derselben ihre Acclimatisationsmalaria durchzumachen hatten.

Auf Sumatra beobachtete ich dasselbe. Nicht auf den Tabaksplantagen, wo infolge äusserer, in der Plantagenarbeit begründeter Umstände die Regenmonate die gesundheitlich ungünstigsten waren, sondern bei der freien Bevölkerung der Küstenplätze, insbesondere der „Stadt" Labuan in Deli, wo ich acht Jahre hindurch als Regierungsarzt resp. „civiel geneesheer" wohnte. Von meinen damaligen Jahresberichten liegt mir nur noch der über das Jahr 1887 vor. Darin heisst es: „Aus dieser Statistik ergibt sich, dass die gesundesten Monate December, Januar, Februar und März zu sein scheinen. Von Mai bis October, der trockenen Zeit, herrschten ziemlich starke Fieberepidemieen, welche mitunter beträchtliche Opfer forderten." Das Jahr 1887 war in seiner Trockenheit insofern abnorm, als es die wenigsten und unregelmässigsten (im Mai und August sehr häufige, in den übrigen Monaten sehr wenige) Niederschläge in dieser Zeit während der ganzen vorhergehenden achtziger Jahre hatte, das Jahr 1882 ausgenommen; dieses war aber das Jahr, wo die Cholera ihren verheerenden Einzug in Deli hielt. Hofrath Dr. Martin, mein Freund und College, der fast so lange wie ich in Deli practizirte, hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Er sagt**): „Auf der Höhe der Regenzeit liegt das Minimum der (Malaria-) Erkrankungen".

*) Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland. 1897, Seite 28. Vom vorhergehenden Jahr 1895—96 wird darin ebenfalls gesagt, dass in der trockenen Zeit, 1. April bis 1. October, 33%, in der Regenzeit, 1. October bis 1. April, nur 27,7% der Gesammterkrankungen Malariafieber waren!

**) In: Aerztliche Erfahrungen über die Malaria der Tropenländer. Berlin, Springer, 1889.

Digitized by Google

Aehnlich sagt auch Dr. J. H. F. Kohlbrugge*), der leitende Arzt des Höhensanatoriums Tosari auf Java, dessen Ansichten über die Aetiologie der Malaria ich in den meisten Fällen nur beipflichten kann: „Wahrscheinlich wird während der Regenzeit die Malaria weniger heftig auftreten, da dann die Austrocknung (des Bodens) geringer sein wird."

Aus dem Gesagten den Schluss zu ziehen, dass die Malaria — denn um diese handelt es sich fast allein — an die Jahreszeit als solche, und speciell an die trockene, gebunden sei, wäre falsch. Es wird dadurch nur bewiesen, dass die Malariaexacerbationen eng an Witterungswechsel sich anschliessen; da solche in der trockenen Zeit mehr und stärker auftreten, als in der Regenzeit, so treten sie hier auch mehr hervor. Ein normal verlaufendes Jahr zeigt nur beim normalen meteorologischen Umschlag, ungefähr im Mai und October, Steigerungen der Fiebercurve und bleibt sich sonst in Bezug auf Malaria gleich. Es stimmt dies allerdings nicht ganz mit der sogenannten Muskitotheorie, d. h. mit der Ansicht, die Malariainfection des Menschen erfolge ausschliesslich auf dem Wege der Uebertragung durch die bekannten blutsaugenden Muskitos, welche namentlich an Robert Koch ihren eifrigsten und erfolgreichsten Vertreter gefunden hat. Denn nach dieser Theorie müsste folgerichtig diejenige Zeit die meisten Malariainfectionen zeigen, zu welcher es die meisten Muskitos gibt — und das ist die Regenzeit. Während der Trockenzeit spürt man kaum etwas von Muskitos, in der Regenzeit jedoch kann man sich kaum vor ihnen retten; jede entblösste Hautparthie ist im Nu mit diesen stechenden Quälgeistern bedeckt. Koch hat das auch direct behauptet**): „In manchen Gegenden beschränkt sich die Malariazeit auf bestimmte Monate im Jahr; es sind dies immer diejenigen Monate, in denen die Muskitos auftreten." Ich habe mir gerade in Hinsicht darauf erlaubt, etwas ausführlicher zu zeigen, dass das Auftreten der Malaria in Kaiser-Wilhelmsland nicht blos Nichts mit der Häufigkeit der Muskitos zu thun hat, sondern zu derselben gerade im umgekehrten Verhältniss steht. Es lässt sich das Alles freilich trotzdem mit der Muskitotheorie vereinigen, das will ich zugeben; man braucht nur zu sagen: Diese von dem Witterungswechsel abhängigen Malariaepidemieen in der muskitoarmen Trockenzeit sind keine Neuinfectionen, sondern nur Wiederausbrüche einer alten Dauermalaria, wenn ich mich so ausdrücken darf. Wer dies behauptet, hat viel für sich; denn das dürfte wohl feststehen, dass die Malaria Dauerformen macht, welche monate-, selbst jahrelang im menschlichen Körper latent bleiben, d. h. schlummern können, um bei irgend einer Gelegenheit, wozu in allererster Linie der Witterungswechsel gehört — ich werde gleich darauf zurückkommen — in voller Kraft wieder auszubrechen. Ich will auch gar nicht leugnen, dass ich einen grossen Theil der Trockenzeitepidemieen, das Plus sozusagen, wodurch sie über den Malariastand der Regenzeit hinausragen, auf dieses Conto schreibe, ganz besonders die Fälle, in denen, wie oben erwähnt, widriges, nasskaltes Wetter notorisch von Fieberanfällen begleitet wird, da hier die Incubationszeit der Malariaparasiten eine so erstaunlich kurze sein müsste, dass dies nach dem, was wir über die Vermehrung derselben wissen, unmöglich angenommen werden kann. Aber andererseits habe ich unanfechtbare Neuinfectionen in der muskitoarmen Trockenzeit ebenso häufig wahrgenommen, als in der muskitoreichen Regenzeit.

Ich will hierfür nur ein Beispiel bringen: Auf der Höhe der trockenen Zeit, im Juli und August 1894, erhielten wir in Stefansort zwei Sendungen frisch angeworbener Melanesen-Arbeiter, zusammen 306 Mann, aus Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg, die zum erstenmal nach Neu-Guinea kamen. Während nun in Stefansort gerade in diesen Monaten keine besonderen meteorologischen Alterationen statthatten und infolgedessen die Malaria unter den Altgesessenen keine besondere Höhe erreichte, erkrankten die neuen Ankömmlinge sehr schnell und prompt, so dass Ende October bereits

*) In einer sehr beachtenswerthen Arbeit über „Malaria und Höhenklima in den Tropen" im Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, Jg. 1898, Band 2, Heft 1.

**) In einem Vortrag: Aerztliche Beobachtungen in den Tropen, gehalten in der Abtheilung Berlin-Charlottenburg der deutschen Colonial-Gesellschaft. Verhandl. der deutschen Colonial-Gesellschaft Berlin-Charlottenburg. 1897/98. Heft 7. S. 305.

Digitized by Google

nahezu die Hälfte aller Neuen im Hospital lag, ohne überhaupt zur Arbeit gekommen zu sein. Es erkrankten:

Im Juli	1	Mann
„ August	41	„
„ September	29	„
„ October	73	„
Zusammen:	144	Mann.

Das sind nur die Leute, welche schwerer erkrankten und in's Hospital aufgenommen wurden. Die leichten, ambulanten Fieberfälle, die zu Hause behandelt wurden, sind gar nicht mitgezählt.

Auch bei den in derselben Zeit angekommenen Europäern und Ostasiaten gab die Malaria ebenso prompt nach den vorgeschriebenen zwei bis drei Wochen ihre Visitenkarte ab. Auffallend ist mir dabei gewesen, dass die meisten der Erstlingsanfälle ziemlich leichter, milder Natur waren und erst nach der dritten oder vierten Attacke — hier im October und November — zudringlicher und heftiger wurden; es ist dies vielleicht eine Cumulationserscheinung mehrerer Infectionen.

Die übrigen Aerzte scheinen bezüglich der Neuinfection, d. h. der Erstinfection Neuangekommener ebenfalls keine Saisonunterschiede wahrgenommen zu haben; ich schliesse dies z. B. aus den Worten Dr. Dempwolffs', des Friedrich-Wilhelmshafener Arztes 1895/96*): „Die Malariainfection war an der Astrolabebai so ubiquitär, dass jeder Neuankömmling (ich erlebte hiervon nur eine, hörte von zwei weiteren Ausnahmen) bis zum 21. Tage, meist genau an diesem, seinen ersten Fieberanfall bekam."

Ich sprach vorhin von „Dauermalaria" und möchte bei der Gelegenheit betonen, dass ich fast ganz auf dem Standpunkt Dr. Schellong's, des früheren Finschhafener Arztes, stehe, der annimmt, dass in den Körper eines jeden Menschen, der sich einige Zeit in einem tropischen Malarialand aufhält, „continuirlich eine mehr oder minder grosse Anzahl von Malariaerregern, gleichgültig zunächst auf welchem Wege, hineingelangen"**). Aber auch wenn dieses continuirliche Hineingelangen unterbrochen wird, z. B. durch Entfernung aus dem Malariagebiet, bleibt der Körper noch lange durchseucht, und die in ihm schlummernden Dauerformen können unter günstigen Umständen, z. B. durch eine Erkältung oder einen Diätfehler, zu neuem Leben erwachen und neue Fieberattacken, selbst nach langer Pause hervorrufen***). Ich habe dies am eigenen Leibe erfahren und will nicht ermangeln, diese Beobachtungen, die Kohlbrugge's Erfahrungen und Ansichten in allen Punkten bestätigen, in der Hauptsache hier wiederzugeben.

Die kleinen, leichten Fieberanfälle, von tertianem, alle drei Tage, und von quotidianem, täglich sich wiederholenden Typus, an welchen ich fast während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes zu leiden gehabt hatte, und welche meine Arbeiten und Studien dort ausserordentlich beeinträchtigten, hatten mir seit October so zugesetzt, dass, soviel ich mich auch sträubte, ein grösserer Urlaub zur absoluten Nothwendigkeit geworden war. Ich trat ihn mit der Februar-„Lübeck" an — es gab für uns nur alle 6 Wochen Gelegenheit, das Schutzgebiet, und zwar mit der „Lübeck" zu verlassen, wenn nicht gerade mal die „Ysabel", der Compagnie-Dampfer, Reparaturen halber nach Sydney musste, — und ging nach Singapore. Dort traf ich meinen alten Freund Herrings, der mich einlud, mit ihm, statt nach Java oder Japan, hinüber nach Sumatra, auf seine im Redjang-Gebiet in herrlichem, frischem, fieberfreiem Höhenklima gelegenen Tabaks- und Kaffeeplantagen zu gehen, was ich

---

*) In einem Artikel: Aerztliche Erfahrungen in Neu-Guinea, im Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene 1898. Bd. II. H. 3. Drei Viertel der dort besprochenen Fälle stammen merkwürdigerweise aus den Monaten der Trockenzeit.

**) ibid. S. 169 in einem Artikel: Zur Frage des prophylactischen Chiningebrauchs in tropischen Malaria-Gegenden.

***) Dr. Plehn, der bekannte Malariaforscher, scheint ja jetzt, wie ich einem Referate in der soeben erschienenen Juni-Nummer der „Umschau" entnehme, diese Dauersporen wirklich aufgefunden zu haben, und zwar nicht gerade im Blute der Milz und des Knochenmarks, wie Kohlbrugge vermuthet.

Digitized by Google

auch that, und dabei Sumatra von Ost nach West, von Palembang bis nach Benkulen, durchquerte. Da war es nun merkwürdig zu sehen, wie das Höhenklima auf meine Fieberanfälle einwirkte. Unter dem Einfluss der Seereise hatte sich schon kurz nach dem Verlassen Neu-Guinea's der Typus derselben verändert; etwa am 1. März zwischen Surabaya und Batavia, verwandelte sich mein ein- und dreitägiges Fieber plötzlich in eine quartana, in ein viertägiges, und so blieb es während meines Aufenthalts in Singapore und während der Reise nach Palembang, das ich am 20. März erreichte. Bei dem mehrtägigen Aufenthalt hier bildete sich die regelrechte quartana plötzlich wieder zurück in die dreitägige Form, um ein paar Tage später bei der Ankunft auf der in 128 m Seehöhe gelegenen Tabaksplantage von Herrings, die wir nach einer etwas anstrengenden mehrstündigen Fusstour erreichten, wiederum die viertägige Form anzunehmen. So blieb es hier während 14 Tagen, bis nach einer, anscheinend zu besonders glücklicher Zeit eingenommenen Chinindose von $1^1/_2$ gr. alle Erscheinungen wie weggeblasen waren. Ich siedelte nun nach der 900 m hoch in herrlichem Klima gelegenen Kaffeeplantage über. So lange ich in dieser Höhe verweilte, hatte ich niemals auch nur einen einzigen Tag Fieber, obwohl ich zuletzt, mich völlig hergestellt fühlend, grosse Touren machte und eine mehrtägige, anstrengende Besteigung des Vulkans Kaba (6000 Fuss hoch) unternahm. Sowie ich aber wieder hinunter in die Küstenzone, nach Benkulen, gelangte, war auch mein getreues Fieber wieder da und zwar diesmal abwechslungshalber im eintägigen Kleide. Dies blieb so während der ganzen Seereise nach Batavia, verwandelte sich hier wieder in ein viertägiges, und verfolgte mich selbst auf die kühlen, aber nicht so hoch gelegenen Bergländer der Preanger Regentschaften, wo ich die übrige Zeit meines Urlaubs zubrachte. Ich brauche als Arzt wohl nicht hinzuzufügen, dass ich all die Zeit über geregelt Chinin gebrauchte, freilich nicht in übergrosser Menge und Häufigkeit — davon bin ich im Laufe meiner fünfzehnjährigen Tropenpraxis abgekommen —, aber nach meinem Dafürhalten zur richtigen Zeit. Da die Quartana nun eine der hartnäckigsten Fieberformen ist, und der zweimonatliche Urlaub mir fast keine nachhaltige Besserung gebracht hatte, so war ich für Europa reif und ging, anstatt nach Neu-Guinea zurück, nach Deutschland, wo ich im Juli anlangte. Auf der Heimreise und in Europa waren die Anfälle seltener geworden, aber sehr heftiger Natur, mit stundenlangen gewaltigen Initialschüttelfrösten und sehr hohen Temperaturen. Nachdem ich den letzten kurz nach meiner Ankunft zu Hause mit einer wohlgezielten Chinindosis gebrochen hatte, kam in der Folge von selbst kein weiterer Anfall mehr, und ich hatte oft lange Ruhe. Dagegen brachte mir jede grössere körperliche oder geistige Anstrengung, jede Erkältung und jeder Diätfehler unrettbar ein Recidiv, selbst nach monatelanger Pause. Da es nie meine Art war, bei jedem Intermittensanfall sofort mit Chinin auf den Patienten einzustürmen, am wenigsten auf mich selbst, und ich überdies nach dem Vorausgegangenen nicht wusste, ob das neue Recidiv quartanen, tertianen oder quotidianen Typus haben werde, so liess ich immer ein paar Anfälle ohne Chinin über mich ergehen, um die geeignete Stunde für die Chiningabe herauszufinden; denn schon in Sumatra, lange bevor man von den Malariaplasmodien und deren Sporulationseffecten etwas wusste, hatte ich grob empirisch beobachtet, dass, wenn es mir gelang, das Stadium des höchsten Chininrausches mit dem Beginn des Initialfrostes zusammenfallen zu lassen, der Anfall unterdrückt oder auf ein Minimum abgeschwächt wurde, oft sogar für immer. Als die günstigste Zeit für mich persönlich habe ich genau drei und eine halbe Stunde vor dem zu erwartenden Anfall gefunden; das ist aber individuell und je nach der Art der Darreichung des Chinins verschieden; das muss sich eigentlich jeder Mensch selbst ausprobiren. Wenn ich nur um eine Stunde zu früh oder zu spät kam, wurde der Anfall meistens gar nicht affizirt, ganz besonders im Fall des Zuspätekommens. Diese Erfahrung hat mich auch zum Feinde aller prophylactischen Chiningaben gemacht.

Ich liess also ruhig einige Anfälle über mich ergehen, ehe ich zum Chinin griff. Und da machte ich nun folgende Erfahrung: Die beiden ersten Anfälle kamen ganz regelmässig, der eine

Digitized by Google

heute, der andere am vierten Tag genau um dieselbe Stunde, fast sogar auf die Minute. Der dritte, oder manchmal auch erst der vierte kam um einige Stunden früher, anstatt des Nachmittags um 4 oder 6 Uhr, wie gewöhnlich, schon des Morgens und der nächste noch früher, so dass die quartana schon zur tertiana geworden war. So ging es weiter, immer näher rückten die Anfälle zusammen, immer mehr überstürzten sie sich, bis etwa in der dritten Woche nach dem ersten Anfall das ursprünglich viertägige Fieber sich in ein richtiges tägliches verwandelt hatte, das immer noch Neigung zum Anteponiren zeigte, so dass ich keinen Augenblick im Zweifel blieb, dass es zuletzt in eine febris continua, das heisst ein fortlaufendes, beständiges Fieber ohne Intermission ausgeartet wäre. So weit liess ich es freilich nie kommen. Mit einer einzigen richtig berechneten Chinindose von 1 Gramm war ich stets im Stande, alle diese wochenlang dauernden und zweifellos sehr schweren Anfälle wie mit der Scheere abzuschneiden — bis zur nächsten Erkältung oder zur nächsten Indigestion, denen ja der heimkehrende Tropenmann so leicht ausgesetzt ist. Den letzten Fieberanfall hatte ich am 10. Januar 1896, also ein halbes Jahr nach meiner Ankunft in Europa. Seit dieser Zeit bin ich stets verschont geblieben.

Warum konnte ich nun in Neu-Guinea selbst mich mit meiner Chininkur nicht schützen oder genesen? Weil dort eine „continuirliche" Neuinfection stattfand, die dem Blute stets neue, frische Parasiten wieder zuführte. Das war in Europa ausgeschlossen, und darum hatte ich hier mit wenigen Dosen Chinin — im Ganzen vielleicht 6—8 à 1 Gramm in dem ganzen halben Jahr — im Verhältniss zu der Schwere der Infection leichten und schnellen Erfolg. Ich kann darum den Satz Koch's nicht begreifen, den er im vorerwähnten Vortrag ausspricht, „dass Sanatorien, welche in fieberfreien Gegenden angelegt sind, in Bezug auf Malaria nicht den geringsten Vortheil gewähren". Ich sollte doch denken, dass ein Kranker, der Möglichkeit einer Neuinfection entrückt, schneller und sicherer genesen müsse, als einer, der in dieser Möglichkeit verbleibt!

Ob die Neu-Guinea-Malaria wirklich nur durch die Muskitos übertragen wird, oder ob sie, wie mein Vorgänger in Stefansort Dr. Hagge sich etwas drastisch ausdrückt*), „im Boden steckt" und durch die Luft oder ein anderes Medium übertragen wird, das ist noch nicht entschieden! Robert Koch befindet sich ja augenblicklich auf der Reise dahin, und wir wollen hoffen, dass es dem genialen Forscher gelingen möge, auch hier Klarheit zu bringen. So bestechend die Muskitotheorie auch ist, sie lässt uns noch Vieles unklar und manche Thatsachen scheinen sogar direct dagegen zu sprechen, wie z. B. die gleichmässige Neuinfection während der muskitoreichen und muskitoarmen Zeit. Dann die Massenerkrankungen der Arbeiter bei Erdarbeiten, die doch nur am Tage verrichtet werden, während, wie Koch selbst in seinem bereits erwähnten Vortrag sagt, die Malaria fast nur während der Nachtzeit infizirt. Ich wenigstens kann mir bis jetzt keine Vorstellung machen, wie die vielen Malaria-Erkrankungen infolge von Umwühlen des Bodens und nach Entwaldungen, die so mannigfältig bezeugt sind, dass ich keine Beispiele anzuführen brauche, nur durch Muskitostiche zu Stande kommen sollen. Auch solche plötzlichen Katastrophen, wie die von Finschhafen, die in eine übermässig trockene, ergo muskitoarme Zeit fällt, bleiben dadurch gänzlich unerklärt.

Ich bin kein Gegner der Muskitotheorie und zweifle nicht im Geringsten, dass durch Muskitostiche Malaria hervorgerufen werden kann, im Gegentheil, ich habe erleichtert aufgeathmet, als ich, ein alter Tropenarzt, der seit 15 Jahren gegen die Malaria zu kämpfen hatte, von Koch's Forschungen und Erfolgen erfuhr, aber ich möchte doch davor warnen, dies als den ausschliesslichen Weg anzunehmen und die ganze ungeheure Malaria allein den armen, zarten, kleinen Muskitos aufbürden zu wollen. Es ist ja nur zu menschlich, dass das blendende Neue die Geister anzieht und die Gedanken beeinflusst; hintennach kommt dann die Reaction und erst wenn auch

*) Im „ärztlichen Central-Anzeiger", September-Nummer 1898.

Digitized by Google

diese vorbei ist, schlägt sich das Bleibende und Wahre als wissenschaftliches Gold nieder. So lange mir die Muskitotheorie nicht Alles erklärt, nehme ich noch die Möglichkeit anderer Wege an, auf denen die Malariakeime von irgendwoher, sagen wir mal: aus dem Boden, in den menschlichen Körper dringen; einer dieser Wege ist vielleicht die Luft. Freilich in der Form, wie wir die Parasiten bis jetzt im Blute kennen, würden wir sie nicht in der Luft suchen dürfen; aber giebt es nicht am Ende eine andere Form? Ja, es ist sogar eine Möglichkeit vorhanden, die beiden Theorieen einander zu nähern. Ich habe selbst beobachtet, dass die Muskitos tagsüber schaarenweise auf dem feuchten, abgefallenen, faulenden Laub buschiger, schattiger Niederwälder sitzen, zwischen denen sie mit ihrem langen, nicht zurückziehbaren Saugrüssel herumstochern oder an sonstigen dunkeln, modrigen und feuchten Localitäten, die sie erst mit Einbruch der Dunkelheit verlassen. Ich führe zum Ueberfluss noch die Worte Kükenthal's an*), welcher sagt: „Wahrhaftig peinigend sind dagegen die Wolken von Muskitos, welche sich aus den fauligen Blättern des Untergrundes erheben".

Gerade wie die dortigen Landblutegel, stürzen auch sie sich und zwar am hellen Tage auf jedes vorüberpassirende Wesen, ob Mensch, ob Thier; doch erheben sie sich niemals hoch über den Boden; das Gesicht eines aufrechtgehenden Menschen bleibt meistens frei von ihnen, und ihre Anwesenheit gewahrt man nur, wenn man aus irgend welchen nothwendigen Gründen einen entblössten Theil seines Körpers dem Boden nähert; die betreffende Hautstelle ist im Nu schwarz voll Muskitos, und die stille Beschaulichkeit, der man sich vielleicht hinzugeben gedachte, wird durch den Massenangriff der brutal zustechenden Lanzenträger gründlich zerstört. Warum sollen diese Muskitos nicht im Stande sein, mit ihrem Rüssel Bacterien vom Boden direct auf den Menschen zu übertragen?

Meiner Meinung nach wäre gerade Neu-Guinea der Platz, wie kein zweiter in der Welt, um hierüber beweiskräftige Experimente anzustellen, denn hier finden wir grosse, meilenweit von Menschen und Säugethieren entblösste Strecken. Man verschaffe sich nun einmal von dorther Muskitos oder, noch besser, ihre Larven, von denen man die Gewissheit hat, dass sie nie mit Menschen in Berührung gekommen sind — und in dem menschenarmen Neu-Guinea ist dies möglich — und untersuche sie auf Plasmodien.

Es läge ferner der Gedanke nahe, zu prüfen, ob die Malaria nur auf die gehobene Korallenzone der Küste und die Alluvialebene des Meeres, der Flüsse und der Berge, — denn das Land am Fusse der Gebirgsketten, von dem Koch ausdrücklich in seinem Vortrag spricht und welches auch ich bereits längst als höchst ungesund kenne**), ist ebenfalls nur herabgeschwemmtes Alluvium — beschränkt ist.

Hypothesen aufzustellen, liegt mir fern; ich wollte nur meine Bedenken äussern und zeigen, dass auch noch andere Wege wenigstens möglich sind.

Kaiser-Wilhelmsland, das ist gar kein Zweifel, zählt zu den ersten Malarialändern der Welt. Jeder Mensch, der dahin kommt und einige Zeit da verweilt, wird vom Fieber ergriffen, der eine mehr, der andere weniger; sehr selten ist Jemand davon ausgenommen. Die Frage, ob Blonde oder Brünette widerstandsfähiger sind, muss ich unentschieden lassen; ich habe beide gleichmässig erkranken und bei beiden auch Ausnahmen gesehen. Ueber die Widerstandsfähigkeit der Eingeborenen und der fremden farbigen Arbeiter soll weiter unten gesprochen werden.

Die Neu-Guineafieber tragen glücklicherweise im Grossen und Ganzen einen ziemlich milden Character. Es sind kurze, kleine Anfälle, die sich aber häufig wiederholen. Sie können, ohne

*) Im malayischen Archipel. Eine Forschungsreise von W. Kükenthal, Professor der Zoologie in Jena. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1896.

**) Siehe meinen Bericht über die Gesundheitsverhältnisse der Astrolabe-Compagnie in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1894 Seite 27.

Auch Davidson in seiner „Hygiene and diseases of warm climates" berichtet von Vorder-Indien, dass die schwersten Malariaformen am Fuss der Berge gefunden würden (Kohlbrugge l. c. p. 13).

Digitized by Google

unheilbaren Schaden anzurichten, längere Zeit hindurch ertragen werden. Erst die langandauernde Wiederholung bringt die Gefahr. Die Leute verlieren ihre Resistenzkraft und gerathen allmählich in einen Zustand herein, den wir als Malariakachexie bezeichnen; sie werden matt, blutleer, theilnahmslos oder hochgradig nervös — eine der Hauptursachen des berühmten Tropenkollers —, sie magern ab und werden arbeitsunfähig. Ich habe in Kaiser-Wilhelmsland viel mehr solcher chronischen Malarialeider gesehen als anderswo, Nordborneo zur Zeit seiner Erschliessung ausgenommen.

In diesem Zustand wird eine andere, an und für sich kleine Krankheit verhängnissvoll, oder ein altes früheres Leiden tritt plötzlich gefahrdrohend wieder hervor.

Dieses Stadium wird je nach der Körperconstitution früher oder später, im Durchschnitt etwa nach 2—3 Jahren erreicht. Dann ist es Zeit zu gehen, wenn auch nur mit einem halbjährigen Erholungsurlaub nach einem fieberfreien Höhenklima, wo man, ohne Gefahr von Neuinfection, mit kaltblütiger Planmässigkeit den alteingesessenen Plasmodiengenerationen den Garaus machen kann.

Die Kontracte für die Beamten, dreijährig, waren nach meiner Ansicht etwas zu lang, so dass die Wenigsten im Stande waren oder Lust hatten, nach dieser Zeit neue einzugehen. Mein Ideal wären dreijährige Kontrakte gewesen mit einem eingeschobenen halbjährigen Erholungsurlaub zwischen dem zweiten und dritten Jahr.

Alle europäischen Beamten, welche in der genannten Weise erkrankten und deren Genesung im Schutzgebiet nicht zu erwarten war, wurden mit ärztlichem Attest nach Hause gesandt. Dadurch erreichten wir es, dass nicht ein einziger von den etwa vierzig Europäern, die während der Zeit meines Aufenthaltes meinem Patientenkreis angehörten, der Malaria erlegen ist, obwohl sie in dem schweren Plantagendienst sich sehr exponiren mussten. Es ist in dieser Zeit überhaupt nur ein Europäer dort gestorben, an einer Krankheit, die er sich an seinem früheren Aufenthaltsort Sumatra geholt hatte.

Ich habe mich, so viel ich vermochte, nach dem weiteren Schicksal dieser weggesandten „Neu-Guinea-Leichen", wie man mit grausamem Spott in Singapore und auf den Schiffen des norddeutschen Lloyd die heimkehrenden Neu-Guineamänner nannte, erkundigt und zu meiner Freude vernommen, dass sie alle wieder hergestellt sind. Nur ein einziger, der nicht nach Europa zurückwollte, sondern nach Sumatra ging, starb dort nach ein paar Monaten.

Die Sterblichkeit der Europäer war übrigens nicht in Stefansort allein so gering. Dr. Dempwolff hat für Friedrich-Wilhelmshafen in seiner ebenerwähnten Arbeit eine Statistik aufgemacht. Danach starben seit der Gründung der Station von 1891 bis 96 von ca. hundert Europäern, worunter etwa 25 Mann Schiffsbesatzung, acht, und etwa 20 mussten nach Europa zurückgesandt werden.

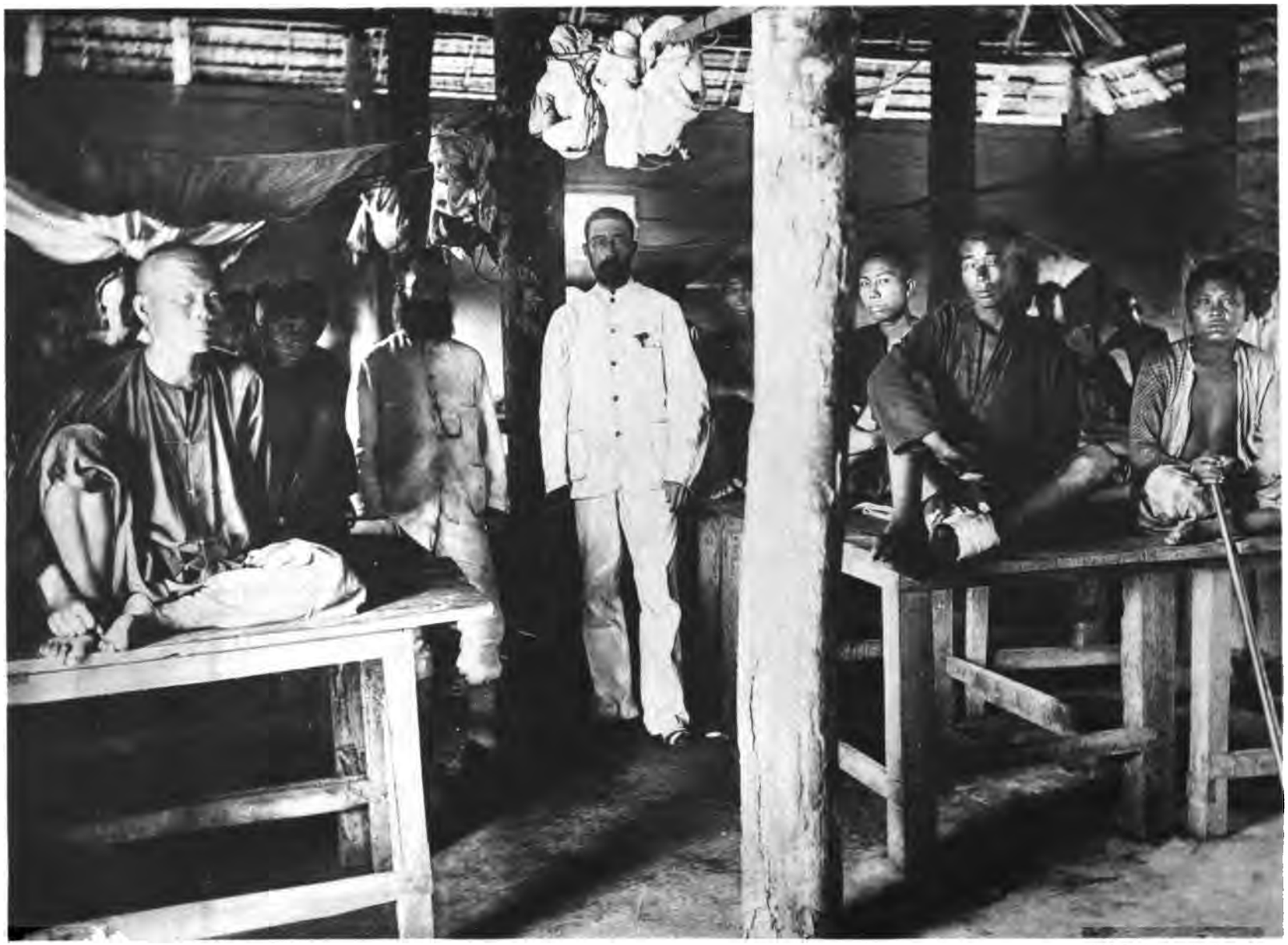
Das ist doch nicht ein so mörderisches Klima, als welches es in Europa verschrieen wurde!

Was dem Neu-Guinea-Klima seinen schlechten Ruf über das verdiente Maass hinaus verschafft hat, war einestheils das Auftreten von mancherlei Epidemieen, anderntheils eine grosse Zufuhr sehr minderwerthigen Arbeitermaterials.

Was die Epidemieen betrifft, so grassirte, wie schon berichtet, in den letzten Monaten des Jahres 1890 und den ersten von 1891 in Finschhafen eine schwere Malariaepidemie, die einzige Epidemie, welcher Europäer in Mehrzahl erlagen, und welche einigermassen an das traurige Schicksal des holländischen Forts du Bus erinnerte. In den Sommermonaten des Jahres 1893 wütheten die Pocken entsetzlich unter den Eingeborenen und Arbeitern papuanischer Rasse, und in den letzten Monaten von 1894 raffte eine Influenzaepidemie in Stefansort die Neuhannoveraner und Neumecklenburger dahin.

Namentlich die beiden erstgenannten Epidemieen erregten bei ihrem Bekanntwerden in Europa Furcht und Entsetzen und die Pessimisten und Gegner unserer Kolonieen riefen: Da habt Ihr's ja! Da ist das Cayenne, fort aus dieser Mördergrube!

Digitized by Google



B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 7. Inneres des Hospitals für Leichtkranke in Stefansort.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die so riefen, bedachten aber nicht, dass solche Epidemieen etwas Anormales sind, hervorgerufen durch irgendwelches Zusammentreffen schädlicher Factoren. Epidemieen können uns nie ein richtiges Bild von den Gesundheitsverhältnissen eines Landes liefern, und namentlich nicht eines neuerschlossenen.

Wie viel Epidemieen hatten wir schon in Europa! Man denke nur an die Hamburger Choleraepidemie, an die frühere Typhuszeit in München, an die Influenza u. s. w. Werden wir darum unsern Erdtheil ungesund nennen?

Epidemieen kommen überall vor, und ganz besonders in neugegründeten Tropenkolonieen; es sind gewissermassen die Kinderkrankheiten derselben, die mit zunehmendem Alter schwächer werden oder sich ganz verlieren. Das ist in ganz hervorragendem Grade mit der Malaria der Fall. Wo ein Tropenland in Cultur genommen wird, da flackert sie auf, und je rascher und intensiver dies geschieht, je umfangreicher die Entwaldungen sind, desto heftiger ist die Reaction. Und in Kaiser-Wilhelmsland wollte man im Sturmschritt vorwärts gehen. Aber wenn der Boden einige Zeit unter Cultur gestanden hat, wenn das Werden beendigt ist, dann ist auch die Assanirung vollzogen und die Malaria verschwindet von selbst. Man kann das bei jeder umfangreicheren und lange genug fortgesetzten Cultur mit Sicherheit voraussagen.

Ich habe oben als Beispiel einer assanirten Stadt schon Batavia genannt; dem liessen sich noch beliebig viele andere anfügen. Wie furchtbar viele Opfer forderte nicht Hongkong in der ersten Zeit seines Bestandes, sodass der Gouverneur sogar zu einer gänzlichen Aufgabe des Platzes rieth!

Als Beispiel, wie ein ganzes Land sich assanirt hat, kann ich aus eigener Anschauung die berühmte Tabakskolonie Deli auf der Ostküste Sumatra's anführen, auf deren Gesundheitsverhältnisse und Kinderkrankheiten ich noch zurückkommen werde.

Der zweite Factor, welcher in Kaiser-Wilhelmsland die Sterblichkeitsziffer so hoch hinauftrieb, war die Zufuhr äusserst minderwerthigen Arbeitermaterials en gros.

Es gibt zwei Maassregeln, vermittelst welcher man bedeutend auf den Gesundheitsstand einer werdenden Colonie einzuwirken vermag. Die eine besteht in scharfer gesundheitlicher Controle der für die Colonieen bestimmten Individuen, unerbittlich strenge Zurückweisung aller körperlich — und geistig oder moralisch — Minderwerthigen und Auslese nur der Besten. Die andere besteht in der zeitigen Zurücksendung Aller, die sich nachträglich doch als nicht widerstandsfähig genug erweisen.

Was das letztere betrifft, so ist diese Maassregel natürlich nur bis zu einem gewissen Grad anwendbar und findet ihre Grenze im Kostenpunkt. Bei den wenigen Europäern geht es zwar noch zur Noth, obwohl es schweres Geld genug kostet; aber die Massen siecher Kulis — wir hatten über 2000 Arbeiter — zurückzusenden, deren Hertransport und Engagement schon riesige Summen verschlungen, ehe sie noch das Geringste geleistet hatten, das würde alle Kräfte übersteigen, abgesehen davon, dass man in Singapore sich für das Danaërgeschenk mittelloser schwerkranker Kulis schönstens bedankt und ihre Ausschiffung strikte verweigert hätte. Die Neu-Guinea-Compagnie hat auch hier, zu ihrer Ehre sei es gesagt, ihr Möglichstes gethan und grosse Opfer gebracht.

Ja, sie hat sogar Ende 1895 den schwerwiegenden, aber radikalen und heldenmüthigen Entschluss gefasst, den ich dem damaligen Hauptadministrateur schon öfters angerathen hatte, und eine Reduktion des Betriebes vorgenommen, die chronisch und unheilbar Kranken in die Heimath zurückgesandt und keine grösseren Trupps neuer Kulis mehr eingeführt. „Da die Natur sich nicht fügt, heisst es sich selbst fügen." (Bericht der Generalversammlung der Neu-Guinea-Compagnie vom 28. November 1895.) Dadurch wurde erreicht, dass die Sterblichkeit 1896/97 auf ein Drittel der früheren, nämlich etwa 7—8 % zurückging.

Bezüglich der gesundheitlichen Controle und Zurückweisung der körperlich Minderwerthigen bestand schon von Anfang an für die europäischen Beamten eine solche, indem alle für den Dienst bei der Neu-Guinea-Compagnie sich Meldenden ärztlich untersucht und begutachtet werden mussten.

Digitized by Google

Aber für die Masse der farbigen Arbeiter, die wir zum Plantagenbau benöthigten, für die Chinesen, Javanen, die Vorderindier, für die Leute aus dem Bismarck- und Salomonsarchipel, da war dieselbe entweder sehr ungenügend oder sie fehlte ganz.

Die Neu-Guinea-Compagnie trifft hierbei keine Schuld; die that, was sie konnte, und ich kann nur wieder mit vollstem Lob anerkennen, dass ich von Seiten der Leitung in Berlin stets bereitwilligstes Eingehen auf meine Vorschläge fand. Nicht immer dasselbe kann ich von der Hauptadministration draussen in Stefansort behaupten und ich kann nur auf's Allerdringendste befürworten, dass dem Arzt in den Colonieen in allen sanitären Maassregeln nicht nur eine berathende, sondern eine beschliessende Stimme eingeräumt werde.

Die Javanen und Chinesen, welche unsere Agenten in Java und Singapore für uns anwarben, wurden zwar nominell ebenfalls ärztlich untersucht, aber zweifellos ungenügend und ohne Kenntniss des Neu-Guinea-Klimas. Ferner sind die chinesischen Brookers, welche die Anwerbung vermittelten, so geriebene und schlaue Bursche, dass sie auf dem Weg vom Arzt zum Schiff allerhand elendes, schwächliches Gesindel einschmuggeln und vertauschen; ich habe ja oben (S. 3) schon erzählt, wie sich vor meinen leiblichen Augen im Handumdrehen ein Kuli, den der Arzt als kräftigen, starken Feldarbeiter in die Liste eingetragen hatte, in ein uraltes, mageres, schwaches Männchen mit lahmem Arm verwandelte.

Ich will nur ein kleines Beispiel geben von dem Sammelsurium, welches die beiden „Arbeiter"-Sendungen vom November 1893 und April 1894, zusammen 141 Mann, sämmtlich Chinesen, uns anbrachten.

Ueber zwei Drittel aller Leute hatte eingestandenermaassen noch nie eine Hacke in der Hand gehabt und überhaupt keine Ahnung vom Feldbau, denn die meisten der uns zugesandten chinesischen Kuli's gehörten Stämmen an, die man in Sumatra nicht gerne als Feldarbeiter nimmt. Das sind die sogenannten Keh's, die Makau's und die Hokiën's, welche fast nur aus Handwerkern oder Kaufleuten bestehen, während die Cheü-chu's und die Heilok-hong's vorzugsweise Ackerbauer und darum auch die gesuchteren sind. Ich habe hier noch den Rapport über die Leute, welchen ich damals aufgenommen habe.

Unter den 141 Leuten befanden sich:

4 Köche, 5 Schuster, 10 fliegende Händler, 1 Professionsspieler, 1 Anstreicher, 2 Metzger, 1 Blasbalgzieher, 1 Matrose, 1 Seiler, 5 Barbiere, 2 Korbflechter, 4 Zimmerleute, 33 Reisstampfer (eine der ungesundesten Beschäftigungen), 5 Jinrikshazieher (also menschliche Droschkenpferde; diese Leute gehen ebenfalls schnell zu Grunde), 1 Theehändler, 1 Hospitalaufseher, 1 Schweinezüchter, 1 Thunichtgut, d. h. ein Kind reicher Eltern, das überhaupt noch nie gearbeitet hatte, 1 Kohlenzieher, 1 Wasserträger, 6 Zinnminenarbeiter, die alle miteinander an Beriberi leiden, 5 Kahnführer, 6 Gepäckträger, 2 Erdarbeiter, 5 Gärtner, 13 Reispflanzer, 1 Theepflanzer, 1 Kaffee- und 4 Gambirpflanzer, 2 Kartoffelbauern und endlich — 15 Tabakspflanzer!

Mit diesem Material sollten wir hier in Neu-Guinea den schwerste Feldarbeit erfordernden Tabaksbau treiben!

Das ist aber noch nicht Alles. Wenn nur die Leute wenigstens robust und stark gewesen wären! Ein robuster Schuster und Kesselflicker kann mit der Zeit immer noch ein erträglicher Feldarbeiter werden. Aber was wir erhielten, wenigstens im Anfang, das war ein ganz elendes, heruntergekommenes anämisches Gesindel, der opiumentnervte Abschaum, der thatsächlich in den Strassen von Singapore aufgelesen war, und sonst kein anderes Unterkommen finden konnte. Ich weiss es ganz gewiss, dass man auf den Tabaksplantagen Sumatra's sich für ein solches Kulimaterial schönstens bedankt hätte. Eingestandenermaassen die ganze Hälfte derselben und nicht eingestandenermaassen die andere Hälfte, waren eingefleischte Opiumraucher. Und diese sind von

Digitized by Google

Allen die wenigst Widerstandsfähigen gegen Krankheiten und werden am schnellsten und promptesten dahingerafft. Von 85 Mann, die zugleich mit mir im Schutzgebiet ankamen, starben in den ersten drei Monaten bereits 32. Und 29 von diesen 32 Gestorbenen waren von mir schon bei der Ankunft als Todeskandidaten bezeichnet worden; so genau ist man bei einiger Erfahrung im Stande, die Leute zu taxiren.

Auch die Javanensendungen, welche wir zur Zeit meiner Anwesenheit erhielten, waren ungeschickt ausgewählt, denn sie bestanden ausser einer Reihe batavia'scher Herumlungerer, von denen nahezu dasselbe gilt, was ich von den Singapore-Kulis gesagt habe, durchweg aus Leuten von Buitenzorg und den Preanger Regentschaften, also aus Bewohnern fieberfreier kühler Bergländer, die darum für unsere feuchtheisse Küstenebene absolut ungeeignet und ebenfalls einer gründlichen Durchsiebung und Auslese seitens der Malaria unterworfen waren. Ich konnte wiederum nur dringend empfehlen, vom Bezug weiteren derartigen Materials abzusehen und dagegen zu trachten, wirkliche tüchtige Landleute aus den heissen Tiefebenen Mittel- und Ostjava's zu erhalten, die sich zweifellos besser bewähren mussten.

Im Uebrigen haben sich von allen fremden Völkern die Javanen und Malayen gesundheitlich am besten gehalten. Einfuhr javanischer Kuli's kann darum nur empfohlen werden. Die Hauptkrankheit derselben war bezeichnenderweise Beriberi, eine mit aus der Heimath gebrachte Infection.

Die Chinesen, soweit sie gesund, robust und an Feldarbeit gewöhnt waren, hielten sich ebenfalls gut; ihre Hauptkrankheit war Malaria, während die Melanesen wieder mehr durch Influenza und Dysenterie dahingerafft wurden.

Nicht gut hielten sich die vorderindischen Tamil's (Kling's) und die Manila-Leute, mit deren Einführung wir schlechte Erfahrungen machten; diese beiden Völkerschaften wurden sehr prompt und schnell dahingerafft.

Ob sich der japanische Kuli besser halten würde, muss ich bezweifeln; auf alle Fälle sollte man bei vorkommender Gelegenheit nur Leute aus den südlichen, wärmeren Theilen Japans engagiren und niemals Bewohner der Berggegenden.

Nachfolgende Aufstellung mag zeigen, wie für alle Schwächlinge und Kachectiker die ersten Monate die gefährlichsten sind, und wie prompt dieselben dahingerafft werden.

Von den obigen im November 1893 angekommenen Leuten starben:

Im December	14
„ Januar	11
„ Februar	7
„ März	1
„ April	—
Summa	33 Leute.

Auch eine „natürliche Auslese" und ein „Ueberleben des Passendsten"!

Nur 7 dieser Kulis erlagen der Malaria direct, 20 dagegen den Wirkungen und Folgen des Opiumrauchens. Kann es uns angesichts dieser Thatsachen wundern, dass die Sterblichkeit der Arbeiter 25 % betrug?

Dieser Umstand war es hauptsächtlich, der mich veranlasste, zu sagen, dass die Kranken- und Sterbeziffer ungebührlich hoch hinaufgetrieben worden sei, und dass weniger die klimatischen Verhältnisse Kaiser-Wilhelmslands, als die ausserordentlich minderwerthige Beschaffenheit unseres Arbeitermaterials die Schuld hieran trugen!

Nachdem wir, durch obige Erfahrung gewitzigt, unweigerlich die ungeeignetsten der Leute sofort zurückgesandt und energisch reklamirt hatten, erhielten wir bessere Kulis und dadurch auch bessere Resultate:

Digitized by Google

Von 78 Mann, die im Januar 1894 ankamen, starben in den nächsten vier Monaten nur noch 4.

Meine Leser haben sich vielleicht schon verwundert gefragt: Wozu denn so viele Völker? Warum denn Chinesen und Javanen und Indier? Haben wir nicht die Eingeborenen des Landes selbst dort, die Papua's, die gewiss gesundheitlich viel besser daran sind, als die Fremden? Könnten wir denn die nicht heranziehen zur Arbeit?

Gewiss können wir das, und wir thun es auch selbstverständlich im ausgiebigsten Grade, wo es nur angeht, denn der einheimische Arbeiter kommt uns ja zehnmal billiger zu stehen als der fremde.

Aber die Hauptkultur in Kaiser-Wilhelmsland war bisher der Tabak, und der feine, theure Deckblatttabak, der allein sich lohnt, ist eine ausserordentlich heikle und empfindliche Pflanze, die nur der geborene Gärtner, der Chinese, richtig aufzuziehen und zu behandeln versteht. Ohne Chinesen giebt es keine lohnende Tabakskultur im Osten.

Diese Kultur bedingt aber ausserordentlich viele und umfangreiche Scheunenbauten, und diese versteht nun weder der Chinese noch der Papua herzustellen, sondern nur der Malaye resp. Javane.

Erdarbeiter, Ochsenkarrenführer und Viehwärter sind hingegen die vorderindischen Tamil's.

So hängt Eins am Andern, und das Alles muss man sorgfältig beachten, wenn man billig und mit gutem Resultat arbeiten will.

Unsere einheimischen Papua's, die durchaus nicht immun gegen Malaria sind, sondern ebenfalls, und oft recht schwer, daran zu leiden haben, können wir einstweilen nur zum Waldschlagen, Holzschleppen und den gröberen Erdarbeiten verwenden. Zweifellos werden wir sie mit der Zeit noch besser heranziehen und sie bei der weniger anspruchsvollen Cultur von Cocosnuss, von Baumwolle, Kaffee, Zuckerrohr u. s. w. trefflich verwenden können, so dass wir uns allmählich unabhängig von den fremden Arbeitern machen, wozu ja die Neu-Guinea-Compagnie jetzt energisch die Initiative ergriffen zu haben scheint.

Vor Allem ist ein papuanischer Stamm unserer besonderen Aufmerksamkeit werth; das sind die sogenannten Jabim's, die Bewohner der östlichen Maclay-Küste in der Gegend der früheren Station Finschhafen. Diese gehören mit zu den intelligentesten Völkern des ganzen Papuastammes. Sie sind arbeitslustig, kräftig, fassen leicht, sind bei guter Behandlung immer heiter und willig und, was für uns die Hauptsache ist, sie sind die gesundesten von Allen. Ihre unverwüstliche Gesundheit schreibe ich vornehmlich der Ursache zu, dass sie sozusagen Landeskinder und darum gewissermaassen mehr immunisirt gegen die Tücken des continentalen Klimas sind, als die andern Stämme, die wir von den Inseln her beziehen.

Sie könnten das Arbeitermaterial der Zukunft bilden, aber leider stehen sie auf dem Aussterbeetat. Sie zählen nur nach Tausenden, und seit Jahren schon überwiegen bei ihnen die Sterbefälle die Geburten.

Die Eingeborenen in unserer nächsten Nähe, die Bewohner der Astrolabe-Ebene, sind nicht zur Plantagenarbeit zu haben; sie ignoriren uns völlig. Sie meiden uns gerade nicht, aber sie haben auch bis jetzt kein Bedürfniss zur Annäherung. Das ist jedoch nur eine Frage der Zeit, und die Thatsache, dass die Bevölkerung von Bogadjim in den letzten Jahren durch Zuzug bedeutend gegen früher angewachsen, ist von guter Vorbedeutung.

Mit den wenigen Jabim's konnten wir unsern Bedarf, der sich auch nach der Reduction des Plantagenbetriebes noch immer auf fast 1000 Mann beläuft, nicht decken.

Da bot sich nun das uralte Arbeiterreservoir der Südsee, welches ich vorhin schon einmal erwähnte, der Bismarck- und der Salomonsarchipel. In den Bewohnern der Insel Neupommern, und ganz besonders denen der Gazellehalbinsel, haben wir ein Volk, welches sich fast in jeder Beziehung den Jabim's an die Seite stellen kann. Sie sind intelligent, stark und gesund. Manche von meinen Lesern haben sich vielleicht auf der letzten Colonialausstellung in Berlin persönlich von den guten

Digitized by Google

Eigenschaften dieser Leute überzeugen können. Es waren 8 Mann dort und sie sind wegen ihrer Intelligenz und Disciplin die Lieblinge des Publikums geworden.

Auch die sogenannten Bukaleute, die Bewohner der nördlichsten Insel des Salomonsarchipels, wenn auch ein bischen wild und menschenfresserisch von Gemüth, sind ein sehr brauchbares Material.

Als gänzlich ungenügend muss ich jedoch die Leute von den Inseln Neu-Mecklenburg (speziell der Nordküste) und Neu-Hannover bezeichnen. Sie können dem Kaiser-Wilhelmslandklima am wenigsten Widerstand entgegensetzen, haben sehr viel von der Malaria zu leiden, magern oft auf eine entsetzliche Weise ab, siechen dahin, und wenn man sie nicht bald zurücksendet, gehen sie häufig an irgend einer, oft ganz geringfügigen Krankheit zu Grunde.

So hat unter ihnen die Influenza in den Monaten October bis Dezember 1894 geradezu schauerlich gehaust, und von mehreren hundert Mann über zwei Drittel dahingerafft. Es waren dies aber auch ganz ausgesucht minderwerthige Leute, von denen ich etwa ein Drittel gleich bei der Ankunftsmusterung schon refüsiren wollte, ohne damit durchzudringen.

Das Anwerben von Arbeitern auf Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover kann ich für die Plantagen auf Kaiser-Wilhelmsland nur befürworten, wenn ein Arzt die Anwerbeschiffe begleitet.

Eine vom Landeshauptmann aufgenommene Statistik*) über die Sterblichkeitsverhältnisse unter den eingeführten melanesischen Arbeitern zeigt ein ähnliches Resultat. Er schreibt: „Die Untersuchung . . . . ergab, dass die Eingeborenen der grösseren Inseln dem Klima von Kaiser-Wilhelmsland besser widerstehen, als Arbeiter von solchen Gruppen, deren Klima einen oceanischen Charakter hat oder sich demselben nähert. So erliegt der Arbeiter von Neuhannover gesundheitlich in Kaiser-Wilhelmsland leichter als derjenige von Neu-Mecklenburg, er ist in dieser Richtung aber noch besser gestellt, als die Einwohner isolirter Ausseninseln, wie zahlreiche Erfahrungen mit den Arbeitern aus Wattom-Insel (Man Island) Gerrit Denys, S. Antonio, S. Francisco, Nissan etc. gelehrt haben. Ja es scheint, als ob dieses Gesetz sich noch weiter verfolgen lasse, so zwar, dass bezüglich der von den grösseren Inseln herstammenden Eingeborenen solche von der Leeseite grössere Widerstandsfähigkeit besitzen, als diejenigen von der Luvseite, wie z. B. ein Vergleich der auf der Ostküste Bougainville's angeworbenen Arbeiter mit denen von Buka, woselbst eigentlich nur die Westseite bevölkert ist, ergiebt. Freilich sprechen hier auch noch andere Umstände mit, wie die Unfähigkeit der Buschleute, sich in fremde Verhältnisse zu schicken. Fraglos hält sich der aus dem Süden von Kaiser-Wilhelmsland stammende Arbeiter, weil der continentalen Verhältnisse gewohnt, weitaus am besten auf den Unternehmungen in der Astrolabe-Ebene und es wird sich erst noch zu erweisen haben, ob die von den Inseln des Berlin- und Dallmannhafen zu gewinnenden Leute insoweit gleichartig sein werden."

Einen recht ungünstigen Einfluss übte auf viele dieser Leute die veränderte Lebensweise, der Uebergang von der Taro- (Caladiumknollen-) Nahrung, die im Schutzgebiete ausschliesslich herrscht, zur Reisnahrung. Man hatte bei Gründung der Stationen den Fehler begangen, keine Nahrungsmittelplantagen anzulegen: Reis war ja viel einfacher und leichter zu beschaffen, und so sahen sich die neuen melanesischen Ankömmlinge, die all ihrer Lebtage nur von Taro sich genährt hatten, ausschliesslich auf jenen angewiesen. Robuste Naturen vertrugen den Uebergang ja leicht, aber alle Schwächlinge, insbesondere die mit empfindlichem Verdauungsapparat ausgerüsteten, hatten sehr darunter zu leiden.

Es war auffallend, wie wenig Verständniss ich anfangs in dieser Frage bei der sonst so klar denkenden und scharf combinirenden Hauptadministration fand, und darum setze ich diese Beobachtung hieher, weil sie vielleicht an einem anderen Orte, wo ähnliche Verhältnisse herrschen, von Nutzen sein kann. „Was wollen Sie denn, Doctor?" ward mir stets erwidert, „Reis ist doch das Haupt-

*) In den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1894 S. 25.

Digitized by Google

nahrungsmittel der Tropen, von dem sich die grössere Hälfte der Menschheit ernährt!" Man übersah völlig, dass die Zeit, wo die neuen Ankömmlinge schon schwer genug mit ihrer Acclimatisation zu thun hatten, die denkbar schlechtest gewählte für einen Nahrungswechsel war, und dass es erste Bedingung für die Gesundheit einer Tropenkolonie ist, dem Arbeiter die Nahrung zu verschaffen, an die er von Kind auf gewöhnt ist.

Taro wächst ja langsam, das will ich zugeben, und die Pflanze muss, um die Wurzelknollen zu erhalten, ausgerissen, vernichtet, also auch jedesmal neu angepflanzt werden; bei den Eingeborenen an der Astrolabebai ist die Taroernte jährlich nur einmal. Man hätte also, um das Bedürfniss für so viele hundert Menschen fortlaufend zu befriedigen, grosse Taroplantagen beständig unterhalten müssen. Das war nicht geschehen und konnte auch so schnell nicht nachgeholt werden. Es wurde darum der Ausweg gefunden, dass man die reichlich und schnell tragenden Bataten und Tapioka, die wenig Pflege bedürfen, in grösserem Maassstabe anbaute. Ich habe aber niemals die Knollen der letzteren Gewächse für der Taroknolle gleichwerthig erachten können, deren Geschmack einer herrlichen mehligen Kartoffel gleichkommt, und einen hohen Nährwerth besitzt. Immerhin waren sie ein guter Ersatz.

Ausser der Malaria war es eine andere Infectionskrankheit, welche noch sehr viele Opfer forderte, nämlich die Influenza. Dieser unglückselige Gast ist ja leider auch in Europa zur Genüge bekannt und hat hier fast gerade so viel Sterblichkeit verursacht, wie in Neu-Guinea. Ich brauche mich also hierbei nicht weiter aufzuhalten, und will nur bemerken, dass sie, soweit die von der Neu-Guinea-Compagnie publicirten Gesundheitsberichte dies erkennen lassen, im Jahre 1889 zum ersten Mal auffällig wird; doch scheint sie auch früher schon beobachtet worden zu sein, wie man aus einer Notiz über den Gesundheitszustand in Constantinhafen (Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland II. H. 1890, S. 87) schliessen kann: „Erkältung oder Influenza, die in früheren Jahren zuweilen sehr stark auftrat, nur in 2 Fällen Ende April 1890 beobachtet."

Sie kehrte von da ab jedes Jahr wieder, doch ist sie anscheinend nicht direkt an eine der beiden Hauptwindrichtungen gebunden, wenn sie auch zur Zeit des NW.-Monsuns am heftigsten und stärksten auftritt; denn wir finden in den Gesundheitsberichten grössere und kleinere Influenzaepidemieen zu allen Jahreszeiten. Ich hatte, durch die verhältnissmässig günstigen Erfahrungen in Sumatra verleitet, wo ich 1890 im März den Einbruch der Influenza bis auf die einschleppenden Personen herab beobachtet hatte, die Gefährlichkeit dieser Seuche unterschätzt, wurde aber durch die oben beschriebene Epidemie leider bald eines Besseren belehrt. Schwere Lungen- und Rippenfellentzündungen im Gefolge eines Anfalls sah ich öfters.

Die Melanesen aus dem Archipel sowohl als die Jabim's vom Festlande erkrankten nahezu sämmtlich; aber nur die ersteren starben in grosser Zahl infolge ihrer körperlichen Minderwerthigkeit, während die Sache bei den Jabim's mit ein paar Tagen Husten und Schnupfen abgethan war. Die Chinesen und Javanen, sowie die Europäer wurden gar nicht berührt.

Die Pocken, welche in der trockenen Zeit 1893 durch ein krankes Javanenkind von Java oder Singapore eingeschleppt wurden, aber höchst wahrscheinlich schon in früheren Jahren ab und zu die Eingeborenen dezimirten, hatten kurz vor meiner Ankunft unter den melanesischen Arbeitern und den Eingeborenen fürchterlich gehaust; den Berichten nach waren nicht blos ganze Häuser, sondern ganze Dörfer ausgestorben. Ich kam gerade recht, um ein letztes Aufflackern dieser Epidemie noch mitzuerleben. Eine meiner ersten ärztlichen Handlungen war, mit der von Buitenzorg aus dem Vaccine-Institut mitgebrachten Lymphe, mit der wir uns auf dem Schiff schon hatten impfen lassen, unsere sämmtlichen melanesischen Arbeiter, soweit sie von den Pocken noch nicht befallen waren, zu impfen. Die von dem Vaccine-Institut fortan regelmässig mit jedem Dampfer gelieferte Lymphe

Digitized by Google

war vorzüglich und überstand den langen Transport, in Eis gekühlt, ausgezeichnet; ich hatte kaum 5% Fehlimpfungen.

Die Güte der Lymphe dieses Instituts, welches ein wahrer Segen für den Osten ist, hatte ich schon vorher jahrelang in Deli erprobt, doch mit mehr Fehlimpfungen als hier.

Die Melanesen reagirten ungemein viel heftiger und prompter als die Malayen oder Chinesen, welche, seit vielen Generationen schon von den Pocken heimgesucht, sozusagen bereits halb immunisirt sind. Ich ziehe daraus den Schluss, dass die Pocken unter den Melanesen erst seit kürzerer Zeit auftraten.

Eine Menge Leute bekam Pusteln von ungeheurer Ausdehnung; handtellergrosse Zerstörung der Haut war keine Seltenheit. Mit hiezu beigetragen haben mag freilich der Umstand, dass ich sehr häufig genöthigt war, meine Lymphe in einer Haut zu deponiren, die einer borkigen Baumrinde ähnlicher sah, als einer menschlichen Epidermis; denn die meisten unserer Arbeiter waren über und über bedeckt von der „Kaskas" genannten Hautkrankheit, welche den Eindruck machte, als habe sich bei ihr Herpes, Ichthyosis und Krätze zu einem lieblichen Ensemble vereinigt, so dass mir zum Impfen kein geeignetes freies Hautstückchen zur Verfügung stand.

Interessant war es, das Gebahren der Leute bei der für sie total unverständlichen Manipulation zu beobachten. Dass ein Act unerhörter Zauberei mit ihnen vorgenommen werde, das stand bei Allen bombenfest, und der Mensch, der zur Hinrichtung geführt wird, kann nicht schlotteriger und erbärmlicher aussehen, als diese armen Menschenkinder, wenn die Reihe an sie kam. Die Prozedur ward mit angstvollem Augenrollen verfolgt und das leichte unfühlbare Ritzen mit der Impflanzette — manchmal freilich musste man die borkige Kaskashaut etwas stärker behandeln — mit erschrecktem Zusammenzucken des ganzen Körpers, mit jämmerlichem Geschrei und Thränen beantwortet. Diese Feinfühligkeit machte bei den erwachsenen bärtigen Kerlen mit dem wilden, groben Menschenfressergesicht einen um so lächerlicheren Eindruck.

Durch die regelmässig bei allen Neuangekommenen durchgeführte Impfung, nach der ich wohl noch ab und zu Varicellen, aber nie mehr echte Pocken habe auftreten sehen, ist dieser Seuche die Spitze abgebrochen, und sie bringt höchstens noch den der Impfung entrückten Eingeborenen Gefahr. Auch diese beginnen aber schon den Nutzen der Schutzimpfung zu begreifen, wie die auf Siar und der Gazellehalbinsel vorgenommenen Impfungen beweisen.

Eine weitere Infectionskrankheit, welche viele Opfer forderte, aber nicht mehr, wie in anderen Tropencolonieen auch, war die Dysenterie. Ungefähr der zehnte Mann wurde von ihr befallen, auch bei den Europäern. Kräftige Naturen genasen, die Schwächlinge aber erlagen fast sämmtlich.

Zu einer ausgebildeten Epidemie hat sie sich zu meiner Zeit nicht entwickelt, dagegen hatte ich das ganze Jahr über in wechselnder Zahl derartig Erkrankte in einem eigens erbauten Dysenteriehospital. Die Krankheit war ebenfalls nicht von der Jahreszeit bedingt, trat aber sichtlich gern in den Uebergangsmonaten auf.

Im Bismarck-Archipel, wo dieselbe viel heftiger und in grossen Epidemieen aufzutreten scheint, hat Dr. Danneil Aehnliches beobachtet*), indem ihr Hauptauftreten auf der engern Station Herbertshöhe zwei Jahre hintereinander in den April fiel, und gegen Ende des Berichtsjahres in furchtbarer Weise in den Dörfern der Eingeborenen im Hinterland wüthete.

April, Mai und September bis November, das sind auch die Monate, welche an der Astrolabebai und in Hatzfeldthafen am häufigsten Dysenterieerkrankungen, oft in epidemischer Form, brachten**).

Als erfolgreichste Behandlung dieses vielgefürchteten Würgers, dessen Ursache heute noch nicht genügend bekannt ist, hat sich mir stets am Besten erwiesen: In den ersten beiden Tagen milde Laxantien (Ricinus, Calomel) um den Darm zu entleeren, eventuell auch Einläufe von sehr

*) Siehe seine Berichte in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland, 1897 Seite 39 und 1898 Seite 35.

**) ibid. 1890. I. Heft Seite 87 und II. Heft Seite 88.

Digitized by Google

verdünnten Sublimatlösungen. Sodann Morphiumbehandlung per os bei absoluter Bettruhe — diese stelle ich obenan! — durch Wochen hindurch, sofern natürlich keine Contraindication besteht. Opium ist absolut zu verwerfen und das emetinfreie Ipecacuanha, sowie Wismuthpräparate haben mir keine erweislichen Dienste geleistet. Ich selbst habe sechs Jahre hindurch an sogenannter chronischer Dysenterie mit geringen Unterbrechungen gelitten, war zweimal dieserhalb in Europa und machte nahezu alle bekannten Kuren durch, zuletzt selbst inländische bei verschiedenen javanischen „moeders", wobei ich nahezu einen Viertelcentner von dem hochberühmten javanischen „obat seriawan" schluckte — ohne jeglichen Erfolg.

Einmal überraschte mich sogar des Nachts eine profuse Darmblutung infolge eines durch die tiefgehenden Geschwüre arrodirten Blutgefässes, wobei ich mindestens 1½ Liter dunklen, eingedickten Blutes verlor. Hilfe war keine in der Nähe, da ich ganz allein und isolirt wohnte, und ich selbst war unfähig, irgend etwas zu thun. So gab ich mich verloren und schleppte mich mit Aufbietung meiner letzten Kräfte zum Schreibtisch, um ein paar Zeilen als Testament niederzuschreiben. Dann kroch ich ins Bett zurück in der sicheren Erwartung des nahenden Todes durch Verblutung. Anstatt dessen aber erwachte ich Morgens verhältnissmässig wohl und munter, nur ein bischen sehr schwach. Die Blutung war von selbst gestanden.

Klimawechsel über See sowohl wie schliesslich nach den Bergen, Repatriirung nach Europa und Aufenthalt daselbst während zweier Jahre hatte nicht den mindesten Einfluss auf die Krankheit, nur dass meine Kräfte und das Allgemeinbefinden sich etwas hoben. In meiner Verzweiflung beschloss ich wieder nach Indien (Sumatra) zurückzugehen und siehe da! sofort nach der Ankunft in meiner zweiten Heimath Deli war die ganze Krankheit ohne Medicamente wie weggeblasen und blieb es drei Jahre hindurch. In Neu-Guinea bekam ich im April 1894 einen neuen Anfall, der mit foudroyanten Erscheinungen (hohes Fieber, Erbrechen, Tenesmus etc.) urplötzlich mitten in der Nacht ohne irgend welche Vorläufer einsetzte. Man sieht, ich kann aus Erfahrung sprechen. Bei diesem Anfall war es, wo ich den Segen der Morphiumbehandlung an mir selbst erprobte. Nicht nur, dass der Darm dadurch so milde und angenehm, möchte ich sagen, ruhig gestellt wird, ohne Verstopfung zu verursachen, die stets üble Folgen hat, auch nach der geistigen Seite hin erstrecken sich die guten Wirkungen, was ich nicht hoch genug veranschlagen kann. Die ungemeine psychische Aufregung, die Angst, das entsetzlich deprimirende Nachgrübeln über den eigenen Zustand, und vor Allem die qualvoll schreckliche, die letzten Lebenskräfte aufzehrende Schlaflosigkeit werden dadurch gebannt und die Genesung auf die denkbar wirksamste Weise angebahnt. Bezüglich der Nahrung braucht man nicht halb so ängstlich zu sein, als es gewöhnlich geschieht, da Magen und Dünndarm meistens intact sind. Nur der Dickdarm, das Colon, ist affizirt und zwar anfangs, wie Plehn*) ganz richtig angiebt, in seiner ganzen Ausdehnung. Die empfindlichste Stelle war bei mir wie bei den meisten meiner Patienten stets der Anfangstheil des aufsteigenden Astes, und die Krankheit lokalisirte sich erst später im absteigenden. Was ein Kranker am besten verträgt, muss individuell ausprobirt werden. Vor allem muss die Nahrung kräftig sein und genügend; einen so schwer kranken Körper auch noch unpassend oder ungenügend ernähren, heisst sein Ende beschleunigen. Habe ich doch in Indien gesehen, wie man Dysenteriekranke wochenlang mit zerkochten Reissuppen vulgo: bubor, oder gar nur Reiswasser ernährte und sie dadurch an den Rand des Grabes brachte!

Beachtenswerth ist, dass ich mir meine Dysenterie in Sumatra beidemale auf dem Plateau von Toba holte. Sobald ich von meinen beiden Expeditionen dorthin, die mich wochenlang in ein kühles Bergklima in ca. 4000 Fuss Höhe führten, an die feuchtheisse Küste zurückkam, schloss sich jedesmal prompt eine Dysenterie an. Das Vorkommen von Dysenterie und „hill-diarrhoe" auf den

*) Die Dysenterie in Kamerun. Von Dr. A. Plehn. Im Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene 1898 B. II. H. 3.

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 8. Ein beriberikranker chinesischer Kuli.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bergen im malayischen Archipel und in Englisch-Indien ist ja bekannt, und Reconvalescenten, die in Bezug auf die Eingeweide nicht ganz kapitelfest sind, schickt man in Java nicht gern in ein Höhenklima, aus Furcht vor „buikziekte", aber es erscheint mir merkwürdig, dass meine Dysenterie beidemale erst ausbrach, nachdem ich wieder an die Küste zurückgekehrt war.

Cholera, dieser schlimme Gast, ist in unserm Gebiete gottlob ein Fremdling und es besteht auch meines Erachtens wenig Aussicht für die Einschleppung bei nur einigermassen vorsichtiger Handhabung des Quarantäne-Dienstes. Denn Kaiser-Wilhelmsland liegt zu fern, die Seereise dauert viel zu lange*), 12 Tage, und der Verkehr ist nur minimal. Dass aber eine Einschleppung doch möglich ist, sehen wir aus einer kleinen Epidemie, die im November 1890 in Hatzfeldhafen ausbrach**) und von Surabaya oder Singapore aus eingeschleppt war. Sie hatte schon auf dem Schiff einige Opfer gefordert und brach einige Tage nach Ankunft desselben in Hatzfeldthafen wieder aus. Doch gelang es, ihr Mitte Dezember ein Ziel zu setzen, nachdem sie 28 Opfer unter den farbigen Arbeitern dahingerafft hatte.

Auch die entsetzliche, heimtückische Beriberi-Krankheit kann man in Kaiser-Wilhelmsland einen Fremdling nennen, da sie unter den Eingeborenen unbekannt ist oder zu meiner Zeit wenigstens war. Sie befiel fast ausschliesslich Chinesen und Javanen, wie aus folgender Aufstellung hervorgeht: In der Zeit vom 1. November 1893 bis zum 1. November 1894 erkrankten etwa 245 Mann an Beriberi; davon waren 110 Mann Chinesen, 110 Javanen und nur 25 Melanesen, in Prozenten des durchschnittlichen Arbeiterbestandes ausgedrückt: Javanen 25 %, Chinesen 13 %, Melanesen 2 %. Von den Chinesen und Javanen hatten die meisten schon in ihrer Heimath, resp. ihren früheren Aufenthaltsorten an der Krankheit gelitten und waren zum grossen Theil desswegen von ihren ehemaligen Arbeitgebern, denen die Gefahr der ewigen Recidive dieser Krankheit wohl bekannt ist, entlassen worden. Die niederländisch-indische Armee z. B. nimmt Niemand als Soldat an, der einmal an Beriberi gelitten hat, und solchen, die wegen dieser Krankheit entlassen werden, drückt man da, gerade wo der Rücken bereits halb seinen anständigen Namen verloren hat, über der Analkerbe, einen unverlöschlichen blauen Stempel auf, anscheinend vermittelst eines Schröpfkopfs, in dessen Schnittchen irgend ein Farbstoff eingerieben wird, um zu verhüten, dass solche Leute unter Verleugnung ihrer Antecedentien sich an einem andern Ort wieder zur Aufnahme in die Armee melden.

Wir erhielten in Kaiser-Wilhelmsland eine ganze Reihe derartig gezeichneter Individuen. Der Mann wird als dauernd untauglich angesehen. Der Pflanzer, der diesbezügliche Erfahrung besitzt, denkt natürlich ganz ebenso und so kommt es, dass eine grosse Menge solcher wiedergenesener Beriberikranker arbeitslos in Singapore oder Batavia auf der Strasse liegt. Diese Leute melden sich nun zuerst zum Engagement und daraus erklärt sich die unverhältnissmässig grosse Menge von Beriberikranken, die wir als Arbeitermaterial nach Neu-Guinea erhielten. Die untersuchenden Aerzte in den betreffenden Anwerbeplätzen trifft bei dieser Sache keine Schuld, denn die Leute, welche Beriberi gehabt haben, sind durch Nichts zu erkennen; sie sehen nach einiger Zeit wieder genau so dick, fett und gesund aus, wie vorher auch, und man erfuhr die vorausgegangene Krankheit nur, wenn sie kürzere oder längere Zeit nach ihrer Ankunft von einem Recidiv befallen wurden. Es ist desswegen sehr schwer, gegen die Einschleppung gerade dieser Krankheit sich zu schützen; vielleicht nur, indem man auf Singapore und die grossen Städte Java's als Anwerbeplätze verzichtet und die chinesischen Kulis direkt in ihrer Heimath zu engagiren sucht, wie es ja die Neu-Guinea-Compagnie laut den letzten Mittheilungen (in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1898, Seite 24) begonnen zu haben scheint.

*) Das ist jetzt, glaube ich, durch Einschiebung eines Zwischenhafens auf den Molukken geändert.

**) Siehe Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1891, Seite 13.

Digitized by Google

Wenn auch die Hauptmasse der Beriberierkrankungen in Kaiser-Wilhelmsland auf Recidiven früherer Infection beruht, so sind doch dort eine Reihe zweifelloser Neuerkrankungen im Lande selbst zu Stande gekommen, wie allein schon die Erkrankungen der Melanesen beweisen. Ich habe das u. A. bei meinem javanischen Bedienten beobachtet, der seit sechs Jahren bereits in meinem Dienst stand und nie vorher an Beriberi gelitten hatte. Im vierten Monat nach seiner Ankunft im Schutzgebiet, im Februar, erkrankte er plötzlich in charakteristischer Weise. Eine Reise nach dem Bismarckarchipel stellte ihn wieder her.

Wie mein Nachfolger, Dr. Wendland, im Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene (1897 I. Band 4. Heft) mittheilt, ist in den Monaten September 1895 bis Januar 1896 eine epidemieartige Steigerung der Beriberierkrankungen eingetreten, wobei bereits die Melanesen in grösserer Zahl ergriffen wurden; die Krankheit scheint sich also wirklich häuslich dort niederlassen zu wollen.

Beriberi kann zu einer wirklichen Gefahr für Kaiser-Wilhelmsland werden, besonders wenn einmal das coupirte Terrain am Fusse der Bergketten in Angriff genommen werden wird; dort hat sich auch in Deli die Krankheit am verheerendsten gezeigt, viel mehr als direkt an der Küste. Da Beriberi eine fast ausschliessliche Tropenkrankheit ist, deren Ursachen — zweifellos Microben — trotz aller Jagd, die auf sie gemacht wurde, sich bis heute noch nicht sicher haben entdecken lassen und für unsere sämmtlichen Kolonieen einmal von unangenehmer Bedeutung werden kann, denn sie tritt auch in Afrika auf, so möge es mir gestattet sein, auch meine Erfahrungen darüber, die ich in meiner langjährigen Thätigkeit in Deli gewonnen habe, kurz hierherzusetzen, so weit sie von allgemeinerem Interesse sind.

Beriberi, von Scheube als periphere Nervenentzündung, Neuritis multiplex subacuta endemica, bezeichnet, ist ganz zweifellos eine Infectionskrankheit; dass sie in irgend welchem Zusammenhang mit der Malaria steht, kann ich weder behaupten, noch leugnen; ich habe viele Fälle gesehen, wo sie sich direct an vorausgehende Intermittens anschloss, aber auch solche ohne dieselbe; dass der Infectionsstoff durch Wunden, Hautabschürfungen und dergl. in den Körper eindringen kann, will ich gerne glauben, da ich selbst ein paar Operirte nachträglich auf diese Weise verloren habe, die ich im Anfang meiner Tropenpraxis in denselben Saal mit Beriberireconvalescenten zusammengelegt hatte. Durch diese Erfahrung gewitzigt, hielt ich chirurgisch Kranke und Beriberileidende in der Folge stets getrennt.

Die Krankheit kann in zwei einander ganz entgegengesetzten Formen auftreten.*) Bei der einen schwellen die Leute gleich zu Anfang unförmlich dick am ganzen Körper auf, werden furchtbar schwer- und kurzathmig, das Herz arbeitet stürmisch, ihre Stimme wird heiser, aber sie behalten noch lange ihre Bewegungsfähigkeit, soweit sie nicht durch das grosse allgemeine Oedem mechanisch verhindert wird. Diese Form, die hydropische, kann u. A. oft sehr schnell durch eine geringfügige äussere Ursache zum Tode führen infolge von Wasseraustritts in den Herzbeutel oder die Brusthöhle. Die Herz- und Arterienwände sind nämlich so schlaff und dünn geworden und fettig degenerirt, wie ich mich an einer Reihe von Sectionen selbst überzeugt habe, dass sie den Druck des pulsirenden Blutes kaum noch aushalten können und das Blutwasser in die umgebenden Gewebe oder Körperhöhlen austreten lassen. Irgend eine physische oder psychische Erregung, welche vermehrte Herzaction hervorruft, kann ganz plötzlich das Ende bringen. Es ist in Deli verschiedenemale vorgekommen, dass derartig Kranke, die sogar schon auf dem Weg der Besserung waren, aus dem Hospital entlaufen wollten, aber vom Wärter verfolgt nach wenigen Minuten bereits sterbend zusammenbrachen. Ein sehr instructives Vorkommniss aus Deli ist mir heute noch lebhaft im Gedächtniss. Ein chinesischer, bereits stark auf dem Wege der Genesung befindlicher, und fast von jedem Oedem befreiter Kuli, eine sehr eigensinnige und renitente Natur, dem Nichts recht zu machen war und der namentlich des Essens halber

*) Um allgemein verständlich zu bleiben, suche ich so viel wie möglich medizinisch-technische Ausdrücke zu vermeiden.

Digitized by Google

stets mit dem Hospitalaufseher haderte, hatte sich so weit vergessen, dass er letzterem einen Porzellanteller an den Kopf warf, durch den der Mann eine stark blutende tiefe Wunde im Gesicht davontrug, die genäht werden musste. Das war eine so crasse Verletzung der Hospitaldisciplin, dass sie unbedingt streng geahndet werden musste. Ich begab mich in den betreffenden Saal, und stellte den Thäter zur Rede; der gab aber mir ebenfalls so freche Reden und nahm eine so herausfordernde Haltung an, dass ich mich vom Zorn hinreissen liess und dem Manne eine tüchtige Ohrfeige verabreichte. Der Effect war geradezu grauenhaft. Der Mann fiel auf sein Lager zurück, auf dem er gesessen hatte, begann schwer zu athmen und zuletzt zu röcheln. Kopf und Gesicht schwollen zusehends an, die Lippen wurden blau, cyanotisch und nach 10 Minuten war der Mann nicht wiederzukennen. Das Gesicht hatte einen so unförmlichen Umfang angenommen, dass er nicht mehr im Stande war, die Augen zu öffnen und ich jede Minute eine Herzlähmung befürchtete. Nach einer halben Stunde war auch sein ganzer Körper wieder angeschwollen wie nur je im heftigsten Stadium seiner Krankheit. Und das Alles war hervorgerufen durch eine Ohrfeige, die ich von jahrelanger Dysenterie entkräfteter Mensch nicht einmal mit besonderer Wucht hatte verabreichen können! Einen Tag und zwei Nächte habe ich am Krankenbett dieses Mannes in Angst und Reue zugebracht, bis die Gefahr für sein Leben vorüber war und sein Körper wieder normale Gestalt annahm! Es war mir eine Lehre für alle Zeiten!

Wenn diese Form der Beriberi nicht mit dem Tod endigt, so verliert sich, oft erst nach Monaten, das Oedem, und zwar manchmal ganz plötzlich, sodass der Patient nach wenigen Tagen kaum wiederzuerkennen ist, und geht nun durch eine langwierige Reconvalescenz in die Genesung, öfters aber auch in die zweite Form über.

Diese zweite Form, die atrophische, besteht darin, dass die Leute auf eine unglaubliche Weise abmagern und an beiden Extremitäten gänzlich gelähmt werden. Diese Lähmung zeigt sich zuerst in den Beinen als Schwäche und schnelle Ermüdung, die den Patienten, welche die Krankheit nicht kennen, oft ganz lächerlich vorkommt, namentlich den Europäern. Ich erinnere mich noch lebhaft eines solchen, eines in Singapore geborenen Engländers, der, ohne irgend welche andere Symptome zu fühlen, als die schnelle Ermüdung der Beine, nur durch Festhalten am Geländer die Treppe zu meiner Wohnung heraufsteigen konnte und mir ärgerlich lachend zurief: Nun sehen Sie mal, Doctor, so'ne verd . . . . . Schlappheit! Daran ist nur die miserable Hitze schuld! Es war aber nicht die Hitze, welche schuld war, sondern Beriberi. Der Mann war hochentrüstet über diese Diagnose und über den Rath, so schnell als möglich Deli zu verlassen, da er sich, bis auf diese „verd . . . . . Müdigkeit" pudelwohl fühlte. Er ging nur gezwungen nach Singapore, genas dort bald, trat darauf bei einer andern Firma in Dienst, erlitt im nächsten Jahr ein Recidiv, ging wieder auf einige Wochen nach Singapore, genas wieder, trat wieder in Deli in Dienst, bekam nach einem Jahr wieder ein Recidiv und — starb.

Die atrophische Form führt nicht so schnell und so häufig zum Tode wie die hydropische; derartige Patienten liegen, wenn keine Möglichkeit zur Evacuirung besteht, oft jahrelang in den Hospitälern. Ich selbst habe einzelne nahezu drei Jahre lang gehabt. Die nebenstehende Tafel 8 bringt einen solchen Mann, einen Chinesen, zur Ansicht, der bei meiner Ankunft in Stefansort schon nahezu ein Jahr im Hospital gelegen hatte. Als ich 16 Monate später das Schutzgebiet verliess, nahm ich den seit kurzem auf dem Weg der Genesung Befindlichen und nach 2 Jahren totaler Lähmung wieder die ersten Gehversuche Anstellenden mit nach Singapore, wo er ziemlich wiederhergestellt und mobil anlangte. Früher konnten wir den Mann nicht wegsenden, weil die dortige Hafenpolizei das Ausschiffen desselben nicht geduldet hätte.

Ich habe das Bild des Mannes hierhersetzen lassen, weil es sehr characteristisch den Beriberitypus zeigt. Leider ist dasselbe erst in den Monaten der Reconvalescenz aufgenommen, als

Digitized by Google

er schon wieder begann, Fett anzusetzen. Vorher waren seine Beine so dünn, dass ich seine Oberschenkel ganz gut mit einer Hand umspannen konnte. Die Lähmung besteht aber noch; der Mann ist noch nicht im Stande, Arm oder Bein zu erheben oder nur eine Faust zu machen; die Muskeln sind total gelähmt und er musste all die lange Zeit hindurch vom Wärter förmlich gefüttert werden.

Der Beriberi-Gang ist sehr characteristisch und ähnelt dem der Tabetiker*): Da der Patient an seinen gelähmten und meist auch gänzlich gefühllosen, auf Nadelstiche nicht reagirenden Beinmuskeln keinen Halt mehr hat, kann er nur stehen, wenn die Beinknochen senkrecht aufeinander stehen und im Kniegelenk durch die straff gespannten hinteren Bänder einen gewissen Halt finden; der Beriberimann geht und steht also immer mit stark nach hinten durchgedrückten Knieen. Infolgedessen beugt er unwillkürlich compensatorisch den Oberkörper vor; ich habe einen Melanesen in solch characteristischer Stellung in meinem anthropologischen Atlas auf Tafel 87 abgebildet. Beim Gehen wird der Rumpf noch mehr nach vorn gebeugt und das Bein, so gut oder so schlecht es noch geht, nach vorn geschleudert, wobei das Knie aber der gelähmt herabhängenden Fussspitze halber ziemlich hoch gehoben werden muss. Trotz dieser furchtbaren Geh-Arbeit fördert dieselbe fast gar nicht; der Fuss fällt fast auf dieselbe Stelle wieder nieder, von wo er aufgehoben wurde und das Bein muss erst nach hinten durchgedrückt werden, ehe der Oberkörper darauf ruhen kann; so zappeln sich die Leute entsetzlich ab, ohne viel vom Fleck zu kommen. Der kleine, dünne, fadenförmige, weiche und beschleunigte Puls von 100—120 Schlägen, der sonst unter dem untersuchenden Finger nur so wegschleicht, fliegt dabei ordentlich und wird durch eine Arbeitsleistung von 10—15 Schritten Gehens um 20—25 Schläge per Minute beschleunigt. Dieses Symptom der Herzschwäche bleibt noch sehr lange bestehen, nachdem die Patienten längst ihre volle Beweglichkeit wieder erlangt haben; als völlig genesen habe ich erst Solche betrachtet, welche nach zwei Dutzend Laufschritten keine Beschleunigung des Pulses mehr zeigten. Die melanesischen Arbeiter von Neu-Mecklenburg hatten durchgehends einen viel elenderen Puls als Chinesen oder Javanen; manche konnte man sogar als nahezu pulslos bezeichnen. Das machte sich nicht blos bei Beriberi, sondern auch bei anderen Krankheiten bemerklich.

Die nachfolgenden Sätze entnehme ich einem Bericht, den ich seinerzeit — wenn ich nicht irre 1888 — in Folge einer Umfrage der Regierung nach Batavia erstattet habe.

Beriberi war in Deli endemisch, aber vor 1882 nur lokal; ich kenne Pflanzungen, die vor dieser Zeit fast gar nicht von dieser Krankheit zu leiden hatten.

Der Hauptheerd war das am Fuss der centralen Bergkette gelegene thal- und schluchtenreiche Gebiet der Vorberge, wie bereits oben bemerkt. Die unmittelbar an der Küste gelegene Alluvialebene kam erst in zweiter Linie.

Befallen von der Krankheit wurden ausschliesslich Fremde, Eingewanderte, während die Eingeborenen selbst, die wirklichen ortsgeborenen Delimalayen, stets frei blieben; mir selbst ist in den 13 Jahren meiner Praxis dort unter tausenden von Beriberikranken kein einziger Delimalaye vorgekommen; ich habe jedoch auf Befragen von den intelligenten malayischen Fürsten vernommen, dass Fälle bekannt wären. Jedenfalls sind sie aber so selten, dass ich mit gutem Gewissen den Satz aussprechen kann: Der Delimalaye ist in Deli immun. Was ich in den malayischen Kampongs von angeblichen „Eingeborenen“ erkrankt gesehen habe — und meine malayische Praxis war sehr gross — waren lauter fremde, eingewanderte Malayen von der Westküste Sumatra's, sogenannte Menang-

*) Ich erinnere mich sogar eines Falles, wo ein Holländer von einem alten Tropen-Arzt in Deli, der schon hunderte, wenn nicht tausende von Beriberikranken in Behandlung gehabt hatte, wegen „Tabes“ nach Europa gesandt wurde, und erst Professor Erb in Heidelberg, der, wie er mir selbst sagte, nie vorher einen Beriberikranken gesehen hatte, die Diagnose: Beriberi stellte.

Digitized by Google

kabau- und Mandelingmalayen, die sich freilich meist wie wirkliche Delimalayen geberdeten und für solche ausgaben, auch mitten unter denselben wohnten. Auch die von der Halbinsel Malakka, von Penang und Singapore herübergekommenen Malayen erkrankten, ebenso die Javanen und Baweanesen, alles Angehörige der malayischen Rasse. Die Chinesen und Vorderindier wurden gleichfalls ergriffen, in seltenen Fällen auch Europäer.

Die Empfänglichkeit für Beriberi war bei den verschiedenen Rassen derart, dass Chinesen und Javanen am häufigsten erkrankten und zwar vorwiegend an der hydropischen Form; nach diesen die eingewanderten Malayen und zwar mit Vorliebe an der zweiten, atrophischen Form, der sogenannten trockenen Beriberi; am seltensten die Vorderindier (Tamil's) und Europäer.

Langdauernder Aufenthalt im Lande scheint einigermassen Schutz zu gewähren; Neuangekommene wurden leichter ergriffen als Alteingesessene.

Das männliche Geschlecht wurde in weitaus überwiegender Mehrzahl befallen und nur ausnahmsweise das weibliche; ich habe nur sehr wenige Fälle bei Frauen gesehen, darunter zwei bei frischangekommenen Javaninnen in Kaiser-Wilhelmsland, die aber rudimentär verliefen.

Die Beschäftigung und der Aufenthalt bildeten einen wesentlichen Factor für das Zustandekommen der Krankheit. Dieselbe erfasst, ich möchte fast sagen, ausschliesslich Leute, die unter einem gewissen Zwang stehen und der Bethätigung ihres freien Beliebens beraubt sind, sei es in Bezug auf Wohnung, Nahrung oder Arbeit. Ich habe sie fast ausschliesslich beobachet im Gefängniss, im Hospital, auf den Hulks und Leuchtschiffen (hier sehr häufig), in den öffentlichen Bordells (gering, weil Frauen) und den Tabaksplantagen, also bei Leuten, die durchgehends an ihre Scholle und ein einförmiges Leben gebunden sind. Die Einförmigkeit des Lebens, des Arbeitskreises und der Nahrung scheint mehr von Einfluss zu sein als die Art der Arbeit, da der den ganzen Tag im Feld arbeitende chinesische Kuli die Krankheit ebenso gut bekommen kann, wie der Gefangene oder Matrose. Freie, selbständige Leute habe ich nur selten erkranken sehen.

Zusammenwohnen in grösserer Anzahl in beträchtlich kleinen Lokalen, wo jeder eben nur einen Platz gross genug zum Schlafen hat, begünstigt das Ausbrechen und die Verbreitung der Krankheit ganz entschieden. Alle die eben angeführten prädisponirten Kategorien wohnen auf solche Weise und meistens noch zu ebener Erde, während die Eingeborenen bekanntlich auf Pfählen stehende Häuser besitzen, was vielleicht ebenfalls nicht unwichtig ist.

Eine nicht uninteressante Beobachtung habe ich bei den Sträflingen und Gefangenen gemacht. Vor dem Jahr 1885 hatten wir in Labuan, der damaligen Hafenstadt Deli's, ein altes, auf Pfählen mitten im sumpfigen Terrain stehendes Gefängniss aus Atap (Nipapalmenblättern), das in gar keiner Weise auch nur den bescheidensten Anforderungen der Hygiene entsprach, und trotzdem blieben seine Insassen stets gesund und wohlauf.

Nun baute die Regierung uns einen wahren Palast von Gefängniss aus Backsteinen, mit grossen, luftigen und sauber auscementirten Zellen an einem speciell hiefür als gesund ausgesuchten Platz, und hier bekamen die Insassen in schönster Reihenfolge Malaria, Beriberi und Cholera, trotzdem wir den von Prof. Pekelharing gegen Beriberi angerathenen Abwaschungen der Wände und Böden mit Sublimatlösung sogar mittels der Feuerspritze nachkamen.

In diesem Gefängnisse wurden zweierlei, eigentlich dreierlei Arten Gefangene aufbewahrt: erstens Zuchthäusler, die, wegen schwerer Verbrechen zu mehreren Jahren verurtheilt, von der Regierung sehr vernünftigerweise nicht als nutzlose Kostgänger eingekerkert, sondern an einem von ihrer Heimathsinsel möglichst entfernten Theil der niederländisch-indischen Besitzungen zu allerlei öffentlichen Arbeiten verwendet wurden. Diese „dwangarbeiders", unter denen die schwersten Verbrecher einen eisernen Ring um den Hals geschmiedet trugen, haben sich der Regierung im Atjeh-

Digitized by Google

krieg von ganz hervorragendem Nutzen erwiesen. Wir in Deli hatten fast lauter „Zwangarbeiter“ von Java und Madura.

Die zweite Sorte von Gefangenen bestand aus Einheimischen, chinesischen oder javanischen oder Tamilkuli's von den Pflanzungen, die wegen leichterer Polizeivergehen zu so und so viel Tagen „Arbeit an den öffentlichen Wegen“ verurtheilt waren.

Diese beiden Kategorieen wurden unter Polizeibewachung Morgens zur Arbeit geführt, kehrten zur Mittagspause zurück oder auch nicht, je nach der Entfernung des Arbeitsplatzes, und fanden sich dann erst am Abend wieder im Gefängniss ein.

Die dritte Sorte bestand aus Untersuchungsgefangenen. Diese wurden nicht zur Arbeit ausgeführt, aber auch nicht direkt eingeschlossen in der Zelle gehalten, sondern tagsüber im Gefängnisshofe beschäftigt.

Von diesen letzteren nun erkrankten merkwürdig viele, oft schon binnen acht Tagen nach ihrem Eintritt, an Beriberi, während die beiden ersten Kategorieen, soweit sie nicht die Krankheit schon mitgebracht hatten, relativ frei blieben.

Man könnte denken, dass diese Untersuchungsgefangenen den Krankheitsstoff von aussen mitgebracht hätten. Möglich, aber nicht recht glaubwürdig, denn, nachdem ich der Regierung über die Sache berichtet, und die Untersuchungsgefangenen auf meinen Vorschlag hin ebenfalls an der Aussenarbeit betheiligt wurden, erkrankten sie nicht mehr. Ausserdem weiss ich von einem Mann positiv, dass er seuchenfrei ins Gefängniss eingeliefert ward. Derselbe, ein Mandelingmalaye, gehörte nämlich zu meiner Dienerschaft und war bereits im achten Jahr in meinem Dienst, ohne je krank gewesen zu sein. Am zehnten Tage nach seiner Einsperrung erkrankte er an Beriberi.

Durch diese Erfahrungen bin ich gezwungen, die Incubationszeit viel kürzer anzunehmen als Vorderman in Batavia, der dieselbe zwischen 106 bis 120 Tagen berechnet.

Ebenso wie eine Zusammenpferchung der Gesunden in Gefängnissen, Arbeiterhäusern oder Schiffen, lieferte auch die der Beriberi-Kranken im Hospital immer schlechte Resultate. Trotz aller Evacuirung hatte ich immer eine Sterblichkeit von zwanzig Procent.

Ich kann darum nur anrathen, Beriberikranke nicht ins Hospital zusammenzulegen, sofern es nicht absolut geboten erscheint, sondern sie zu Hause in ihrem Heim zu belassen und zu behandeln, wo sie nach Gutdünken schalten und walten können. Man kann dieses System der Freiluftbehandlung und Sichselbstüberlassung um so unbedenklicher anwenden, als wir den armen Beriberikranken in unseren Hospitälern ja doch keine Medicin verabreichen können, die einigermaassen den Namen eines Heilmittels verdient, und das Uebrige, kräftige Nahrung, roborirende Arzneien und dgl. kann man ihnen auch zu Hause zukommen lassen.

Und doch stehen wir der Krankheit nicht waffenlos gegenüber, ja wir haben sogar ein souveränes Mittel gegen dieselbe, welches fast nie den Erfolg versagt. Das ist die Ortsveränderung, die Evacuirung, womöglich über See, deren ausgedehnteste Anwendung leider auch wieder im Kostenpunkt eine unangenehme Grenze hat.

Es ist ganz merkwürdig, wie eine Ortsveränderung günstig auf den Lauf dieser Krankheit einwirkt. Das ist freilich längst bekannt, aber ich glaube kaum, dass irgend jemand so schnelle, auffallende, sozusagen blitzähnliche Erfolge beobachtet hat, wie ich seinerzeit gelegentlich einer äusserst heftigen Epidemie in Deli. Wir benutzten als Evacuationsort Singapore, die Regierung sendet ihre Kranken nach Java, in ein Höhenklima, was nach meiner Erfahrung gar nicht einmal nöthig ist.

Ich habe bisher stets nur die sporadische Form im Auge gehabt, welche im ganzen Land verbreitet ist, überall Erkrankungen in mässiger Zahl verursacht und nur an den obengenannten Orten von Zeit zu Zeit kleinere Exacerbationen macht. Nun giebt es aber auch eine epidemische

Digitized by Google

Form, und die hauste, wie gesagt, vornehmlich in dem coupirten Terrain des Hinterlandes. Ich habe 1882 eine solche auf der Pflanzung, wo ich functionirte, erlebt und will dieselbe kurz schildern:

Vorher war Beriberi nur in ganz wenigen Fällen dort beobachtet worden, während sie sonst in Deli überall bereits sogar sehr zahlreiche Opfer forderte, sodass die beiden damals in Deli amtirenden Collegen an die Immunität meines Platzes kaum glauben wollten.

Die beregte Tabaksunternehmung Tandjong Morawa, welche mit einem grossen Theil ihrer Ländereien in das vorerwähnte coupirte Terrain hineinragte, nahm 1881 die Eröffnungsarbeiten einer neuen Pflanzung dortselbst vor, welche in das Centrum von drei bereits bestehenden Plantagen und zwischen $^1/_4$ bis $^3/_4$ Stunden Gehens von denselben entfernt zu liegen kam. Auf sämmtlichen drei älteren Pflanzungen waren 1881 nur sechs sporadische Beriberifälle in den Monaten April, October und November beobachtet worden. Im December häuften sich plötzlich die Erkrankungen. Die ersten Fälle kamen aber merkwürdigerweise nicht aus der neuen Pflanzung, sondern von den umliegenden älteren; im Januar und Februar stand die Epidemie überall auf ihrem Gipfelpunkt, flaute dann auf den älteren Pflanzungen langsam bis in den Mai hinein ab, während sie auf der neuen Plantage sich noch im April auf gleicher Höhe hielt und erst Ende Juni erlosch. Auf den älteren Pflanzungen von Juni ab, und auf der neuen von August ab kam dann kein weiterer neuer Beriberifall mehr zur Beobachtung bis zum Einsetzen der nassen Zeit im October, welche wieder mehrere, aber nur sporadische Erkrankungen brachte. Von da an blieb Beriberi auf der Pflanzung endemisch; dieselbe hatte sich also den übrigen Unternehmungen in Deli würdig angegliedert.

Da ich den Verlauf dieser Epidemie andernorts genauer darstellen will, so begnüge ich mich hier mit einigen allgemeinen Zahlen.

Der Arbeiterbestand auf den genannten Pflanzungen betrug etwa 13—1400 Mann, worunter gegen 1100 Chinesen, 150 Baweanesen und Malakkamalayen und ungefähr 100 Tamils. Von diesen erkrankten in den 6 Monaten December bis Mai nach Ausweis meiner Hospitallisten rund 250 Mann mit 200 Todesfällen, also 80% Sterblichkeit. Es war also der fünfte Mann der gesammten Arbeiterschaar an Beriberi erkrankt! Dies sind aber nota bene nur die Leute, welche in's Hospital kamen; viele erkrankten und starben auch draussen auf den Plantagen oder wurden sofort nach Singapore evacuirt, über die ich gar nicht Buch führen konnte. Ich glaube, dass man ganz gut annehmen kann, auf den älteren Plantagen sei mindestens jeder vierte, auf der neuen jedoch jeder zweite Mann ergriffen worden.

Die Baweanesen und Malayen hatten verhältnissmässig am ärgsten zu leiden; sie wurden fast alle befallen, aber es starben nur sehr wenige, weil die meisten sofort in der Lage waren, evacuirt zu werden. Von 14 Mann, die ich im Hospital hatte, starben nur vier.

Die Chinesen kamen in zweiter Linie; es erkrankten von ihnen 210 Mann und starben 180.

Die Neulinge, Sin-Keh's, welche noch nicht lange im Land waren, wurden fast doppelt so stark ergriffen, als die alten, acclimatisirten Arbeiter. Von ersteren erkrankten 135 mit 115 Todesfällen, von den letzteren nur 75, aber mit 65 Todesfällen.

Die tamulischen Arbeiter aus Vorderindien, die sogenannten Kling's, wurden am wenigsten ergriffen: Nur 8 Mann, aber alle 8 starben.

Die Europäer blieben gänzlich verschont.

Im Hospital selbst erkrankten ebenfalls einige Patienten an Beriberi (im Ganzen 16, davon 3 schon im December); alle litten an Unterschenkelgeschwüren oder waren operirt worden, so dass der Gedanke sich von selbst aufdrängte, die Geschwürs- und Operationswunden bildeten die Eingangspforte für das Beriberigift.

Digitized by Google

Nachfolgende Statistik mag den Verlauf dieser mörderischen Epidemie veranschaulichen:

Zugang von Beriberikranken im Hospital:

1881	October	3
	November	2
	December	24
1882	Januar	61
	Februar	40
	März	32
	April	39
	Mai	26
	Juni	10
	Juli	1

Für mich steht es ganz zweifellos fest, dass die Eröffnung der neuen Plantage die directe Veranlassung zum Ausbruch der Epidemie gab. Angesichts derselben kann ich unmöglich annehmen, dass die Ursache in der Nahrung liege, speciell im Reis, dem man schon damals in ärztlichen Kreisen vielfach die Schuld gab. Auch die getrockneten Fische, neben Reis die Hauptnahrung der Kulis, geriethen in Verruf, obwohl die Leute vor, während und nach der Epidemie denselben Reis und dieselben Fische genossen. Aber da der Verdacht einmal bestand, musste die Probe gemacht werden, und so nährten wir die Kranken und einen grossen Theil der Gesunden wochenlang mit ganzen Kübeln voll Kraftsuppen und Ochsenfleisch, unter Ausschluss von Reis und Fisch — ohne Erfolg.

Eine komische Episode heiterte uns mitten in all dem Unglück etwas auf. Die chinesischen Kulis waren durch das massenhafte Hinsterben erschreckt und aufsässig geworden und schrieben die Epidemie der Unkenntniss des europäischen Arztes — meiner Wenigkeit — zu. Sie verlangten drohend, von einem Yseng, einem chinesischen Arzt, behandelt zu werden, der die Sache besser verstehe. Es war nur billig, den armen, erschreckten Leuten den Willen zu thun und so ward ein gelehrtes Haus aus Singapore verschrieben. Der Herr kam, mit einer furchtbar grossen runden Hornbrille und einem Fächer bewaffnet, der ihm den silber- oder goldbeknopften Rohrstock der europäischen Collegen ersetzte, voll unnahbaren Protzendünkels, wie er nur einem chinesischen Parvenü zu Gebote steht, an, und ich führte ihn in mein Hospital. Dort untersuchte er, hinter einem Tische sitzend, eine Reihe von noch ziemlich mobilen Kulis, die auf den Knieen durch die Thür zu ihm hinrutschten vor Ehrfurcht. Sie mussten einen Arm auf den Tisch legen und der bezopfte College fühlte ihnen eine Viertelstunde lang mit vor Nachdenken geschlossenen Augen den Puls. Wenn der eine Arm fertig war, kam der andere an die Reihe und ward ebenso behandelt. Ich stand in meines Nichts durchbohrendem Gefühle lernend dabei. Gleichviel wie die Pulsuntersuchung ausfiel, die Medizin war für Alle dieselbe, selbst für einen harmlos mituntergelaufenen Syphiliticus, und bestand aus einem Gesundheitsthee, den er gleich mitgebracht hatte, dessen Zusammensetzung er mir aber um keinen Preis verrathen wollte. Es wurde ihm nun ein eigenes kleines Spital eingerichtet und ich liess ihn sich selbst zehn Beriberikranke heraussuchen, von denen er behauptete, sie würden unfehlbar binnen 14 Tagen gesund. Nachdem dieselben einen Tag lang den Gesundheitsthee getrunken hatten, waren sie wirklich viel frischer und wohler aussehend, jedenfalls eine Autosuggestionserscheinung infolge ihres blinden Vertrauens zu dem landsmännischen Heilkünstler. Das hielt auch noch am zweiten und dritten Tag an und die Leute posaunten das Lob des Wundermannes in alle Winde. Am vierten und fünften Tag war die Erregung vorbei und die Leute fühlten, dass sie eigentlich in der objectiven Besserung gar keine Fortschritte gemacht hatten. Die Schmerzen in den gelähmten Beinmuskeln, die Kurzathmigkeit und das Herzklopfen waren in alter Stärke wiedergekehrt. Am sechsten und

Digitized by Google

siebenten Tag begannen Einzelne bereits auf den dicken, ihnen ewig Thee eintrichternden Herrn zu schimpfen. Am achten und neunten Tag wurde dies allgemein, und die Kranken verlangten in's Haupthospital zurück. Am zehnten Tag endlich war der Yseng — durchgebrannt, wie wir hörten, aus Furcht, dass ihn selbst die Beriberi ergreifen könne, und so schnell, dass er in seiner Wohnung noch einen ganzen Pack seines Wunderthees zurückgelassen hatte. Es fanden sich aber keine Liebhaber mehr dafür. Die Kulis aber waren nun gewitzigt und zufrieden und verlangten nicht wieder nach einem Arzt ihrer eigenen Nationalität.

Hier bei dieser Epidemie habe ich so recht den Nutzen der Ortsveränderung bei Beriberi kennen gelernt. Leute, bei denen ich mit absoluter Sicherheit den lethalen Ausgang vorhersagen konnte, kehrten, nach Singapore überführt, kaum 4 Wochen später frisch, gesund und munter zurück, und blieben von einem Recidiv, so lange ich sie beobachten konnte, verschont. Es war ein wahres Wunder und ich würde so etwas nie für möglich gehalten haben, wenn ich nicht selbst Augenzeuge gewesen wäre. Meinen Aufzeichnungen nach ist kein einziger von den nach Singapore gesandten Kranken dort gestorben.

Evacuation, Ueberführung nach einem andern Ort, womöglich über See, ist, ich wiederhole dies, eine sichere Waffe gegen diese scheussliche Krankheit. Von Medizinen habe ich sonst nur noch von Pilocarpineinspritzungen bei der hydropischen Form Erfolge gesehen, aber erst im Stadium der Reconvalescenz, wenn die Herzaction und die Arterienspannung bereits wieder kräftiger war; in einem früheren Stadium beschleunigt meiner Ueberzeugung nach das Mittel nur den tödtlichen Ausgang.

Aus dem Mitgetheilten wird man zur Genüge ersehen haben, dass der Tabakpflanzer auf Sumatra anfangs auch nicht auf Rosen gebettet war. Ich will nur noch gleich hinzufügen, dass sich an diese Beriberiepidemie unmittelbar, noch im Mai 1882, eine Choleraepidemie anschloss, die uns ebenfalls eine Menge Leute hinwegraffte; auch diese Krankheit trat damals zum ersten Mal auf unserer Pflanzung auf.

Es mag überhaupt nützlich sein, in Hinsicht auf die Gesundheitsverhältnisse Kaiser-Wilhelmsland's einmal einen flüchtigen Rückblick auf die Kinderkrankheiten und den sanitären Entwicklungsgang Deli's zu werfen, das den Holländern so ungezählte Millionen in den Schooss geworfen hat. Steht diese berühmte Tabakscolonie doch nahezu unter denselben klimatischen Bedingungen wie unsere Neu-Guinea-Colonie.

Deli wurde „gegründet" in der Mitte der sechziger Jahre, aber erst um die Mitte der siebziger in intensivere Cultur genommen. Als ich im August 1879 dahin kam, herrschten auf der Pflanzung, wo ich amtiren sollte, sehr günstige sanitäre Verhältnisse. Malaria war ja da, Dysenterie auch, aber nicht in hohem oder bösartigem Grade. Von ca. 1500 Arbeitern starben in der zweiten Jahreshälfte von 1879 nur 8 Mann. Dieses günstige Verhältniss blieb auch 1880 so. In diesem Jahr starb nur ein Prozent der Arbeiterbevölkerung. Ich spreche hiebei nur von der mir unterstellten Plantage, über die mir Zahlen zu Gebote stehen: in andern Theilen Deli's waren die Gesundheitsverhältnisse zum Theil beträchtlich schlimmer.

Die hohen Tabakspreise bewirkten nun eine bedeutende Vergrösserung des Plantagenbetriebes, so dass grosse Strecken Landes entwaldet und in Cultur genommen wurden. Eine beginnende Reaction hierauf sehe ich in dem Ansteigen der Todtenziffer des Jahres 1881 auf 4%.

Nun kommen in 1882 plötzlich die beiden obenbeschriebenen mörderischen Epidemieen: die Beriberi- und die Choleraepidemie.

1883 waren dieselben vorbei und die Sterbeziffer sank wieder auf 5%.

Späterhin trat die Malaria epidemieenartig auf. Eine mir bekannte Pflanzung ward mit 120 Leuten eröffnet; nach kaum 5 Monaten waren 80 davon todt und die übrigen 40 weggelaufen.

Digitized by Google

Martin erzählt in seiner Malariaarbeit von einer andern Pflanzung, die von 200 Kulis in Zeit von 3 Monaten 80 Mann an schwerster Malaria verloren hatte, und einer weiteren, geschlossenen, früher gesunden, nach deren Wiedereröffnung von 300 Arbeitern kaum 50 halbwegs gesund waren. Er hatte in Deli 80—90 % Malariakranke unter seinen Patienten und schätzt die Morbidität auf 100%, mit andern Worten: Jedermann dort bekam Malaria.

Die Hafenstadt Labuan, wo ich von 1884 ab wohnte, allerdings damals der Sammelplatz und das Stelldichein aller kranken und siechen arbeitslosen Kulis, hatte 1887 unter den Chinesen 27% Sterblichkeit und als ich einst, durch die Klagen der von Holz*) entblössten Schiffscapitäne bewogen, eine Inspection des im Mangrovewald dicht an der See liegenden chinesischen Holzfällerdorfes**) vornahm, hatte ich einen erschütternden Anblick. Von etwa 100 Insassen waren kaum zehn arbeitsfähig; die Uebrigen lagen entweder sterbend oder bereits todt in ihren Hütten!

Das sind in kurzen Zügen die gesundheitlichen Verhältnisse aus der Jugendzeit einer heute gesunden, reichen und blühenden Colonie, die in ihrem wunderbaren, phänomenalen Entwicklungsgang einzig in der Welt dasteht und eine der schönsten und glänzendsten Perlen im Kranze der ostindischen Besitzungen Hollands darstellt.

Bei einer andern Colonie, auf Nordborneo, wo man ebenfalls in den achtziger Jahren anfing, Tabaksbau im Grossen zu treiben, lagen die Verhältnisse gerade ebenso, oder womöglich noch schlimmer; einem Delipflanzer hätte man schon viel bieten müssen, bevor er sich in dieses Malarianest gewagt hätte.

Glaubt man nun, dass auch nur eine einzige Stimme in Holland oder in den Colonieen gewesen wäre, die zur Aufgabe und zum Verlassen des Landes gerathen hätte, oder dass auch nur ein einziger Pflanzer sich dadurch hätte abschrecken lassen? Mit nichten! Sie blieben dort, sie hielten aus, und zehn Jahre später waren die Kinderkrankheiten überwunden, das Land assanirt und millionenreiche Ernten lohnten die Ausharrenden. Deli ist heute eine der blühendsten Colonieen des Erdballs und der Fremdling, wenn er in Belawan an Land steigt und vom Dampfross an üppigen Fluren und Pflanzungen vorbei nach der Hauptstadt Medan sich tragen lässt, er ahnt nicht, wie viel Menschenleiber diesen Boden haben düngen müssen, ehe er solche Früchte trug! Wir in Kaiser-Wilhelmsland haben die gesundheitlichen Verhältnisse zweifellos nicht schlimmer, ja, meiner Meinung nach sogar viel besser, als sie damals auf Deli lagen.

Denn die Neu-Guinea-Malaria hat keinen gefährlichen, perniciösen Charakter; Naturen, die das Klima nicht vertragen, haben vollkommen Zeit, sich zu entfernen. Beriberi ist nicht dort einheimisch und lässt sich, ebenso wie die Cholera, durch geeignete Maassregeln fernhalten. Die Zwangsimpfung sichert gegen die Pocken, was in Deli lange Zeit nicht der Fall war.

Wir haben also alle Chancen des Gelingens und die Gesundheitsberichte der letzten beiden Jahre lassen vermuthen, dass die Assanirung der Stationen und Plantagen bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Aber dass dies anhält, dazu ist es nothwendig, — es ist dies ein Vorwurf, den ich der Neu-Guinea-Compagnie nicht ersparen kann —, dass man mit dem System des Probirens, des ewigen Herumtastens breche; dass man nicht heute eine Station eröffne und sie morgen wieder aufgebe, wie es leider bisher in allzu reichlichem Maasse geschehen ist. Jede Eröffnung einer Station ist ein sanitäres Experiment und jeder halbcultivirte und wieder verlassene Platz wird zu einem gefährlichen Krankheitsheerd, ich weiss das von Deli her. Man beherzige Aschenfeldt's goldene Worte: „Nur die grösste Wildniss oder vollkommene Cultur schützen vor Malaria!“

*) Die kleinen, den Verkehr mit Penang und der Küste vermittelnden Dampfer wurden damals mit Holz geheizt.

**) Dasselbe befand sich auf der Stelle, wo jetzt die Eisenbahnendstation Belawan liegt.

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 9. Seestrand bei Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Pflanzenwelt.

Dank einer Reihe von tüchtigen Fachmännern ist seit der deutschen Occupation die Pflanzenwelt Kaiser-Wilhelmsland's fleissig untersucht worden, besser, als irgend ein anderes naturwissenschaftliches Gebiet, und umfangreiche Sammlungen wurden nach Hause gebracht. Als einer der ersten und erfolgreichsten Forscher ist Professor Warburg zu nennen, sodann Dr. Hollrung, Dr. Lauterbach, der Entdecker der grossen Ramu-Ebene, und Dr. Hellwig, der Begleiter Zöller's auf dessen Finisterre-Expedition. Ihnen schliesst sich der unermüdliche Kärnbach an. Hollrung, Hellwig und Kärnbach arbeiteten im Auftrage der Neu-Guinea-Compagnie, welche aus begreiflichen Gründen der botanischen Erforschung ihres Gebietes ein besonderes Interesse entgegenbrachte. Ich beschränke mich hier auf diese kurzen Angaben und verweise auf den Schluss des zoologischen Theils, wo ich eine zusammenfassende Darstellung des Ganges der naturwissenschaftlichen Erforschung Kaiser-Wilhelmsland's zu geben gedenke.

Der Anblick der Pflanzenwelt Neu-Guinea's vom Schiffe aus während der Fahrt an der Nordküste entlang unterscheidet sich in gar Nichts von dem anderer östlicher Tropenländer. Wald, nichts als Wald! Wenige savanenähnliche Grasflächen von verschiedener Ausdehnung abgerechnet, ist Alles, was das Auge ringsum erschaut, die Bergzüge, die Thäler, die Schluchten und die vorgelagerte Ebene, von der höchsten Spitze an, die in den blauen Aether hinaufragt bis herunter zu dem blendendweissen Sandgürtel, der die wunderbar tiefblaue See umsäumt, Alles das ist bedeckt von dem strahlenden glänzenden Grün dichten schweren Urwaldes.

Grün — weiss — blau, das müssten eigentlich die Landesfarben von Kaiser-Wilhelmsland sein und nicht der schwarze Löwe im weissen Feld, der in seinen Pranken einen rothen Pfeil hält und als Wappenthier für Neu-Guinea passt wie — nun, wie eben ein Löwe zur Neu-Guineafauna. Der Galgenhumor malariakranker Neu-Guineamänner hat ihm denn auch längst schon einen andern Namen gegeben.

Auch wenn man das Land betritt, bemerkt man kaum einen Unterschied zwischen hier und den vor Kurzem verlassenen malayischen Inseln. Die Pflanzenwelt an der Küste ist ganz indomalayisch und hat nur blutwenig australische Formen. Es fehlen in Kaiser-Wilhelmsland z. B. vollständig die australischen Characterbäume der Eucalyptus, der Akazien und der Proteaceen; von letzterer Familie, die in Australien nach dem letzten Census Baron v. Müller's 33 Gattungen und 597 Arten zählt, ist bisher nur ein einziger Vertreter und zwar auf dem Sattelberg bei Finschhafen gefunden worden, der bezeichenderweise einer neuen Gattung, Finschia, angehört. Der Myrthaceenreichthum Australiens spiegelt sich jedoch deutlich in Neu-Guinea wieder, namentlich in den Gattungen Eugenia und Barringtonia, von denen eine Anzahl endemischer Arten im primären Wald und im Gebirge vorkommen, während die gewöhnlichen, durch den ganzen malayischen Archipel bis Australien und Polynesien vorkommenden Arten auf den sekundären Küstenwald beschränkt bleiben.

Ich war ganz erstaunt, überall in Wäldern und Feldern Pflanzen zu begegnen, die mir von Sumatra her bekannt und geläufig waren. Wenn die Thierwelt und die Eingeborenen nicht gewesen wären, hätte man sich ganz gut nach der Ostküste Sumatra's versetzt fühlen können. Dieser malayische Character der Neu-Guineaflora ist ja längst bekannt und durch die geographisch-klimatischen Verhältnisse auch erklärt.

Digitized by Google

Professor Warburg, dessen äusserst interessanten Arbeiten über die Vegetationsverhältnisse von Neu-Guinea ich Vieles des Nachfolgenden entnehme, hat auf Grund seiner eigenen und Dr. Hollrung's umfangreichen Sammlungen folgende Aufstellung gemacht:*)

Von den 753 Arten seiner Sammlung sind 27 % Neu-Guinea eigenthümlich, kommen also sonst nirgends vor. Von den übrigen 547 nicht endemischen Arten kommen 96%, nämlich 527 Arten, auch im malayischen Gebiet und nur 209 = 38 % in Australien vor. Mit dem pacifischen Gebiet hat Neu-Guinea noch weniger Verwandtschaft, indem es nur 165 Arten (= 30%) mit demselben gemeinsam hat, wenn man die Salomonsinseln wegen deren geringer Bekanntheit ausser Berücksichtigung lässt.

Noch deutlicher wird das Verhältniss, wenn wir die Ubiquisten, d. h. die überall durch das ganze Gebiet verbreiteten und desshalb nicht characteristischen Arten, 254, ausschliessen. Dann erhalten wir:

Von den restirenden 293 Arten sind 93 Prozent (273 Arten) mit dem malayischen Archipel gemeinsam, dagegen nur 6 Arten, also 2 Prozent, mit Australien, und 3 Prozent (9 Arten) mit den pacifischen Inseln. Fünf Arten, also 2 Prozent, sind Neu-Guinea und dem australischen wie pacifischen Gebiet gemeinsam, fehlen dagegen im malayischen.

Schlagender kann wohl kaum die innige Verwandtschaft der Neu-Guineaflora mit der malayischen dargethan werden.

Und die wenigen Arten, die Neu-Guinea mit Australien oder dem pacifischen Gebiet gemeinsam hat, gehören fast ausschliesslich Pflanzen von „weitem Verbreitungsgebiet und günstigen Verbreitungsmöglichkeiten" an, sind also secundär; die eigentliche primäre, beweisende Waldflora, „das conservative Element" dieser Regionen, besitzt fast gar keine gemeinsamen Arten, dagegen eine grosse Menge gemeinsamer Gattungen. Das würde also darauf hindeuten, dass die australische und Neu-Guinea-Flora auf gemeinsamer Grundlage beruhen, dagegen so lange schon von einander getrennt und ohne wechselseitige Beziehungen gewesen sind, dass sich auf Neu-Guinea neue differente Arten haben herausbilden können. Die Beziehungen Neu-Guinea's zu den malayischen Inseln sind jüngere und bedeutend intensivere, da eine grosse Menge von Arten und Gattungen des heutigen primären Urwaldes von Neu-Guinea mit den malayischen identisch oder eng verwandt ist, so eng, dass Warburg gezwungen wird, eine lange Zeit hindurch bestehende Landbrücke anzunehmen, auf welcher die malayische Flora herübermarschirte nach Neu-Guinea, das nach Warburg's Annahme damals die Südostspitze des asiatischen Continents bildete, und der alten ursprünglichen grösstentheils den Garaus machte. Wenigstens an der Küste und den anstossenden Ebenen, vielleicht soweit das Alluvium und die Korallenkalkzone reicht. Die botanischen Resultate der Lauterbach-Kersting'schen Expedition in das Hinterland der Astrolabebai werden in dieser Beziehung voraussichtlich viele Aufschlüsse bringen.

Aber auch die Verbindung Neu-Guinea's mit den malayischen Inseln ist schon seit so langer Zeit gelöst, so dass die dortige Flora Zeit gehabt hat, die empfangenen Keime zu einem grossen Theil selbstständig zu modificiren und zu localisiren und zu endemischen Gattungen und Arten umzubilden. Neu-Guinea besitzt eine merkwürdige Neigung zu Localvariationen; das sehen wir hier bei den Pflanzen und werden wir später bei der Thierwelt noch weiter bestätigt finden; jeder Gebirgsstock, jedes Thal beinahe entwickelt seine eigenen Formen. Warburg hat das auch gefunden, denn er sagt: „Dabei ist die Lokalisirung der Arten sehr merkwürdig; fast alle Pflanzen, die Hellwig auf dem Finisterre-Gebirge sammelte, erwiesen sich verschieden von denen der Owen-Stanley-Kette." Und weiter: „Es wechseln die Bestandtheile des Waldes in ganz ausserordentlich kurzen Entfernungen, so dass oft zwei benachbarte Punkte derartig verschiedene Pflanzen beherbergen, wie es bei uns nur bei weit von einander entfernten Gebieten der Fall ist."

*) „Beiträge zur Kenntniss der papuanischen Flora". In Engler's botan. Jahrb. Band XIII 1891 p. 230 ff.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fey, Frkft. a. M.

Taf. 10. Einmündung eines Waldbachs in die See.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine theilweise Erklärung dieser Erscheinung können wir einerseits in der Thatsache der Einwanderung selbst und in dem regellosen Aufeinandertreffen der einheimischen mit der fremden Flora finden, andrerseits in dem Umstand, dass wir in Kaiser-Wilhelmsland Gebirgsstöcke ganz verschiedenen Ursprungs haben, die sich dicht beisammen finden; korallinische Küstenberge, wie der Sattelberg, das rein vulkanische Finisterre-Gebirge und das centrale Schiefergebirge.

Die Neigung zu Lokalvariationen trug neben der langen Isolirung hauptsächlich mit dazu bei, so viele eigenthümliche, sonst nirgends vorkommende Formen zu erzeugen. Denn in Bezug auf endemische Pflanzen steht Neu-Guinea von allen Inselgebieten der Erde nur hinter Neu-Kaledonien und Madagascar zurück. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass wir von Neu-Guinea erst einen Bruchtheil der Pflanzenwelt kennen und am wenigsten gerade aus dem voraussichtlich an Endemismen reichsten Berg-Gebieten im Innern. Was wollen für die allergrösste Insel der Erde mit 802848 qkm Flächeninhalt, in der üppigen heissen Tropenzone gelegen und von bis über die Schneegrenze reichenden Bergketten durchzogen, die ca. 2000 bis jetzt bekannten Pflanzenarten besagen! Hat doch das benachbarte, halb sterile Australien nach F. v. Müller's Census allein schon 8839, also viermal so viel Arten, wovon nicht weniger als 85 % endemisch! Madagascar wird wohl von Neu-Guinea in Bezug auf endemische Formen selbst nach gründlicher Durchforschung kaum erreicht, Neu-Kaledonien aber sicher überflügelt werden, so dass unsere Insel nach Madagascar die an eigenthümlichen Formen reichste sein wird.

Es ist interessant, an der Hand von Warburg's Aufzählungen die Anzahl der den verschiedenen grösseren Inseln eigenthümlichen Pflanzengattungen zu vergleichen:

Die grösste Anzahl hat, wie gesagt, Madagascar mit 156 Gattungen; dann kommt Neu-Kaledonien mit 70, Neu-Guinea mit 50, Japan mit 48, Borneo mit 42, die Mascarenen mit 36, die Sandwichsinseln mit 32, Java mit 27, Neuseeland mit 22, Ceylon mit 21 und Fidji endlich mit 13 eigenthümlichen Gattungen.

Engler spricht in seiner Entwickelungsgeschichte der Pflanzenwelt unter No. 19 seiner „Leitenden Ideen" den Satz aus, dass in Ländern von hohem Alter, zu denen Neu-Guinea unzweifelhaft gehört, ein reicher Endemismus herrschen muss, namentlich in gebirgigen Gegenden, deren Vegetation seit langem nicht durch geologische Ereignisse vollständig vernichtet wurde. Endemische Formen könnten aber auch in verhältnissmässig jungen Gebieten unter gewissen Bedingungen reichlich auftreten. Der Unterschied zwischen alten und neuen Florengebieten mit reichem Endemismus bestehe gewöhnlich darin, dass in den älteren Gebieten die Artenzahl der Gattungen eine geringere, in den neueren die Artenzahl einzelner Gattungen gewöhnlich eine sehr grosse ist, wie z. B. in Australien. Denn artenarme oder monotypische Gattungen seien in den meisten Fällen Reste von früher viel reicher entwickelten Typen, und ihr häufiges Vorkommen in einem Gebiet beweise, dass in demselben frühere Verhältnisse längere Zeit fortgedauert haben.

Die endemischen Gattungen Neu-Guinea's sind nun fast alle monotypisch, d. h. die Gattungen umfassen blos eine einzige Art mit sehr wenigen und geringfügigen Ausnahmen. Viele sind überdies noch sogenannte Sammeltypen, d. h. sie vereinigen die Kennzeichen und Merkmale mehrerer Gattungen oder gar Familien in sich, stellen also gewissermaassen uralte, zufällig erhalten gebliebene Stammformen derselben dar.

Dies würde nach Engler einerseits das hohe Alter der endemischen Neu-Guineaflora beweisen, andrerseits aber auch, dass dort seit langer Zeit keine grossen geologischen Umwälzungen stattgefunden haben.

Lassen wir nun einmal vorläufig die pflanzengeographischen Erörterungen bei Seite und begeben uns auf einen botanischen Spaziergang, um aus eigener Anschauung ein Bild der hier vorkommenden Formen und ihre Vertheilung in die verschiedenen floristischen Zonen zu gewinnen.

Digitized by Google

Wir wollen dabei vom Seestrande bei Stefansort an der Astrolabebai ausgehen und uns allmählich durchzuschlagen suchen bis zu den höchsten Spitzen des 11000 Fuss hohen Owen-Stanley-Gebirges. Freilich werden wir dabei uns nach ein paar zuverlässigen Führern umsehen müssen, wenn wir das Schicksal des armen Ehlers nicht theilen wollen; denn, ich wills nur gleich gestehen, ich selbst bin nicht sehr hoch hinaufgekommen. Gemocht hätte ich ja freilich — ach, wie gerne! Aber die Fessel des Berufs, die Rücksicht auf meine Kranken! Mein höchster Punkt, den ich einmal in einem Tagesausflug von Stefansort aus erreichte, war das auf dem Bergrücken zwischen Kabenau- und Mintjimfluss etwas über 1000 Fuss hoch gelegene Eingeborenendorf Wjenge. Dort hätte ich sicherlich viel Schönes gefunden; aber gerade, als Fauna und Flora sich zu verändern begannen, war der Berg und meine disponible Zeit zu Ende.

Ich habe nun drei ausgezeichnete Führer an der Hand, die höher gekommen sind als ich und denen wir uns ruhig anvertrauen dürfen; freilich ist der eine schon todt und die beiden andern weilen nicht mehr in Neu-Guinea; ihre Führung ist, wie unser Spaziergang, nur eine geistige. Diese drei sind der mehrgenannte Professor Warburg, der meines Wissens nur etwas über 3000 Fuss (auf dem Sattelberg) gekommen ist; ferner der leider früh verstorbene Dr. Hellwig, der mit Zöller das Finisterre-Gebirg bis zu 2300 Meter erstiegen hat, und endlich Mac Gregor, der Gouverneur von Britisch-Neu-Guinea, der die Owen-Stanleykette mit 11000 Fuss Höhe zweimal unter seine Füsse brachte und als Erster den östlichen Theil Neu-Guinea's durchquerte.

Durch diese Herren wissen wir, wie es in botanischer Hinsicht da oben aussieht und können uns an ihrer Hand getrost auf die Wanderschaft begeben. Vorläufig jedoch, in der Küstenebene und den Vorbergen, kann ich noch selbst den Führer machen.

Der Seestrand, aus glänzendweissem Korallensand gebildet, ist durchschnittlich 10—20 Schritte breit; auf ihm kriecht fast als einzige Pflanze in dichtem Rasen die an allen Küsten der Tropenländer gemeine Strandwinde, Ipomoea biloba Forsk. Auf dem Strandbild T. 9 S. 53 ist dieselbe sehr gut zu sehen. Dieser glatte, reinliche Strand längs des Meeres, auf dem nur Muscheln, Treibholz und bei Stefansort auch die Trümmer der gestrandeten Bark „Norma" der Neu-Guinea-Compagnie herumliegen, bildet die schönste natürliche Landstrasse, auf der den ganzen Tag die Eingeborenen hin- und herlaufen. Dass ihnen dabei bei einem etwas tieferen Athemzug des Meeres durch eine heraufleckende Salzwasserzunge ab und zu die Füsse nass werden, geniert sie sehr wenig.

Fast bei jedem Schritt jagt man dort einen hübschen violettblauen Schmetterling auf, die Lybithea antipoda Boisd., der gerade an diesem feuchtsalzigen Sande seine Freude zu haben scheint. Derselbe versteht sich aber so zusammenzuducken und die Unterseite seiner im Sitzen stets zusammengefalteten Flügel ist dem silbergrau glänzenden Sande so ähnlich gefärbt, dass ihn selbst das suchende Auge des Sammlers nur schwer entdecken kann. Das an demselben Ort oft mitten unter den Männchen herumfliegende Weibchen dieses Schmetterlings ist nicht blau auf der Oberseite, sondern einfarbig dunkel mit drei scharfen weissen Flecken auf den Vorderflügeln. Das ist nun nicht etwa eine besondere Schutzfärbung des Weibchens, die gar keinen Zweck hätte, sondern es ist einfach der Typus der Gattung, da die übrigen Arten dieser, nebenbei bemerkt, ausserordentlich weit verbreiteten Gattung alle ähnlich dunkel mit weissen oder röthlichgelben Flecken gezeichnet sind und zwar sowohl Männchen wie Weibchen. Nur bei der östlichsten Art, der L. geoffroyi, wozu antipoda gehört, und die von den kleinen Sundainseln an bis zum Bismarckarchipel reicht, werden die Männchen plötzlich blau und schlagen aus der Art. Warum? Ich kann dies nur für eine sogenannte Schmuckfarbe in Darwin'schem Sinne halten, ähnlich wie bei den Schillerfaltern oder den Bläulingen, den Lycaeniden.

Diese Strandstrasse gestaltet sich stellenweise zu einem äusserst angenehmen schattigen Spaziergange, indem grosse, oft mannsdicke Aeste aus dem dicht neben demselben emporstrebenden

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 11. Ein Schraubenbaum (Pandanus spec.).

Digitized by Google

Digitized by Google

Wald heraus sich bald höher, bald so niedrig, dass man gebückt darunter durchschlüpfen muss, quer über die ganze Breite desselben hinüberstrecken und sie beschatten. Ganz besonders ein Baum ist es, welcher diese liebenswürdige Gepflogenheit hat, nämlich das bekannte Calophyllum inophyllum L., welches im ganzen malayischen Archipel verbreitet ist und ein sehr gutes, festes und starkes Bauholz liefert. Diese nützliche Eigenschaft gereicht dem braven Baum zum Verderben, denn die Neu-Guinea-Compagnie ist oder war wenigstens zur Zeit meiner Anwesenheit sehr dahinter her, liess überall an der ganzen Astrolabebucht die schönsten und dicksten Stämme aufspüren und fällen, um das werthvolle Holz nach Europa zu schaffen und zu verkaufen.

Dasselbe Holz, welches im Urwald an den weltentlegenen Gestaden Neu-Guinea's still und friedlich emporwuchs, nur umtönt von dem Gekreische der Papageien und Kakadus, welches keine andern Menschen kannte, als die nackten braunen Papua's, mit welcher Verwunderung mag es jetzt von den Plafonds der vornehmen Paläste auf das Leben und Treiben des hypercivilisirten europäischen Culturmenschen herabschauen oder von den Wandtäfelungen des Reichstagsgebäudes die Colonial-debatten unserer Volksvertreter mit anhören!

Mit einigem Erstaunen wird der in Tropenbotanik etwas bewanderte Leser wahrgenommen haben, dass ich gar nicht der Strandpflanzen par excellence, der Mangrove-Vegetation erwähnte, die doch sonst keiner tropischen Küste mangelt. Sie fehlt auch hier nicht ganz, aber sie ist in ihrem Vorkommen sehr reduzirt. So breite, ununterbrochene Rhizophorengürtel freilich, wie z. B. an der Ostküste Sumatra's, haben wir hier nicht, da das Land meistens von der See aus zu stark ansteigt, seinen Salzgehalt verliert und darum diesen salzbedürftigen Strandbäumen keine genügenden Existenz-bedingungen mehr bietet. Wo aber grössere, flache Küstenstriche vorhanden sind, da fehlen auch nicht die Mangle-Bäume der Gattungen Rhizophora und Bruguiera.

Bei Stefansort und überhaupt an der Astrolabebai sind sie selten und in einiger Ausdehnung nur an den vielverschlungenen Einbuchtungen des Friedrich-Wilhelmshafens vorhanden. Das ist ein wirthschaftlicher Mangel, denn die Rhizophoren sind sehr nützliche Bäume, welche neben andern Producten hauptsächlich ein gutes, fast unverwüstliches Bauholz abgeben.

An ihrer Stelle tritt der gewöhnliche tropische Wald an die See heran, unter dessen äussersten Vorposten sich zahlreiche malerisch gewundene Pandaneen befinden, von denen der bekannte Schrauben-baum (Pandanus odoratissimus), dessen Abbildung ich nebenstehend gebe, am interessantesten und merkwüdigsten ist.

Wir verlassen nun den Strand und treten in den Wald ein. Es ist kein Hoch- oder Urwald im vollen Sinne des Wortes, obwohl sich genug altehrwürdige Baumriesen, bedeckt mit Epiphyten, darin befinden. Das Gros jedoch, die Hauptmasse, besteht einige Kilometer weit in das Land hinein aus halbwüchsigem Jungholz und aus Bäumen, deren Verzweigung schon ziemlich dicht über dem Boden beginnt, welche desswegen im Hochwald, wo Alles in die Höhe strebt, ihre Existenzbe-dingungen nicht mehr finden würden. Hier ist nämlich das Terrain, wo die Eingeborenen, die Papua's, ihre Plantagen anlegen. Nur ganz alte, umfangreiche, hartholzige Bäume haben der Steinaxt und dem Feuer widerstanden.

Diese Küstenwälder zeichnen sich dadurch aus, dass sie ungemein viel Strauchwerk und Unterholz besitzen und der Boden mit gras- und krautartigen Pflanzen fast bedeckt ist. Hier offen-bart sich das üppige Wachsthum der Tropen am meisten.

Auf denjenigen, welcher einen solchen Wald zum erstenmal sieht, macht diese Ueberfülle an Formen und Gestalten einen überwältigenden Eindruck, und ich selbst, der ich doch bereits fünfzehn Jahre lang fast alltäglich darin umherlief, ich musste immer und immer wieder stille stehn und bewundern und staunen. Das nebenstehende hübsche Bild, welches eine Parthie des Waldes bei

Digitized by Google

der Pflanzung Erima an der Astrolabe-Bucht vorstellt, wird besser als Worte es vermögen dem Leser eine Vorstellung des Tropenwaldes ermöglichen.

Wo nur ein Plätzchen ist auf dem Boden, das Licht und Luft gewährt, da drängen sich Blätter und Halme in üppiger Fülle, und wenn sie auf dem Boden nicht mehr Platz haben, so machen sie sich auf die Beine und klettern und laufen in die Bäume hinauf, sie umhüllen die Rinde, sie sitzen in jeder Astgabel, sie schmarotzen auf allen Zweigen und hängen dann wieder aus den Baumkronen herab in tausenden von Fäden und Stricken, an denen sich dann oft das merkwürdige Farnkraut Asplenium nidus avis aufhängt und wie ein riesiger Kronleuchter in der dämmernden Höhe da oben frei hin und her schaukelt.

Diese Wälder sind der Boden und der Haupt-Schauplatz, wo die animalische Welt Neu-Guinea's ihren in so vieler Beziehung und vor allen andern Faunen der Erde merkwürdigen Kampf ums Dasein kämpft.

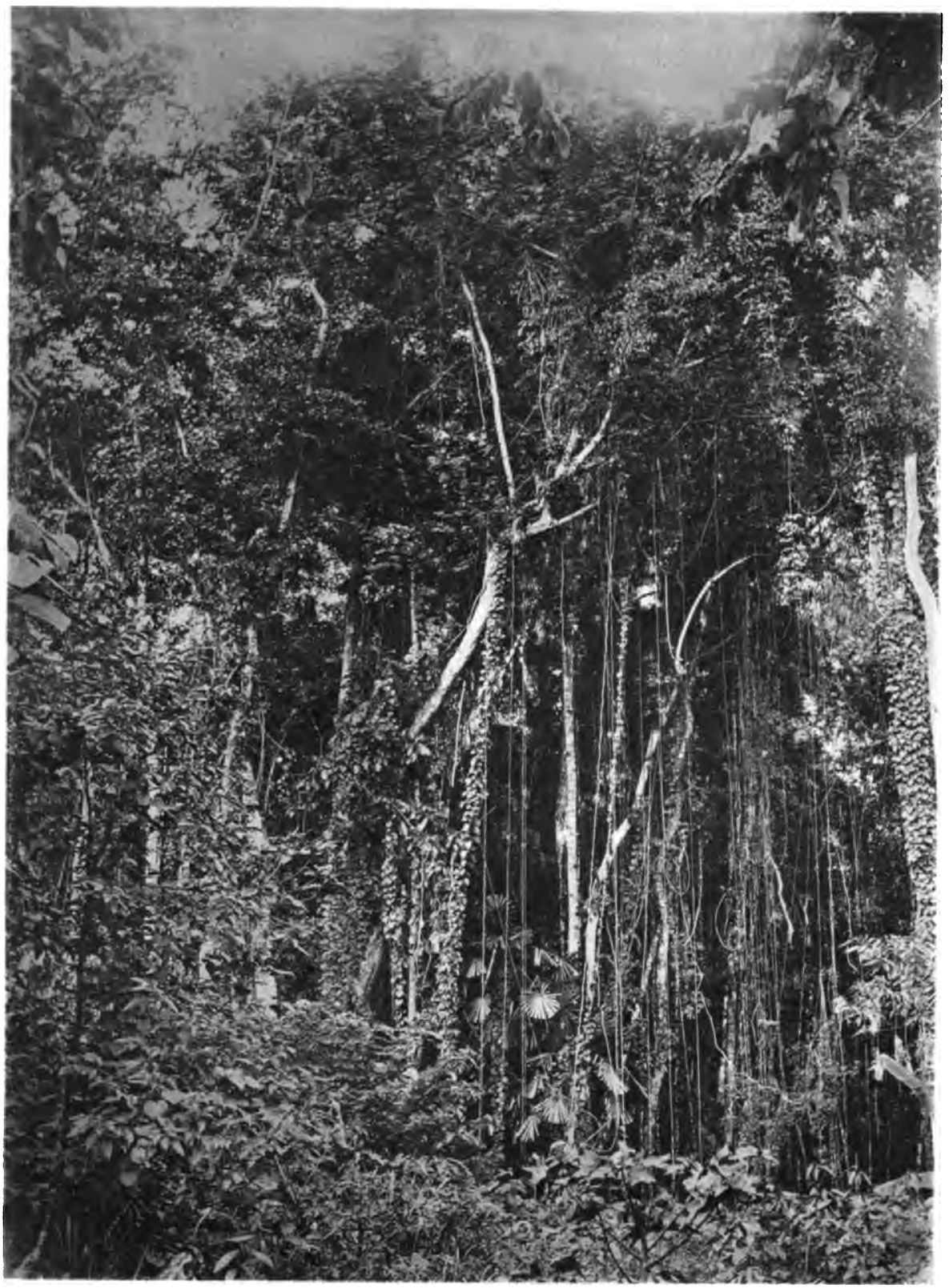
Meine Reisegenossen werden es mir wohl Dank wissen, wenn ich sie mit der Aufzählung all' der Hunderte von lateinischen Gattungs- und Speziesnamen verschone, um so mehr, als ich selbst ein Dilettant in der Botanik bin und die gelehrten Namen doch nur bei Warburg oder Schumann-Hollrung entleihen müsste. Ganz kann ich sie freilich nicht davon dispensiren; ein paar müssen sie sich gefallen lassen, schon der Ordnung wegen.

Das Gerippe, die Knochen sozusagen dieser Küstenwälder, bilden Bäume, die zum allergrössten Theil dem indomalayischen Formenkreis angehören. Der Löwenantheil darunter fällt, wie überall in dieser Zone der östlichen Tropen, den Ficus-Arten, den Feigenbäumen, zu, von denen Neu-Guinea wohl über ein halbes hundert Arten beherbergt. Sie dominiren nicht nur durch ihre Artenzahl, sondern auch durch den eigenartigen Anblick, den die meisten von ihnen gewähren. Auge und Fuss werden zunächst gefesselt durch einen grossen, hierher gehörigen Baum, der, wie auf dem Bild so schön ersichtlich, Unmassen von Luftwurzeln, oft nur zwirnsfadendünn, oft daumendick oder noch stärker aus einer Höhe von nahezu hundert Fuss herabsendet zum Boden, so dass wir beim Weiterschreiten uns erst mit dem Hackmesser Bahn schaffen müssen. Sein Stamm ist merkwürdig gestaltet. Er sieht aus, als ob man ein Dutzend kleinerer, arm- bis schenkeldicker Stämme, die nahe bei einander selbständig in der Erde wurzeln, etwa in Mannshöhe über dem Boden mit einer Riesenfaust gepackt und zu einem einzigen, in den aberteuerlichsten und bizarrsten Formen gewundenen Stamm zusammengedreht hätte. Nach oben fahren dann diese gewaltsam zusammengeschweissten Stämme bald wieder auseinander in eine Krone von grossen, sehr langen und weitreichenden sperrigen Aesten, die ihrerseits wieder die obenerwähnten Luftwurzeln zur Erde herabsenden. In den zahllosen Löchern, Spalten und Rissen dieses wunderlichen Sammelstammes haben sich ganze Colonieen von Schmarotzerpflanzen angesiedelt. Stundenlang könnte man unter einem solchen Waldwunder stehen und hinaufstarren in die weitläufige Krone, dass Einem das Genick weh thut, und immer wird man wieder etwas Neues an Epiphyten da oben in diesem hängenden botanischen Garten entdecken, sehr häufig allerdings nur mit dem Fernglas.

Die Feigenbäume gehören als Unterabtheilung in die grosse Familie der Moraceen, der maulbeerartigen Gewächse, die ebenfalls zu der Baumwelt dieser Küstenwälder ein sehr grosses Contingent stellen, 11 bis 12 Gattungen, worunter nicht weniger als 4 endemische, eine Zahl, die meines Wissens keine andere Pflanzenfamilie Neu-Guinea's bis jetzt erreicht hat. Diese Gattungen sind alle monotypisch und die meisten derselben stellen zugleich Sammeltypen verschiedener Gruppen dar. Man mag daraus auf das hohe Alter dieser Pflanzenform auf unserer Insel schliessen.

Zu den Moraceen gehören auch die Artocarpeen, denen der wichtige, aber von den Papua's wenig beachtete Brodfruchtbaum angehört, wie überhaupt diese Familie eine Menge nützlicher Bäume enthält. Sie liefert z. B. dem Papua den Stoff zu seinem einzigen Kleidungsstück, dem Rindengürtel

Digitized by Google



B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 12. Der Urwald.

Digitized by Google

Digitized by Google

und hat eine ganze Anzahl von Gummi- und Kautschuk-produzirenden Bäumen, auf welche der verstorbene Kärnbach grosse Hoffnungen setzte. Er hatte etwa 24—30 Arten von Proben gesammelt und nach Europa zur Begutachtung gesandt; ob gerade alle aus dieser Familie, weiss ich nicht, da er die Sache sehr geheimnissvoll betrieb und nicht gern über seine diesbezüglichen Entdeckungen sprach; ich habe nur die Proben gesehen. Wie mir neulich Professor Schumann, neben Warburg der beste deutsche Kenner der Neu-Guineaflora, mittheilte, haben dieselben jedoch keinen grossen Handelswerth; auch scheint es sich nicht bewahrheitet zu haben, dass Kärnbach, wie er mir kurz vor meiner Abreise erzählte, den ächten Guttapercha-Baum dort entdeckte. Werthvolle Harze und Gummi-Arten hat also Kaiser-Wilhelmsland bis jetzt noch nicht geliefert, doch ist es nicht ausgeschlossen, dass dies noch in Zukunft geschieht.

Da, wo der Wald dünn und jung genug ist, um der Sonne Zutritt zu gestatten, stösst unser Fuss häufig an einen harten, sperrigen Strauch mit etwas gelappten, manchmal auch ganzrandigen Blättern, welche so hart und rauh sind, dass man sie wie Schmirgelpapier zum Glätten und Poliren benutzen kann. Trotzdem dienen dieselben, beiläufig gesagt, zwei Schmetterlingsraupen zur Nahrung, nämlich der einer Euplöa (E. swierstrae) und derjenigen von Cyrestis acilia. Die gar nicht grossen und ziemlich zarten Raupen müssen jedenfalls viel robustere und härtere Fresswerkzeuge haben als alle die andern, welche bekanntlich in diesem Punkt sehr empfindlich sind; sie halten sich freilich ja meist an die jungen Triebe, verschmähen aber auch, wie ich selbst gesehen habe, die älteren nicht. Diese Pflanze, welche ich schon von Sumatra her unter dem Namen daon ampelas kannte, gehört ebenfalls zu den Feigen und wird wohl F. ampelas oder politoria sein.

Da uns der Kopf und Nacken noch weh thut von dem langen Hinaufstarren in die Krone des Feigenbaumes, so wollen wir jetzt zur Erholung einmal den Blick auf dem Boden haften lassen, der uns wahrlich ebenfalls des Merkwürdigen genug bietet. Das Hauptgewächs ist eine blaugrün schimmernde Selaginella. An den helleren, von der Sonne getroffenen Stellen entwickeln sich Unmengen verschiedener, auch kletternder, Gräser, untermischt mit Papilionaceen etc. Nirgends, selbst nicht auf Sumatra in dessen üppigsten Theilen, den Oberländern von Palembang, habe ich die Farne und Aroideengewächse zu solcher Riesenhaftigkeit heranwachsen sehen, wie hier in diesen Wäldern der Küstenebene an der Astrolabebai. Eine gigantische Colocasia z. B. entfaltet hier Blätter, dass wir sie kaum mit den Armen erklaftern können. Araceen und die schönblätterigen Maranthaceen, sowie Zingiberaceen wuchern hier in Menge auf dem Boden, Philodendren, feinblättrige Freycinetien ranken sich malerisch mit allen möglichen Lianen um die Wette an den von grandiosen Platycerien umklammerten Bäumen hinauf und Piperaceen und Pothos klexen sich so dicht und fest an die Rinde derselben, dass man sie nur mit dem Messer davon losschneiden kann. Jüngere, dünnere Stämme sind oft ihrer ganzen Länge nach von ihnen so dicht eingehüllt, dass von der Rinde auch kein zollgrosses Stückchen zu sehen bleibt. Man betrachte nur z. B. den Baum rechts im Vordergrunde des Waldbildes.

Blumen und hübsche Blüthen sieht man verhältnissmässig nur wenige. Die schönste und zugleich wohlriechendste ist unstreitig die von Schumann aus Finschhafen beschriebene Gardenia hansemanni mit weissen, später orangefarbenen Blüthen, dann eine andere hübsche Rubiacee, Randia speciosa Schumann, eine ziegelrothe Ixora, eine hübsche weissgefiederte Eugenia u. s. w. u. s. w.

Die bekannte Erythrina indica, ein von Ostindien an bis nach Australien hin häufiger Baum, hüllt seine Krone von Zeit zu Zeit in eine leuchtend scharlachfarbene Decke. Wie unsere Obstbäume zur Frühlingszeit in schneeigem Weiss, so erprangt dieser Baum im feurigsten Roth. Das giebt auf dem dunkelgrünen Hintergrund des Waldes einen prächtigen Farbeneffekt; wenn mehrere solcher Bäume beisammen stehen, sieht es aus, als brenne der Wald in feuriger Lohe.

Digitized by Google

Eine andere grosse Blüthe gehört einer Liane, einer Schlingpflanze aus der Gattung Mucuna an, welche sich mit blätterlosen, armdicken Strängen bis in die höchsten Kronen hinaufwindet. Alle diese Stränge umhüllen sich zur Blüthezeit dicht mit brennend scharlachfarbenen grossen Schmetterlingsblüthen, so dass es den Eindruck erweckt, als sei der ganze grosse dunkelgrüne Wald mit dicken rothen Stricken die Kreuz und Quer durchflochten. Zu demselben Geschlecht gehört ein anderes bohnenartig rankendes Schlinggewächs, welches dicke, grosse Trauben dunkelvioletter Blüthen trägt, die einen hübschen Anblick gewähren und ebenso wie die vorige Art vielleicht eine sehr willkommene Bereicherung unserer Gewächshäuser bilden würden. Das ist die auch auf Sumatra vorkommende gefürchtete Mucuna pruriens DC. Gefürchtet ist sie nämlich wegen des entsetzlichen Brennens und Juckens, das ihre mit einem dichten weisslichen Filz von Brennhaaren überzogenen Fruchtschoten beim Anfassen verursachen, wie ich am eigenen Leibe erfahren habe. Ich hatte in Sumatra, von Malayen auf diese Teufelsbohne aufmerksam gemacht, eine Schote nur flüchtig zwischen die Fingerspitzen genommen, bis ich das kitzelnde Jucken verspürte. Nach ganz kurzer Zeit verbreitete sich dasselbe auf Arme, Nacken und den ganzen Oberleib in einer unerträglichen Heftigkeit. Ich hätte zehn Hände haben mögen, nur um mich überall zugleich kratzen zu können. Und je heftiger meine Bewegungen wurden, desto rascher verbreiteten sich die Brennhaare auf meinem Körper, desto grässlicher ward das Jucken, das stundenlang anhielt. Die Malayen behaupten, Wildschweine oder Rhinozerosse, deren gewiss nicht allzu zarte Haut mit der Bohne in Berührung gekommen ist, wälzten sich wie närrisch auf dem Boden herum. Karbauenbüffel sollen davon wüthend werden.

Ich will hier gleich noch eines bösen Gesellen gedenken, bei dessen Erinnerung mein Herz jetzt noch in Wuth und Grimm entbrennt. Das ist nämlich eine Brennessel, aber eine solche, die sich zu unserer europäischen verhält, wie etwa ein Neufundländer zum Schoosshündchen. Sie gleicht dem sumatranischen daon tjelatan, das ebenfalls nicht übel brennt, hat aber stärker gezackte und mehr gelblich gefärbte Blätter. Es ist wahrscheinlich eine Laportea-Spezies, vielleicht die von Warburg L. armata — ach mit wie grossem Recht! — genannte Art, die mit der berüchtigten australischen L. gigas und der malayischen L. stimulans verwandt ist. Mit den Blättern der letztern soll man auf Java Menschen zu Tode streicheln können, wie Perelaer in seinem Opiumroman Babu dalima so drastisch erzählt. Die Neu-Guinea-Brennessel sticht durch die Kleider hindurch und zwar so heftig, als würden glühende Nadeln zolltief in's Fleisch gebohrt.

Ich bin einst auf der Jagd tief drinnen im Wald unvorsichtigerweise in ein solches Brennesselfeld hineingerathen. Ich verfolgte mit den Augen einen Königs-Paradiesvogel hoch oben in den Zweigen und wand mich durch die Büsche, ohne viel auf den Boden, wohin mein Fuss trat, zu achten. Plötzlich stand ich bis an die Achseln in den Nesseln und die fielen trotz meiner Kleider sofort über mich her und bohrten mir händevollweise ihre glühenden Malefizstacheln in die Haut, so dass ich vor Schmerz aufschrie. Ich machte Sprünge wie ein Känguru, um wieder aus diesem Unglückskraut herauszukommen. Mein armer Papuajunge, der Nichts anhatte als seinen Rindengürtel und ebenfalls mit den Augen fortwährend in den Baumkronen hing, der heulte und schrie und wälzte sich vor Schmerz auf dem Boden. Seine Haut schwoll sofort dick auf und wir hinkten dann beide schimpfend und stöhnend nach Hause. Acht Tage lang habe ich den Schmerz gefühlt.

Damit sind aber auch so ziemlich die Missethäter unter den Pflanzen erschöpft. Von Stacheln und Stachelgewächsen ist nicht viel im Neu-Guineawald zu verspüren. Sogar der Rottan, dieser nützliche, aber gefürchtete Dornträger der malayischen Wälder, dessen engverschlungene Dickichte für Mensch und Thier, das Rhinoceros ausgenommen, undurchdringlich sind, kommt hier nicht besonders häufig vor. Nur einige Palmen sind am Fusse ihres Stammes mit langen bösartigen Stacheln, andere mit solchen an den Blattstielen und -scheiden besetzt.

Digitized by Google

Neu-Guinea ist eines der palmenreichsten Länder der Erde, Amerika nicht ausgenommen. Es hat eine ganze Menge eigener Arten, selbst Gattungen, ein Beweis, dass diese Familie ebenfalls ein uralter einheimischer Bestandtheil der Neu-Guineaflora ist. In Bezug auf Palmen dürfen wir noch viel Neues von dort erwarten. Aber dieselben sind zerstreut und vereinzelt in den grossen dichten Wald eingesprengt, so dass sie nicht recht zur Geltung gelangen. Sie müssen förmlich aufgesucht werden. In grösseren Beständen, die man füglich Wald, oder sagen wir bescheidener: Hain nennen könnte, treten nur fünf Arten auf und dies sind mit einer Ausnahme lauter allbekannte, geschonte, theilweise sogar angebaute Nutzpflanzen, nämlich die Kokospalme, die sogenannte „Betel"-palme, die Sagopalme und der Schmutzfink Nipa fruticans, die Nipapalme, welche nur da gedeiht, wo der Schlamm am dicksten. Die Ausnahme betrifft eine wilde Areka, die den Eingeborenen das Holz für ihre Speere und Bogen liefert und darum ebenfalls hoch geschätzt wird. Sie bildet auf dem Weg, den wir nehmen, zwischen Constantinhafen und Stefansort einen richtigen Wald. Das ist jedoch kein lustiger, grüner Wald, und wer da glaubt, er hätte ein Bild vor sich, wie etwa im Palmenhaus des Frankfurter Palmengartens, der irrt sich ganz gewaltig. Der Arekawald macht auf den aus dem sonniggrünen lichten Küstenwald plötzlich hier herein tretenden Wanderer einen todten, starren, öden Eindruck. Einförmig grau oder braun wie Säulen ragen die nackten Stämme neben einander in die Luft, die grossen, abgestorbenen, bizarr geformten einfarbig braunen Blätter bedecken modernd den kahlen Boden, auf dem kein anderer Pflanzenwuchs gedeihen kann; Alles todt, starr, vorweltlich. Man fühlt da so recht, wie eigentlich die Palmen nur noch als Ueberreste einer längstvergangenen Erd- und Pflanzenperiode in unsere heutigen Dikotyledonenwälder hereinragen. Es ist in dieser Hinsicht für die Geschichte unserer Insel recht bezeichnend, dass dieselbe so viele Formen aus dieser uralten Familie bewahrt und ausgebildet hat.

Ich will schliesslich nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, dass Dr. Hollrung aus der Verbreitung von Cocos nucifera eine ganz interessante geologische Schlussfolgerung zieht, indem er von der Annahme ausgeht, dass die Kokosnuss zu ihrer Verbreitung des Wassers bedürfe (selbstverständlich insoweit sie nicht durch den Menschen verschleppt wird). Finden wir nun, wie z. B. am Augustafluss im Innern der Insel weitab vom Meere, noch grössere natürliche Bestände dieser Palme, so dürfen wir annehmen, dass das Meer einstens bis hierher reichte und die Küste nachträglich gehoben oder angeschwemmt wurde. Und die ganz auffallende Armuth der Berge scheint eben ein Beweis dafür zu sein, dass jene entweder vor der seiner Zeit stattgehabten Hebung niemals bis an den Meeresspiegel herangereicht, also niemals die Küste gebildet haben, oder dass vor der Hebung entweder keine Meeresströmungen die Nordostküste von Neu-Guinea berührten, oder nur solche, die aus einer cocosnussfreien Gegend herkamen.

Wir haben nunmehr, unter sehr häufiger Zuhilfenahme des Hackmessers und unserer Arme, um uns aus den tausenderlei Verstrickungen und Verschlingungen der Lianen und andern Schlingpflanzen, meist Papilionaceen und Ipomoeen, zu befreien, den von Warburg und Hollrung sogenannten secundären Küstenwald durchmessen, und treten aus seinen theils träumerisch-dunkeln, theils sonnendurchflutheten lichten und kühlen Hallen heraus.

Eine Wiese empfängt uns; aber eine Wiese, die aus einem dichten Gewirr starrer, harter, 5—6 Fuss hoher Gräser besteht, so dicht, dass man sich fast der ganzen Länge nach auf sie werfen kann, ohne zu Boden zu sinken, und mit so messerscharfen Rändern und Spitzen, dass sie Einem im Vorbeigehen oft die Hände blutig schneiden, oder die gerade in Kopfhöhe befindlichen nadelscharfen Spitzen in die Augen bohren. Der grösste Theil der unter den farbigen Arbeitern so häufigen Hornhautgeschwüre ist dieser Ursache zuzuschreiben. Als vorsichtige Leute gehen wir durch diese Savane nur mit vorgehaltenem Arm und blinzelndem Auge; das Wandeln auf der grünen Wiese ist hier wirklich keine Lust.

Digitized by Google

Das Gras, welches dieses Zerrbild einer Wiese uns vorzutäuschen sich erlaubt, ist die allüberall in den östlichen Tropen unter dem Namen Alang oder Lalang übergenug bekannte Imperata arundinacea, welche nur da aufschiesst, wo altes Culturland sich selbst wieder überlassen wird. Lalangsavanen deuten also stets auf frühere Wohn- oder Pflanzstätten.

In diesen Graswüsten, die aber auf Neu-Guinea kaum je eine solche Ausdehnung annehmen, wie auf Sumatra, brennt die Sonne mit unbarmherziger Gluth hernieder, dörrt den Boden aus und macht ihn im Verein mit dem ungeheuer dichten Wurzelgefilz des Lalanggrases total ungeeignet für die Entwicklung anderer Pflanzen. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, dass der Boden selbst unfruchtbar oder minderwerthig sei, sobald einmal das ungemein zähe Lalanggras ausgerottet ist; im Gegentheil, zu meiner Zeit gab es in Deli Pflanzer, welche Lalangboden nicht bloss dem Waldboden gleichwerthig erachteten, sondern theilweise sogar noch über ihn stellten, je nachdem sie einen schweren dunkeln oder leichten hellen Tabak produciren wollten.

Blumen sucht man auf diesen Wiesen vergebens; höchstens, dass man ab und zu ein paar Akazien- oder Clerodendronsträucher antrifft; dagegen wächst hier, speziell zwischen Constantinhafen und Stefansort, in diesen Savanen, namentlich da, wo sie beginnen, die ersten Vorhügel hinanzuklimmen, eine Cycas, ziemlich häufig, aber zerstreut. Ihre Stämme sah ich hier nur bis zu 4 Fuss Höhe; am Strande von Bogadjim unweit des Missionshauses steht jedoch eine kleine Cycasgruppe mit Stämmen von mindestens 30 Fuss Höhe. Ebendort findet sich auch, beiläufig bemerkt, neben der Coix lacryma Jobi, deren Samenkerne von den Eingeborenen sehr vielfach zu Schmuck verwendet werden, die allbekannte Canna indica verwildert; sie trägt aber hier ausschliesslich goldgelbe Blüthen, während ich sie sonst auf Sumatra und Java nur mit scharlachrothen gesehen habe.

Die Kronen der Cycas dienen bei Stefansort einem von den Aru-Inseln bekannten, von mir jedoch auch auf der Gazellehalbinsel Neu-Pommern's gefundenen hübschen kleinen Schmetterling zum ausschliesslichen Aufenthalt, der Lycaena arruana Feld, deren Raupe in den Blüthenständen oder den wolligen Herzblättern der Cycaskronen zu leben scheint. Man wird selten oder nie diesen Schmetterling an der Astrolabebucht anderswo treffen als in diesen Cycas-durchsetzten Savanen, aber auch umgekehrt selten eine Cycas ohne ihre kleinen blaugeflügelten Freunde. Ob ich die Exemplare von Herbertshöhe bei dem dortigen auf der Höhe im Lalang gelegenen Stationsvorsteherhause ebenfalls an oder in der Nähe von Cycadeen fing, weiss ich nicht mehr genau, vermuthe es aber.

Wir nähern uns nunmehr dem Urwald, dessen dunkle, kühlschattige Hallen uns armen, in der Glühhitze der Lalangsavane halb gebratenen Wanderern verlockend entgegenwinken. Wir fühlen sofort, dass wir hier in eine ganz andere Region eingetreten sind. Das fröhlich-lustige Gewimmel all der Legionen von Blättern und Halmen und Ranken und Stricken, mit dem uns der Küstenwald umschlang und festzuhalten suchte, ist hier verschwunden. Hier laufen keine Pfeffer- und Pothos- und Aroideensträuche die Bäume hinauf, keine elegante Freycinetie nickt uns zu; braun und kahl streben die Stämme aus dem braunen Boden heraus empor, und nur gering ist das Unterholz dazwischen; unser Fuss schreitet fast widerstandslos auf dem braunen weichen Teppich vermoderten Laubes dahin. Dicke, feuchte Moderluft herrscht hier in dem dämmerigen Halbdunkel, denn ein dichtes schweres Laubdach breitet sich hoch über uns aus, so hoch, dass unser Auge kaum Details erkennen kann; ob die Bäume da oben blühen oder Früchte tragen, man sieht es nicht, sondern merkt es höchstens an den herabgefallenen Spuren auf dem Boden. Ein Sonnenstrahl dringt nur selten herein; nur wenn einer der Bäume altersschwach, oder von einem Schmarotzer erdrosselt niedergebrochen ist und verwesend am Boden liegt, da huschen durch die entstandene Lücke ein Stückchen blauen Himmels und blendendgrelle Sonnenstrahlen herein, und die Schmarotzerpflanzen, welche der gestürzte Baumriese in seiner Krone beherbergte, schmarotzen auf der Leiche am Boden ruhig und üppig weiter, bis auch ihr Stündlein schlägt und sie, nachdem sich die Lücke oben in

Digitized by Google

der grünen Decke langsam wieder geschlossen hat, abgesperrt von Licht und Luft elendiglich ersticken. Unter diesen Epiphyten bemerken wir, wenn wir Glück haben, eine Menge prächtigblühender Orchideen; denn Neu-Guinea ist ausserordentlich reich an diesen wunderbarsten aller Blumen; im östlichen Theil der Insel sind über hundert Arten bereits bekannt geworden, wovon etwa die Hälfte neu war, theilweise zu den prächtigst blühenden Familien gehörig; Herr Michulicz, der bekannte Orchideenjäger, wird hier Freude gehabt haben an seiner Ausbeute. Der Urwald aber, in dem wir uns eben befinden, ist noch nicht das orchideenreichste Gebiet; die eigentliche Heimath dieser Blumenfürsten scheint, wie auf Sumatra, erst der höhere Bergwald von 1000—2000 Fuss ab zu sein; je tiefer und näher dem Meere, desto spärlicher werden sie; in dem Küstenwald, den wir vorhin durchschritten, habe ich trotz aller Mühe noch keine 6, überdies noch unscheinbare Arten gesehen; ich gebe zu, dass dies jedoch möglicherweise ganz spezielles Pech meinerseits gewesen sein mag.

Im Weitermarschiren müssen wir öfters über die auf dem Boden sich bis zum nächsten grösseren Stamm dahinwindenden, faust- bis schenkeldicken Stämme mächtiger Lianen hinübersteigen, die blattlos und kahl, in unheimlich-bizarren Krümmungen wie grosse Riesenschlangen hinaufklettern in das Laubdach, um ebenfalls ihr Theil da oben an Licht und Luft zu erhaschen.

Licht und Luft, das ist die Parole im Urwald. Alles strebt empor. Alle Samen, alle Keimlinge müssen trachten, so bald als möglich in die Höhe zu schiessen, um ihre Krone hindurchzudrängen zu dem goldnen Lebensstrom der Sonne; was nicht kräftig oder rasch genug ist, das siecht im Halbdunkel bleichsüchtig dahin und geht im Moder bald zu Grunde. Finger- bis daumendicke Stämmchen sind schon 20—25 Fuss hoch, elend, mager, kaum ein paar Blätter an der Krone zeigend, so ausschliesslich wird alle Kraft auf das Längenwachsthum verwandt; sie stehen nur aufrecht, weil sie von ihren Nebenbrüdern gehalten werden; hier lernt sichs begreifen, wie das struggle of life aus einem ursprünglich stolzen, gradstämmigen, selbständigen Baum einen kriechenden sich windenden Schmarotzer zu wege bringt. Bitte, bitte, hilf mir, halte mich, nur ein kleines, bescheidenes Plätzchen gönne mir, dass ich auch einen Sonnenstrahl erhaschen kann, fleht das magere, lange, schwindsüchtige Ding zu seinem dicken, grossen, umfangreichen Nachbar, der oben im Sonnenlicht bereits seit langem schwelgt und zehnmal mehr Platz einnimmt, als er zum Dasein nöthig hat. Doch der will nichts davon wissen: Selber essen macht fett, und dann mag ja auch schliesslich selbst ein Baum nicht gerne seinen eignen Mörder grossziehen — er kennt das, er war ja selbst einmal so ein junger rücksichtsloser Streber. Und darum sucht er im Besitz der Kraft und Macht Alles um sich her erbarmungslos zu ersticken und zu erdrücken. Hunderte fallen ihm zum Opfer. Aber das elende, unscheinbare Ding zwischen seinen Füssen, gerade das unbedeutendste von allen, das er nie sonderlich beachtet, hat sich mit Zähigkeit und Ausdauer zu behaupten gewusst; zuerst, als es noch klein und schwach war, mit Kriechen und Ducken und Schmeicheln, dann aber, sobald es sich stark genug fühlte, mit brutaler Rücksichtslosigkeit sich zwischen seinen Aesten durchdrängend. Ein erbitterter Kampf bricht nun aus, aber der junge Streber hat frische, im Emporringen gestählte Kräfte, die des andern sind im Genuss verweichlicht. Es dauert nicht lange, so ist der arme, dicke Alte niedergedrängt und vernichtet. Wenn er nun eine schwachmüthige, minderwerthige Natur war, so jammert er im Niederstürzen über die Undankbarkeit der Welt und die Schlechtigkeit der — Bäume; ist es aber ein Character, ein Baum-Philosoph, so sagt er sich: Geschieht mir recht; ich hab's ja seinerzeit auch nicht anders gemacht! Und mit ihm stürzt das ganze Heer der Epiphyten, der Schmarotzer, die in seiner Krone wucherten — jener merkwürdigen Geschöpfe, die vollkommen darauf verzichten, ein selbständiges, unabhängiges Individuum zu sein, die nichts Anderes sein wollen, als Schmarotzer — sofern sie nicht so schlau waren, bei Zeiten auf den neuen, emporstrebenden, vielversprechenderen Baum überzusiedeln.

Das ist der Kampf ums Dasein in — den Urwäldern von Neu-Guinea.

Digitized by Google

Wenn ich schon beim Küstenwald nicht im Stande war, die Völker und Namen aufzuzählen, so kann ich das hier beim hohen Urwald erst recht nicht. Selbst Fachbotaniker wie Hollrung schrecken davor zurück. Und Warburg sagt in seinem Vortrag in der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin sehr treffend, „dass der wirkliche Urwald eine so ausserordentlich schwer fassbare oder darstellbare Masse ausmacht, dass es ein ganz hoffnungsloses Beginnen ist, einem grösseren, nicht fachmännischen Publikum das Wesen des betreffenden Urwaldes in kurzen Strichen zu zeichnen."

Als unser Herrgott den tropischen Urwald erschuf, da nahm er die Samen von tausend verschiedenen Bäumen, schüttelte sie in seiner Hand durcheinander und streute sie aus, kunterbunt, wie sie fielen. Und da stehen sie nun durcheinander wie Kraut und Rüben; kein Baum fast gleicht dem andern, und wer ein bestimmtes Exemplar gefunden hat, mag oft lange nach dem zweiten suchen. Es ist der Masse zuviel und in der Hauptsache auch noch zu wenig bekannt. Von den Bäumen der Küstenwälder ist es schon nicht immer leicht, blühende Zweige zu erlangen. Wie sollte man nun im hohen, glatten Urwald dazu kommen? Man müsste zu diesem Zweck beinahe jeden einzelnen Baumriesen fällen, und, da man es meist von unten gar nicht sehen kann, wäre man noch nicht einmal sicher, dass der betreffende Baum auch wirklich in Blüthe ist. Auf lange Jahrzehnte hinaus werden diese Wälder noch für den Botaniker eine unerschöpfliche Fundgrube bleiben. Malayische Formen herrschen ja auch in ihnen noch vor, aber nur im Familien- oder Gruppenverband, dagegen macht sich in den Gattungen und noch viel mehr in den Arten ein überreicher Endemismus bemerkbar, der die mit den Nachbarländern gemeinschaftlich oder direct von ihnen empfangenen Keime zu selbständigen Formen ausgebildet oder aber auch umgekehrt intact bewahrt hat, während sie sich etwa im Nachbarland zu eigenen Formen ummodelten.

Es ist merkwürdig, wie ein gutes Bild Schule macht. Um die Ueppigkeit und Ausdehnung der Wälder auf Sumatra recht anschaulich darzustellen, hat Junghuhn seinerzeit gesagt, ein Affe könne, von Zweig zu Zweig springend, vom Südende der Insel bis zum Nordende gelangen, ohne den Erdboden berühren zu müssen. Seitdem — es war anno 1847 — muss der arme Affe in jeder neuen Beschreibung Sumatra's diesen Spaziergang wiederholen. Nicht genug damit, lässt Wallace auf Borneo später den Orang-Utan dasselbe Experiment machen. Warburg wollte es auch auf Neu-Guinea anwenden, gerieth aber etwas in die Klemme, da es dort keine Affen und Orang-Utans giebt. Darum presste er, grausam genug, das viel langsamere und schwerfälligere Baumkänguru zu dieser Reise, und siehe da, nachdem es dann und wann etwas ins Gedränge gekommen ist, gelingt es auch ihm, wenn es gewissenhaft die vorgeschriebene Reiseroute innehält. Mit andern Worten: Der primäre Urwald überzieht die ganze Insel in ununterbrochener Masse; er steigt an manchen Stellen, wo er nicht durch den eingewanderten secundären Küstenwald oder die Lalangsavanen zurückgedrängt wird, herab bis direct an die See, und geht andrerseits hoch hinauf in die Gebirge bis zu jener Grenze, wo die alpine Vegetation beginnt, das ist in etwa 3600 m Höhe.

Diese bedeutenden Höhendifferenzen haben natürlich auf die Zusammensetzung des Urwaldes einen gewaltigen Einfluss; der Urwald der Tiefebene sieht ganz anders aus, wie derjenige in 2000 m Seehöhe; nach Aussage der Herren, die droben gewesen sind, wechselt die Vegetation etwa alle 1000 m ihr Kleid.

In dem unteren Theil, in welchem wir uns jetzt befinden, bemerken wir Bäume aus den Familien der Tiliaceen, Moraceen, Clusiaceen, Meliaceen, Myrtaceen, Anonaceen, Sterculiaceen, Burseraceen (Canarium), Combretaceen Apocyneen, Meliaceen, ja selbst der Dipterocarpeen, von denen jetzt schon $^1/_2$ Dutzend Arten, sämmtlich endemisch, bekannt ist*), während Bentham noch als Beweis der Unähnlichkeit der Floren Borneo's und Neu-Guinea's, im Gegensatz zu Grisebach, anführte, dass auf Neu-Guinea keine Dipterocarpee gefunden sei. Was helfen die geistreichsten Theorieen und die

*) cf. W. T. Thiselton Dyer, on the Dipterocarpeae of New-Guinea, with remarks on some other species. Journ. of Bot. 1878 p. 98 ff.

Digitized by Google

gelehrteste knifflichste Gehirnequilibristik ohne genügende reelle Grundlage! Dies jedoch nur in Parenthese.

Die ebengenannten sind natürlich nicht die ausschliesslichen Elemente des Waldes, aber so ungefähr die Hauptfactoren, und reichen in dieser Zusammensetzung bis zum Gipfel des ca. 1000 Fuss betragenden Höhenzuges, welcher die Astrolabe-Ebene nach Süden hin abschliesst. Es giebt keine angenehmere Wanderung als durch diesen Hochwald. Langsam führt uns der Eingeborenenpfad, dem wir jetzt folgen, bergan, die Hitze des Tages, die draussen im freien Feld Alles versengt, ist hier in diesen weiten, kühlschattigen Hallen kaum zu verspüren, kein Schlingpflanzengewirr oder Zingiberaceenkraut belästigt den schreitenden Fuss, das spärliche Unterholz besteht aus dünnen Büschen oder kleinen Bäumchen. Die Cissus- und andere Lianenstränge, sowie die mitunter ausserordentlich grossen und zu phantastischen drachen- und schlangenähnlichen Ungeheuern geformten Wurzelleisten der Bäume sind fast das einzige Hinderniss. Mitten auf dem Wege finden wir plötzlich ein Casuar-Ei! Nein doch, es ist kein Ei, es ist nur eine faustgrosse eiförmige Fruchtpflaume von leuchtend-blauer Farbe, die täuschend einem solchen ähnlich sieht. Freilich ist ein Casuar-Ei grün und diese Frucht ist blau, aber wer denkt gerade daran, wenn er plötzlich dieses auffallende Etwas, das er nie zuvor gesehen, auf dem Boden glänzen sieht. Es ist wahrscheinlich die Frucht einer Apocynee, Cerbera floribunda K. Sch., sonst gewöhnlich ein Küstenbaum, der aber hier einige Kilometer weit ins Land hinein und fast hundert Fuss hoch über die Ebene hinaufgeht. Unweit davon finden wir auch richtige Eicheln auf dem Boden liegen, zwar etwas anders geformt als unsere europäischen, aber trotzdem veritable Früchte einer Quercus-Art. Das ist insofern interessant, als es uns beweist, dass auch hier in Neu-Guinea die Eichengrenze kaum hundert Fuss über dem Meere liegt, genau wie in Sumatra. Eichen waren bisher in Kaiser-Wilhelmsland nur von Warburg 3000 Fuss hoch im Gipfelwald des Sattelbergs gefunden worden. Die Ursache des Herabgedrücktwerdens der Eichengrenze wird, wie auf Sumatra, so auch hier in Kaiser-Wilhelmsland an der Depression der Wolkengrenze durch die beständigen Nebel und Wasserdämpfe während des grössten Theils des Jahres liegen, wodurch eine stärkere Erwärmung der Pflanzendecke der Gebirgsflanken verhindert wird.

Auffallend ist uns die grosse Menge der wilden Muskatnussbäume aus der Gattung Myristica. Dies ist eine Gattung der Familie der Myristicaceen, die ausschliesslich nur in diesem Theil der Erde, auf der malayisch-papuanischen Inselwelt, vorkommt. Die Molukken und Neu-Guinea bilden das Centrum ihrer Verbreitung; ja, wenn man die Anzahl der Arten zur Grundlage einer Calculation der Entstehungscentren von Pflanzengruppen machen will, was freilich nicht immer richtig sein dürfte, so müssen wir Neu-Guinea mit seinen über 20 fast durchweg endemischen Arten direkt als das Ursprungsland der Myristicaceen, als das Land der Muscatnüsse bezeichnen. Da Warburg*) etwas über 80 Arten im ganzen Gebiet von Indien bis Polynesien anführt, so kommt auf Neu-Guinea beinahe ein Drittel aller Arten. Leider liefert keine einzige von allen ein brauchbares Gewürz, da die meisten ihr Aroma, falls sie solches besitzen, beim Trocknen verlieren. Nur die in holländisch Neu-Guinea wachsende Myristica argentea Warb. macht eine Ausnahme. Wie uns Warburg erzählt, gehen ihre Nüsse als Handelsartikel durch den ganzen malayischen Archipel; ja am Mac Cluer Golf spielen sie beim Sclavenkauf und bei Heirathscontracten sogar die Rolle des Geldes.

Wenn wir Glück haben, so können wir unter diesen vielen Muscatnussarten eine treffen, die der berühmte Beccari auf den Aru-Inseln und holländisch Neu-Guinea entdeckte, die aber nach Warburg auch am Sattelberg bei Finschhafen, also möglicherweise auch in dem von uns durchschrittenen Berggelände vorkommt, und die desswegen äusserst interessant ist, weil sie hohle und stellenweise aufgetriebene, mit spaltförmigen Oeffnungen versehene Zweige besitzt, in welchen Ameisen wohnen. Sie wurde von Beccari desshalb auch M. myrmecophila genannt. Warburg fand in den

*) Zur Characterisirung und Gliederung der Myristicaceen (Ber. D. B. G. XIII, 1895).

Digitized by Google

Hohlräumen dieser und der folgenden Art reihenweise die Ueberreste ausserordentlich gut gepflegter Schildläuse aus der Gattung Myzolecanium sitzen, die sicher nicht von selbst sich das harte Holz ausgesucht haben werden.

K. Schumann*) berichtet noch von einer dritten Myristica-Art, M. heterophylla K. Sch. mit Hohlräumen und einer vierten, M. subalulata Miq., von der es ihm zweifellos sei, dass sie von Ameisen bewohnt würde.

Das sind höchst merkwürdige Thatsachen. Wer sollte denken, dass in dem durchgehends sehr harten Holze der Muscatbäume sich Ameisen ihre Wohnungen aushöhlen und ihre Milchkühe, die Schildläuse, hineinschleppen! Das heisst, die Auftreibungen und Aushöhlungen der Zweige gehen eigentlich, wie Schumann sagt und Warburg wahrscheinlich macht, ohne Zuthun der Ameisen durch ausschliessliches Dickenwachsthum und späteren Schwund des Markes vor sich, und die Ameisen helfen nur bei der Ausglättung des Innern und der nach aussen führenden Spalten nach, oder auch vielleicht das nicht einmal. Wie aber kommt der Baum dazu, solche Hohlräume zu bilden? Das harrt noch der Aufklärung.

Neu-Guinea scheint nicht blos das Land der Muscatnüsse, sondern auch das der Ameisenpflanzen zu sein. Ich bezweifle, ob irgendwo auf der Welt die Mutter Natur so gut für „Hüsung" ihrer Ameisenkinder gesorgt hat, wie hier. Nicht blos die Myristica's haben ihnen ihr Zweig-Inneres geöffnet, sondern auch die Rubiaceen, die eigentlichen Ameisenpflanzen kommen mit den Gattungen Myrmecodia, Myrmedoma und Hydnophytum massenhaft hier vor. Wo es an der Küste Mangrovewaldung giebt, wie bei Friedrich-Wilhelmshafen, da sitzen dieselben überall auf den Stämmen. Bei Finsch- und Hatzfeldthafen fand Warburg eine Reihe von meist neuen Hydnophytum-Arten, weiter drinnen im Lande bieten verschiedene, ebenfalls meist neue Psychotrien ihre hohlen Zweige zum Bewohnen dar und in den Bergen von holländisch Neu-Guinea hat Beccari das Myrmedoma arfakianum gefunden.

Damit ist die Reihe aber noch nicht erschöpft. Noch andere Familien beherbergen Ameisen. So ein zu den Meliaceen gehöriger Baum, die Amoora myrmecophila Warb., deren knotenartig aufgetriebene junge Zweige bequeme, mit braunen glatten Wänden versehene Höhlungen besitzen, zu denen sich die Ameisen die Zugänge erst erbohren. Dann die Monimiacee Kibara formicarum Becc. und eine wolfsmilchartige Pflanze, die Euphorbiacee Endospermum formicarum Becc. Ich glaube, dass es diese Pflanze war, welche ich im Küstenwald bei Bogadjim als einen kleinen Baum mit weichem Holze und endständiger Belaubung beobachtete. Die kleinen und kleinsten Zweige desselben sind im Innern vollkommen hohl — das Mark fehlt vollständig — und von aussen führen an verschiedenen Stellen ganz unregelmässig angeordnete runde stecknadelkopf- und noch grössere Löcher hinein. Diese Höhlungen werden von einer kleinen schwarzen Ameisenart massenhaft bewohnt, und man kann die Thierchen jederzeit durch die Löcher ein- und auskriechen sehen. In der Nähe der Hospital-Anlagen bei Stefansort stand ein solcher Baum, und ich habe mich von der Thatsache oft genug überzeugen können, leider aber versäumt, nachzuforschen, wie die Höhlen im Innern der Zweige entstehen, resp. auf welche Weise das Mark derselben schwindet. In den ganz jungen, blättertragenden, noch nicht verholzten Spitzen war es noch vorhanden.

Je höher wir steigen, desto mehr treten myrthenartige Bäume und Sträucher auf, aus der Familie der Myrthaceen, ähnlich wie in Sumatra und den übrigen Sunda-Inseln. Haben wir schon im Küstenwald dicht am Seeufer die schöne Barringtonia bewundern können, so treffen wir hier, ihrer essbaren, zum Theil sehr wohlschmeckenden Früchte wegen in der Nähe der Bergdörfer geschont, eine ganze Reihe schönblüthiger Bäume und Bäumchen aus den Gattungen Eugenia, Jambosa,

*) Die Flora von Kaiser-Wilhelmsland. Von Dr. K. Schumann und Dr. M. Hollrung. Beiheft zu den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1889. Verbesserungen hierzu im Bot. C.-Bl. XLI p. 265.

Digitized by Google

Syzygium u. A. Meiner Lebtage werde ich des Anblicks gedenken, den ich während meiner einzigen Bergtour hatte, als ich aus den dunkeln majestätischen Säulenhallen des Urwaldes plötzlich heraustrat auf eine lichtdurchfluthete Rodung des Dorfes Yimjam in ca. 8—900 Fuss Meereshöhe. Hier hatten die Leute mitten auf dem Feld einen halbwüchsigen Eugeniabaum stehen lassen, und der hatte sich nun, wie ein Pflaumenbaum bei uns im Frühling, ganz in eine schneeweisse Decke seiner grossen, ungemein duftig und zart aussehenden Myrthenblüthen eingehüllt. Und um seine Krone, da wogte und wimmelte es in der leuchtenden Sonne von Azurblau und Goldgrün in wunderbarer Pracht. Es flogen nämlich ganze Wolken der handgrossen Riesenschmetterlinge des Priamus und des Ulysses hier saugend um die Blüthen, und ab und zu leuchtete dazwischen das feurige Orangegelb und Zinnoberroth der prächtigen Delias aruna. Es war ein Anblick so farbenprächtig, wie ich noch nie etwas Aehnliches gesehen hatte, eine wahre Farben-Orgie. Ich genoss hier einen jener köstlichen Augenblicke, wie sie nur dem Naturforscher ab und zu beschieden sind als Preis für monatelange Mühseligkeiten und Gefahren.

An dem benachbarten Rande des Urwaldes hatten sich auf den Blättern verschiedene Weibchen des Priamus in ihrem gegenüber der goldgrün strahlenden Pracht des Männchens unscheinbar und ärmlich aussehenden düsterbraunen Kleide niedergelassen. Sie waren erheblich schwerfälliger und träger im Fluge als die Männchen. Ab und zu erhob sich eines, taumelte wie eine grosse Fledermaus hinüber mitten unter die lustige, goldstrahlende Gesellschaft, saugte ein Weniges, liess sich flattieren und Galanterieen von den Männchen erweisen, um schliesslich mit einem Auserkorenen in reissendem Hochzeitsfluge hinauf zu wirbeln in den blauen Aether bis zu unsichtbarer Höhe. Wer von der Gesellschaft aber gesättigt war, flog ebenfalls hinüber zum Waldrand auf eine einladende Blattspreite, breitete die wunderbaren goldgrünen oder azurblauen Flügel aus, und hielt seine Siesta und träumte süss von Honig und Blumen und liebenden Weibchen.

Jetzt muss ich mich aber als persönlicher Führer von dem geehrten Leser verabschieden — weiter hinauf in die Berge bin ich nicht gekommen. Wir stehen auf dem Gipfel der ersten Hügelkette im Hintergrund der Astrolabebucht und können von dem Marktplatz des Dorfes Wjenge aus in etwa 1000—1200 Fuss Meereshöhe eine prachtvolle Vogelschau geniessen über den ganzen von uns zurückgelegten Weg. Freilich von diesem selbst ist Nichts zu sehen; unter der grünen einförmigen Laubdecke des unermesslichen Urwaldes ist er verborgen wie in einem Tunnel. Wald, Urwald überall bis hinunter zur blauen See bei Stefansort, bis hinauf nach Friedrich-Wilhelmshafen. Ach, ein wie kleines, winziges Fleckchen hat sich die Pflanzung dort unten, die grosse weitläufige Pflanzung Stefansort aus diesem Waldmantel herausgeschnitten, wie spärlich nehmen sich die paar hellgrünen Grassavanen aus, welche zu unserer Linken den Lauf des Flüssleins Mintjim begleiten!

Der Marktplatz des Dörfleins, wenn ich so sagen darf, denn Markt wird und wurde wahrscheinlich noch nie dort gehalten, und die Hütten desselben werden umsäumt von üppigen, fruchtschweren Papaya's und Pisang's, deren Früchte uns hier viel besser und wohlschmeckender, auch grösser vorkommen, als drunten in der heissen Tiefebene. Die bekannte Papaya (Carica papaya) soll allen Berichten nach an der Astrolabebucht erst in den siebziger Jahren eingeführt worden sein, und zwar von Miklucho-Maclay, auf dessen einstigen Wohnort Bongu wir beinahe hinabsehen können. Ich selbst habe die Papaya dort oft mitten im allerdicksten Urwalde an einem sonnenbeschienenen Fleckchen gefunden. Das ist weiter nicht wunderbar, denn sie keimt und wächst ungeheuer leicht und schnell und ist darum zu grösster Verbreitung befähigt; jedenfalls waren deren Samen durch Vögel dahin gebracht worden.

Doch — unser erster Führer wartet schon; es ist Warburg, der uns bis auf eine Höhe von 3000 und einige hundert Fuss führen wird, freilich nicht hier, denn wir stehen ja bereits auf dem höchsten Gipfel unseres Bergrückens, sondern auf dem beinahe 1000 Meter hohen Sattelberg bei

Digitized by Google

Finschhafen. Das ist zwar ein bischen weit weg, da der Sattelberg 250 km weiter östlich am andern Ende des Finisterre-Gebirges liegt, aber wir sind ja gut zu Fuss und haben eine kecke Phantasie. Wir brauchen nur im Geiste den Bergrücken, auf dem wir uns befinden, nach Osten entlang zu laufen, Thäler, Spalten und Schluchten, die uns hemmen wollen, zu überfliegen, ein paar Gipfel zu überspringen — hurre hurre hopp hopp hopp — da sind wir auch schon am Sattelberg, ungefähr in derselben Höhe, die wir eben verlassen haben.

Ein wirres Bambudickicht, von dem wir in der eben verlassenen Gegend nie etwas bemerkt haben, empfängt uns hier, so dicht und verschlungen, dass fast nicht durchzukommen sei, wie mir mein Malaye, den ich zum Schmetterlingsfang einmal hinsandte, klagte. Und der Mann kannte doch die Bambudickichte, er stammte ja aus Java! Der Bambu am Sattelberg ist eine wilde Art mit kurzen, dünnen Gliedern, für den menschlichen Bedarf kaum geeignet. Edlen Bambu, der im Haushalt der Tropenvölker eine so gewaltige Rolle spielt, trifft man nur cultivirt in der Nähe der Dörfer.

Unser Pfad, der ziemlich steil und mühsam in die Höhe führt, wird jetzt recht schlüpfrig; es regnet, oder hat kurz vorher geregnet: denn der Sattelberg gehört, wie wir bereits erfahren haben, zu den feuchtesten Gegenden des ganzen Kaiser-Wilhelmslandes, und der Missionar Flierl, der nun schon manches Jahr mit seiner Familie droben auf dem Gipfel wohnt, hat viel von Nässe und Nebel zu leiden. Das ist kein Wunder: Mag der Wind von Südost oder Nordwest kommen, für den unglücklichen, exponirten Sattelberggipfel ist es immer Regenwind.

Aber gerade deswegen ist er ein Pflanzen-Dorado. Alle Besucher desselben wissen zu sprechen von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der Flora dortselbst und wir können während des Aufstiegs uns genügend von der Richtigkeit dieses Factums überzeugen. Dort aus jener Schlucht fällt eine Gruppe von Bäumen durch ihre eigenthümlich graugrüne Krone auf, die lebhaft an unsere Nadelhölzer erinnert, auch durch den Umstand, dass sie keine Blätter nach unsern Begriffen, sondern sozusagen leere Zweige trägt. Das ist der bekannte indische Streitkolbenbaum, die Casuarina, aber nicht die gewöhnliche, von den Sunda-Inseln bis nach Polynesien hin an den Meeresküsten verbreitete C. equisetifolia, welche auch in Deutsch-Neu-Guinea gelegentlich am Strande hübsche lichte grasbewachsene Wäldchen bildet, sondern eine andre Art, C. nodiflora, die auch in den Molukken vorkommt und eine der wenigen Formen ist, welche die Neu-Guinea-Flora mit dem räthselhaften Neu-Kaledonien gemein hat. Die Casuarina nodiflora ist eine ausschliessliche Bergpflanze und kommt in der Küstenebene nicht vor. Aber auch eine Conifere treffen wir bald, eine richtige echte Conifere, freilich von einer Form, die sie unserm europäischen Auge nicht sofort kenntlich macht, da sie eine Art von dreieckigen, verkümmerten Blättchen zu tragen scheint, die aber in Wahrheit nur verbreiterte Nadeln sind. Das ist Podocarpus rumphii Bl. Auch aus der den Coniferen so nahe verwandten Familie der Gnetaceen können wir hier Vertreter finden, ja einige derselben gehen bis an die See herab, wie z. B. das bekannte Gnetum gnemon L., das sogar mitten im Dorfe Bogadjim wächst.

Pandanus, an denen Kaiser-Wilhelmsland so reich ist, gehen in neuen Arten, ja selbst in einer wahrscheinlich neuen Gattung bis hier herauf; namentlich scheint P. krauelianus K. Sch. ein solcher Bergpandanus zu sein.

Auch Dipterocarpeen finden sich, freilich mehr am Fusse des Berges.

Je weiter wir hinauf kommen, desto interessanter, eigenthümlicher wird Alles. Fast auf jedem Schritte begegnen wir, wie unser Führer uns belehrt, neuen Arten und monotypischen Gattungen, die Myrtaceen werden häufiger, ebenso die lorbeerartigen Gewächse, die Lauraceen. Ein hierher gehöriger Baum, die Massoia aromatica Becc. besitzt eine höchst aromatisch nach Zimmet riechende Rinde, die seinerzeit viel nach Java und China unter dem Namen Massoirinde ausgeführt wurde, jetzt aber wenig mehr begehrt wird. Das deutsche Colonialhaus in Berlin verkauft ein mit dieser Rinde gewürztes süsses Gebäck als Massoikuchen und einen Massoiliqueur. Ein grosser Theil

Digitized by Google

des Unterholzes im Gipfelwalde des Sattelberges besteht aus jungen Lauraceenbäumchen, sowie von andern, die Warburg als neue Art einstweilen zu der Monimiaceengattung Kibara rechnet.

Ein mittelhohes Bäumchen mit riesigen runden, über 3 Fuss grossen glänzenden Blättern zieht jetzt unsere Blicke auf sich; es ist eine Araliacee, die Eschweileria boerlagei. Weiterhin macht uns unser Führer aufmerksam auf einen stattlichen hohen Baum mit prächtig rothen Blüthen, die man aber allerdings erst durch das Fernglas ordentlich erkennen kann. Auch dieser wäre der Einführung in europäische Gewächshäuser werth. Es ist der oben erwähnte einzige bisher gefundene Vertreter der Proteaceen in Kaiser-Wilhelmsland, einer Familie, die, wie wir uns erinnern, in Australien zu so ungeheuer reicher Entwicklung gelangt ist (33 Gattungen mit ca. 600 Arten!). Er stellt, wie Warburg selbst sagt, der doch sonst die floristischen Beziehungen Neu-Guinea's zu Australien so gering wie möglich darzustellen sucht, einen sehr interessanten, nach Australien hinweisenden alten Typus Papuasiens dar und steht als monotypische Gattung, die Warburg nach dem verdienstvollen Erforscher Kaiser-Wilhelmslands, Finsch, benannt hat, zwischen der im malayischen Archipel und Australien verbreiteten Gattung Helicia und der neu-kaledonischen — wieder eine Beziehung zu dieser Insel! — Kermadecia. Die Proteaceen haben allem Anschein nach in Australien oder zum wenigsten auf der südlichen Halbkugel ihren Ursprung genommen und ihre Zahl mag wohl früher, als Neu-Guinea und Australien noch zusammenhingen, ursprünglich gleich gewesen sein und nur aus wenigen Arten bestanden haben. Während sie aber in Neu-Guinea infolge des unveränderten Klimas stabil blieben, mit der Zeit vielleicht sogar theilweise ausstarben, gelangten sie auf dem immer mehr austrocknenden und sein Klima verändernden australischen Kontinent zu immer höherer Blüthe und Entfaltung, da sie sich infolge verschiedener Eigenthümlichkeiten diesen Veränderungen gut anzupassen verstanden und das Feld für ihre Ausbreitung frei fanden.

Ich merke, Gelehrsamkeit steckt an; ich bin da unwillkürlich in's Theoretisiren gerathen und im Begriff, meine eigene Warnung von vorhin zu vergessen. Das kommt davon, wenn man einen so gelehrten Botaniker wie Warburg zum Führer hat; der versteht so hübsch die pflanzengeographischen Beziehungen Neu-Guinea's darzustellen, dass es eine wahre Freude ist, ihm zuzuhören. Und seine Worte packen und überzeugen um so mehr, als es kein Mann vom grünen Tisch ist, sondern er ist selbst draussen gewesen und hat einen grossen Theil von Neu-Guinea selbst untersucht. Nur schade, dass er Australien bei der Würdigung der Nachbarbeziehungen unseres Landes so schlecht wegkommen lässt! Nun, vielleicht ändert sich seine Meinung noch in dieser Beziehung, wenn erst einmal die Bergwälder besser durchforscht sein werden; denn dort erst dürfen wir ja, wie er selbst zugiebt, auf die Auffindung der richtigen autochthonen Neu-Guineaflora rechnen.

Nicht weniger interessant als die Finschia rufa ist ein anderes Bäumchen, das wir hier treffen und das eine monotypische Gattung der Moraceen bildet, nämlich Dammaropsis kingiana, welche sehr nahe der Gattung Ficus, den Feigenbäumen, steht, jedoch auch im Blüthenbau wieder Aehnlichkeit mit Dammara, einer Coniferengattung, zeigt. Hier haben wir es jedenfalls mit ausserordentlich alten Urtypen des Pflanzenreichs zu thun. Eine andere, ebenfalls monotypische Gattung der Clusiaceen ist ein hoher Baum des Gipfelwaldes, den Warburg Pentaphalangium crassinerve genannt hat, und der ebenfalls ganz eigenthümliche Merkmale zeigt. Dann begegnen wir zwei weiteren Bäumchen aus der Familie der Dilleniaceen, die auch nirgends recht hineinpassen, so dass Warburg für sie eine neue Section der Gattung Saurauja schaffen musste.

Ich denke, diese wenigen Proben haben meine Reisegenossen überzeugt, auf welch' interessantem Gebiet sie sich befinden. Es ist uns unmöglich, alle die neuen Formen, die unser Führer uns zeigt, gründlich zu besichtigen, denn neu ist ja sozusagen Alles hier. Wir wollen also von den Bäumen als die characteristischsten und interessantesten nur noch erwähnen: Eine neue Anonacee, Stelechocarpus grandifolia Wrbg., ein hoher, gern in schattigen Schluchten wachsender

Digitized by Google

Waldbaum; ferner die Meliacee Dysoxylon novo-guinense Wrbg., einen der riesigsten Bäume des Sattelberges, dessen Blüthentrauben direct dem Stamme entspringen; die Anacardiacee Buchanania nova-guineensis Wrbg., ebenfalls ein hoher Baum; dann eine neue Combretacee, Terminalia kärnbachii Wrbg., dessen essbare Früchte wir versuchen können, und den Warburg wegen seiner Schönheit und seines Nutzens zur Einführung in tropische botanische Gärten empfiehlt, namentlich aber Elaeocarpus viscosus Wrbg., der bis 40 Meter hoch wird und in der Nähe des Gipfels in ziemlich bedeutender Anzahl auftritt. Endlich, an europäische Formen erinnernd, finden wir Tiliaceen, lindenähnliche Bäume, und einige stattliche Eichen, sämmtlich neu.

Damit hätten wir so ungefähr das Merkwürdigste unter den Baumformen in Augenschein genommen, wir können jetzt unsere Blicke aus den luftigen Höhen des Laubdaches über uns wieder zur Erde richten, denn was wir hier sehen an kleineren Pflanzen und Kräutern, ist wahrlich nicht minder interessant und merkwürdig.

Die grossen, bizarren Schlinglianen des heissen Tiefebenenwaldes sind fast alle schon verschwunden; nur ein paar Cissus-Arten ziehen ihre Stränge durch das Gebüsch und um die Bäume, darunter die hübsche C. lineata Warb. Dafür aber haben wir uns jetzt durch Brombeerranken durchzuschlagen, aus mehreren, auch im malayischen Archipel weitverbreiteten Rubus-Arten bestehend. Von ihren hübschen Himbeerfrüchten pflücken wir uns einige Hände voll und verkosten sie; den etwas säuerlich faden Geschmack, der bei weitem nicht so aromatisch wie bei unserer Himbeere ist, muss die bei ihrem Anblick unwillkürlich aufsteigende Erinnerung an die ferne Heimath versüssen.

Ein anderer Kletterer gehört der Familie der Passionsblumen an, mit hübsch kobaltblauen Blüthen, Passiflora hollrungii K. Schum. Leider scheinen in der Gärtnerei die früher so beliebten Passifloren aus der Mode gekommen zu sein, sonst würde sich dieselbe zur Einführung als Zierpflanze empfehlen. Ueberhaupt finden wir von jetzt ab sehr viele Kräuter und Sträucher mit schönen, lebhaft gefärbten Blumen, deren Einführung in unsere Gewächshäuser sicherlich nur eine Frage der Zeit ist. So wandelt unser Fuss schon eine ganze Weile zwischen zahlreichen Begonien dahin; schöne Balsaminen, Impatiens herzogii K. Sch. mit weissen oder blaurosa Blumen säumen die Wegränder, und eine ganze Reihe von Zingiberaceen mit mehreren neuen Gattungen entzücken durch ihre Farbenpracht das Auge, vornehmlich die ausserordentlich schönen Hellwigia, Tapeinochilus und Naumannia, letztere mit prächtig gelben Blüthenkelchen.

Auch die Tecoma dendrophila Bl. mit prächtigen grossen rosenrothen Blüthen könnte durch ihre Samen leicht bei uns eingebürgert werden, ebenso ein Calycacanthus mit schönen rothen und die Bikkia grandiflora mit grossen weissen, trichterförmigen Blüthen. Es wäre wirklich der Mühe werth, dass eine grosse, gärtnerische Firma hier ihre Unternehmungslust bethätigte. Auch hübsche Blattpflanzen aus den Familien der Maranthaceen, Liliaceen und Commelynaceen finden sich, z. B. Aneilema mit weiss gezeichneten und Cordyline mit bunten Blättern. Unter den Büschen sind es namentlich die Melastomaceen, die mit rosa-violetten Blumen übersät sind; es sind meist weit über den malayischen Archipel verbreitete Arten, doch finden sich auch neue, eigenthümliche, ja sogar eine wahrscheinlich neue Gattung. Allen voran aber steht das prachtvoll rothe Clerodendron, welchem unser Führer mit Recht den Namen magnificum gegeben hat. Er erklärt es unbedingt für die schönste Pflanze Neu-Guinea's, die bis jetzt gefunden wurde. Ihr würdig an die Seite wäre nur die prächtige Gardenia hansemanni K. Sch. mit ihren lieblich duftenden weissen, allmählich orangegelb werdenden Blüthen zu stellen, die aber wohl kaum so weit heraufgehen wird, und sich auf die untersten Abtheilungen des Berges zu beschränken scheint.

Wir befinden uns nämlich schon fast in 3000 Fuss Höhe. Die Rinde der Bäume zeigt sich bereits vielfach mit Moos überzogen, und ein paar abgefallene rothe Blüthen auf unserm Pfad

Digitized by Google

erkennen wir zu unserem Erstaunen als einem richtigen und echten Rhododendron angehörig. Wir sind also hier mit 2500 Fuss schon in die höhere Bergregion eingetreten. Rhododendren habe ich weder auf Sumatra noch auf Java unter 3000 Fuss gefunden. Das Exemplar, von dem die abgefallenen Blüthen stammen, scheint nach dem Dafürhalten unseres Führers eine neue Art zu sein, die parasitisch oben in den Baumkronen lebt; wir sind aber beim besten Willen nicht im Stande, den Strauch zu entdecken.

Wo man von Alpenrosen hört oder liest, denkt man unwillkürlich an ihr Pendant in den Alpen, an Gentianen und Edelweiss. Das letztere hoffen wir im Verlauf unserer Gebirgstour noch zu Gesicht zu bekommen, von der Familie der Gentianen aber können wir gleich hier einen Vertreter sehen, nämlich die parasitisch auf Baumwurzeln schmarotzende Cotylanthera tenuis Bl., die ausser auf Neu-Guinea nur noch in Java vorkommt. An einem und demselben Baum schmarotzt also oben in der Krone eine Alpenrose und unten an der Wurzel eine Gentiane!

Weil wir doch einmal bei den Schmarotzern angelangt sind, wollen wir gleich noch einige andere betrachten, die im Vorübergehen gerade sich unsern Blicken darbieten; da stehen uns nämlich ein paar kleine hübsch blühende Bäumchen aus der Meliaceengattung Aglaia im Wege. Auf dem einen sitzt als Parasit ein Loranthus, auf dem andern eine Santalacee, letztere besonders desswegen interessant, weil sie wiederum auf Australien hindeutet, das wir wohl mit Südafrika und Südamerika als ursprüngliches Vaterland der Santalaceen zu betrachten haben, resp. den Continent oder das Land, welches diese drei heute durch so ungeheure Meere getrennten Regionen einstens mit einander verband. Da dieselbe jedoch einer Gattung und Art, Henslowia umbellata, angehört, welche wohl im malayischen Archipel, aber nicht in Australien heimisch ist, so muss sie trotz ihres australischen Stammbaumes von Westen her eingewandert sein, oder — sie hat sich an Ort und Stelle selbständig umgemodelt in derselben Richtung, wie ihre westlichen Verwandten.

Professor Engler nimmt übrigens noch ein viertes Centrum für die Santalaceen an, nämlich Südasien und den malayischen Archipel.

Was die Paradiesvögel unter den Vögeln, die Ornithopteren unter den Schmetterlingen sind, das sind unter den Pflanzen die Orchideen: Fürsten in ihrer Sippe. Ich habe oben gesagt, dass die Wälder der Küstenebene mir ausserordentlich arm schienen an Orchideen gegenüber den malayischen Inseln. Dies Verhältniss ändert sich mit jedem Schritt, den wir in die Höhe thun, und während unseres Marsches zum Gipfel können wir eine ganze Reihe dieser herrlichen Epiphyten bewundern. Ob wir gerade das Glück haben, das in Berlinhafen gefundene und nach unserer Kaiserin benannte ausgezeichnete Dendrobium Augustae Victoriae hier oben zu treffen oder gar das imposante Grammatophyllum Guilielmi II, welches der Ehre gewürdigt wurde, den Namen unseres Kaisers zu tragen, das ist bei der grossen Artenlocalisirung unseres Gebietes nicht sicher. Dagegen fallen uns durch ihre Schönheit eine Reihe von andern Orchideen auf, besonders eine grosse, weissblüthige Art und eine purpurrothe, sehr reichblüthige, die zu Ehren unseres Führers Dendrobium warburgianum genannt ist. Auch eine Erdorchidee fehlt nicht, die hübsche effectvolle Calanthe veratrifolia, die uns mit ihren weissen Blüthensträussen als alte Bekannte von Sumatra her grüsst. Auch sie hat sich, gleich mir selbst, vom Wandertrieb beseelt auf den Weg gemacht, und ist über die Sundainseln und die Molukken bis hieher nach Neu-Guinea auf den Sattelberg gewandert, ja noch viel, viel weiter, bis nach Nordaustralien, immer in demselben schlichten, anspruchslosen, freundlich-weissen Gewande. Hier am Sattelberg hat sie einen anderen alten Bekannten aus Sumatra getroffen, ein kleines Bäumchen aus der Familie der Olacaceen, Gomphandra prasina Bl., das mit einem ungeheuren Salto mortale, wie sie die Pflanzen öfters zu machen lieben, über ganz Borneo, Celebes, die Molukken, ohne sie zu berühren, hieher gehüpft ist, und sich nun freut, mit der alten Freundin sumatranische Erinnerungen austauschen zu können. Lassen wir ihnen das Vergnügen. Uns winkt bereits durch die Bäume das

Digitized by Google

gastliche Wellblechdach des Missionshauses, der höchsten europäischen Wohnung in ganz Neu-Guinea, und der Missionar Flierl stellt uns bereitwillig gegen billiges Entgelt die bescheidenen, leider nur allzu beschränkten Räume seines Hauses zur Verfügung, die aber neuerdings, wie ich zu meiner Freude vernommen habe, vergrössert und verbessert worden sind. Hier können wir uns unserer nassen, durch und durch verregneten und schmutzigen Kleider entledigen und der Ruhe pflegen, um späterhin frisch und froh unsere Gebirgstour weiter zu verfolgen. Die Rast wird uns sehr gut thun; denn man wandelt nicht ungestraft durch den Tropenwald. Die Neulinge unter uns betrachten voll Entsetzen ihre nackten Beine, welche stellenweise von ganzen Klumpen geronnenen Blutes starren, zwischen denen noch flüssige Bächlein des rothen Lebenssaftes durchrieseln. Das ist das Werk der heimtückischen Waldblutegel, die überall zwischen dem modernden Laub auf dem Boden lauern, sich an dem vorbeischreitenden Fuss festsetzen und durch die Maschen der Strümpfe zwirnsfadendünn hindurchstehlen, um auf der Haut irgendwo sich festzusaugen. Sind sie dick voll Blut gesogen, so lassen sie sich einfach fallen und man findet dann die unförmlich kugelig aufgeschwollenen Ungeheuer beim Ausziehen in den Schuhen oder Strümpfen. Aus den Stichwunden aber fliesst das Blut noch lange fort und röthet zuletzt die weissen Tropenkleider, so dass ein aus dem Wald Heimkehrender aussieht wie ein aus der Schlacht kommender Verwundeter. Immerhin ist die Plage der Waldblutegel — die übrigens niemals springen, das ist ein Märchen — in Neu-Guinea nicht halb so gross wie in Sumatra; dort habe ich bei Waldtouren oft 20—30 Blutegel zugleich an meinem Körper gezählt. Abreiben der Beine mit frischen Tabaksblättern ist ein sicherer Schutz, ebenso eine Reihe von schlechtschmeckenden oder riechenden Oelen.

Einer unserer Begleiter klagt über „Buschmucker". Seine Unterschenkel sind bedeckt von kleinen, entzündeten, schmerzenden Knötchen, wie wir sie etwa nach Insecten- oder Dornenstichen oder dergleichen bekommen. Das ist im Wald bei den dünnen Kleidern ja sehr leicht möglich und da der Weg bald durch Wasser, bald durch Schlamm und Moder geht, so ist es auch begreiflich, dass diese kleinen Wundchen sich entzünden und die Ursache der grossen, hartnäckigen und lange dauernden Unterschenkelgeschwüre werden, welche jeder Tropenbewohner kennt. Hier in Neu-Guinea begnügt man sich aber nicht mit dieser Erklärung; hier sind die mythischen „Buschmucker" — ich möchte gerne wissen, wer diesen Namen erfunden hat! — daran schuld; es sollen winzig kleine, röthliche Milben sein, die sich in die Haut bohren und die Entzündungen verursachen. Die gewöhnlich im ersten Jahr des Tropenaufenthaltes gewissermaassen als Acclimatisationserscheinung auftretenden Geschwüre und Entzündungen habe ich häufig gesehen, auch in Sumatra, wo man den „Buschmucker" nicht kennt; aber die Milbe hat mir noch Keiner zeigen können. Auch unserm Patienten gelingt es nicht. Trotzdem soll die Möglichkeit nicht geleugnet werden.

Wir sind bei der Fortsetzung unserer Wanderung wieder in derselben Lage wie vorhin, als wir den Phantasieflug hieher nach dem Sattelberg unternehmen mussten; wir stehen auf dem Gipfel und können nicht weiter. Um grössere durchforschte Höhen zu erreichen, müssten wir eigentlich wieder die Lokalität wechseln und auf demselben Wege zurückfliegen bis in die Nähe unseres früheren Weges bei Constantinhafen; denn von dort aus hat seinerzeit Herr Zöller, der Correspondent der Kölnischen Zeitung, in Begleitung des Botanikers Dr. Hellwig den bekannten „Husarenzug" ins Innere Neu-Guinea's unternommen und dabei halb unbewusst den Kamm des Finisterre-Gebirges erklettert; aber leider können wir diesen beiden Herren auf ihrem Wege nicht folgen; Herr Zöller ist zu wenig Botaniker, um unser Führer sein zu können, und Dr. Hellwig ist leider 6 Monate nach dieser Bergtour gestorben, bevor er seine Ausbeute selbst bearbeiten konnte; sein kurzer Bericht in den Nachrichten aus Kaiser-Wilhelmsland ist zu wenig botanisch, um uns ein getreues Bild der höheren Bergregionen zu geben. Ich denke, wir bleiben daher vorläufig einen Tag bei Herrn Flierl auf dem Sattelberg zu Gaste und lassen uns von unserm bewährten Führer Warburg, der die

Digitized by Google

botanische Hinterlassenschaft Hellwig's bearbeitet*) und mancherlei Notizen von dessen Hand zur Verfügung gehabt hat und darum auch über das von ihm selbst gesehene Gebiet hinaus competent ist wie kein Anderer, erzählen, wie es in den Regionen des Finisterre-Gebirges über tausend Meter aussieht. Ich habe dabei noch meine ganz besonderen Gründe: Erstlich können wir unsere müden und wunden Beine von den gehabten Strapazen gehörig ausruhen und für die kommenden stärken; zweitens würden wir, wie es uns nun schon zweimal passirt ist, gar bald wieder auf einem Gipfel stehen, von wo aus kein Weg weiter führt, da das Finisterre-Gebirge kaum 3000 Meter hoch ist. Es bliebe uns dann nur übrig, den Phantasieflug zum dritten Mal zu machen, wieder zurück in die Gegend des Sattelbergs, um von hier aus mit besserem Erfolg als der unglückliche Ehlers zu versuchen, uns bis zur Owen-Stanley-Kette durchzuschlagen, wo wir den Gouverneur Mac Gregor von Britisch-Neu-Guinea bei der Besteigung des 4000 Meter hohen Victoria-Gipfels begleiten zu können hoffen. Wir ersparen uns also auf diese Weise einen sehr zeitraubenden und strapaziösen Abstecher. Endlich aber der letzte Grund ist, dass unser trefflicher Dr. Warburg so anschaulich und lebendig zu schildern versteht, dass wir von seinen Schilderungen fast denselben Nutzen und Genuss haben, wie von eigener Anschauung.

Lassen wir ihn darum zu Wort kommen:**) „Unterdessen sind wir weiter ins Gebirge hinaufgestiegen, den schmalen Flussbetten folgend. Fern liegt das Treiben der Menschen jetzt unter uns, die letzten Papuadörfer, selbst die, welche sich tief im Gebirge befinden, liegen doch alle noch in der wirklich heissen Zone . . . . Die tropischen Regen hören auf, Nebelmassen wogen auf und nieder, uns nur zuweilen Blicke auf immer höher aufsteigende Bergketten gönnend. Die Bäume werden kleiner, sparriger, dichte Moospolster und Bartflechten überziehen neben kleinblütigen Orchideen die Bäume, während Farne den Boden bedecken und an den Bäumen hinaufkriechen; Schlinggewächse hören auf, nur noch einzelne Kletterpalmen wagen sich in diese Regionen, die tropische Mannigfaltigkeit hat uns verlassen, Lauraceen und Myrtaceen bilden Hauptbestandtheile des Waldes. Wir treten an einen schroffen Felsabsturz und sind erstaunt durch die in den Tropen ungewohnte Blüthenpracht; die herrlichsten rothen und gelben Rhododendronbüsche bedecken den Abhang, und dazwischen schweben kolibriartige Vögelchen, die buntgefärbten Honigsauger. Oben fängt zwar der Wald wieder an, aber immer eigenartiger wird das Gepräge, zu den tropischen Formen der Elaeocarpus gesellen sich hohe Heidelbeerbüsche in reichlicher Artenzahl, neben Zimmtarten gedeihen Weidenröschen, und die unten so spärlich vertretenen Compositen werden hier überaus häufig; Bäume aus fast vorweltlichen Coniferengeschlechtern, Libocedrus und Phyllocladus, die jetzt nur noch in beschränkter Anzahl auf den Gebirgen Chile's, Tasmanien's, Neu-Seeland's, Borneo's, Batjan's, Mindanao's, Japan's und Californien's gedeihen, treten hier fast waldbildend auf".

Auch die imposante, 1—2 m Durchmesser haltende und 50 m hohe Araucaria hunsteini K. Sch., welche auf den Bergen in der Umgebung Finschhafen's gefunden wurde, mag hier oben noch vorkommen. Diese Entdeckung einer zweiten, endemischen, Araucaria in Neu-Guinea ist für die alten Beziehungen unserer Insel zu Australien und Neu-Kaledonien wieder sehr bezeichnend. Die erste Art ward von Beccari in holländisch Neu-Guinea entdeckt, und auf den Abhängen des Owen-Stanley-Gebirges werden wir später bis zu 8000 Fuss Höhe der A. cunninghami Steud. aus Australien noch begegnen.

Wir sind somit in etwa 1700 m Meereshöhe in die alpine Vegetationszone eingetreten. Da Zöller und Hellwig sehr vernünftigerweise ihren Marsch fast stets im Bette der Flussläufe bis hoch hinauf verfolgten und Hellwig gezwungen war, seine ganze Ausbeute nur zwischen wenigen in der Brusttasche getragenen Papierblättern zu bergen, so ist es erklärlich, dass nur kleinere Pflanzen

*) Siehe „Bergpflanzen aus Kaiser-Wilhelmsland". In Engler's bot. Jahrb. XVI. 1893, Seite 1—32, und: „Plantae Hellwigianae" ibid. Band XVIII., 1894, Seite 184—212.

**) Passus aus einem von ihm am 6. Februar 1892 in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

conservirt wurden und die grösseren, sowie die Bäume, fast unberücksichtigt blieben. Die allgemeine Uebersicht ist dadurch eine sehr mangelhafte. Aber immerhin ist das Gesammelte ausserordentlich interessant.

Auf der Strecke von 1150 bis 1525 m fanden sich zwischen den Steinen und im Grase des Ufers hier in diesen weltabgelegenen Höhen Blumen und Pflanzen, welche das durch all' die Tropenformen geblendete Auge so recht wohlthuend heimathlich berühren.

Hier wuchs z. B. ein Knöterich, Polygonum microcephalum Don., das Weidenröslein Epilobium prostratum Warb., Hypericum japanicum Thb., Lactuca laevigata DC u. s. w., während eine kleine Borraginacee, die am Boden hinkroch, völlig neu war und von Warburg dem Leiter der Expedition, Zöller, zu Ehren Zölleria genannt ward. An feuchten Stellen überzogen Flechten aus der Gattung Sticta den Boden, und aus dem Grasrasen erhob sich als kleines Bäumchen mit grossen gelben Blüthen das Rhododendron zölleri Warb.

An den Abhängen fanden sich Euphorbiaceen, darunter Phyllanthus finschi K. Sch. und eine Pflanze aus der Gattung Acalypha (A. insulana var. glabrescens), welche uns neuerdings eine so prachtvoll rothblühende Art in unsere Gewächshäuser geliefert hat, und in einer Reihe von vielleicht gärtnerisch ebenfalls brauchbaren Arten in unserm Gebiet vorkommt.

Weiter hinauf gesellte sich der schöne Farn Lindsaya cuneifolia Presl. hinzu, eine Saurauja, ein Coleus, sowie die alpinen Pflanzen Anaphalis (Gnaphalium) hellwigi Warb. und Macaranga rufibarbis Warb. Hier fanden sich auch eine Reihe weiterer Rhododendren, theils im Grase, theils an den Abhängen: Rhododendron hellwigi mit grossen, dunkelrothen Blüthen, Rh. hansemanni, beides schönste Zierden unserer Gewächshäuser in der Zukunft, Rh. herzogi mit langen, röhrenförmigen Blumen, endlich Rh. yellioti, sämmtlich neu.

Auf den Bäumen und an den Büschen wucherten eine Menge Orchideen, den Gattungen Dendrobium, Ceratochilus, Bolbophyllum und Sarcochilus angehörig, sowie der neue Loranthus finisterrae Warb.

Auf dem allerhöchsten erreichten Punkt standen die schöne neue Cyrtandra hellwigi Warb., ein steriler Heidelbeerbusch, wahrscheinlich Vaccinium acutissimum F. v. M., die neue Elaeocarpus culminicola Warb. und ein Zimmtbäumchen (Cinnamomum sp.)

Hier, in einer Höhe von 2300 Meter nach Hellwig, 2550 Meter nach Zöller, auf einem schmalen, langgestreckten Höhenzug, schliesst das Vordringen der Zöller'schen Expedition ab. Sie hat anscheinend so ziemlich den höchsten Kamm des Finisterre-Gebirges erreicht; die einzelnen Gipfel mögen ein wenig höher sein, keinenfalls über 3000 Meter, denn mit dieser Höhe wäre die oberste Baumgrenze schon fast erreicht. Ich habe aber, wie seinerzeit Miklucho-Maclay und Andere, vom Strande der Astrolabebucht aus telescopisch beobachten können, dass selbst die höchsten Spitzen noch mit Wald bedeckt sind.

Hellwig hat in diesen Höhen Pandanus gefunden, wozu Warburg bemerkt: „Pandanus in solchen Höhen ist bisher noch nie beobachtet und wäre sehr interessant, doch bedarf es noch der Bestätigung." Diese Bemerkung hat mich einigermaassen gewundert, denn ich dachte, es sei eine allbekannte Thatsache, dass Pandanus sehr hoch in's Gebirge hinaufgeht; ich habe in Sumatra auf dem Gipfel des Vulkans Kaba in 6000 Fuss Seehöhe sehr üppige Bestände dieser Pflanze mit schenkeldicken Stämmen und 20 Fuss Höhe gefunden; mein Lagerfeuer dort oben ward meistens nur mit abgewelkten Pandanusblättern genährt, da die Waldgrenze schon überschritten war und die spärlichen Melastomaceenbüsche zu wenig trockenes Holz hatten.

Nunmehr ist die Zeit herangekommen, wo wir uns von unserm bisherigen trefflichen Führer verabschieden und von unserm luftigen Höhenrastort auf dem Sattelberg aufbrechen müssen, um zu trachten, in südöstlicher Richtung die Owen-Stanley-Kette zu erreichen, deren höchsten Gipfel, den 4000 Meter hohen Mt. Victoria, der britische Gouverneur Mac Gregor mit 4 Schwarzen und einem

Digitized by Google

Samoaner eben zu erklimmen im Begriffe steht. Da der Weg zu Fuss dahin ein bischen weit und beschwerlich ist, so leihen wir uns wieder die Flügel des Ikarus, drücken dem braven Missionar Flierl und Professor Warburg noch einmal dankbar die Hand, dann ein herzhafter Sprung hinaus in das feuchtkalte Nebelmeer, welches den Gipfel des Sattelberges umwogt, und wir schweben dahin, lautlos, in den Nebelwolken weder sichtbar noch sehend, in reissendem Flug. Dank der kühlen Wolkenumhüllung hält auch das Wachs unserer Flügel gut aus, so dass wir glücklich in 2500 Meter Höhe am Mt. Knutsford gerade an einer Waldblösse landen, wo Mac Gregor mit seinen Begleitern lagert inmitten prachtvoll blühender gelber und rother, malerisch von den Wedeln zahlreicher Palmfarne überschatteter Rhododendronbüsche, ein feenhafter Anblick! Rhododendron allüberall, wohin wir blicken; wenn wir bisher Neu-Guinea als das Land der Palmen, der Muscatnüsse und der Ameisenpflanzen kennen gelernt haben, so müssen wir hinzufügen: Es ist auch das Land der Alpenrosen und wird hierin nur vom Himalaja übertroffen, ja Warburg vermuthet, die Gebirge Neu-Guinea's dürften in Bezug auf Pracht und Reichhaltigkeit der Arten bei genauerer Erforschung demselben noch den Rang streitig machen. Alpenrosen! Welche Fülle von Poesie, von Heimathssehnsucht, von süssen Erinnerungen ruft dies Wort in uns wach! Wer hätte gedacht, dass das im fernen, weiten Südmeer schlafende Dornröschen seine Stirn mit einem solch' üppigen Kranze von Alpenrosen umflochten hätte!

Ueber ein Dutzend Arten — sämmtlich endemisch; selbst die von F. v. Müller zu dem bisher nur vom Kina Balu auf Borneo bekannten Rh. lowii Hook. mit prachtvoll gelben Blüthen gerechnete dürfte sich noch als eigene Art herausstellen — sind nun schon allein aus Deutsch- und Britisch-Neu-Guinea bekannt geworden; wie viele mögen bei der bekannten Localisationstendenz unserer Insel noch zu entdecken sein, z. B. im Bismarck-Gebirge! Keine einzige der in Deutsch-Neu-Guinea gefundenen Arten ist identisch mit einer aus Britisch-Neu-Guinea; das zeigt sich schlagend aus den Sammlungen Hellwig's vom Finisterre- und denen Mac Gregor's vom Owen-Stanley-Gebirge. Auch die meisten andern Pflanzen sind von einander verschieden. Das Weidenröschen, welches wir im Finisterre-Gebirge trafen, ist ein anderes wie das, welches wir jetzt hier im Owen-Stanley-Gebirge pflücken, ebenso Anaphalis u. s. w. Aber freilich, das Finisterre-Gebirge ist auch anderer, vulkanischer, Natur als das Owen-Stanley-Gebirge.

Mac Gregor erzählt uns, dass er froh sei, aus der Nebelregion herausgekommen zu sein, die hier am Mt. Knutsford die Höhe zwischen 1800 und 2400 Meter einnimmt, wo dicke Moosschichten die Zweige, Wurzeln und Stämme des Urwalds bedeckten, Alles von Feuchtigkeit triefte und eine Totenstille herrschte.*)

Bei der gemeinschaftlichen Fortsetzung unserer Bergfahrt bemerken wir, dass von hier ab die Häufigkeit des Mooses wieder abnimmt und die Urwaldbäume wieder höher und von geraderem Wuchs werden. In 2700 Meter Höhe macht sich ein Unterwuchs von Bambu bemerkbar, der zunächst das Fortkommen wenig hindert, dann aber in 2900 Meter Höhe so dicht und von solch' enormer Grösse wird, dass er hohe Bäume überragt und den Leuten das Wegebahnen zu einer ungemein schwierigen Arbeit macht. Mit dem Auftreten des Bambu ändern sich auch die klimatischen Verhältnisse, der Nebel macht angenehmer trockener Luft Platz. Ein schmaler Gürtel von 150 Meter Höhe von der Spitze aus, welche 3380 Meter Meereshöhe hat, zeigt eine ausgesprochen alpine Flora; im Uebrigen sind die Bergflanken, soweit wir sie von hier aus übersehen können, bedeckt mit Wald, Bambu und Moos.

Ein herrliches, trockenes Höhenklima erfrischt uns hier; am Tage steigt die Temperatur nur auf 15—20° C., eine wahre Erquickung nach dem heissen Aufenthalt in der Küstenebene; die Brust dehnt sich ordentlich vor Wohlbehagen beim Einschlürfen dieser köstlichen Luft; des Nachts jedoch

*) Aus einem Referat über Mac Gregor's Bericht (s. Proc. R. Geogr. Soc. 1890, Aprilheft) in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland, 1890, I. Heft, Seite 43.

Digitized by Google

wird uns dieselbe, auf 4—7° C. abgekühlt, minder angenehm, so dass wir in unsern luftigen Zelten fröstelnd zusammenrücken und uns gern ein Feuer gefallen lassen von den Zweigen verschiedener Büsche und Bäume, die sich bei näherem Betrachten als richtige Coniferen, zu den Gattungen Phyllocladus und Libocedrus gehörend, erweisen.

Am nächsten Tage brechen wir alle zusammen auf, um auf dem Kamm der Owen-Stanley-Kette dahinschreitend bei Zeiten den höchsten Punkt derselben, den 4000 Meter hohen Mt. Victoria, zu erreichen. Unser Weg führt uns durch ganze Wälder von Coniferen, namentlich aus Liboc. papuanus bestehend, zu denen sich noch die uralten Gattungen Phyllocladus, Nageia und Dacrydium gesellen, und wenn wir an einem Punkte angelangt sind, wo wir bei dem herrlichen Morgenwetter die wunderbare, weite Fernsicht geniessen können, so erblicken wir an den Berghängen einige hundert Meter tief unter uns die merkwürdigen Gipfel riesiger Araucarien (A. cunninghami Steud.), deren Alter vielleicht noch weiter zurückreicht in die graue Vorzeit als das der ebengenannten. Ein merkwürdiges Gefühl beschleicht uns, wenn wir diese am Leben gebliebenen Kinder der Vorwelt, die wir sonst nur als Versteinerungen zu erblicken gewohnt sind, hier frisch und grün vor unsern Augen sehen; kommen nun noch die baumhohen Halme des Bamburohres hinzu und die eleganten Kronen der Baumfarne, so durchschreitet unser Fuss eine förmlich antediluvianische Landschaft, die man jeden Augenblick als Typus des vorweltlichen Pflanzenlebens abbilden könnte.

Da, während noch die Schauer der Vorzeit unser Gemüth durchzittern, erblicken wir am Boden einen gelben, ach, uns so wohlbekannt und heimathlich anmuthenden Stern. Neckisch lugt er zu uns herauf, als wollte er sagen: Da bin ich! Ueberrascht beugen wir uns zu ihm nieder — wahrhaftig, er ist's, ein bischen kleiner zwar als bei uns in der Heimath, aber trotzdem der schöne, liebe Löwenzahn, aus dessen hohlen Stengeln wir Kinder uns so oft Halsketten machten und dessen leichtbeschwingte Samenkugel wir in alle Lüfte zerbliesen — Leontodon taraxacum! Sei mir gegrüsst, du einzige Blume, von der Jedermann den lateinischen Namen kennt! Oder wer kennt ihn etwa nicht? Wenn du mit einem Backfischlein spazieren gehst und zeigst ihm nur die Blume von weitem, gleich lispelt es erröthend: Leontodon taraxacum! und ist froh, seine botanischen Kenntnisse gezeigt zu haben. Und wenn ich mit meiner Schwiegermutter eine Promenade durch den Garten mache, da bleibt sie plötzlich stehen, deutet auf die Kuhblume und fragt: Sag mal, lieber Sohn, ihr Gelehrten nennt das wohl Leontodon taraxacum? und ist überzeugt, mir mal wieder gründlich imponirt zu haben. Als ich mein liebes kleines Frauchen am ersten Tage, nachdem wir unser Nest bezogen hatten, interpellirte: Du, Schatz, verrathe mir doch, was es heute zu Abendbrod giebt! „Nun, natürlich Salat von Leontodon taraxacum“ (eine Leibspeise von mir!), antwortete der gelehrte Schelm. Meine Frau ist nämlich sehr gelehrt, wie Jedermann weiss, und kennt ausser dem Leontodon noch eine ganze Menge lateinischer Pflanzennamen. Ja, sogar der Candidat der Medicin, der sofort nach der mit Ach und Krach im Tentamen bestandenen botanischen Prüfung alle Pflanzensystematik systematisch über Bord wirft, den Namen Leontodon taraxacum wird er nicht los, der hat sich ihm ins Gehirn gekrallt für Lebenszeit!

Trauter Löwenzahn, wie kommst du hieher in das weltferne Hochgebirge Neu-Guinea's? Hat etwa ein Sturm deine Samenfiederchen erfasst und über Länder und Meere hinweg hiehergewelt, oder gehörst du zu jener geheimnissvollen uralten Pflanzengesellschaft, die aus der grauen Vorwelt ihr Leben herübergerettet hat und nun, in Europa heimisch, bald hier, bald da auf hohen Berggipfeln mit kühlem Klima auftaucht, ganz gleich, ob in Asien, Africa oder Neu-Guinea; auf dem Himalaja ebenso gut, wie auf dem Kina balu in Borneo oder dem Owen-Stanley-Gebirge in Neu-Guinea? Weisst du, wo ich dich zuletzt gesehen habe? Auf Java war's, in den lieblichen kühlen Preanger Regentschaften, bei dem idyllischen Luftkurort Garut. Im Begriff, zum Vulcan Papandayan aufzusteigen, da lachtest du mir aus dem Rasen des Dorfmarktplatzes am Fusse des Berges gerade

Digitized by Google

so fidel und lieb entgegen, wie jetzt auf dem Gipfel des Mount Knutsford. Baron F. v. Müller, der grosse, neulich verstorbene australische Botaniker, der die botanische Ausbeute unseres Reisegenossen Mac Gregor bearbeitet hat, sagt zwar im Hinblick auf dich: „It has been found neither on the high mountains of the Sunda-Islands", aber wir zwei wissen das besser.

Herrjemine! da phantasiren und simuliren wir über Heimath und Löwenzahn und haben darüber bei dem schnellen Vorwärtsmarsch schon eine ganze Reihe interessantester Pflanzenformen übersehen; das dumme Leontodon hat unser kühles Naturforscherherz ganz aus dem Concept gebracht. Ein Glück nur, dass Sir Mac Gregor sich nicht bestechen liess, und während wir in Heimaths-Erinnerungen schwelgten, als praktischer Forscher sein Herbarium gefüllt hat; sogar das Leontodon hat er, kühl bis ans Herz hinan, ausgerissen und zwischen Papier gelegt.

Wir haben nunmehr den letzten Anstieg vor uns und treten, in 3500 Meter Höhe, aus dem Waldgürtel, der erst hier seine Höhengrenze erreicht hat, heraus auf eine noch etwa 200 Meter weit mit dichtem Gestrüpp bestandene Grasmatte, die sich bis zum Gipfel hinaufzieht. Wenn wir nicht sicher wüssten, dass wir hier in Neu-Guinea auf einem der höchsten Gipfel des Owen-Stanley-Gebirges uns befinden, so müssten wir beim Anblick dieser Vegetation unbedingt glauben, auf irgend einer Alpenmatte in Europa zu stehen. Da blühen im Grase zu unsern Füssen Vergissmeinnicht (Myosotis australis R. Brown), Ranunkeln (R. amerophyllus F. v. M.), Gänseblümchen (Myriactis bellidiformis F. v. M.), Johanniskraut (Hypericum macgregorii F. v. M.), Weidenröslein (Epilobium pedunculare Cunn), Labkraut (Galium javanicum Bl.), eine Art Edelweiss (Anaphalis mariae F. v. M.), Greiskraut (Senecio erechthitoides F. v. M.), Enzian (Gentiana ettingshauseni F. v. M.), Veronica (V. lendenfeldii F. v. M.), Augentrost (Euphrasia brownii F. v. M.) und Gänsekraut (Potentilla leuconota Don) zwischen einer Menge von Gräsern, deren einige auch in Europa vorkommen, z. B. Scirpus, Festuca etc. Auch ein Schachtelhalm (Equisetum debile Roxb.) findet sich und zwischen dem Allem durch schlängeln sich Stränge verschiedener Bärlapp-Arten (Lycopodium clavatum L. und selago L.). Das Buschwerk besteht aus Alpenrosen (Rhododendron culminicolum F. v. M.), Heidelbeersträuchern (Vaccinium helenae F. v. M. und V. ambyandrum F. v. M.) und Haidekraut (Gaultiera mundula F. v. M.) Aber was leuchtet uns hier aus dem Grase entgegen? Erdbeeren, leibhaftige Erdbeeren! Hände voll können wir uns hier pflücken; sie sind aber, obgleich sie im Wuchse und in den Früchten sehr unserer heimischen Erdbeere gleichen und sehr wohlschmeckend sind, weniger mit dieser, als mit der Himbeere verwandt, denn sie gehören in die Gattung Rubus und die Pflanze ward von Baron F. v. Müller unserm Führer zu Ehren Rubus macgregorii genannt.*)

Dies Alles zusammen ist so europäisch alpin, es sind so dieselben Gattungen, die wir auch auf unsern Hochgebirgen finden, nur in andern, umgebildeten Arten, dass wir uns unwillkürlich umsehen, ob nicht irgendwo in der Nähe eine Sennhütte zum Vorschein kommt und eine schmucke Sennerin uns entgegenjodelt, der wir den gepflückten Alpenrosenstrauss an's Mieder stecken dürfen. Ach nein, da ist weder Sennhütte, noch Sennerin, noch melodisches Heerdengeläute; still und todt ruhen diese Gipfel, fast allen Thierlebens bar, als ob sie verstummt wären über die unerhörte Frechheit der winzigen Menschenwichtlein, die auf ihnen herumkrabbeln und ihr schönes Pflanzenkleid zerzausen. Doch nein, ganz stumm nicht; ein paar Lerchen schweben tirilirend, ganz wie in der Heimath, im blauen Aether über uns. Nach einiger Zeit, wenn sich unser Auge und Herz an den überraschenden Anblick heimathlicher Flora hier gewöhnt hat, sind wir im Stande, auch den andern Bestandtheilen derselben unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Und sie sind wahrhaftig interessant genug. Wie an Europa, so erinnern uns viele Formen an Australien und Tasmanien, darunter in erster Linie Epacrideen, z. B. Styphelia montana F. v. M. und Decatoca spenceri F. v. M., von

*) Siehe F. von Müller: „Records of observations on Sir William Mac Gregor's Highland-Plants from New-Guinea." Separatum. Vergleiche auch dessen „Notes on Papuan Plants." Ferner: Ueber einige Rosaceen aus den Hochgebirgen Neu-Guinea's, von W. O. Focke. In den Abhandlungen des naturwissenschaftl. Vereins zu Bremen XIII. Bd. 1896, S. 161—166.

Digitized by Google

welchen die letztere sogar eine neue Gattung darstellt, die ihren nächsten Verwandten nur in Tasmanien besitzt, wie Herr von Müller sagt, der die Pflanze beschrieb. Sodann einige asterartige Blumen, Vittadinia alinae F. v. M., V. macra F. v. M. und die Composite Lagenophora billardieri Cass, nebst einer ganzen Anzahl von Gräsern. Andere wieder erinnern uns an die Schneeberge des Himalaja, wie z. B. die aromatische Caryophyllee Sagina donatioides F. v. M., das Haidekraut Gaultiera mundula F. v. M. und die vergissmeinnicht-artigen Pflanzen Trigonotis haackei F. v. M. und Tr. inoblita F. v. M.

Einige wenige finden wir auch, die bisher nur von dem Berge Kina Balu auf Borneo bekannt waren, z. B. die Thymelee Drapetes ericoides Hook, den Magnoliaceenstrauch Drimys piperita Hooker, und die merkwürdige farnblätterige Conifere Phyllocladus hypophyllus. Auch eine winzige Orchidee dürfen wir nicht vergessen, die an steinigen Stellen auf dem Boden im Moose dahinkriecht; das ist das Dendrobium psychrophilum F. v. M.

Der merkwürdigste Fund jedoch ist ein kleines, nur wenige Zoll hohes Pflänzchen, in die Familie der Compositen gehörig. Dasselbe wurde ebenfalls von Baron v. Müller beschrieben als Ischnea elachoglossa und für dasselbe eine neue Gattung aufgestellt. Seinen nächsten Verwandten hat das merkwürdige Ding in — Italien, in der Nananthea perpusilla, die ausserdem noch, wie Herr v. Müller sagt, eine der seltensten in der Welt ist!

Erkläret mir, Graf Oerindur, dieses Räthsel der Natur!

Nun aber genug des Pflanzensammelns! Obwohl wir des Mittags 20° C. haben, wird die Temperatur des Abends und während der Nacht so kalt, dass Morgens Alles von weissem Reif bedeckt ist und unser Koch, der schon in aller Frühe zum Wasserholen gehen muss — wenige 100 Fuss unterhalb des Gipfels fliesst eine reichliche Quelle — ausser einem vor Kälte halberstarrten Frosch Eiszapfen findet von 25 mm Dicke und 200 mm Länge! Wenn wir's nicht selbst sähen, wir würden es nicht glauben! Dieser Thatsache gegenüber gewinnen die Erzählungen von hohen Schneebergen im Innern des holländischen Theils Neu-Guinea's an Wahrscheinlichkeit, die dadurch noch unterstützt wird, dass die Lauterbach'sche Expedition im Hinterland der Astrolabe-Bucht das 4000—4500 Meter hohe, in seinen oberen Theilen ganz kahle Massiv des Bismarck-Gebirges mehrere Male leicht mit Schnee bedeckt gesehen hat, der freilich nicht lange liegen blieb, aber immerhin lange genug, um den weissen Winterglanz hinabzusenden über die Schluchten und Thäler der Bergwelt hin, von welchen die majestätischen Araucarien und Palmfarne heraufgrüssen, bis zu den blauen Gestaden der tropenheissen Astrolabeküste.

Der meist wolkenlose Himmel ist von tiefem Dunkelblau, nur wenn der SO. Wind heftig bläst, führt er etwas Nebel mit. Jedenfalls herrscht, wie auch die Dürre des Grases beweist, um diese Jahreszeit in diesen Höhen eine ausgesprochene Trockenheit.

Die Fernsicht des Morgens, ehe die aus den Thälern aufsteigenden Nebelmassen uns die Aussicht verdecken, ist prachtvoll. Die Nordküste von Neu-Guinea ist gelegentlich mehrere Stunden lang gut sichtbar. Im Osten sind die höchsten Spitzen der Goodenough- und Fergusson-Inseln erkennbar. Nach Ost und Südost zu trennt ein tiefer Thaleinschnitt, in dem, nach den vielen Rauchsäulen zu urtheilen, die aus ihm emporsteigen, eine zahlreiche Bevölkerung wohnt, die Bergkette, welche in dem Mt. Obree gipfelt, und die sie begleitenden Parallelketten von dem Owen-Stanley-Gebirge.

Der Nordabhang des Gebirges zeigt sich als ein Paradies von Palmen und Farnen; ja ein Baumfarn, die Cyathea macgregorii, reicht fast bis in die Nähe unseres Standortes herauf. Die Palme, die am weitesten heraufgeht und am unempfindlichsten gegen Kälte ist, ist die Korthalsia zippelii Bl.

Herr Mac Gregor mit seinen Begleitern will noch zwei Tage hier auf dem Gipfel bleiben und dann wieder nach dem Süden zurück. Wir aber, nachdem wir ihm herzlich für die herrliche Hochgebirgstour gedankt und die Hand geschüttelt haben, spannen unsere Icarusflügel wieder aus und lassen uns leicht und sicher nach Norden zurücktragen an den Strand der schönen Astrolabebai.

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 13. Ein „Schiessjunge“ mit seiner Beute.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Thierwelt.

Gegenüber der Pflanzenwelt Deutsch-Neuguinea's, deren Erforschung, wie wir gesehen haben, von einer so tüchtigen Reihe fachwissenschaftlich geschulter Kräfte in Angriff genommen wurde, blieb die Thierwelt einigermaassen im Hintertreffen, wie wir uns bei Betrachtung der am Ende dieses Kapitels zu gebenden Darstellung der naturwissenschaftlichen Erschliessung unseres Gebietes überzeugen können. Der Grund war wohl der, dass man von der Thierwelt Neu-Guinea's sich keinen besonderen Nutzen erwartete. In zoologischer Hinsicht bleibt deshalb noch sehr viel zu thun. Es ist ja bekannt, dass auf den grossen Inseln die besten und seltensten Schätze der Natur nicht in den Küstengebieten an der See, sondern meistens im Innern auf den Bergzügen und Hochebenen zu finden sind. Was uns dort Neu-Guinea noch für zoologische Wunder und Ueberraschungen aufgespart hat, wir wissen es nicht, und können es kaum ahnen. Glücklich derjenige, welchem es vergönnt sein wird, als Erster forschend die Alpenwelt des Bismarckmassivs zu durchstreifen!

Nicolaus von Miklucho-Maclay hat den Schwerpunkt seiner Forscherthätigkeit mehr auf das anthropologisch-ethnographische Gebiet verlegt, als auf das zoologische, wie aus seinen Publikationen hervorgeht. Und Otto Finsch hatte in Kaiser-Wilhelmsland seinerzeit andere Aufgaben zu erfüllen, die ihm eine erspriessliche Thätigkeit auf zoologischem Gebiet versagten. Die Herren Kubary, Wahnes, Ribbe, Fenichel, Kunzmann u. A. waren wohl gute und tüchtige Sammler, deren Arbeit wir weitaus das meiste Material über unser Gebiet verdanken, aber keine wissenschaftlich durchgebildeten Zoologen.

Von solchen kenne ich nur Professor Dahl, der aber seine Forscherthätigkeit meines Wissens auf den Bismarckarchipel beschränkte, und den ungarischen Professor Biró, der mit grosser Energie, eisernem Fleiss und wissenschaftlicher Tüchtigkeit die zoologische Erforschung unseres Gebietes sehr erfolgreich in Angriff genommen hat. Die deutsche Zoologie hat bisher Kaiser-Wilhelmsland gemieden.

Mir fällt es wahrlich nicht im Traume ein, Etwas gegen die kosmopolitische Universalität der Wissenschaft zu sagen; im Gegentheil, ich begrüsse es mit Freuden, wenn fremde Forscher unsere Colonialgebiete bearbeiten helfen und dadurch die einheimischen Kräfte zu edler Rivalität herausfordern und anspornen. Aber nach diesen sehe ich mich in Kaiser-Wilhelmsland vergebens um, und da muss ich doch fragen: Wo bleiben unsere jungen deutschen Zoologen? Warum lassen sie sich die Priorität der Erforschung eines der zoologisch interessantesten Länder der Erde, einer deutschen Kolonie überdies, entgehen? Ist es nicht beschämend für unseren naturwissenschaftlichen Unternehmungsgeist, wenn Gebiete, die bereits seit 15 Jahren unter deutscher Flagge stehen, von einem ungarischen Professor zoologisch erschlossen und wenn die „Természetrajzi Füzetek", die Publikationen des ungarischen Nationalmuseums, zu einem „Brennpunkt des Wissens" über Deutsch-Neuguinea werden?*)

*) Siehe einen Artikel von R. F. in der „Umschau", December 1897.

Digitized by Google

Die Neu-Guinea-Compagnie trägt hieran auch einige Schuld. In den Reihen ihrer Beamten und Angestellten hätten sich, ich weiss das gewiss, Leute gefunden, die sich mit Lust und Liebe naturwissenschaftlichen Aufgaben unterzogen und für ihre verschiedenen vaterländischen Museen oder meinetwegen auch für sich selbst Sammlungen angelegt hätten, unbeschadet ihrer dienstlichen Verrichtungen, deren Vernachlässigung auf dem kleinen Raume, auf welchem die Europäer beisammen lebten, nicht gut möglich war, ohne sofort zur Kenntniss des Vorgesetzten zu kommen. Leider wurde dieser Eifer und die dadurch bedingte Förderung der Kenntniss unserer Fauna total lahm gelegt durch eine geradezu unverständliche Grüne-Tisch-Bestimmung, wonach jeder Angestellte verpflichtet war, die von ihm gesammelten naturwissenschaftlichen Objecte an die Compagnie abzuliefern. Wer empfand da noch Lust, seine freie Zeit mit Sammeln von solchen auszufüllen? Und doch kann ich vom Standpunkt des Arztes und aus eigener Erfahrung als Mensch nur auf's Allerdringendste die Cultivirung einer derartigen nützlichen und belehrenden Liebhaberei den draussen befindlichen jungen Leuten anrathen. Man wird ihr manche schöne Stunde verdanken; sie ist das neutrale Feld, auf welches sich der durch des Tages Last und Mühen und Aerger und Sorgen nur zu leicht ermattende und verstimmte Geist zur Wiedergewinnung seiner Ruhe und Frische zurückziehen kann. Das Sammeln und die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen Objecten ist eine bessere Erholung als Biertrinken und Scatspielen, obwohl ich auch diese aus dem Leben des Tropenmannes nicht ganz streichen möchte.

Ob aus diesem Gesichtspunkte heraus oder durch allerhand merkwürdige „Sammlungen" bewogen, welche verschiedene humoristisch angelegte Neu-Guineamänner beim Verlassen des Schutzgebietes ablieferten, genug, man hat später diese Bestimmung stillschweigend wieder eingehen lassen, wie man mir auf dem Bureau in Berlin versicherte, und ich selbst habe nichts mehr davon wahrgenommen. Aber das Misstrauen war geblieben, und die Lust und der Eifer waren den jungen Leuten vergangen.

Hiezu trug noch eine zweite Bestimmung bei, wonach das Schiessen von Paradiesvögeln nur gegen einen Erlaubnissschein des Landeshauptmannes und Bezahlung von einhundert Mark an die Compagniekasse in einem gewissen Umkreis für ein Jahr gestattet war. Diese Verfügung war ja gewerbsmässigen Händlern und Jägern gegenüber sehr angebracht und nützlich, aber sie wurde bureaukratisch-pedantisch für Alle aufrecht erhalten, und traf mit doppelter Wucht den armen Assistenten, der sich doch auch zum Andenken an seinen Neu-Guinea-Aufenthalt neben seiner Malaria einen selbstgeschossenen Paradiesvogel mitnehmen wollte. Zum Schutze der Vögel war diese Maassregel nicht nothwendig, denn der gewöhnliche gelbe Paradiesvogel und der sogenannte King-bird sind so häufig und so allgemein verbreitet, dass der Europäer an den wenigen Punkten des Landes, die er besetzt hält, ruhig drauf los knallen darf. Eine jede Kugel, die trifft ja nicht, wie es im Liede heisst.

Wenn ich im Nachfolgenden versuche, eine Uebersicht über das Thierleben in Neu-Guinea zu geben, wie es sich mir darstellte, so bitte ich wiederholt, die grosse Lückenhaftigkeit meiner Beobachtungen mit meiner sehr angestrengten Doppelthätigkeit als Arzt und Patient zu entschuldigen. Dieselben sind eben nur in der freien Zeit zusammengetragen, welche mir das Fieber und die Praxis liessen, und die erlaubten mir nicht, grössere Touren und Expeditionen zu unternehmen, z. B. in das alltäglich so sehnsüchtig mit den Blicken verschlungene Finisterre-Gebirge, obwohl mir die Neu-Guinea-Compagnie, wie ich dankbarst anerkennen muss, dabei keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt hätte und Herr von Hansemann mir selbst aus freien Stücken einen mehrwöchentlichen Urlaub zur Begleitung der „expedition" der beiden Engländer zur Verfügung stellte. Richtig, die beiden Engländer! Die hätte ich ja bei der Aufzählung der Naturaliensammler in unserm Gebiet beinahe vergessen! Also auch sie müssen den zoologischen „Erforschern" unseres Landes beigezählt werden, und manches Exemplar „cottonis" und „websteri" legen Zeugniss ab von der etwas naiven und un-

Digitized by Google

F. Kunzmann phot.

F. Kunzmann phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 14. Links mein halber Schmetterlingsjunge, rechts ein Eingeborener des Bogadjimdorfes Garima mit Pfeil, Bogen und Schild.

Digitized by Google

Digitized by Google

geschickten, aber immerhin zäh durchgeführten und nicht erfolglosen Sammelthätigkeit der Herren Capt. Cotton und Webster.

Noch ein zweiter Umstand kam hinzu, meine Thätigkeit als Naturforscher zu beschränken: Man sucht sich natürlich für das Zusammenbringen von Sammlungen so viel wie möglich der Hilfe der Eingeborenen zu versichern. Das war aber hier nicht möglich. Die Eingeborenen an der Astrolabebai unterhielten gar keine Beziehungen zum Europäer und wollten, wohlhabend wie sie alle waren und ganz im Gegensatz zu ihren Landsleuten westlich und östlich an der Küste, nicht für uns arbeiten. Ich hatte zwar im Dorfe Bogadjim ein paar gute Freunde, die alle Augenblicke kamen und um ein Gewehr bettelten, um „Duim" (den gelben Paradiesvogel) zu schiessen, aber ich bin sicher, dass ich nie eine Feder davon gesehen hätte, oder höchstens als vielbegehrten Tanzschmuck auf dem Kopfe meiner guten Freunde; und dazu war mir doch mein Pulver zu lieb.

Nur Schmetterlingsraupen (mamangi), und zwar die grossen von Ornithoptera pegasus und papuana, wurden mir auf Wunsch massenhaft von den kleinen Buben gebracht und gewissenhaft mit der landläufigen Scheidemünze, einem Stückchen amerikanischen Kautabaks oder einem prachtvollen Fingerring aus Messing mit Glasdiamant bezahlt.

Nun existirte zwar in Neu-Guinea das Institut der „Schiessjungen", d. h. die Compagnie gab von ihren Arbeitern aus dem Bismarckarchipel, von denen sehr viele des Schiessens kundig waren, einzelne Leute an ihre Angestellten ab, um dieselben mit Fleisch zu versorgen, denn dieser Artikel war sehr rar zu meiner Zeit; die Hühner konnte man zählen und wer eins hatte, gab's nicht her oder ass es selbst; Ochsen und Kühe zum Schlachten waren damals nicht vorhanden und zahme Schweine auch selten. Da war man also ausser den Conserven nur auf das angewiesen, was der Schiessjunge aus dem Wald nach Hause brachte, und das war allerdings, wenn derselbe seine Sache verstand, gar nicht wenig: ein halbes Dutzend Papageien und Kakadus, mehrere Buschhühner, und 4 oder 5 grosse Krontauben in einem Tag war nichts Seltenes; gelegentlich gab's auch einen Casuar oder ein Känguru; die letzteren waren jedoch ziemlich selten, Casuare dagegen häufiger. Und die meisten, namentlich die grossen Goura's, die Krontauben, hatten ein sehr zartes, schmackhaftes Fleisch, es waren wahre Leckerbissen; aber so'n alter Kakadu oder Papagei konnte recht zähe sein. Und doch schätzte man ihn, denn er lieferte eine sehr schmackhafte Suppe, mit Fettaugen drauf so gross fast wie eine Faust. Wildschweine gab's ebenfalls die Menge.

Es wäre ein Leichtes gewesen, einen dieser äusserst brauchbaren und intelligenten Schiessjungen für Sammelzwecke abzurichten, aber — ich konnte keinen erhalten, es war angeblich keiner abkömmlich. Erst im letzten halben Jahr meines Aufenthalts liess sich der Hauptadministrateur, der selbst zwei Schiessjungen sich zugebilligt hatte, herbei, denselben Auftrag zu geben, auch andere Vögel als die gewöhnlichen essbaren zu schiessen und mir auszuliefern; dagegen musste ich den einen der Leute bezahlen, die ganze Jagdbeute präpariren und meinem Compagnon die Hälfte derselben abgeben, ausserdem auch noch häufig Pulver, Schrot und Patronenhülsen stellen.

Auf langes, ernstliches Drängen erhielt ich endlich einen Buka-Knaben, den ich zum Schmetterlingsfang anlernte, und als dieser starb, einen halben jungen Bismarckinsulaner, der zwar recht anstellig und intelligent, aber so faul war, dass er sich im Wald lieber auf den Rücken legte und Gottes liebe Sonne auf seinen stets gefüllten Bauch scheinen liess, als den Schmetterlingen nachjagte.

Die andre Hälfte dieses hoffnungsvollen Naturburschen, dessen Porträt ich hierneben wiederzugeben mir nicht versagen kann, und damit natürlich auch die Hälfte der Schmetterlingsbeute gehörte selbstverständlich wieder meinem Compagnon.

Da war es denn ein wahres Glück, dass ich vorsichtshalber zwei meiner brauchbarsten Leute — Malayen aus Sumatra — mitgenommen hatte, die für mich sammelten und präparirten. Leider

Digitized by Google

nicht lange, den einen zog nach kaum zwei Monaten die Liebe wieder zurück nach Sumatra, wo er Weib und Kind gelassen hatte, und der andere erkrankte bald an Beriberi und war zum Fang draussen nicht mehr zu verwenden. Doch hatte ich immerhin Zeit gehabt, ihn auf einige Monate nach verschiedenen Lokalitäten zu senden, wo ich selbst nicht hinkommen konnte, so z. B. nach der Finschhafener Gegend am Hüongolf und nach der Gazellehalbinsel auf Neupommern.

Wie das Pflanzenleben, so konzentrirt sich auch das Thierleben in Kaiser-Wilhelmsland fast ganz auf die Monate der Regenzeit, viel schärfer und präciser, als ich es in Sumatra beobachtet habe.

Von November bis April, da grünen und blühen und wachsen die Pflanzen, da legt die Vogelwelt ihr neues Kleid an, da schwirrt und summt es allerorten von Insekten, da ist die richtige Zeit der Jagd und des Fanges.

In den heissen, trockenen Monaten dagegen ist Alles wie todt und erstorben, kein Thier, kein Vogel und kaum ein Insekt lässt sich sehen, der Wald steht leer und mein halber Schmetterlingsjunge kann sich nun in doppelter Gemüthsruhe die Sonne auf den faulen Leib scheinen lassen und bedauernd in seinem famosen Pitjen-Englisch sagen: Master, bebek he no stop! Das soll heissen: Es gibt keine Schmetterlinge mehr draussen!

Es ist ja allgemein bekannt, welch ein eigenthümliches Stück Erde die australische Region und speziell die Unterabtheilung Neu-Guinea in zoologischer Hinsicht ist. Die Säugethiere, welche heutzutage unsere Erde bevölkern, die sucht man, mit Ausnahme des Schweines, einiger Fledermäuse und der gewöhnlichen Hausratten und Mäuse, in Neu-Guinea vergebens. Man findet da weder Affen noch Raubthiere, weder Dickhäuter noch Hufthiere. Mit einem Ruck wird man hier plötzlich um Hunderttausende, vielleicht Millionen von Jahren in eine sehr frühe Entwicklungsphase unserer Erde zurückversetzt, in das mesolitische Zeitalter, wo unsere ganze heutige Säugethierwelt noch nicht existirte, sondern nur ihre Vorläufer und Stammthiere, nämlich die Beutel- und die Kloakenthiere, und diese altehrwürdigen Formen, welche in unser quaternäres Zeitalter gar nicht mehr hineinpassen, die sieht man denn allein dort in den Wäldern herumlaufen.

Sie stehen aber bereits auf dem Aussterbe-Etat; darauf deutet nicht sowohl ihr hohes Alter hin, als ganz besonders ihre äusserst geringe Anzahl hinsichtlich der Art und der Individuen. Sie haben sich überlebt und gehen nun innerer Naturnothwendigkeit nach zu Grunde. Beschleunigt wird dieser Process durch eine äussere Ursache, nämlich durch das Einwandern der neuen indomalayischen Pflanzenwelt. Im Kampfe mit ihr geht die alte australische Säugethierwelt Neu-Guinea's unter, weil die heutigen Wälder ihren Lebensbedürfnissen nicht mehr entsprechen und sie ihr hohes Alter verhindert, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen. In diesen langsam und still sich vollziehenden Process nun, der uns einen tiefen Blick thun lässt und einen hochbedeutsamen Fingerzeig giebt für das Verständniss der Art und Weise, in der sich auch die früheren Umwälzungen in der organischen Welt vollzogen haben müssen, da greifen wir Europäer jetzt mit rauher Hand ein, indem wir das Land cultiviren und hierdurch das Einwandern einer neuen Fauna begünstigen. Die Vorläufer derselben, die Pioniere sozusagen, haben in Gestalt von Ratten und Mäusen schon ihren Einzug gehalten. Lassen wir nun, durch Zufall oder Absicht, ein halbes Dutzend Arten Raubthiere, — es brauchen gar nicht einmal die schrecklichsten: Tiger oder Menschen zu sein — die zum Theil zum Klettern befähigt sind, dort festen Fuss fassen, so wird der ganzen bisherigen, theils plumpen und unbehilflichen, theils wehrlosen Säugethierwelt ein ungeahnt rasches Ende bereitet werden!

Von Säugethieren haben wir in Kaiser-Wilhelmsland nur sehr wenig Arten.

Dr. K. M. Heller hat in den „Abhandlungen und Berichten d. kgl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden“ *) eine Liste der vom Festlande Neu-Guinea's bekannten Säugethiere veröffentlicht, die kurz darauf von Oldfield Thomas durch die Beschreibung

*) Band VI 1896/97.

Digitized by Google

der Ausbeute Dr. Loria's aus Britisch-Neu-Guinea*) beträchtlich vermehrt wurde, so dass jetzt vom Festland Neu-Guinea's 84 Säugethierarten (darunter allein 26 Nagethiere, Mäuse und Ratten!) bekannt sind, von denen 22 in Kaiser-Wilhelmsland vorkommen. Von diesen 22 habe ich 16 selbst dort beobachtet, also über zwei Drittel.

Wenn man dagegen hält, dass ich in Sumatra 66 Arten von Säugethieren gefunden habe, und dass dort, auf der kleineren Insel, 112 im Ganzen vorkommen, so illustrirt dies wohl am besten die Artenarmuth Neu-Guinea's an Säugethieren. Ein Känguru, zwei Cuscus-Arten, zwei fliegende Eichhörnchen, ein Beutelmarder, ein Beuteldachs und ein Wildschwein, das ist Alles, was ich in den Wäldern dort gefunden habe. Dazu kommen dann noch Hausratte, Hausmaus und fünf Fledermäuse.

Aber nicht nur der Arten- sondern auch der Individuenzahl nach ist, wie gesagt, die Säugethierfauna arm zu nennen. Nur das Wildschwein und der Perameles sind eigentlich sehr häufig und überall vorhanden; alle andern Thiere sind selten und vereinzelt. Es ist schon ein grosses Jagdglück, wenn man einmal im Wald ein Känguru eilig davonhüpfen sieht.

Am meisten bekommt man noch die Cuscus zu Gesicht, einen grossen weissen, der auch braun gescheckt und gefleckt vorkommt, Phalanger maculatus E. Geoff.**) und einen kleineren Ph. orientalis Pall., von bräunlicher, nach dem Bauche zu allmählich in grau übergehender Farbe mit dunkelbraunem Rückenstreif.

Die Maasse eines Männchens der letzteren Art waren folgende:

Ganze Länge: Schnauzen- bis Schwanzspitze .	535	mm
Kopflänge	75	„
Rumpflänge	205	„
Schwanzlänge	255	„
Länge des Vorderbeins	110	„
„ „ Hinterbeins	110	„
Bauchumfang	220	„
Schnauzenspitze bis Ohr	60	„
Ohrbogen	50	„

Es sind nächtliche Baumthiere, die bei Tage träge in Baumlöchern oder am Astwinkel angeschmiegt sitzen. Doch habe ich auch zweimal am hellen Tage ohne mir erkennbare Veranlassung einen Cuscus langsam auf dem Baum herumklettern sehen. Sie haben einen durchdringenden, eigenthümlichen Geruch, der oft im Wald auf ihre Spur resp. ihren Versteck hinleitet. Beim Waldschlagen werden sie von unsern schwarzen Arbeitern öfters gefangen, aber sie bleiben auch in der Gefangenschaft langweilige, mürrische und bissige Gesellen, deren man bald überdrüssig wird. Ein grosses altes schneeweisses Männchen, das ich eine Zeit lang lebend hielt, frass mit Vorliebe saure Citronen.

Aus dem Fell, namentlich der kleineren braunen Art, machen sich die alten Papuagreise und die Kahlköpfe Perrücken; ich habe einen solchen Mann weiter hinten abgebildet. Das Fleisch dieser Thiere ist für die Papuaküche ein grosser Leckerbissen, den sich die Leute nur theuer abkaufen lassen.

Ein ebenso träges und langweiliges Nachtthier ist das fliegende Eichhorn, Petaurus breviceps papuanus Thos., ein gelblichgraues, nach unten heller werdendes Eichhorn mit dunklem Rückenstreif und langem Schwanz, dessen Vorder- und Hinterbeine durch eine grosse weite Flughaut

*) On the mammals collected in British New-Guinea by Dr. Lamberto Loria, by Oldfield Thomas, British museum. Estratto dagli annali del Museo Civico di Storia Naturale di Genova Vol. XVIII, Dezbr. 1897.

**) Die Determination der von mir gesammelten Bälge und Spirituspräparate, welche sich jetzt im Karlsruher Museum befinden, verdanke ich der Güte des Herrn Geh. Raths Dr. A. B. Meyer in Dresden.

Digitized by Google

mit einander verbunden sind. Es scheint selten zu sein, denn ich habe nur einmal ein solches Thier, ein ausgewachsenes Weibchen, im December 1894 erhalten. An den Zitzen hingen zwei nackte blinde Junge von grauer, nach unten in rosa übergehender Farbe mit braunem Rückenstreif, die jedoch für den Beutel schon zu gross waren, so dass sich nur noch der Kopf darin befand.

Folgende Masse habe ich notirt:

Ganze Länge	340 mm
Kopflänge	45 „
Rumpflänge	105 „
Schwanzlänge	185 „
Vorderbeinlänge	83 „
Hinterbeinlänge	83 „
Schnauzenspitze bis Ohrmuschel	35 „
Ohrbogen	30 „
Schnauzenspitze bis vorderer Augenwinkel .	12 „
Schnauzenspitze bis hinterer Augenwinkel .	25 „
Bauchumfang	100 „

Viel lebhafter, agiler und leichtfüssiger, ganz nach Eichhörnchen-Art, war das zierliche kleine Thierchen Belidaeus (ariel ? Gld.), das mein Assistent, Herr Kunzmann, in zwei Exemplaren längere Zeit in Gefangenschaft hielt.

Der heimliche Wunsch, mit dem ich den Boden Neu-Guinea's betrat, war, eine Echidna aufzufinden. Ich habe mich jedoch vergebens danach umgesehen, wenn das keine war, welche ich einmal im tiefsten Wald am Fuss der ersten Bergkette aufstöberte, die aber rasselnd so schnell meinen Augen entschwand, dass ich nicht Zeit behielt, die Flinte an die Backe zu reissen. Die beiden Engländer erzählten mir zwar bei der Rückkehr von ihrer „expedition" in das Hinterland, sie hätten eine ganze Familie von 3 Stück bekommen, doch habe ich allen Grund, an der Zuverlässigkeit ihrer Angaben zu zweifeln. Dagegen entnehme ich der Arbeit Heller's, dass es dem Sammler Wahnes geglückt ist, ein solches Thier, wenn auch nur todt und bereits in Fäulniss übergegangen, aufzufinden; leider ist nicht gesagt, wo der Fund geschah, ob bei Finschhafen oder an der Astrolabebai, denn Wahnes sammelte an beiden Orten.

Ein sehr hübsches, schlankes, kleines Thierchen, braun und weiss getüpfelt, brachte mir mein Sammler von Simbang im Januar 1895 mit. Es war ein junger Beuteldachs, Dasyurus albopunctatus Schl. Von dieser australischen Gattung ist bisher nur diese eine Art in Neu-Guinea, und zwar im äussersten Westen, im Arfak-Gebirge, gefunden worden, und die Auffindung derselben nunmehr auch in unserm Gebiet, ganz im Osten, ist sehr interessant und beweist die Verbreitung des Thieres über die ganze grosse Insel.

Das durch sein Geschrei für die Landschaft charakteristischste, zugleich das häufigste, Säugethier ist ein Beutelmarder, Perameles doreyana Q. G., der ebenfalls durch die ganze Insel hin vorkommt. Es ist ein Thierchen mit harten, stacheligen Grannenhaaren, ähnlich, aber grösser wie eine Ratte, das sich namentlich gegen Abend in den Lalangsavanen und auf dem Boden zwischen dem Gestrüpp der Brachfelder umhertreibt. Es lässt jedoch sein Geschrei den ganzen Tag über hören, meist aus den kahlen Lalangwiesen heraus. Dasselbe ist höchst merkwürdig. Ich kann wahrhaftig nicht sagen, ob dieses helle, laute, durchdringende Quieken in zwei Absätzen von zwei oder nur von einem einzigen Thiere herrührt, denn ich habe sie während des Concerts nie zu Gesicht bekommen, trotz aller Mühe und trotzdem die Töne kaum fünf Schritte seitwärts von mir aus der Grassteppe heraus erschallten. Vielleicht stellt es ein Duett zwischen Männchen und Weibchen vor, denn es klingt genau wie ein promptes, minutenlang dauerndes Frage- und Antwortspiel zwischen

Digitized by Google

zwei Individuen. Abends mit Einbruch der Dämmerung beginnen sie ihren Raubzug und dann kann man sie auf dem Anstand erlauern. Ueber kahles oder mit kurzem Gras bestandenes Terrain hüpfen sie in kurzen, wieselartigen Sprüngen dahin.

Auch dieses Thier wird natürlich von den Eingeborenen gegessen. Das erste Exemplar, welches ich erhielt, war von einem befreundeten Herrn mit dem Stock erschlagen und den schwarzen Arbeitern überlassen worden. Als ich ein paar Minuten später hinzukam und der Herr mir von seinem Fang erzählte, beeilte ich mich, denselben für die Sammlung zu retten. Gegen ein tüchtiges Stück Kautabak kaufte ich ihn von den Schwarzen, welche ihn bereits, hübsch in grüne Blätter eingeschnürt, zum Braten ins Feuer gesteckt hatten, zurück, konnte aber dem zischenden und dampfenden Packet leider nur noch den gargekochten Schädel unversehrt entnehmen.

Am Hüon-Golf kommt nach Heller's Liste eine andere Perameles-Art vor, P. raffrayana A.M.E., und bei Bongu hat Wahnes eine neue, völlig schwanzlose Art gefunden, welche K. M. Heller Anuromeles rufiventris genannt hat.

Von Känguru's kommen in unserm Gebiete zwei Arten vor. Das eine, Macropus browni Rams, welches bei Finschhafen und an der Astrolabebai vorkommen soll, habe ich nicht erhalten, das andere dagegen, zur Gattung Dorcopsis gehörig, von welchem mir ein Pärchen frisch geschossen gebracht wurde, erwies sich zu meiner Freude als neu und ward von Herrn Heller D. hageni genannt. Es ist die grösste Art der Gattung Dorcopsis, rauchgrau, gegen den Bauch zu heller, mit einem hellen Rückenstreifen. Die von mir am frischen männlichen Thier genommenen, bereits von Herrn Heller bei seiner Beschreibung der Art gegebenen Maasse sind die folgenden:

Länge: Schnauzenspitze bis Schwanzwurzel .	710 mm
Kopflänge	100 „
Schwanzlänge	540 „
Schnauzenspitze bis vorderer Augenwinkel .	70 „
„ „ Ohr	140 „
Entfernung zwischen Vorder- und Hinterbein	300 „
Länge des Vorderbeins bis zur Klauenspitze .	420 „
„ „ Hinterbeins „ „ „ .	550 „
Bauchumfang (etwas aufgetrieben)	610 „

Geschossen am 31. Mai 1894 bei Stefansort.

Ich selbst habe nur ein einzigesmal im Freien, d. h. im Wald, ein Stück eilfertig dahinhoppeln sehen, ohne zum Schuss zu kommen. Die Thiere sind offenbar selten; während meines Aufenthalts dort wurden im Ganzen nur vier Stück erlegt.

Die Wildschweine sind überaus zahlreich. Ob das bei Stefansort vorkommende Thier Sus papuensis Less. oder Sus niger Finsch ist, kann ich nicht entscheiden, da mir meine einzigen zwei conservirten Schädel zu Verlust gingen. Ich glaube jedoch, dass es die letztere Art ist; Heller führt auch dieselbe von der Astrolabebai, Sus papuensis nur von Butaueng aus unserm Gebiet an.

Die zahmen Schweine der Papua's stammen sicherlich von den wilden Arten ab. An den Schweinen in Bogadjim ist das nicht mehr so deutlich zu sehen, sie sind alle schon stark mit chinesischen Schweinen gekreuzt; die meisten haben auf der Stirn einen weissen Fleck und oberhalb des Fesselgelenks der Vorderbeine einen hellen Ring. Ein solches Exemplar ist auf einer der Tafeln im ethnographischen Theil abgebildet. Die zahmen, besser gesagt, halbwilden Schweine der Bergdörfer dagegen sehen anders aus; sie sind ganz schwarz, viel magerer, stehen höher auf den Beinen und haben eine lange, starre, gerade emporstehende Mähne über den ganzen Rücken. Ob das Wildschwein ursprünglich auf Neu-Guinea zu Hause ist, das ist eine Frage, die ich nicht zu entscheiden vermag. Die grosse Häufigkeit und die allgemeine Verbreitung über die ganze Insel würde wohl dafür sprechen; doch ist wieder zu be-

Digitized by Google

denken, dass sich in dem Pendant-Gebiet Neu-Guinea's, in Australien, das Schwein nicht findet, dass bei den regen Handelsbeziehungen von West-Neu-Guinea mit den Molukken dasselbe sehr leicht durch chinesische Händler, deren Lieblingshausthier ja dasselbe ist, herübergebracht sein kann und dass die grosse Fruchtbarkeit des Schweines und das Fehlen jeder Raubthiere auf Neu-Guinea einschliesslich des Menschen die Vermehrung derselben gerade hier ausserordentlich begünstigen. Einige chinesische Hausschweine, die ein Bekannter etwa 3 Jahre vor meiner Hinkunft in Erima eingeführt hatte und die ihm ausgebrochen waren, hatten sich so vermehrt, dass sie ein ganzes Rudel bildeten. Sie hatten die Vorsicht und Behendigkeit ihrer wilden Brüder angenommen, so dass es nicht mehr möglich war, sie auszurotten; für Unbewaffnete machten sie sogar die Strasse unsicher und attakirten die Europäer verschiedene male. Ich halte die Constatirung dieses Factums für nicht unwichtig für spätere Zeiten, wenn diese Flüchtlinge sich einmal als Localrasse differenzirt haben werden und man im Zweifel ist über deren Zugehörigkeit.

Die Hausschweine bilden nebst den Hunden fast das einzige Vermögen der Papuadörfer; die Strafen, die der Europäer ab und zu über die Eingeborenen verhängt oder verhängen muss, werden ausschliesslich in Schweinen bezahlt. Für den Angriff auf die Engländer Webster und Cotton musste z. B. das Dorf Wjenge 8 Schweine an den Polizeivorstand zu Stefansort entrichten.

Bezüglich der Ratte (Mus decumanus Pall) und der Maus (Mus musculus L.) welche beide in den von mir bewohnten Häusern leider nur zu häufig waren, so dass ich theilweise mit Arsenik dagegen einschreiten musste, weiss ich eigentlich nicht, ob ich sie nicht besser bei den Hausthieren unterzubringen hätte, denn zur ursprünglichen Fauna gehören sie sicherlich nicht, obwohl man Neu-Guinea mit Fug und Recht das Land der Ratten und Mäuse nennen kann.

Von den 8 bisher in Kaiser-Wilhelmsland gefundenen Fledermäusen habe ich fünf gefangen; vermöge ihrer Flugkraft und ihres dadurch bedingten grossen Verbreitungsbezirkes gehört diese Abtheilung der Säugethiere jedoch zu den für eine Gegend am wenigsten charakteristischen; es sind folgende Arten: Pteropus kerandreni Q. G., Harpyia major Dobs., Cephalotes peroni E. Geoff., Carponycteris minimus E. Geoff., Hipposiderus cervinus Gould, Marmopterus beccarii Ptrs., Vesperugo abramus Temm., Vespertilio muricola Hodgs.

Von Seesäugethieren endlich wäre zu erwähnen Halicore dugong Q. G., der Dugong, der nach der Beschreibung der Eingeborenen dort vorkommen soll, von mir aber nicht gesehen wurde.

Der Merkwürdigkeit halber sei noch erwähnt, dass die Eingeborenen in Bogadjim einen Namen — Rotej — für den Walfisch haben, der bezeichnenderweise zugleich etwas Fremdes bedeutet. Hie und da mag ja ein Walfisch an dieser Küste gestrandet sein.

So armselig und einförmig uns die Säugethierwelt entgegentritt, so reich und mannichfaltig hat sich die Vogelwelt entwickelt.

Bis jetzt sind 252 Arten Vögel in Neu-Guinea gefunden worden*), von denen über 200 an der Astrolabebai vorkommen mögen; 130 davon habe ich selbst erbeutet. An Artenzahl steht also die Ornis von Neu-Guinea derjenigen von Sumatra — ich habe dort 188 Arten erlegt — gewiss nicht nach, und an Pracht des Gefieders übertreffen die Neu-Guinea-Vögel, wie uns Wallace schon gezeigt hat, alle andern der Welt, die südamerikanischen einschliesslich der Kolibri's nicht ausgenommen. Was war das jedesmal für eine Freude, wenn die beiden Schiessjungen, deren einer der von Zöller in seinem Neu-Guineawerk (S. 80) so gelobte „brave" Towatlik**) war, mit ihrer stets reichen Tagesbeute ankamen! Die Augen konnten da förmlich in dem strahlenden, leuchtenden Farbenbündel schwelgen, welches den Leuten von der Schulter hing. Das feurige Orangegelb der zarten langen Schmuckfedern von einem halben Dutzend der gewöhnlichen Paradiesvögel vermischte sich mit dem

*) Siehe hierüber das Verzeichniss im Anhang.

**) Der übrigens auf der Tafel der zum Tanz geschmückten Neupommern weiter hinten abgebildet ist.

Digitized by Google

Scharlach und Goldgrün des Königsparadiesvogels und dem schwarzen Sammt der Manucodien, der hinwieder den schreienden, grellbunten plein air-Farben einer Menge der verschiedensten Papageien zur Folie diente. Dazwischen schillerten himmelblaue und kornblumenfarbige Eisvögel, schwarz und gelbe Pirole und eine ganze Reihe der wunderbaren Prachttauben mit grün und blutrothem Gefieder — ein unvergessliches Bild, ein Hochgenuss ohne Gleichen für jedes Naturforscherherz!

Wie Wallace ausgerechnet hat, ist in Neu-Guinea jeder zweite Vogel mit hervorragenden Farben geschmückt, in Brasilien erst jeder dritte. Dies wird bedingt durch die ausserordentlich reiche Entwicklung schöngefärbter Gattungen und die Verkümmerung vieler, sonst überall zahlreicher Geschlechter mit unscheinbarem Kleide.

Sehr reducirt sind z. B. die Familien der Timeliiden, der Lärmdrosseln, dann der Sylviidae, der Sänger, die trotz ihres schlichten Kleides eine so metallreiche Kehle besitzen, der Laniidae, der Würger, der Ploceidae, der Webervögel, der Alaudidae, der Lerchen, der Motacillidae, der Bachstelzen u. s. w., im Allgemeinen gesagt: die Angehörigen der Ordnung Passeres. Finken und Spechte glänzen sogar durch vollständige Abwesenheit. Namentlich das Fehlen der letzteren ist ausserordentlich interessant. Wenn sie in den Eucalyptus- und Proteaceenwäldern Australien's nicht vorhanden sind, so könnte man die fremde, ungeeignete Flora als halbwegs begreiflichen Grund gelten lassen, obwohl wir anderwärts genug Beispiele von der Anpassungsfähigkeit der Spechte haben, und obwohl gerade Australien an ihrer Leibspeise (Larven und Käfern von Cerambyciden, Buprestiden etc.) ausserordentlich reich ist. Aber hier in Neu-Guinea, in der Küstenebene wenigstens, da stehen die Wälder mit demselben Holz, denselben Bäumen, nahezu denselben Insekten wie in Sumatra, und doch fehlt hier der Specht! Es muss ein anderes, ein mechanisches Hinderniss sein, welches sie vom Eindringen in die australische Region (und Madagaskar) abhält. Dieser Vogel, der bekanntlich ein schwacher und kurzer Flieger ist, hat anscheinend mit der vorwärtsschreitenden Flora nicht gleichen Schritt halten können; die zwischenliegenden Meere, die früher ja viel breiter waren, aber für die Pflanzen so gut wie kein Hinderniss bildeten, waren für ihn eine unübersteigliche Schranke.*)

Hingegen sind ausserordentlich zahlreich entwickelt, sowohl an Arten wie an Individuenzahl, die reich gefärbten Familien der Tauben, der Papageien, der Eisvögel und Paradiesvögel.

Jeder sechste Vogel ist eine Taube und jeder elfte ein Papagei, während jeder dreizehnte ein Fliegenschnäpper und jeder achtzehnte entweder ein Paradiesvogel, ein Eisvogel, ein Kukuk, ein Raubvogel oder ein den Uferläufern und Schnepfen zugehöriges Thier ist.

Nachfolgende Uebersicht mag den Unterschied zwischen der malayisch-sumatranischen**) Vogelwelt und der von Kaiser-Wilhelmsland illustriren:

	Deutsch-Neu-Guinea	Ostküste von Sumatra (Deli)
Raubvögel	13	7
Eulen	2	5
Raken (Coraciadae)	2	7
Podargidae u. Caprimulg., Ziegenmelker und Schwalme	5	4
Meropidae, Bienenfresser	2	3
Cypselidae, Segler	2	2
Hirundinidae, Schwalben	2	2
Cuculidae, Kukuke	14	11
Dicruridae, Paradieswürger	2	4

*) Vergleiche die Abhandlung: Die Spechte (Pici) von Will. Marshall, Leipzig, 1889.

**) Die sumatranische Liste enthält nur die Arten, welche ich selbst auf der Ostküste Sumatra's und den angrenzenden Batakbergen erhalten habe. Siehe mein „Pflanzen- und Thierleben von Deli".

Digitized by Google

	Deutsch-Neu-Guinea	Ostküste von Sumatra (Deli)
Laniidae, Würger	7	3
Muscicapidae, Fliegenfänger	19	4
Bucerotidae, Nashornvögel	1	8
Alcedinidae, Eisvögel	14	8
Papageien und Kakadu's	23	3
Raben	3	3
Oriolidae, Pirole	1	3
Sturnidae, Staare	5	3
Honigsauger	4	7
Pitta's, Prachtdrosseln	2	4
Tauben	39	12
Timeliidae, Lärmdrosseln	5	12
Campophagidae	8	5
Ploceidae, Webervögel	3	6
Dicaeidae, Blumenpicker	2	3
Reiher	7	6
Charadriidae u. Scolopacidae	14	8
Rallidae, Wasserhühner	3	4
Laridae	3	2
Colymbidae	1	1
Pelekanidae	3	1
Anatidae	3	2
Phalacrocoracidae	1	1

In Kaiser-Wilhelmsland kommen noch folgende Familien vor, die ich in Sumatra nicht erhielt: Paradiesvögel (14), Ptilonorhynchidae (5), Artamidae (2), Megapodidae (4), Casuare (3), Meliphagidae (9).

In Sumatra dagegen waren folgende Familien vorhanden, die auf Neu-Guinea fehlen: Spechte (14), Megalaemidae (6), Trogonidae (3), Gallidae (5), Motacillidae (2), Fringillidae (1), Turnicidae (1), Certhiidae (1), Ciconidae (1).

Aus dieser Liste ersehen wir, dass der Gegensatz zwischen den beiden Gebieten, wenn man nur die beiden Gebieten gemeinsamen Arten in Rechnung zieht, sich hauptsächlich in dem bedeutenden Ueberwiegen der Tauben, Papageien, Fliegenfänger und Eisvögel auf Neu-Guinea, und dem der Raken, der Timeliiden und Nashornvögel auf Sumatra offenbart.

Auf Neu-Guinea 39 Tauben gegen 12, 23 Papageien gegen 3, 19 Fliegenfänger gegen 4 und 14 Eisvögel gegen 8. Auf Sumatra hingegen 7 Raken gegen 2, 8 Nashornvögel gegen 1, und 12 Timeliiden gegen 5.

Die übrigen Familien werden nicht in besonderer Weise affizirt.

So ist also die Vogelwelt der australisch-papuanischen Region ebenfalls durch eine Reihe von eigenthümlichen Familien in ausgezeichneter Weise characterisirt, fast wider Erwarten, denn man sollte meinen, dass für diese mobilen Bewohner der Lüfte irdische Schranken gar nicht vorhanden seien. Trotzdem finden wir 6 Familien, welche in ihrer Verbreitung nur wenig über das australisch-papuanische Gebiet hinausgehen: das sind die Kakadus, die Paradiesvögel, die Casuare, die Megapodien, die Meliphagiden und die Podargiden.

Digitized by Google

Von den letzteren geht nur eine Gattung (Batrachostomus) nach Westen in das malayisch-indische Gebiet hinein, die übrigen sind endemisch. Australien haben wir vielleicht als alleiniges Entwicklungscentrum für dieselben zu betrachten.

Das Letztere gilt auch für die merkwürdigen, langgeschnäbelten Honigsauger, die Meliphagiden, welche überall im austral-papuanischen Gebiet vorkommen, aber westlich kaum über die Molukken hinaus und östlich nur bis Samoa gehen.

Die Megapodien, nach Wallace hoch characteristisch für die australische Region, haben sich, vielleicht unter Mithilfe des Menschen, der sie ihrer Eier wegen gebrauchte, etwas weiter ausgedehnt, sowohl nach Ost auf die pacifischen Inseln, wie nach Westen bis Nordborneo und die Nicobaren, nördlich bis nach den Philippinen. Die Kasuare hingegen sind wieder streng auf unser Gebiet beschränkt, und zwar so, dass die Gattung Casuarius sich in Neu-Guinea und den anliegenden Inselgruppen im Osten (Melanesien) und Westen (Molukken), Dromaeus dagegen nur in Australien entwickelt hat.

Die Kakadu's sind ebenfalls keine weitgereisten Wanderer und haben sich hübsch zu Hause gehalten; aber dort sind sie überall, von Australien und den melanesischen Inseln bis nach den Molukken verbreitet, und gehen sogar mit ihren Spitzen nach Bali, Celebes und den Philippinen hinüber.

Die Paradiesvögel endlich sind eine ausschliesslich neu-guineensische Schöpfung und auf dieses Land nebst den zu allernächst anliegenden Inseln beschränkt; eine einzige Art hat sich nach Nord-Australien hinüber verirrt.

Für diese sechs Familien können wir, auf ihrer geographischen Verbreitung fussend, mit grosser Wahrscheinlichkeit die australisch-papuanische Region als Entstehungs- oder Entwicklungscentrum annehmen.

Neben denselben erwecken aber in zoogeographischer Hinsicht noch besonders die obengenannten Familien der Tauben, der Papageien, der Eisvögel und der Fliegenfänger unsere Aufmerksamkeit. Es giebt nämlich kein Land auf der Erde, welches reicher an denselben wäre als die papuanisch-australische Region. Alle vier Familien sind ja heutzutage über die ganze Welt verbreitet, aber die Thatsache, dass sie in unserem Gebiet ihre höchste und mannichfaltigste Entwicklung erreichen, z. Th. in ganz merkwürdigen und eigenthümlichen Formen, das legt uns mindestens die Prüfung nahe, ob diese kosmopolitischen Familien nicht ebenfalls ihren Ursprung hieher zurückleiten können. Freilich hat man im Miocän Frankreichs einen (wahrscheinlich mit afrikanischen Formen) verwandten Papagei gefunden, und nicht vergebens macht Wallace*) darauf aufmerksam, dass die offen nistenden Tauben hier im melanesischen Gebiet, wo Affen und andere Eierliebhaber fehlen, beinahe nothwendig eine hohe Entwicklung erlangt haben müssen, aber ich meine, gerade darum wird auch hier am leichtesten ein so leichtsinnig hausendes Geschöpf haben entstehen können.

Papageien und Tauben sind uralte Vogelgeschlechter, deren Ursprung Wallace noch jenseits des Beginnes der Tertiärperiode vermuthet; er sagt bezüglich der Papageien: „Die fast universelle Verbreitung, wie auch ihre mannigfaltigen Details in der Organisation neben einer grossen Einförmigkeit im allgemeinen Typus — erzählen uns in nicht misszuverstehender Sprache von einem sehr hohen Alter.“ Und bezüglich der Tauben: „Ueber das geologische Alter der Columbae haben wir keine Berichte; aber ihre weite Verbreitung, ihre mannigfaltigen Formen und ihre grosse Isolirtheit deuten alle auf einen Ursprung mindestens so weit zurück wie derjenige, welchen wir für die Papageien bezeichnet haben.“

*) In seiner „Verbreitung der Thiere“, II. Band, p. 374 f.

Digitized by Google

Von den Eisvögeln, auf welche diese Worte so gut passen wie auf die Tauben, sagt Wallace ausdrücklich, „dass in keiner andern gleich mannichfaltigen Gruppe von universeller Verbreitung ein so grosser Theil der generischen Formen auf einen so kleinen District beschränkt ist. Von diesem Centrum aus (den Molukken und Neu-Guinea) vermindern sich die Eisvögel schnell nach allen Richtungen hin." Dass er das Alter der Eisvögel ebenfalls für ein sehr hohes hält, geht daraus hervor, dass er „in verhältnissmässig neuen Zeiten (vielleicht während der Miocän- oder Pliocän-Periode) eine Art der Alten-Welt-Gattung Ceryle ihren Weg nach Nordamerika" finden lässt als Stammmutter der amerikanischen Alcediniden.

Die Kakadu's, die Kasuare, vor allem die Paradiesvögel, die Warburg direct mit den uralten botanischen „Sammeltypen" vergleicht, wahrscheinlich auch die Megapodien und Podargiden sind ebenfalls alle mit einander sehr alte Vogelfamilien. Es fehlt also auch in der Vogelwelt nicht an Anzeichen und Beweisen für den archaischen Character der Neu-Guinea-Fauna.

Wir wollen uns nunmehr das Leben und Treiben der gefiederten Welt etwas näher ansehen. Den Tauben mit ihren 39 Arten gebührt als der grössten und stattlichsten Familie der Vortritt.

Der hervorragendste Vertreter dieser Sippe ist die bekannte Krontaube Goura beccarii, die in einer Varietät hüonensis weiter östlich am Hüongolf vorkommt. Das ist ein grosses, ungeschlachtes und etwas unbehilfliches Thier, von geringer Flugkraft, das ganz den Eindruck hohen Alters macht. Es ist schwerfällig und bäumt nicht gern hoch auf, ist darum gemächlich zu schiessen und wird unseren „Schiessjungen" immer eine leichte Beute. Es ist ganz zweifellos eine auf den Aussterbe-Etat gesetzte, sich überlebt habende Art, die freilich jetzt noch sehr häufig ist. Wie ich oben schon erzählte, wird ihr des zarten Fleisches wegen sehr nachgestellt.

Viele von den kleineren Arten, aus den Gattungen Treron und Ptilopus, sind mit einem grünen Kleide geschmückt. Das ist eine ausgezeichnete Schutzfarbe, welche die Taube, wenn sie sich ruhig verhält, in einer Höhe von 40—60 Fuss kaum von einem der grossen grünen Blätter unterscheiden lässt, auch wenn sie frank und frei vor unseren Augen auf einem Ast sitzt. Ich muss zu meiner Schande bekennen, dass ich mehrere Male schon auf ein solch grosses, grünes Blatt geschossen habe, in der Meinung, es sei eine Taube.

Aber — diese Täuschung kommt nur zu Stande, wenn uns das Thierchen seinen grünen Rücken kehrt; sobald es uns seine gewöhnlich mit leuchtenden Farben — weiss, purpurroth, gelb oder orange — geschmückte Unterseite zudreht, sticht es sofort auffällig hervor. Nach unten, gegen einen vom Boden heranschleichenden Feind, wirkt also die grüne Schutzfarbe nur ausnahmsweise; sie ist offenbar nur nach oben berechnet, gegen Feinde, die aus der Luft herabkommen, gegen Raubvögel.

Die Gattung Ptilopus umfasst die Edelsteine unter den Tauben; die Farbenentwickelung ist bei ihnen eine ausserordentlich bunte und prächtige, und steht derjenigen der Papageien nur wenig nach.

Das schönste ist wohl ein kleines Täubchen, welches Temmink mit Recht Ptilopus superbus genannt hat, und welches in den prächtigsten bunten Metallfarben prangt. Der Kopf ist grün und violett gesprenkelt, Hals und Nacken gelbroth, mit grün durchsetzt, Rücken und Flügeldeckfedern grün, letztere mit pfauenaugenartigen grossen blauen Tupfen. Quer über die helle perlgraue Brust läuft ein breites schwarzblau schillerndes Band. Es ist dies ein Vögelchen, das an Pracht des Gefieders dem schönsten Paradiesvogel nicht nachsteht. Ein anderes hübsches Täubchen, grün mit leuchtend purpurrothem Scheitel ist Ptilopus pulchellus Temmink, während ein drittes statt des rothen einen prächtig kobaltblauen Fleck auf dem Kopf und Ptilopus quadrigeminus A. B. Meyer einen solchen von zart rosa Farbe besitzt, der nach hinten von einem schmalen orangefarbenen Band eingefasst ist.

Ein hübsches, elegantes Thier war die grosse crême-weisse Taube mit schwarzen Schwung- und Schwanzfedern, Myristicivora spilorrhoea Gray, welche in Schaaren auf dem Inselchen Bilibili

Digitized by Google

und den angrenzenden Theilen des Festlandes bis Maraga hin, bei Stefansort jedoch nicht mehr vorkam. Die grossen, stattlichen Carpophaga's, deren eine ganze Reihe von Arten und in grosser Menge bei Stefansort lebte, waren für unsern Tisch stets eine hochwillkommene Beute, denn ihr Fleisch ist womöglich noch zärter und schmackhafter als das der Krontaube; ich wenigstens zog es dem letzteren stets vor. Seltenere und vereinzeltere Gäste waren die bekannte prächtige Nicobartaube, Caloenas nicobarica und die metallgrün schimmernden Erdtauben aus der Gattung Chalcophaps. Ebenfalls weniger häufiger bekam oder sah man die seltsamen, langgeschwänzten und gebänderten Arten der Gattungen Reinwardtoenas und Macropygia. Es war keine Seltenheit, dass der Schiessjunge 8—10 verschiedene Tauben des Abends nach Hause brachte.

Die nächsthäufige Familie ist die der Papageien mit 23 Arten. Tauben und Papageien machen zusammen genau den vierten Theil der Avifauna von Deutsch-Neu-Guinea aus!

Während aber die Tauben mehr still und halbverborgen leben und nur wenig hervortreten, sind es gerade die Papageien, welche der Neu-Guinealandschaft ihren characteristischen Stempel aufdrücken. Still und schweigsam würden die Wälder ohne sie daliegen, denn es fehlt ja fast die ganze Vogelfamilie, welche wir speciell die Sänger nennen. Der einzige wirklich gute Sänger, ein Oriolus, ist zu selten, um besonders hervorzutreten, und die paar gelegentlichen Schreier, die Eis- und Paradiesvögel, der Lederkopf und der Gymnocorax, auch der Nashornvogel, fallen nur zeit- und stellenweise und nicht gerade angenehm ins Gewicht; eine Ausnahme hievon bildet nur noch der mit wirklich klangvoller und kräftiger Stimme begabte Mino. Es fehlen ferner auch die fröhlichen Gesellen, die Affen, diese Allerweltslärmmacher; kein Elephant trompetet hier, kein Hirsch schreit, kein Bär brüllt.

Da treten nun die Papageien ein und helfen einem tiefgefühlten Bedürfniss ab und vollführen ganz allein einen grösseren Spectakel als Affen, Elephanten, Hirsche und Bären zusammen. Eine Neu-Guinealandschaft ohne das gellende, fremdartig klingende Geschrei der Papageien und Kakadu's ist nicht denkbar.

In hellen Haufen ziehen sie durch das Land, und wenn man zufällig unter einem Baum steht, wo ein solcher Schwarm einfällt, dann kann man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen.

Es ist nur ein Glück, dass die grossen Arten, z. B. der Eclectus pectoralis Müller, (dessen Männchen lebhaft grasgrün ist, während das Weibchen ausschliesslich in feurigem Roth und Blau prangt, so dass man lange Zeit dieselben für verschiedene Arten hielt, bis A. B. Meyer diesen Irrthum berichtigte) und die Kakadu's isolirt oder höchstens familienweise zusammen leben, sonst wäre es gar nicht zum Aushalten.

Der gemeinste Papagei, der in Schwärmen von hunderten, ja tausenden sich überall findet, und der in allen möglichen Varietäten von braun mit schwefelgelb bis scharlachroth vorkommt, ist Eos fuscata incondita A. B. Meyer. Wo ein Schwarm in eine Baumkrone eingefallen ist, sitzen die Thiere so dicht aufeinander, dass auf einen blindlings hinaufgesandten Schuss oft ein ganzes Dutzend herabpurzelt. Die Thiere waren so wenig scheu, dass man ruhig an ihren Baum herangehen und sich das Leben und Treiben derselben ansehen konnte. Ein Schuss verscheuchte den Schwarm höchstens auf Minuten. Nachdem sie aber ein paar Tage lang kennen gelernt hatten, was das Nahen eines Europäers für sie bedeute, war es kaum mehr möglich, auf Schussnähe heranzukommen. Man mochte sich noch so still und verborgen anpirschen, das Geschrei und Stimmengewirr der anscheinend sorglos herumlärmenden Vögel wurde allmählich dünner und dünner und vereinzelter, und wenn man sich dann glücklich an ihren Baum herangeschlichen hatte, da war Alles stumm und die Gesellschaft hatte sich längst gedrückt, oder die letzten Nachzügler purrten gerade im gegebenen Moment auf und davon.

Digitized by Google

In meinem Tagebuch habe ich unterm 20. Februar 1894 bemerkt: „Heute Nachmittag Gang in den Wald. Bemerke zum erstenmal seit December wieder grosse Papageischwärme auf gewissen Bäumen. Während sie aber früher so wenig scheu waren, dass man offen an ihren Baum herangehen konnte, war es jetzt fast unmöglich, sich an sie anzuschleichen. Ich hockte fast eine halbe Stunde im Gebüsch unter ihrem Tummelbaum, und der ganze Schwarm, der mich beim Nahen offenbar entdeckt hatte, sass in der Nähe im Gipfel eines benachbarten Baumes ausser Schussweite, vor Schreck und Furcht ein betäubendes Geschrei vollführend, ohne sich wieder herzutrauen. Nur einmal unternahm er einen pfeilschnellen Recognoscirungsflug über meinen Kopf hin, wobei die Thiere mich, ihrem Gezeter zufolge, wieder gesehen haben mussten."

Etwas minder zahlreich waren Schwärme des prachtvoll grün und carmoisinfarbenen Lorius salvadorii A. B. Meyer, oder des Cyclopsittacus edwardsi Ouest; Trichoglossus massena Bp. war noch weniger häufig, ebenso Geoffroyus jobiensis A. B. Meyer und Chalcopsittacus duyvenbodei Dubois, die nur in ganz dünnen Schwärmen flogen. Cyclopsittacus diophthalmus H. & J., Hypocharmosyna subplacens Sol. erhielt ich nur ganz vereinzelt. Der Felsenpapagei Dasyptilus pescqueti Less, ein sehr merkwürdiges Thier, kam in der Astrolabebai gar nicht, sondern nur in den Vorbergen des Finisterre-Gebirges vor, war aber dort anscheinend nicht besonders selten.

Die Krone des Schreiens gebührt zweifellos dem gelbgehäubten Kakadu, Cacatua triton. Von diesem lebt immer ein Pärchen in einem gewissen Bezirk; Flüge sieht man nur zusammen, wenn sie flügge Jungen haben, die sie anlernen und zur Selbständigkeit erziehen.

Aufmerksam spähend und mäuschenstill sitzen diese Thiere in den Baumkronen, wo sie trotz ihres schneeweissen Gefieders in dem wechselnden Spiel von grellen Lichtern und Schatten manchmal gar nicht leicht entdeckt, manchmal aber auch, besonders auf einem dunkeln Hintergrund, z. B. am Waldrande, auf grosse Entfernungen hin wahrgenommen werden können. Nichts entgeht ihren scharfen Augen und alles Neue und Ungewohnte wird mit einem entsetzlichen Geschrei begrüsst.

Wieviel hundertmal habe ich mich über diese schlauen Gesellen geärgert, wenn ich so still und sachte durch den Wald hinschlich, um Etwas zum Schuss zu bekommen, und so ein Malefiz-Kakadu entdeckte mich. Der erhob dann ein solch entsetzliches Gekreisch, dass jede Feder auf eine Viertelstunde in der Runde ängstlich davonstob und die Jagd nolens volens ein Ende hatte.

Das war nun einestheils offenbares Triumphgeschrei über die glückliche Entdeckung des heranschleichenden Feindes, andererseits aber auch eine so absichtliche Warnung der andern minder wachsamen Thiere, dass man aus dem Geschrei förmlich die Worte herausshören konnte: Fort, fort, Alles, was Flügel und Beine hat! Da naht sich Einer mit schwarzen Mordgedanken im Busen!

Diese Vögel fühlen sich offenbar ihren Mitgeschöpfen geistig überlegen und dazu berufen, die andern zu warnen und über sie zu wachen, also eine Art Schutzpolizei über sie auszuüben.

Im Gegensatz zu dem weissen hat der schwarze Kakadu, der Microglossus aterrimus, der ganz einsam und verborgen lebt, eine ziemlich leise, zarte und melodische Stimme. Er war nicht selten und die Schiessjungen brachten ihn oft an.

Ein merkwürdiges Thierchen, kaum halb so gross als ein Sperling, ist der kleine, grüne Zwergkakadu Nasiterna pusio Scl., dem man sein Kakaduthum nur am Schnabel ansehen kann. Er lebt auch in Schwärmen wie die Papageien, aber man bekommt ihn seiner Kleinheit und seiner grünen Farbe wegen in den Baumkronen selten zu Gesicht.

Ein anderer guter Schreier, der aber auch nur paarweise oder in Familien von höchstens 5—6 Stück zusammenlebt, ist der grosse Nashornvogel, Rhytidoceros plicatus ruficollis. Mit eigenthümlich sausendem Flügelschlag zieht er unter rauh krächzendem, weithin hallendem Geschrei schwerfällig über die Baumkronen dahin, meist nur am frühen Morgen oder gegen Abend.

Digitized by Google

Die Krone und der Stolz der Neu-Guinea-Ornis sind die wunderbaren Paradiesvögel, welche auf Erden ihres Gleichen nicht mehr haben. Diese wirklich paradiesischen Juwelen der Vogelwelt in ihrem frischen Federschmuck draussen im grünen Wald in ihrer vollen Freiheit bewundern zu dürfen, das ist ein Hochgenuss, für den ein begeisterter Naturfreund ein Jahr Malaria gern auf sich nimmt!

Ich habe, wie oben schon gesagt, 8 Arten dieser Familie erhalten, nämlich: Trichoparadisea guilielmi Cab., Diphyllodes chrysoptera septentrionalis A. B. Meyer, Cicinnurus regius L., Paradisea augustae victoriae Cab., Paradisea minor finschi A. B. Meyer, Craspedophora magnifica intercedens Sharpe, Manucodia chalybeata und Manucodia atra Less.

Von diesen ist nur der gewöhnliche gelbe Paradiesvogel, P. minor, und das kleine wunderbare Juwel Cicinnurus regius weit verbreitet. Von letzterem habe ich eine prächtige Reihe in allen Stadien der Entwicklung bekommen, die gerade hier bei diesem Vogel ausserordentlich interessant zu beobachten war. Die Weibchen der Paradiesvögel entbehren nämlich sämmtlich des hervorragenden Schmuckes, welcher die Männchen auszeichnet; sie sind ganz einfach braun oder dunkel gefärbt mit wenig Zeichnung und namentlich das Weibchen des Cicinnurus regius ist ein ganz unansehnliches und unscheinbares Thierchen. Nun tragen aber die jungen Männchen bekanntlich zuerst das schlichte Kleid der Mutter und erst allmählich kommt stückweise der volle Schmuck des ausgewachsenen Männchens zum Durchbruch. Das scheint ganz unregelmässig und individuell vor sich zu gehen und man kann da die merkwürdigsten Uebergänge beobachten. Manchmal deuten nur ein paar rothe Federchen auf dem Rücken das neue Kleid an; manchmal ist auch umgekehrt das ganze Kleid schon ausgefärbt und nur noch ein Büschel der braunen gestrichelten mütterlichen Federn mitten in der weissen Unterseite stehen geblieben. Von dem breiten, schwarzgrünen Band, das über die Brust läuft, ist oft nur ein Bruchstück rechts oder links entwickelt, ebenso von den beiden langen Schwanzfedern, die anfangs ganz gerade hervorwachsen und erst allmählich sich zu der bekannten eleganten Spirale einrollen. Bei einigen Exemplaren jedoch habe ich auch ein Hervorwachsen bereits fertig gerollter Spiralen beobachtet.

Die übrigen Paradiesvogelarten sind sehr lokal. Jede Gebirgskette, ja beinahe jeder isolirte Berg hat solche. Trichoparadisea guilielmi habe ich nur aus dem Hinterland der Astrolabebucht und Paradisea augustae victoriae nur vom Sattelberg erhalten. Der Diphyllodes und die Craspedophora magnifica intercedens, der schwarze Paradiesvogel mit dem grossen bronceschillernden Halsschild waren ebenfalls lokal und zwar in den Vorbergen der Astrolabebucht; die Schiessjungen mussten jedesmal eine Expedition von zwei Tagen machen, um sie zu erbeuten. Die Manucodien kamen zwar vereinzelt in den Wäldern der Küstenebene vor, aber auch nicht überall; die M. chalybeata z. B. nur im Küstenwald bei Constantinhafen. Für das oft ganz eng umgrenzte Fluggebiet dieser Art ist es sehr bezeichnend, dass Kubary, der doch die Gegend jahrelang systematisch hatte absammeln lassen, durch seine Leute das Thier erst in der allerletzten Zeit seines Aufenthalts dort erhielt. Der sehr locale Character der Neu-Guineafauna wird dadurch wieder auf's Neue documentirt, und gerade in Hinsicht darauf habe ich oben gesagt: Was uns die Hochgebirge Neu-Guinea's noch bringen werden, wir wissen es nicht, können es nicht einmal ahnen.

Eine merkwürdige und wenigstens mir ganz neue Beobachtung bezüglich der Paradisea minor, der gewöhnlichen gelben Art, habe ich noch gemacht. Noch halb befangen von der bekannten Schilderung des alten Gessner, wonach die Paradiesvögel keine Füsse haben und nur hoch in den Lüften herumschweben, bis sie todt irgendwo herabfallen, suchte ich stets hoch in den Baumkronen nach ihnen, und übersah dabei regelmässig, dass ich in den niederen Büschen und auf dem Boden immer eine Herde von 8—10 Stück eigenthümlicher elstergrosser Vögel vor mir herjagte, die nur widerwillig und gar nicht scheu in kurzem, schwerfälligem Flug von Busch zu Busch flatterten. Da ich

Digitized by Google

nun endlich auf sie aufmerksam wurde und zwei von ihnen schoss, merkte ich zu meinem grossen Erstaunen, dass es junge Paradiesvögel waren, die noch keinen Federschmuck hatten. Es war dies offenbar eine Mutter, die ihre flügge gewordenen Jungen ausführte und Nahrung suchen lehrte. Im Magen derselben fand ich nur Insecten. Ich habe dies in der Folge dann noch oft beobachtet und kann auf Grund dieser Wahrnehmungen eidlich versichern, dass die Paradisea minor finschi mindestens in ihrer Jugend ihre Nahrung auf dem Boden sucht. Alte Vögel im vollen Schmuck habe ich allerdings auf dem Boden nicht gesehen, sondern nur in den Baumkronen, wo sie mit dem ausgespreizten goldenen Gefieder auf dem dunkelgrünen Hintergrunde einen herrlichen, unvergesslichen Eindruck machen. Ich schliesse aber auch daraus, dass das Weibchen günstigenfalls ein Gelege von 8 bis 10 Eiern ausbrüten muss, denn ich kann doch nicht annehmen, dass sich mehrere Flüge junger Vögel zu gemeinsamer Jagd zusammenthun. Diese Flüge habe ich Ende Dezember und Anfang Januar bemerkt, die Brutzeit fällt also in die heissen, trockenen Monate. Eier und Nest habe ich nie gesehen, obwohl die Vögel kaum eine halbe Stunde weit von meinem Hause im Wald brüten mussten, denn dort traf ich diese Jungen immer und konnte, mit Ausnahme der heissen Monate, auch dort stets ihre Stimme hören. Darum halte ich auch die Paradisea minor nicht für einen Strichvogel, wie vielfach angenommen wird. Die Stimme ist sehr laut und klangvoll und weithin vernehmbar: nach dem Gekreisch der Papageien hört man in den dortigen Wäldern am häufigsten die Stimme des Paradiesvogels.

Ein merkwürdiger Vogel von Amselgrösse, der sowohl durch sein Gefieder, oben grün, unten lehmgelb mit schwarzen Flecken, als durch seine Stimme auffällt, die in einem eigenthümlichen Knarren und Wetzen besteht, ist Aeluroedus geislerorum, zuerst entdeckt von den Gebrüdern Geissler, welche sich um die Erforschung des deutschen Schutzgebietes verdient gemacht haben und nach denen A. B. Meyer den Vogel benannt hat. Im Magen dieser Thiere habe ich stets nur eine einzige Frucht, eine Schmiere von schwarzen Beeren von sehr intensiver Färbekraft, etwa wie unsere Heidel- oder Blaubeeren, gefunden. Der Vogel lebt ziemlich vereinzelt und verborgen im Walde. Ich habe nur wenige Exemplare davon bekommen.

Der Casuar, Casuarius picticollis Schl., ist der hervorragendste und grösste Vertreter nicht blos der Vögel, sondern aller Thiere Neu-Guinea's überhaupt. Er ist bei Stefansort und an der Astrolabebucht im Allgemeinen nicht so häufig, als an der Küste ost- und westwärts, wo ausgedehntere Lalangsavanen sind, die er zu bevorzugen scheint. Bei Stefansort kommt er jedoch auch im dicksten Wald vor und scheut sich nicht, bis dicht an die Ansiedlungen herum zu streifen. Ich habe seine Spuren öfters ganz in der Nähe meines Hospitals gefunden, wo er offenbar während der Nacht hingekommen sein musste; er liebt also nächtliche Streifereien. Das Weibchen scheint nur ein Junges, höchstens zwei, grosszuziehen und vertheidigt dieselben mit grosser Kraft und Tapferkeit. Das hat einer unserer schwarzen Schiessjungen erfahren müssen, der einen Fehlschuss auf das Junge gethan hatte, und nun von der Mutter in der heftigsten Weise angegriffen ward. Sie warf ihn durch einen Fusstritt zu Boden und versetzte dem Mann durch Schnabelhiebe ein paar tiefe Wunden auf den Oberschenkel, so tief, dass ich den Zeigefinger seiner ganzen Länge nach hineinstecken konnte. Der Mann musste per Tragbahre nach Hause geschafft werden und lag wochenlang danieder. Es ist dieses Vorkommniss insofern interessant, als dadurch unwiderleglich dargethan wird, dass der Casuar als Waffe vorzugsweise den Schnabel und nicht die Beine gebraucht.

Auch der Casuar ist sehr local in der Verbreitung seiner Formen; an der Astrolabebucht kommt die eben besprochene Art vor, weiter nach Westen hin scheint sie ersetzt zu werden durch C. uniappendiculatus Schl., denn der Balg eines jungen, noch nicht ausgefärbten männlichen Thieres, das ein Freund von mir aus Berlinhafen erhielt, ward von Herrn von Berlepsch, der die Güte hatte, meine ornithologische Ausbeute zu determiniren, als zu dieser Art gehörig angesprochen. Der Vogel

Digitized by Google

befand sich etwa ein Jahr lang in Gefangenschaft; seine liebste Nahrung waren junge Hühner, die er, wenn sie sich in sein Gehege verirrt hatten, verfolgte und aufspiesste!

Dann will ich noch in Kürze der beiden Hühnerarten gedenken, die in ihrer Lebensweise sich einander sehr gleichen. Es ist das Talegallahuhn, Talegallus longicaudus A. B. Meyer und ein Grossfusshuhn, Megapodius bruneiventris A. B. Meyer, etwas kleiner als das vorige. Beide laufen einsam oder höchstens zu zweien zwischen dem Unterholz der Wälder herum, sind jedoch nichts weniger als selten und verhältnissmässig leicht zu schiessen. Ihre lehmfarbenen Eier, ebenso wie die des Casuars werden von den Papuas häufig gefunden und gegessen. Sonst kann ich über dieselben weiter Nichts mittheilen, als dass sie ein sehr zähes Fleisch haben und, wenigstens mir, nicht besonders mundeten.

Aus der Menge der übrigen gefiederten Welt will ich noch hervorheben als besonders bemerkenswerth wegen ihrer hübschen Farben zwei Prachtdrosseln, Pitta mackloti Temm und P. novaeguineae Müll. u. Schl., und wegen seiner klangvollen und modulationsfähigen Stimme die Mino dumonti, schwarzblau mit grossen lebhaft gelben, nackten Augenlappen, einen Verwandten der so sehr gelehrigen indischen und malayischen Eulabes-Arten, deren Sprachtalent so gross ist, dass sie sogar im wilden Zustand sich allerhand fremde Stimmen und Töne aneignen. Ich bin überzeugt, dass auch die Mino dumonti mit Leichtigkeit zum Sprechen abzurichten wäre. Das Nest ist, gleichwie bei den Eulabes-Arten, in hohlen Bäumen.

Die bunten, glänzend gefärbten Eisvögel tragen sowohl durch die stattliche Anzahl der Arten (14), als der Individuen sehr viel zur Charakteristik unserer Landschaft bei. Der häufigste ist weitaus Halcyon sanctus Vig. und Horsf., oben seegrün, unten weisslich, mit schwarzgelblichem Nackenband. Er sitzt überall an der See und noch eine ziemliche Strecke weit ins Land hinein längs der Flussläufe, am liebsten auf abgestorbenen, todten Bäumen oder Aesten, von wo aus er eine freie Uebersicht hat. Mehr im Wald hält sich die schöne und grosse Sauromarptis gaudichaudi Qu. et G. auf. Das schönste Thierchen aus der ganzen Familie ist unstreitig die prachtvoll kobaltblau gefärbte Tanysiptera meyeri Salvad., welche man ziemlich häufig in lichtem, sonnigem Wald blitzartig dahinschwirren sieht. Sie ist ausgezeichnet durch die 2 ausserordentlich verlängerten mittlern Schwanzfedern, was ihr ein sehr elegantes Aussehen verleiht.

Auch an Caprimulgiden, Ziegenmelkern und Nachtschwalmen ist das Land sehr reich. Das hervorragendste, ausserordentlich merkwürdige Thier dieser Sippe ist der grosse Riesenschwalm Podargus papuensis Qu. und G., ein mächtiges Thier mit einer ungeheuer grossen Rachenöffnung, das man aber nicht sehr häufig zu Gesicht bekommt, weil es tagsüber der Länge nach eng an einen Ast angeschmiegt ruhig und bewegungslos dasitzt. Seine eigenthümliche braun gesprenkelte Farbe passt dabei so gut zu der des Astes, und das Thier duckt sich so platt und unbeweglich nieder, dass man kaum im Stande ist, den Vogel zu erkennen. Derselbe weiss das aber auch, und hat so grosses Vertrauen in seine Färbung und Anpassungskunst, dass er beim Nahen eines Menschen ruhig sitzen bleibt. Mir ist es nur ein einzigesmal geglückt, einen Riesenschwalm auf seinem Lager zu entdecken, das geübte Auge der Eingeborenen jedoch kann er nur selten täuschen. Man schiesst die Schwalme und Ziegenmelker am besten in der Abenddämmerung, wenn sie aus ihren Verstecken herauskommen und unter ihrem eigenthümlichen Geschrei der Nahrung nachgehend sich in den Lüften tummeln.

Ein weiteres merkwürdiges Thier ist der Philemon jobiensis A. B. Meyer, welchem die europäischen Ansiedler seines nahezu kahlen, schwärzlich-grauen Kopfes wegen den Namen „Lederkopf" gegeben haben. Es ist ein kräftiges, robustes Thier von Amselgrösse mit langem, spitzem Schnabel und grossen scharfen Krallen, das eine sehr laute, durchdringende Stimme besitzt, mit der er das Seinige zur Belebung der Buschwälder redlich beiträgt. Er gehört zu den Meliphagiden und

Digitized by Google

ist das einzige Thier dieser Familie, welches ich, und zwar in Flügen von 5—6 Stück, manchmal ausserhalb des Waldes angetroffen habe. Die andern von mir erbeuteten Meliphagiden wurden alle nur innerhalb des dichtesten Busch- und Hochwaldes geschossen.

Das widerwärtigste Thier, welches mir in Neu-Guinea aufstiess, war eine in Flügen von 6—10 Stück einherziehende Krähe, welche Lesson mit dem sehr charakteristischen und bezeichnenden Namen Gymnocorax senex belegt hat. Das Thier ist von schmutzig graubrauner Farbe, unten heller, Kopf, Nacken und Brust weisslich. Alle nackten Theile einschliesslich des Schnabels sind schmutzig fleischfarben. In diesem Kleid macht das Thier einen unendlich unsauberen, zerschlissenen, sozusagen abgeschabten Eindruck, der noch erhöht wird durch eine jämmerliche, wegen ihres erbärmlichen Tones sofort auffallende Stimme. Es war mir, wie gesagt, der unsympathischste Vogel, dem ich je begegnete; so oft ich ihn sah oder hörte, musste ich unwillkürlich an Aas denken.

Ausserdem kam noch bei Stefansort, aber selten, ein richtiger schwarzer Rabe vor, Corvus orru Müll.

Aus der Familie der Kukuke war mir auffallend ein ebenfalls schwarzer Buschkukuk, Potophilus bernsteini Schleg., der hie und da einsam auf einem Busch in den Grassavanen sitzend sein kollerndes Liedchen flötete. Er war nicht häufig. Ein viel grösserer, ebenfalls schwarzer Verwandter, Nesocentor menebiki Garn. kam nur im dichten Urwald vor. Die kleine, den Webervögeln (Ploceidae) angehörige Munia sharpei war häufig in dem schnell aufspriessenden Gebüsch der Brachfelder zu treffen, wo sie in Flügen von 10—20 Stück ihre stille Thätigkeit auf irgend einem Strauch entfaltete, um beim Nahen eines Menschen plötzlich einmüthig davonzupurren, wobei die weissen Köpfchen der kleinen niedlichen Thiere gar merkwürdig hervorstachen.

Auf den Wegen ebendortselbst trieb sich in sonderbaren Sprüngen und Capriolen ein anderes, aber einsam lebendes, schwanzwippendes Vögelchen umher, ein Fliegenfänger, der besonders des Abends seinen lustigen Insectenfang ausübte, entweder eine Rhipidura oder die Sauloprocta melaleuca.

Auch ein hübsches Wachtelchen lief in den Grasfeldern herum, Synoecus cervinus Gould, und einmal sah ich auch ein Wasserhühnchen, Amaurornis olivacea Meyer, über den Weg laufen, das ich aber fehlte, so dass ich über die Zugehörigkeit nicht absolut sicher bin.

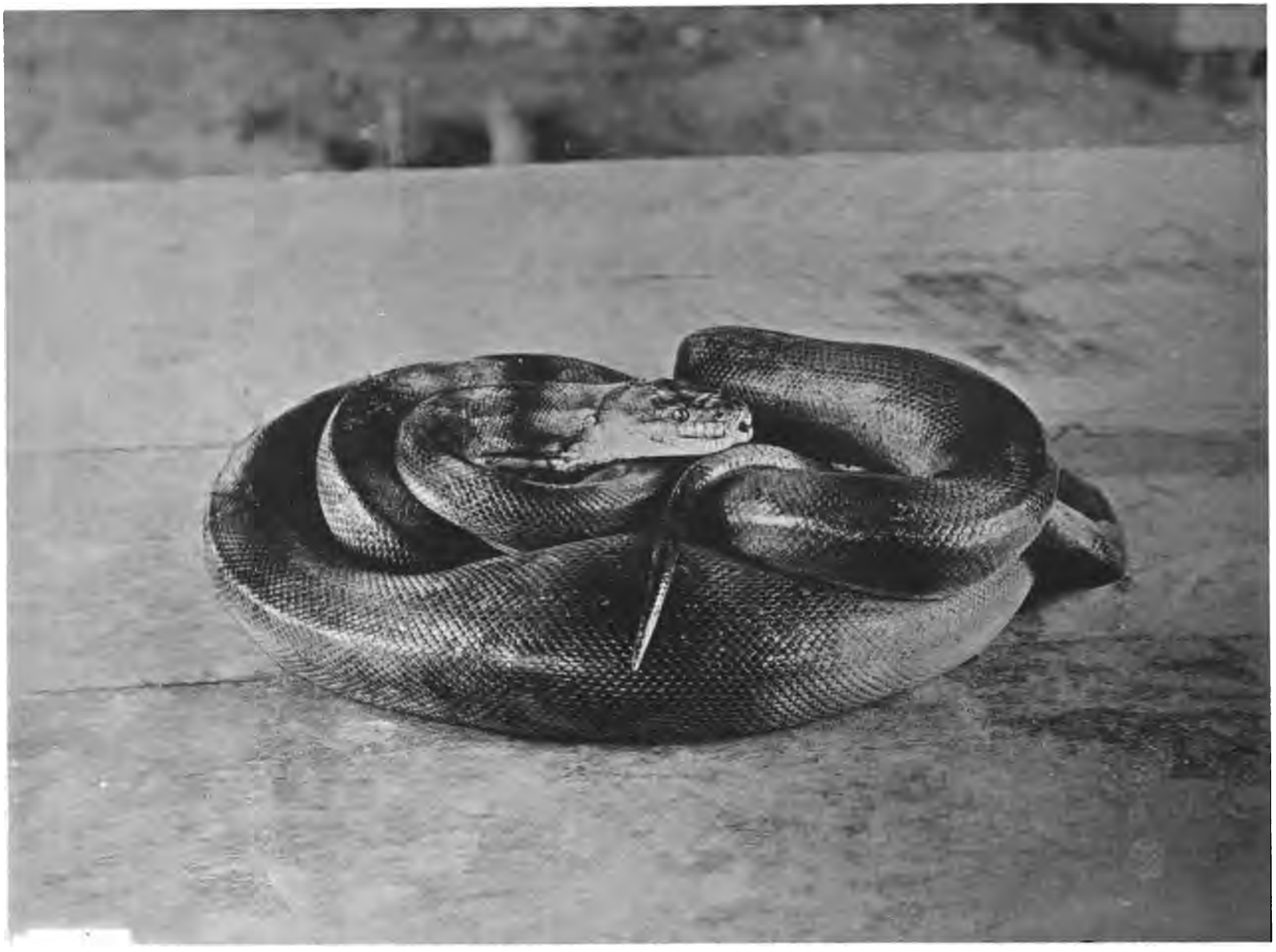
Reiher, Sumpf- und Wasservögel gab es überreichlich und namentlich in der Regenzeit wimmelte es förmlich in den Brachfeldern und Savanen von Regenpfeifern, Uferläufern und Beccassinen, die uns vom November bis in den März hinein tagtäglich willkommene Braten für die Küche lieferten.

Zum Schlusse will ich noch der Raubvögel gedenken, deren ich etwa 10 Arten bemerkte. Das grösste Thier, ein stattlicher Adler, der aber nicht häufig zu sein schien, war Harpyopsis novaeguineae Salvad. Das häufigste jedoch und durch sein Gebahren am auffallendsten war ein Habicht, Accipiter cirrhocephalus Vieill. Derselbe hatte völlig seine frühere stolze Stegreif-Lebensweise aufgegeben und war auf das Niveau eine Krähe herabgesunken, denn er nährte sich nur ausschliesslich von den Larven und Kerfen, welche die Hacke der chinesischen und melanesischen Feldarbeiter zu Tage förderte. Dutzend-, ja manchmal fast hundertweise tummelten sich die Thiere auf den frischgeackerten Feldern mitten unter den arbeitenden Kulis, wie hierzulande die Krähe zwischen den pflügenden Landleuten. Während aber diese trotz aller Frechheit und unverschämten Zudringlichkeit immer auf ihrer Hut ist, war dies der Habicht nicht. Er blieb stets dumm-zutraulich oder, besser gesagt, unachtsam, und liess die Menschen ruhig bis auf fast Greifnähe an sich herankommen, selbst nachdem er schon Monate lang das Gewehr kennen gelernt hatte. Es war und blieb die leichteste Jagdbeute, die mir noch je vorgekommen ist. Ich traue infolgedessen seinen geistigen Fähigkeiten nicht allzuviel zu.

Von Eulen erhielt ich nur die Ninox theomacha Bp., eine hübsche, kleine Zwergeule.

So viel im Allgemeinen über die Vogelwelt. Eine vollständige Artenliste befindet sich im Anhang.

Digitized by Google



B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 15. Eine Riesenschlange (Python amethystinus Schn.).

Digitized by Google

Digitized by Google

Gehen wir nun über zu den Reptilien. Welch' hohe Bedeutung denselben in zoogeographischer Hinsicht beizumessen ist, mag der Ausspruch von Ihering's*) zeigen, „dass für die Erkenntniss der mesozoischen Geographie lediglich Eidechsen, Mollusken, Insecten und einige andere niedere Thiere in Betracht kommen."

Da ist es nun sehr bezeichnend, dass auch die Reptilien, die wir bis jetzt aus Neu-Guinea kennen, den archaistischen Faunen-Character dieser Insel vollauf bestätigen, wie wir gleich sehen werden, und zwar nicht blos hinsichtlich der sehr zahlreichen Eidechsen, sondern auch der spärlicher vertretenen Schlangen.

An Schlangen ist nämlich Deutsch-Neu-Guinea für ein Tropenland recht arm zu nennen. Ich selbst habe nur 11 Arten auffinden können; ausserdem kenne ich nur noch 10 weitere, die in Böttger's, Méhely's und F. Werner's Listen (s. im Anhang) aufgeführt werden, so dass bis jetzt etwa im Ganzen 21 Arten bekannt sein dürften. Werner**) zählt von Neu-Guinea (wahrscheinlich nur der östlichen Hälfte) 33 Arten im Ganzen auf mit je 27,3 % Riesenschlangen und Giftnattern, ein Verhältniss, welches, wie er sagt, „schon sehr nahe an Australien erinnert, für welches das Vorwiegen dieser beiden Schlangengruppen geradezu characteristisch ist". Diese Schlangenarmuth ist um so auffallender, als Neu-Guinea zwischen zwei reine Schlangenparadiese eingekeilt ist, nämlich den malayischen Archipel und Australien.

In Sumatra, in dem verhältnissmässig kleinen Theil, den ich dort durchforschen konnte, habe ich 45 Arten gefunden; in Australien kommen ebensoviel allein schon in Queensland vor. Kaiser-Wilhelmsland hat also noch nicht einmal die Hälfte. Wie an Arten, so ist es auch arm an Individuen. Man kann thatsächlich wochen-, ja monatelang dort herumspazieren, ohne einem solchen Gewürm zu begegnen. Die meisten werden nur beim Waldkappen oder Roden der Felder erbeutet oder in den Hühnerställen, deren Insassen sie gerne nächtlicherweile nachstellen, gelegentlich todtgeschlagen.

Die nebenstehende Abbildung zeigt eine Python amethystinus Schn. von $3^1/_2$ Meter Länge, die wir im Hühnerstall eines Bekannten, durch den Lärm der gefiederten Bewohner in später Abendstunde aufmerksam gemacht, erschlugen. Sie hatte ein todtes, aber völlig unversehrtes Huhn im Leibe. Die dadurch verursachte Anschwellung, welche sie am schnellen Rückzug durch den etwas engen Lattenzaun hinderte und so mittelbar ihre Todesursache wurde, ist auf der Abbildung deutlich zu sehen. Eine andere Schlange der gleichen Art, welche mein Assistent Kunzmann in seinem Hühnerstall erschlug und secirte, hatte in ihrem Magen:

7 junge Kücken,
1 als Hühnernest benutzte Strohhülse von einer Sectflasche,
2 unversehrte Hühnereier,
2 andere Eier, halb so gross wie ein Hühnerei, weiss, gelbgrau gesprenkelt.

Bei einem der letzteren war die harte Schale durch die Säuren des Magens völlig aufgelöst, bei dem andern nur an der Stelle, welche fest an der Magenwand anlag. Das feine Häutchen unter der harten Schale war ganz intact.

Das war gewiss ein guter Appetit!

Es ist merkwürdig, wie vielfach in Europa, selbst bei naturwissenschaftlich Gebildeten, der Glaube verbreitet ist, es gäbe in Neu-Guinea keine Giftschlangen. Dem gegenüber will ich nur constatiren, dass die australische Todesotter, Acanthophis antarcticus Shaw, bekanntlich eine der allergiftigsten des an Giftschlangen so reichen australischen Continents, in Kaiser-Wilhelmsland nicht selten

*) „Das neotropische Florengebiet und seine Geschichte" von Dr. H. v. Ihering in dem Beiblatt zu den botanischen Jahrbüchern v. Engler No. 42, 7. Nov. 1893. Band XVII.

**) „Ueber Reptilien und Batrachia aus Togoland, Kamerun und Deutsch-Neu-Guinea" in: Verhandl. zool. bot. Ges. Wien 1899, XLIX. Bd., 2. und 3. Heft.

Digitized by Google

ist, und dass, wie die systematische Liste hinten im Anhang ausweist, ausserdem noch fünf weitere giftige Arten bereits aufgefunden sind, so dass sich das Verhältniss der giftigen zu den nichtgiftigen Arten in unserer Kolonie wie 1 : 3 stellt. Dieses Verhältniss, ein Drittel giftige, gilt zugleich für die ganze austro-malayische Region. Unter meinen 45 in Sumatra erbeuteten Arten waren 13 giftig.

In Australien ist das Verhältniss noch viel ungünstiger. Wallace*) sagt, dass zwei Drittel der australischen Schlangen zu der giftigen Familie der Elapiden gehören. Prof. Böttger hat in seiner Bearbeitung der Semon'schen Ausbeute speciell darauf aufmerksam gemacht, dass die Schlangenwelt Australiens ein besonders alterthümliches Gepräge erhält durch die reiche Entwicklung der geologisch ältesten Schlangengruppe, der Pythoninae, und zweitens durch das Verhandensein zahlreicher Schlangen mit Giftzähnen, deren Vorfahren durch Prof. Kinkelin ebenfalls im Untermiocän schon nachgewiesen wurden. Wenn wir nun unsere Kaiser-Wilhelmsland-Schlangen daraufhin ansehen, so gehören von den 21 Arten 13, also über die Hälfte, diesen uralten Familien an. Dies beweist, dass die Grundlage der Schlangenfauna unseres Gebietes wesentlich australisch ist, und damit ist auch von seiten dieser Thierklasse der Nachweis für das hohe Alter der Neu-Guineafauna erbracht. Zugleich zeigen sich aber auch deutlich die Einflüsse und Einwanderungen von Westen, von den malayischen Inseln her, in den Familien der Colubrinen und Dipsadinen. Nach West-Neu-Guinea sind sogar schon die malayischen Lycodon und Ophiophagus eingedrungen.**)

Von den übrigen Reptilien ist wohl am interessantesten das Krokodil, das aber bei Weitem nicht so häufig ist wie in Sumatra. Die wenigsten Europäer in Kaiser-Wilhelmsland werden dies Thier in der Freiheit beobachtet haben, während eine einfache Fahrt an der Mündung des Deliflusses in Sumatra zu meiner Zeit hinreichte, es in genügender Anzahl zu Gesicht zu bekommen. An der Astrolabebucht, wo grössere Flüsse fehlen, scheint das Krokodil ausschliesslich am Seestrande vorzukommen und tagsüber Wanderungen auf regelmässigen Wechseln nach den mehr landeinwärts gelegenen isolirten Tümpeln und Sümpfen zu unternehmen, was dann die Eingebornen, die mit ihren jämmerlichen Waffen diesem hartgepanzerten Unthier gegenüber rein auf Ueberlistung angewiesen sind, benützen, ihm auf seinem Wege aufzulauern und es mit Knütteln und Speeren zu erlegen. Das mag ihnen nun selten genug gelingen; ich kann mich aus der Zeit meines Aufenthaltes nur zweier Fälle erinnern, in denen ein Krokodil so dumm war, sich totschlagen zu lassen.

Unter den Eidechsen, die bereits in der stattlichen Zahl von 26 resp. 29 Arten aufgefunden wurden — 13 davon habe ich selbst beobachtet (S. die Liste im Anhang) möchte ich als merkwürdig hervorheben das Vorkommen zahlreicher Varanus-Arten, nicht weniger als 4 resp. 5, während ich in Sumatra nur eine einzige angetroffen habe. Diese häufigen, oft über 6 Fuss langen Rieseneidechsen sind noch mehr als die vorhin erwähnte Schlange eine wahre Plage für den Hühnerzüchter, die seine Heerde nur allzusehr brandschatzen. Es sind sehr gewandte Diebe und Räuber; Nichts ist vor ihnen sicher; sie stehlen einem die Scelette von den Bäumen herunter, an die man sie zum Trocknen aufgehängt hat und graben sich unter den Hühnerställen ins Innere durch, oder klettern, wenn das nicht geht, eilig und gewandt an den Wänden hinauf und kommen durchs Dach herein. Sie sind so flink und aufmerksam, dass es schon grosser Vorsicht und Schnelligkeit bedarf, sie in flagranti zu überraschen.

Ein kleines Juwel in der Sippe der Eidechsen ist das hübsche Lygosoma smaragdinum Lesson, ein nettes, kleines Thierchen von smaragdgrüner Farbe mit einem sehr langen, leuchtend himmel-

---

*) In: Australasia by A. R. Wallace, London 1880, p. 62 und: Die geographische Verbreitung der Thiere, übers. von A. B. Meyer. Band I. Seite 458.

**) S. Dr. A. B. Meyer: Uebersicht der von mir auf Neu-Guinea und den Inseln Jobi, Mysore und Mafoor im Jahre 1873 gesammelten Amphibien. Auszug aus dem Monatsbericht der kgl. Akademie d. Wiss. zu Berlin. Sitz. v. 12. Febr. 1874.

Digitized by Google

blauen Schwanz, das allerorten im Wald auf niederen Kräutern und Blättern, eine Blume unter Blumen, dasitzt und gar nicht besonders scheu ist.

Was die Frösche betrifft, so habe ich bereits im Reisebericht eines kleinen grünen Laubfröschleins (Hyla infrafrenata Gthr.) Erwähnung gethan, welches ich bei meinem ersten Ausflug in Friedrich-Wilhelmshafen fast auf jedem Busch bemerkte. Ausser diesem habe ich nur noch zwei weitere Frösche gefunden, welche beide ebenfalls der in den Tropen weitverbreiteten Baumfrosch-Gattung Hyla angehörten: H. dolichopsis Cope und H. congenita Pts. et Dor., wovon die erstere in ihrem grasgrünen Kleid eine ziemlich stattliche Grösse, etwa wie eine Kinderfaust, erreicht. Ich habe sie recht häufig im Geäst der Citronen- und Orangenbüsche gefunden, einigemale auch am Fusse derselben in einer seichten Mulde zwischen den Wurzeln.

Ausser den von mir beobachteten sind noch einige weitere Arten in Kaiser-Wilhelmsland gefunden (siehe den Anhang), darunter auch je zwei zu den eigentlichen Fröschen, den Raniden, und zu der Krötenfamilie der Engystomatiden gehörige Thiere, während die übrigen alle zu den Baumfröschen (Hyliden) gehören. Von der im Anhang erwähnten Bufo melanostictus sehe ich wegen der nicht ganz sicheren Provenienz ab.

In der nassen Jahreszeit sind die Frösche wie überall, so auch hier besonders häufig, und das Gequake derselben rings um das Haus kann Einem in regenfeuchten Nächten wirklich manchmal den Schlummer rauben. Kubary giebt eine drastische Schilderung von ihrer stellenweisen Häufigkeit:

„Da es in der vorhergegangenen Nacht geregnet hatte, stand der Weg nach Ajirubu ganz unter Wasser und auf beiden Seiten desselben erstreckten sich vertiefte Mulden, dicht bewachsen und von unzähligen Mengen von Fröschen bewohnt. Bei näherer Untersuchung einer solchen Stelle ergab sich, dass die Sümpfe wörtlich mit diesen Fröschen ausgefüllt sind, und zwar leben sie klumpenweise auf todten Individuen ihresgleichen zusammengedrängt; nach dem weithin hörbaren Geschrei unterschied ich zwei Arten derselben, von welchen die eine nach der Beobachtung des Steuermannes Knoth die Grösse von beinahe 10 Zoll erreicht. Leider war die Stelle zu sumpfig, um ein Exemplar zu sichern.“ (Bericht Kubary's im II. Heft 1888 der Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland Seite 61).

Auf die Bewohner des Meeres habe ich meine Sammelthätigkeit nicht ausgedehnt; der Mensch kann eben nicht Alles zu gleicher Zeit. Und dann habe ich, ehrlich gestanden, eine Antipathie, namentlich gegen Fische; ich esse sie auch nur, wenn es nichts Anderes giebt. Ich glaube, es rührt dies davon her, dass mir als Kind einmal eine Gräte im Schlund stecken blieb und ich unter grossen Schmerzen lange daran zu laboriren hatte. Kleine Ursachen — grosse Wirkungen.

Fische gab es in der Astrolabebai massenhaft; die Eingeborenen, namentlich die Bogadjim-Leute, haben eine fast unfehlbare Sicherheit, dieselben zu speeren oder mit besonderen, mehrspitzigen Pfeilen zu schiessen. Mein Apotheker und Hospitalverwalter Kunzmann fuhr anfangs fast alltäglich hinaus in die Bucht mit einigen Dynamitpatronen, die er, angezündet, an geeigneten Plätzen ins Wasser warf. Nach der Explosion trieben fast stets eine Menge getödtete Fische an der Oberfläche, die er mit leichter Mühe einsammelte und dadurch uns und unsern Kranken zu einer willkommenen Abwechslung im Speisezettel verhalf. Das Fischen mit Dynamit ist im Schutzgebiet ein sehr beliebter Sport, doch hat auch mancher Leichtsinnige oder Unvorsichtige hiebei schon Hand oder Arm eingebüsst, wenn er die angezündete Patrone zu lange in der Hand hielt oder sie mit der glimmenden Cigarre, an der er die Lunte entzündet, verwechselte und jene statt dieser ins Wasser warf, eine Verwechslung, die, so komisch und merkwürdig dies klingt, gar nicht so selten einem alten, indolenten Tropengehirn passirt. Ich kenne mehrere derartige Fälle.

Späterhin liess die Administration der Astrolabe-Compagnie einen gelernten chinesischen Fischer kommen, der den Fang regelrecht betrieb. Seine Hauptbeute war stets ein grosser, manch-

Digitized by Google

mal bis 15 Fuss langer ungeschlachter Hammerhai, eine Zygaene, der sich recht häufig in den grossen ausgelegten Netzen fing. Dessen Lebensweise scheint also keineswegs mit solcher Vorliebe sich auf den Meeresschlamm zu beschränken, weil er sich sonst nicht so oft in den Schleppnetzen gefangen hätte. Auch fanden sich in den Mägen der von mir und Herrn Kunzmann secirten Thiere stets nur die gewöhnlichen Fische und niemals Rochen oder Plattfische. Diese Zygaene schien die Astrolabebai ausschliesslich zu ihrem Tummelplatz erwählt zu haben; ich habe während meiner Anwesenheit dort keinen andern Hai bemerkt; nur ein paar grosse abenteuerlich geformte Rochen wurden noch erbeutet, nebst grossen Schwert- und Sägefischen.

Von Süsswasserfischen wäre selbst beim besten Willen in unserer Gegend (um Stefansort) Nichts zu erhalten gewesen, denn die beiden Flüsschen daselbst, der Yori und der Mintjim, waren, obwohl breit, doch in der trockenen Zeit so seicht, dass man sie beinahe ohne den Fuss zu netzen durchwaten konnte, schwollen jedoch in der Regenzeit so rapide und reissend an, dass sich darin keine Fischbrut hätte halten können. Die übrigen Bäche waren zu klein und versiegten im Sommer fast ganz.

Erwähnenswerth ist vielleicht, dass bei Friedrich-Wilhelmshafen ein ziemlich grosser, schwarzblau und weiss geringelter Aal vorkam, von dem sich ein Exemplar, durch Missionar Bergmann mitgebracht, jetzt im naturhistorischen Museum zu Wiesbaden befindet.

Ein ganz unvergleichliches Vergnügen war es stets für mich, an einem frischen klaren Morgen bei Sonnenaufgang hinauszufahren auf die blaue Fluth an einen Ort, der vor Wellenschlag geschützt war, dort meinen Kahn treiben zu lassen und mich über Bord lehnend hinunterzuschauen in das krystallklare Wasser. Da blickte das Auge hinab in wunderbare Zaubergärten, 10, 20, 30 und noch mehr Fuss tief unter mir und doch so klar und deutlich, als könnte ich sie mit den Händen erreichen. Wundersame Blumen und Bäume — Korallen — hoben sich da aus dem Grunde, Fische in allen Formen und Farben spielten silber- und goldblitzend um sie herum und dazwischen lagen prächtige grosse Seesterne von leuchtend blauer oder ledergelber Farbe mit eleganter dunkelrother Zeichnung. Hinabstürzen hätte man sich mögen in diese märchenhafte, durch den Reflex des Wassers magisch verklärte Feenwelt; es kostete mich jedesmal Mühe, mich von dem Anblick loszureissen, und lange noch zitterte das Gesehene in meiner Seele nach.

Von Schildkröten, Cheloniern, fand ich nur die grosse, werthvolle Seeschildkröte, der wegen des Schildpatts bedeutend von Europäern und Eingebornen nachgestellt wird. Ich traf einmal einen solchen Coloss an der Oberfläche schwimmend mitten in der Astrolabebai, der so wenig scheu war, dass er eine ganze Zeit lang fast in Greifnähe neben meiner fauchenden und rasselnden Dampfbarkasse herschwamm; es sah fast aus wie ein Wettkampf im Schwimmen zwischen Barkasse und Schildkröte, und nur ganz langsam, fast widerwillig, tauchte das Thier endlich tiefer hinab, blieb aber noch lange in Sicht.

Mit Conchylien war ich etwas glücklicher. Zwar die Meeresconchylien waren kaum der Rede und des Mitnehmens werth, höchstens wäre hier die Riesenmuschel, eine Tridacna von mehreren Fuss Durchmesser, zu erwähnen, welche ein Bekannter von mir unweit eines Riffes bei Erimahafen im Sande steckend gesehen haben will; derselbe Herr, ein alter Seemann, der sich gerne auf dem Wasser herumtrieb, liess auch verschiedentlich Andeutungen von durch ihn in der Astrolabe-Bucht entdeckten Perlmuschelbänken fallen, und wollte ein hübsches Perlenexemplar an einen Bekannten in Europa geschickt haben. Ich lasse die Sache dahingestellt — Jäger und Seeleute sprechen dasselbe Latein. Unmöglich wäre die Sache ja übrigens nicht.

Es ist merkwürdig, wie selten verhältnissmässig in tropischen Tiefländern die Schnecken sind. So sehr man in Höhen von 2—3000 Fuss manchmal erdrückt werden kann von der Masse von Formen und Exemplaren, so selten sieht man Land-Schnecken in der Ebene. Das habe ich in

Digitized by Google

Sumatra erfahren, und fand es wieder hier in Neu-Guinea bestätigt. Häufig waren hier nur zwei Arten, die Papuina kubaryi und eine kleine Adelomorpha, welche namentlich bei Friedrich-Wilhelmshafen auf den Blättern der Büsche herumkroch. Die übrigen im Verzeichniss am Schlusse aufgeführten Arten stammen meistens aus den höheren Strecken und den Vorbergen des Finisterre-Gebirges.

In den Flüsschen und Wasserläufen fanden sich jedoch stets massenhafte Süsswasserschnecken aus den Gattungen Neritina und Melania, welche den Eingeborenen theilweise zur Nahrung dienen.

Da ich in der Molluskenfauna vollständig Laie bin, so hatte mein verehrter Freund Dr. W. Kobelt, einer der besten Kenner, die Güte, meiner Unkenntniss zu Hilfe zu kommen und mir eine kurze Besprechung der Molluskenfauna Neu-Guinea's zur Verfügung zu stellen, welche ich im Nachfolgenden zum Abdruck bringe.

Er schreibt: Die Binnenmolluskenfauna von Neu-Guinea ist uns leider noch lange nicht bekannt genug, um ein endgültiges Urtheil über ihre zoogeographische Bedeutung abgeben zu können. Einiger Fortschritt gegenüber dem Stand der Kenntnisse zur Zeit der Abfassung meiner Arbeit im Nachrichtsblatt der Deutschen Malacozoologischen Gesellschaft 1886 und 1887 ist allerdings zu verzeichnen; er vertheilt sich aber ungleich auf die verschiedenen Theile der langgestreckten Insel. Am schlechtesten ist der holländische Theil weggekommen. Hier hat eigentlich nur Doherty eine Bereicherung geliefert; seine Novitäten stammen von den Küsten der Geelvinkbai, von Andai und der Insel Jobi. Für den deutschen Antheil kennen wir immer noch nur die nächste Umgebung der Ansiedelungen an der Astrolabebai, den Hauptantheil hat charakteristischer Weise der Ungar Brancsik nach den Sammlungen des ungarischen Reisenden Fenichel geliefert. Dann kennen wir noch einige Arten von der Maclay-Küste, die Brazier veröffentlicht hat und neuerdings einige von der Humboldtbai und speziell einer in derselben liegenden Insel Djamna (Zamna?), die ich auf keiner Karte verzeichnet finde. Sollte das halbe Dutzend prächtiger und eigenthümlicher Arten wirklich von einer kleinen Insel stammen, so würden wir von Neu-Guinea allerdings noch sehr zahlreiche und interessante Formen erwarten können.

Besser kennen wir das britische Neu-Guinea, über dessen Molluskenfauna auch bereits eine zusammenfassende Arbeit von Hedley vorliegt. Ich komme auf sie später zurück.

Neu-Guinea liegt im Mittelpunkte dreier gut verschiedener Faunengebiete, von denen zwei, das der Molukken und das melanesische zu den reichsten der Erde gehören, während das dritte, das australische, sich durch seinen ganz eigenthümlich archaischen Charakter auszeichnet. Betrachten wir zuerst das Verhältniss der Insel zu Australien, so ist, wenn wir Australien als ein Ganzes nehmen, die Verwandtschaft anscheinend eine ziemlich nahe; eine ganze Reihe australischer Formen finden sich auch auf Neu-Guinea. Sehen wir aber schärfer zu, so sind alle diese Formen auf einen ganz kleinen Theil des Festlandes beschränkt, auf das nördlichste Queensland und den schmalen Küstenstreifen östlich von dem Gebirge bis etwa zum Clarence River herab. Nur hier finden sich überhaupt Deckelschnecken und die prächtigen grossen Heliciden der Gattung Hadra, welche eine Zierde der Sammlungen sind. Weiter südlich verschwinden sie völlig. Sie stehen der eigentlichen australischen Fauna, wie wir sie im Süden und Westen, aber auch längs der Nordküste finden, so völlig fremdartig gegenüber, dass sie unbedingt als spätere Eindringlinge betrachtet werden müssen und zwar als Eindringlinge, die ausschliesslich über die Torres-Strasse eingewandert sind. In dem Northern Territory, obwohl die es von Neu-Guinea trennende Harafura-See auch nirgends 100 Faden Tiefe erreicht, fehlen Schnecken von papuanischem Typus vollständig, es kann also seit deren Ausbildung eine Landverbindung hier niemals stattgefunden haben.

Betrachten wir die Mollusken-Fauna von Neu-Guinea als Ganzes, so fällt uns, namentlich im Vergleich zur Pflanzenwelt, ein sehr schroffer Unterschied in's Auge: die geringe Anzahl endemischer

Digitized by Google

eigenthümlicher Gattungen und Untergattungen. Es ist eigentlich nur die seltsame Gattung Perrieria, die unseren Clausilien in der Faltenbildung der Mündung ähnlich ist, aber kein Schliessknöchelchen hat und trotz des Verlustes der Gehäusespitze noch die Länge von 65 mm erreicht; wir kennen von ihr jetzt zwei Arten. Dann die eigenthümliche bulimusartige Calycia, von der eine Art aber bis zu den Molukken übergreift. Ausserdem können höchstens noch ein paar unbedeutende Deckelschnecken (Cyclotropis, Bellardiella) als eigenthümlich gelten.

Dagegen sind die Arten der Gattungen, welche überhaupt zoogeographische Bedeutung haben, mit sehr geringen Ausnahmen endemisch und anscheinend auf kleine Theile der Insel beschränkt. Die Zahl der weiter verbreiteten nimmt mit der genaueren Erforschung nicht zu, sondern ab; eigentlich nur mit den Molukken sind einige Arten gemeinsam und auffallend ist nur das durch Hedley sicher gestellte Vorkommen der ceramischen Xesta citrina an Fly River und Douglas River.

Die Hauptmasse der Landschneckenarten entfällt auf die Gattung Helix im engeren Sinne. Es vertheilen sich dieselben zwar auf mehrere Untergattungen, aber sie gehören doch unverkennbar zusammen. Aber keine der Untergattungen ist auf Neu-Guinea beschränkt, sie reichen einerseits über die Molukken bis nach der Minahassa, der nördlichen Halbinsel von Celebes, und andererseits über den Bismarckarchipel und die Salomonen bis zu den Neuen Hebriden, wo sie mit zwei Geotrochus ausklingen. Neu-Caledonien, die Tonga- und Vitiinseln haben keine dieser Formen mehr, sie müssen also als mehr westliche Arten betrachtet werden, im Gegensatz zu den Bulimus der Gattung Placostylus, welche ihr Entwicklungszentrum im östlichen Melanesien haben und auf Neu-Guinea vollständig fehlen. Es existirt also ein ziemlich scharfer Gegensatz zwischen dem südöstlichen Melanesien und den sich enger an Neu-Guinea anschliessenden Inselgruppen, der nur in einer relativ frühen Trennung seine Ursache haben kann. Die Grenzlinie muss trotz der zwei noch auf den Neuen Hebriden vorkommenden Geotrochus zwischen dieser Inselgruppe und den Salomonen gezogen werden.

Auch innerhalb der Gattung Helix im älteren Sinne zeigen die verschiedenen Gruppen noch eine sehr verschiedene Verbreitung. Die wichtigste derselben, Papuina einschliesslich Geotrochus und Crystallopsis, zählt auf Neu-Guinea und den unmittelbar anliegenden Inseln bereits über 60 Arten, ziemlich eben so viel, wie auf den Salomonen. Sie greift mit 5 Arten auf das australische Festland über, mit 8 auf die Molukken; noch eine erreicht Nord-Celebes. Gegenüber der reichen Entwicklung auf Neu-Guinea und den Salomonen ist das Zurücktreten der Gruppe auf den Inseln des Bismarckarchipels auffallend; Neu-Irland hat nur 5 Arten, Neu-Britannien 2. Von den Inseln der Torres-Strasse nennt Smith keine Papuina. Ueber die Vertheilung der Arten auf Neu-Guinea selbst ist etwas Bestimmtes noch kaum zu sagen. Die Lousiaden einschliesslich der Inseln Woodlark und Trobriand beherbergen 7—8 Arten, an der Astrolabebai leben je nach der Artauffassung 3—4, von Kapaur an der Südküste führt Smith 4 an, von Port Dorey kennen wir 9, von der kleinen Insel Sorong noch 7, von Waigiu 3. Daraus lässt sich ein Uebergewicht eines Inseltheiles über die andern nicht nachweisen.

Die zweite Gruppe der papuanischen Helices bilden die hornbraunen, erdbewohnenden, mehr oder minder behaarten Arten, die sich um Chloritis gruppiren. Hatte für die Papuinen eine Trennungslinie von dem malayischen Gebiet wenigstens insofern noch eine Bedeutung, als sie nicht über Nord-Celebes hinausreichten, so ist das für diese Gruppe nicht der Fall. Borneo hat noch acht Arten, auch auf Java ist Chloritis durch verschiedene Arten vertreten. Neuerdings haben wir auch Arten vom hinterindischen Festland und bis Ober-Birma hinauf kennen gelernt. Nach Osten ist die Verbreitung ungefähr dieselbe, wie bei den Papuinen, die Salomonen haben noch zwei charakteristische Arten. Ebenso greift die Gruppe nach Queensland über. Auf Neu-Guinea selbst scheint Chloritis ebenso allgemein verbreitet zu sein, wie Papuina, ohne dass man ein überwiegendes Verbreitungszentrum nachweisen könnte.

Digitized by Google

Fügen wir noch hinzu, dass auch die Untergattung Planispira, welche für die Molukken charakteristisch ist, auf Neu-Guinea durch mindestens ein halbes Dutzend Arten vertreten ist, dass auch die Untergattung Albersia nicht fehlt, so können wir uns der Erkenntniss nicht verschliessen, dass die Heliceenfauna von Neu-Guinea sich in betreff der Untergattungen oder Gruppen von der molukkisch-melanesischen nicht scheiden lässt und somit Neu-Guinea einen Anspruch auf Anerkennung als eigene malakogeographische Provinz nicht machen kann. Der Molukkenfauna fremd sind nur drei oder vier Arten der queensländischen Gruppe Hadra, welche auf den Cap York gegenüberliegenden Theil von Britisch-Neu-Guinea beschränkt sind. Es wird dadurch wahrscheinlich, dass diese schönen Formen, obschon sie der australischen Stammfauna fremd gegenüber stehen, doch sich in ihrem heutigen Verbreitungsgebiete ursprünglich entwickelt haben und dass die wenigen papuanischen Arten im Gegensatz zu den Deckelschnecken die Torres-Strasse in der Richtung von Süd nach Nord überschritten haben.

Nach Südosten deuten auch die beiden Rhytida, bis jetzt die einzigen fleischfressenden Mollusken Neu-Guinea's, und die vier kleinen Patuliden (Charopa, Paratrochus). Aber wenn wir in den Hadra-Arten wahrscheinlich spätere Einwanderer zu sehen haben, so werden wir umgekehrt bei diesen Arten anzunehmen haben, dass sie Ueberreste einer alten Fauna antarktischen oder notialen Charakters sind, welche in einer früheren Epoche weit über die südliche Hemisphäre verbreitet war, aber in den Tropen von der heutigen Molluskenfauna zum grösseren Theile verdrängt worden ist. Rhytida globosa hat sich z. B. nur in den höchsten Theilen der Owen-Stanley-Kette erhalten. Derselben alten Fauna mögen die kleinen Arten der über die ganze Erde verbreiteten Gattung Conulus angehören, die sich auf den Inseln der Torresstrasse erhalten haben und die beiden Pupa, sowie ein Theil der Süsswasserschnecken und Muscheln. Genauere Nachforschungen werden von solchen kleinen und mehr verborgen lebenden Arten wahrscheinlich noch eine grosse Zahl nachweisen, ganz besonders, wenn einmal die Hochgebirge erforscht sein werden.

Ueberblicken wir das im Anhang gegebene Verzeichniss der Mollusken-Fauna von Neu-Guinea, so fällt uns das Zurücktreten der kleinen Deckelschnecken auf und man möchte versucht sein, in ihrer geringen Entwicklung einen Characterzug des papuanisch-melanesischen Gebietes zu sehen. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass die Diplommatiniden und ihre Verwandten äusserst schwer aufzufinden sind und nur von Leuten gesammelt werden können, die völlig auf das Sammeln eingeübt sind. Auch für die Philippinen galt es noch nach Sempers Reise für ausgemacht, dass diese kleinen Formen kaum vertreten seien, und welchen ungeahnten Reichthum hat dann Möllendorf und nach seiner Anleitung Quadras nachgewiesen. Dagegen ist es kaum wahrscheinlich, dass grosse Deckelschnecken, wie die Cyclophoriden der Philippinen, auf Neu-Guinea vorkommen werden; ist ja ihre Entwicklung auf den Molukken bereits eine schwache. Immerhin haben wir noch eine Art, die allerdings eine eigene Untergattung (Rhytidorhaphe Mlldff.) bildet, von Constantinhafen, es ist also Vorsicht im Urtheil geboten. Die Hauptmasse der Deckelschnecken fällt auf die weitverbreiteten Leptopoma, die als Baumbewohner mit schwimmenden Stämmen gar leicht verbreitet werden, und auf die kleinen glänzenden Pupiniden. Aber neben ihnen findet sich eine ganze Anzahl Vertreter der im eigentlichen Polynesien vorherrschenden Realiidae, und gerade unter diesen dürften noch die meisten eigenthümlichen Novitäten zu erwarten sein.

Die Süsswasserfauna schliesst sich im Grossen und Ganzen an die malayische an, aber nach dem heutigen Stand unserer Kenntnisse zeigt sie zwei der malayischen fremdartigen Züge: den Reichthum an Physa-Arten und das Auftreten von Unio mit australischem Typus im Fly-River. Aus dem deutschen Neu-Guinea kennen wir bis jetzt nur Arten von Batissa, es bleibt abzuwarten, ob der Augusta-Fluss Unionen enthält.

Digitized by Google

Dass Neu-Guinea nicht als ein einheitliches Faunengebiet betrachtet werden kann, ergiebt sich aus seiner Lage zu den drei benachbarten Entwicklungszentren, den Molukken, Melanesien und Australien, von selbst. Aber die interessante Frage, wie innerhalb der gewaltigen Insel die Grenzen zu ziehen sind, lässt sich heute noch nicht beantworten. Wissen wir ja noch nicht einmal, ob sich das Scheidegebirge des Ostens bis zur Geelvinkbai fortsetzt oder nicht! Auch von den meisten Arten kennen wir nur den Fundort, an dem sie entdeckt worden sind; über die Grösse ihrer Verbreitungsgebiete sind wir noch ganz im Unklaren. So lange wir die Küste des Hüon-Golfes nicht kennen, können wir noch nicht einmal sagen, ob das Hochgebirge des Ostendes eine Scheidelinie bildet oder nicht.

Für den englischen Antheil an Neu-Guinea hat Charles Hedley den Versuch gemacht, Unterprovinzen zu unterscheiden. Er trennt zunächst die alpinen Gebiete ab, die Hochgipfel der Owen-Stanley-Kette, allerdings wesentlich auf botanische Gründe hin, denn wir kennen bis jetzt aus diesen Höhen nur eine einzige Art, eine Raubschnecke der Gattung Rhytida. Als zweite Provinz trennt er das Gebiet zwischen Port Moresby und dem Fly River ab; es zeigt am meisten Verwandtschaft mit Queensland; als Typen der dortigen Molluskenfauna betrachtet er Hadra broadbenti, Papuina tayloriana, die aber am Constantinhafen in Pap. kubaryi ihre nächste Verwandte hat, und Helicina coxeni. Eine dritte Provinz bildet der Osten und zwar beide Küsten mit den nächst anliegenden Inseln, also ungetrennt durch den Gebirgskamm. Für diese Provinz typisch nennt er Hadra rehsei, Nanina hunsteini, Papuina brumeriensis. Als vierte Provinz endlich betrachtet er die Louisiaden einschliesslich Trobriand Jsl., Woodlark etc. Sie zeigt enge Beziehungen zu den Salomonen, aber die eigentlich charakteristischen Arten, Papuina louisiadensis, Nanina densa, Chloritis leay, Helicina insularum, haben papuanischen Typus. Sie und die grossen Pupiniden finden sich auf jeder Insel in eigenthümlicher Ausprägung, so dass ihre Abtrennung vom Hauptland und die Isolirung der einzelnen Inseln von einander schon vor ziemlich langer Zeit erfolgt sein muss. So weit Kobelt.

Ueber die von mir gesammelten Insecten, mit Ausnahme der Schmetterlinge, vermag ich leider augenblicklich Nichts mitzutheilen, da mir bis jetzt, nach 4 Jahren, noch keine Determinationslisten zugegangen sind. Ich muss mich daher bei den Käfern auf die allgemeine Bemerkung beschränken, dass die Familien der Rüssler, der Cetoniden und Buprestiden, ganz besonders aber die der Bockkäfer, am zahlreichsten vertreten waren und manche schöne grosse und farbenprächtige Arten lieferten, die dem Renommée Neu-Guinea's keine Schande machten. Die Käferwelt Kaiser-Wilhelmslands scheint mir mehr australische als indische Anklänge zu besitzen. Ich befinde mich damit im Gegensatz zu Pascoe, der (nach einem Citat bei Warburg) die Käferfauna Neu-Guinea's zu der allgemein indischen gehören und sie sich ungemein scharf von der Käferfauna Neuhollands unterscheiden lässt. Jedenfalls ist sie meiner Erfahrung nach ausserordentlich artenarm.

An Dipteren, Hymenopteren und Hemipteren habe ich unser Gebiet bedeutend weniger arten- und individuenreich gefunden, als mein früheres Forschungsgebiet Sumatra. Den sich näher für diese Insectenordnungen Interessirenden wird bekannt sein, dass die Természetrajzi Füzetek, die Publikationen des Budapester Nationalmuseums, schon eine Reihe von Facharbeiten über Professor Biró's Ausbeute veröffentlicht haben.

Tausendfüsse*) und Scorpione, namentlich die grossen, giftigen Arten, wovon es in Sumatra seinerzeit nur so wimmelte, waren in Neu-Guinea erheblich seltener, und wurden nur gelegentlich bei Rodungen und dergl. erbeutet. Von ihnen gebissen wurde während der ganzen Zeit meiner Anwesenheit Niemand. Dr. Daday führt von Fenichel's Ausbeute nur 5 Arten an.

---

*) S. Termész. Füzetek XVI, 1893, S. 98. Myriapoda, von Dr. Daday (Fenichel's Ausbeute).

Digitized by Google

Die Schmetterlinge konnte ich glücklicherweise selbst bearbeiten, wenigstens die Tagfalter.*)

Sind doch dieselben von Kindesbeinen an meine Lieblinge gewesen, an denen ich mit Leidenschaft hing; und neben der Abenteuerlust und der Sehnsucht nach fremden Ländern waren hauptsächlich sie es, welche mich hinauszogen in die Tropen und dort festhielten, Jahr um Jahr; drei Jahre hatte ich ursprünglich bleiben wollen, und siebzehn sind es geworden . . . . . .

Sie sind es auch gewesen, welche grossen Antheil hatten an meinem Entschluss, nach Neu-Guinea zu gehen. Hatte doch gerade damals — 1893 — diese bisher so wenig gekannte Insel die ganze Entomologenwelt in staunenden Aufruhr versetzt durch die Entdeckung eines der wunderbarsten Schmetterlinge der Erde, des Troides paradiseus! Dieses Prachtthier musste ich an Ort und Stelle beobachten, und das ist mir denn auch geglückt; ich habe alle Stadien der Entwicklung dieses Schmetterlingsfürsten studiren können.

Auch jetzt scheint wieder ein ähnlicher hervorragender Fund gemacht worden zu sein; wenigstens wird in dem XXII. Heft der „Természetrajzi Füzetek" über eine neue hervorragende Ornithoptera berichtet, welche die Herren Horvath und Mocsáry zu Ehren der unglücklichen Kaiserin und Königin Elisabeth von Oesterreich-Ungarn Ornith. Elisabethae-reginae genannt haben, und welche in dieselbe Gruppe wie paradiseus gehört. Ich möchte aber meine Zweifel nicht unterdrücken, ob nicht das neue Thier doch vielleicht der von Röber als schönbergi und von Oberthür als goliath beschriebenen tithonusform angehört. Zwei Arten dieser herrlichsten aller Schmetterlingsgruppen zusammen an einem Ort, dazu noch zwei andere aus der Priamus- und eine aus der schwarzgelben Oblongomaculatus-Gruppe, das ist ein Reichthum, wie er nicht zum zweitenmal auf der Welt gefunden wird!

Die Schmetterlingswelt in Neu-Guinea, speziell an der Astrolabebucht ist, wie ich oben S. 82 schon hervorhob, in ihrem Erscheinen viel mehr an die Jahreszeit gebunden, als z. B. in Sumatra. Es war eine der ersten Erfahrungen, welche ich beim Beginn der trockenen Zeit machte, dass das Pflanzen- wie das Thierleben sich fast ganz auf die Monate der Regenzeit beschränkt.

Nur ausserordentlich wenige Arten sind das ganze Jahr hindurch gleich häufig und durch die Jahreszeit nicht beeinflusst: sechs im Ganzen! Etwas mehr fliegen schon in der Weise, dass sie in der trockenen Zeit spärlicher werden. Noch mehr Arten pausiren aber förmlich, indem sie nach der Regenzeit für einige Monate verschwinden, im Juni oder (allermeistens) im Juli oder August für kurze Zeit und in geringer Anzahl wieder erscheinen, um ebenso schnell bis zum Eintritt der Regenzeit abermals zu verschwinden. Die überwiegende Anzahl jedoch fliegt ausschliesslich in der Regenzeit. Von 92 beobachteten Arten kommen alle in grosser Häufigkeit in der Regenzeit, dagegen nur 41, und in meistens sehr geringer Häufigkeit, in einzelnen Monaten der trockenen Zeit vor!

Ein einziges Thier (Messaras turneri) scheint seine Hauptflugzeit in den trockenen Monaten zu haben.**)

Wenn wir nun auch annehmen wollten, dass das wahre Verhältniss so sei, dass alle Arten in einzelnen, oder sagen wir, wenigen Individuen auch während der ganzen trockenen Zeit vorkommen, so genügt das immerhin nicht zur Erklärung der Thatsache, dass plötzlich wie mit einem Schlage mit dem Eintritt der nassen Zeit eine solche Menge von Raupen und bald darauf auch Schmetterlingen erscheint, und zwar mit stets wiederkehrender grosser Regelmässigkeit; denn die paar Weiber, die vielleicht ein kümmerliches Dasein während der Sommermonate gefristet haben oder sich aus einer Sommergeneration entwickelten, können unmöglich im Stande sein, eine solche Menge von Eiern zur gegebenen Zeit zu produciren. Und dann bin ich für gewisse Arten durch meine Erfahrungen geradezu gezwungen, jede Entwicklung während der trockenen Monate zu negiren.

*) In den Jahrbüchern des Nassauischen Vereins für Naturkunde Jahrg. 50, 1897, woraus ich das allgemein Interessirende nachfolgend wiedergebe.

**) Auf S. 83 meiner vorerwähnten Arbeit habe ich eine ausführliche Saisonliste gegeben.

Digitized by Google

Diese Erfahrungen betreffen in erster Linie die Agamemnon-Gruppe der Papilio's, speciell P. macfarlanei (aegistus), P. agamemnon und P. wallacei. Von diesen drei häufigen Arten habe ich Exemplare nur in der Regenzeit und zwar von der ersten und letzten ausschliesslich im November und Dezember, von agamemnon auch bis in den April hinein gefangen, während der ganzen übrigen Zeit von keinem auch nur ein einziges Stück. Die Raupen dieser drei leben auf der durch uns Europäer in Neu-Guinea erst neu eingeführten Anona muricata, die ihrer herrlichen Früchte wegen längs der Strassen und Häuser cultivirt ward. Diese Büsche wurden von mir während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes genau und intensiv beobachtet, und ich kann darum für das Nachfolgende einen hohen Grad von Zuverlässigkeit beanspruchen, namentlich was P. macfarlanei anbetrifft. Die übrigen beiden Arten waren bedeutend weniger gemein. Von Mai ab bis in den October nun, also 6 Monate lang, hatte ich grosse Mühe, ab und zu mal nach langem Suchen eine Raupe der genannten Arten zu entdecken; ob und wann diese vereinzelten Vorläufer oder Nachzügler, wie man will, der Hauptsaison sich entwickelten, das habe ich mir nicht näher notirt — leider; unter meinen Vorräthen jedenfalls habe ich keine Stücke aus den fraglichen Monaten datirt gefunden. Kaum jedoch erschien der October, und mit ihm die Regenzeit, so wimmelten alle Anona-Büsche plötzlich von jungen Räupchen, ohne dass ich vorher eierlegende Weiber beobachtet hätte; von jedem einzelnen Busch konnte ich oft ein Dutzend zu gleicher Zeit abnehmen. Im November erschienen dann die frischen Falter, machten in kurzer Zeit eine oder zwei Generationen durch und verschwanden dann ebenso spurlos, wie sie gekommen waren.

Leider habe ich es versäumt, in der trockenen Zeit nachzusehen, ob ich nicht die abgelegten Eier irgendwo auffinden könnte; die Entdeckung übersommernder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Eier hätte ja sofort Aufschluss über die Art und Weise der Fortpflanzung gegeben. Meine Aufmerksamkeit blieb eben nur auf die besser wahrzunehmenden Raupen gerichtet. Ich kann es darum nur als Vermuthung aussprechen, und als persönliche Ueberzeugung, dass die zahlreiche erste Herbstgeneration von übersommernden, und nicht von den durch etwaige spärliche Sommerexemplare deponirten Eiern herrührt.

Saisonvarietäten habe ich nicht wahrnehmen können; das Kleid der das ganze Jahr über fliegenden Schmetterlinge bleibt sich sowohl in der Regen- als in der trockenen Zeit stets gleich.

Nach dem vorher Gesagten möchte es vielleicht Manchen erstaunen, dass mein Fänger in Simbang, wo er im December und Januar sammelte, zu welcher Zeit doch dort der Culminationspunkt der trockenen Zeit ist, so viele Arten in zahlreichen Individuen erbeutete. Das wird uns aber sofort erklärlich, wenn wir uns an die oben S. 23 berichtete Thatsache erinnern, dass Simbang nicht ganz im Windschatten des NW.-Monsun liegt, sondern von ihm zum Theil noch getroffen wird und darum auch in seiner trockenen Periode doppelt so viel Regentage hat als Stefansort. Vergl. auch die Tabelle auf S. 21.

Betrachten wir nun einmal die Tagschmetterlinge von Kaiser-Wilhelmsland im Allgemeinen, mit Ausschluss der Familien der Lycaeniden und Hesperiiden. Ich habe im Ganzen gefunden 160 Arten; hierzu kommen noch 5 Arten, die von anderen Sammlern in unserem Gebiete erbeutet wurden, zusammen 165 Arten. Auf Sumatra haben Martin und ich 327 Arten gefunden, also gerade doppelt so viel; hierbei ist jedoch zu bedenken, dass unter den Sumatra-Schmetterlingen auch die ausschliesslichen Bergthiere aufgeführt sind, die selbstverständlich bei Vergleichung der beiden Listen in Abzug zu bringen sind, weil wir die Bergfauna Neu-Guinea's noch fast gar nicht kennen. Es sind dies etwa 92 Arten; sonach bleiben von der Sumatrafauna zur Vergleichung mit meinen Kaiser-Wilhelmsland Rhopaloceren nur 232 übrig. Deutsch-Neuguinea hat also vorläufig 67 Tagfalterarten (die Lycaeniden und Hesperiiden stets ausgenommen) weniger, als die gleiche Höhenzone Sumatra's. Nehmen wir nun einen näher liegenden District, ein Zwischenglied zwischen den grossen

Digitized by Google

Sunda-Inseln und Neu-Guinea, nämlich die Molukken. Von der grössten derselben, Ceram, liegt ein ziemlich reichhaltiges Verzeichniss aus der Feder des Herrn C. Ribbe (Iris Bd. II, pag. 187—265) vor. Es enthält 95 Arten, also noch bedeutend (fast um die Hälfte) weniger als Neu-Guinea.

Für die Schmetterlinge des Bismarckarchipels, 133 Arten, die ich der Vollständigkeit halber hinzufüge, habe ich Pagenstecher's sorgfältige grosse Arbeit*) zu Grund gelegt und für die Rhopalocerentabelle Australiens mit 136 Arten den Catalog von Miskin in den „Annals of the Queensland museum, Brisbane 1891" mit Modification der Papilioniden nach Rothschild's schöner Arbeit.

Es ist interessant, diese fünf Faunen in Bezug auf die Reichhaltigkeit der einzelnen Familien mit einander zu vergleichen.

Es hat	Papilioninae.	Pierinae.	Danainae.	Satyrinae.	Elymniinae.	Morphinae.	Acraeinae.	Nymphalinae.	Libytheinae.	Im Ganzen.
1. Sumatra	36	24	22	23	7	11	1	98	10	232 Arten
2. Ceram	16	20	17	7	1	3	0	29	2	95 „
3. D. Neu-Guinea .	19	19	33	20	4	15	2	48	4	165 „
4. Bismarckarchipel .	17	20	27	12	1	1	1	53	1	133 „
5. Australien . . .	15	37	22	36	0	0	1	24	1	136 „

Diese Liste zeigt deutlich die beträchtliche Abnahme der absoluten Artenzahl nach Osten, und zwar ragt Sumatra, welches ich als Repräsentanten der indomalayischen Fauna nehme, hauptsächlich mit vier Familien in bedeutendem Grad hervor, sodass die Artenzahl derselben fast um das Doppelte die höchste aus einem der austro-papuanischen Gebiete übertrifft. Das sind die Familien der Papilioninae, Nymphalinae, Elymniinae und Libytheinae.

Wenn wir dagegen die relative Zusammensetzung der Tagfalterfauna betrachten, so hat im Verhältniss zur Gesammtartenzahl Ceram die meisten Papilioninen; jede 6. Art ist ein Papilio, auf Sumatra jede 7., im Bismarckarchipel jede 8. und in Australien und Neu-Guinea erst jede 9.

Australien hat die meisten Pierinen; jede 4. Art ist eine solche, auf Ceram jede 5., im Bismarckarchipel jede 7., in Neu-Guinea jede 9. und auf Sumatra jede 10. Ausserdem besitzt es die meisten Satyrinen; jede 4. Art ist eine Satyrine, auf Neu-Guinea jede 8., Sumatra jede 10., im Bismarckarchipel jede 11. und auf Ceram sogar nur jede 13. Art.

Deutsch-Neu-Guinea hat die meisten Morphinen und Danainen. Jede 11. Art gehört hieher, in Sumatra jede 21., auf Ceram jede 31. und im Bismarckarchipel jede 66. In Australien kommt gar keine vor.

Der Bismarckarchipel und Neu-Guinea haben zusammen die meisten Danainen; jede 5. Art ist eine Danaine, in Australien und Ceram jede 6., in Sumatra dagegen nur jede 11.

Sumatra hat die meisten Nymphalinen, nämlich fast jede 2. Art. Aber der Bismarckarchipel kommt ihm mit nicht ganz jeder 3. Art sehr nahe. Auch auf Ceram ist jede 3. Art eine Nymphaline, auf Neu-Guinea jede 4., in Australien erst jede 6.

In relativer Hinsicht ragt also Sumatra nur durch seinen Reichthum an der phylogenetisch jungen Familie der Nymphalinen hervor, wenn wir die Elymniinen und Libytheinen wegen ihrer geringen Artenzahl ausser Betracht lassen, und die alten Familien der Papilioninen, der Pierinen, der Satyrinen und Morphinen, denen sich auch die Lycaeniden und Hesperiden in Australien anschliessen, überwiegen im austro-papuanischen Gebiet theilweise sogar recht beträchtlich. Dies fällt

*) Die Lepidopterenfauna des Bismarckarchipels. I. Theil: Die Tagfalter (Zoologica Heft 27). Stuttgart 1899.

Digitized by Google

um so schwerer in's Gewicht, als dasselbe am Endpunkt sozusagen der alten Welt liegt und nur von einer Seite, von Westen her, neue Keime und Einwanderungen hat aufnehmen können, während das malayische Gebiet, zwischen dem indischen und austro-papuanischem Faunenbezirk gelegen, solchen von zwei Seiten her zugänglich war. Es beweisen somit auch die Rhopaloceren, die Tagfalter, gerade so wie die Säugethiere, die Vögel und die Schlangenwelt das hohe Alter der Fauna Neu-Guinea's.

Das reichliche Vorhandensein der Familie der Danaiden, die mancherseits für die jüngsten Sprösslinge des Tagfalterstammes gehalten werden, spricht nicht dagegen. Erstlich herrscht auf Neu-Guinea infolge klimatischer Ursachen die Tendenz zu Localvariationen, wie wir oben gesehen haben, in viel höherem Grade als z. B. in Sumatra, und das ist auf das leicht veränderliche Kleid der Danaiden gewiss von grossem Einfluss gewesen; es haben sich also auf Neu-Guinea mehr Arten herausgebildet wie auf Sumatra. Sodann aber sind diese neuesten aller Tagfalterfamilien mit allen Mitteln zu einem erfolgreichen Kampf ums Dasein ausgerüstet, und werden sich dort, wo sie nur einigermaassen günstige Bedingungen vorfinden, schrankenlos ausbreiten, so sehr, dass manche Entomologen sogar fürchten, die zählebigen übelriechenden Danaiden würden mit der Zeit noch die ganze übrige Rhopalocerenwelt im wahren Sinne des Wortes überflügeln und ersticken. Neu-Guinea liefert aber diese Bedingungen im höchsten Grade. Ueberdies will ich nicht vergessen darauf hinzuweisen, dass noch nicht alle Lepidopterologen der Ansicht huldigen, dass die Danaiden auch wirklich der jüngste Zweig am Stamme sind.

Der verringerten Artenzahl im Vergleich mit Sumatra*) steht in Neu-Guinea gegenüber die vermehrte Individuenzahl. Die Schmetterlinge sind fast alle bedeutend häufiger in Neu-Guinea; wirklich seltene Arten, die man alle Jahre oder alle paar Jahre nur einmal fängt, wie einem das in Sumatra häufig passiren kann, giebt es fast gar nicht in Kaiser-Wilhelmsland. Beweis ist, dass ich in der Zeit von einem Jahre mit meinen unzulänglichen Hilfsmitteln bis auf fünf oder sechs Arten die ganze Rhopalocerensuite zusammenfangen konnte, und in solcher Anzahl, dass ich verschiedene meiner entomologischen Freunde mit ziemlich completen Sammlungen versehen konnte, obwohl ich für meine eigene Sammlung ganze Serien zurückbehielt.

Merkwürdig ist, wie sehr die Häufigkeit verschiedener Arten in einzelnen Jahren auf- und abschwankt, viel mehr als ich dies je in Sumatra wahrgenommen hatte. Ich will nur einige Beispiele anführen.

Der eine Fall betrifft einen zu den Weisslingen gehörigen Schmetterling, die Catopsilia flava. Ich war schon ein ganzes Jahr auf Neu-Guinea und hatte nur ein einziges Mal ein Männchen aus der Ferne beobachtet. Da ich die Futterpflanze der Raupe von Sumatra her kannte und hier in Neu-Guinea dieselbe in einigen spärlichen Sträuchern wiederfand, welche ich allwöchentlich gewissenhaft absuchte, so kann ich, da die von mir controlirten Sträucher die einzigen in weitem Umkreis, vielleicht die einzigen überhaupt**), waren, mit ziemlicher Bestimmtheit die Versicherung abgeben, dass nicht eine einzige Raupe in der ganzen Zeit dort aufgewachsen war. Im December 1894 nun

*) Welche besonders drastisch in den hier nicht behandelten Familien der Lycaeniden und Hesperiiden hervortritt. Ich habe in Neu-Guinea kaum 60 bis 70 Arten Lycaeniden und ca. 30 Hesperiiden erbeutet, gegenüber ca. 134 Lycaeniden und 97 Hesperiiden in Sumatra, die Bergthiere wieder abgerechnet. Während die Lycaeniden jedoch in ungemein grosser Individuenzahl vorhanden sind, sodass die Artenarmuth einigermaassen verdeckt wird, sind die Hesperiiden ausserordentlich spärlich und erscheint ihre Artenarmuth in um so grellerem Licht.

**) Da alle mir bekannten Cassia alata-Sträucher, von den Chinesen zu Gemüse- oder medicinischen Zwecken gepflegt und gehegt, in den Gärtchen derselben oder unmittelbar nebenan standen, so habe ich Verdacht, dass die Pflanze durch die chinesischen Kulis überhaupt erst dort eingeführt wurde. In der Flora von Kaiser-Wilhelmsland von Schumann und Hollrung wird die Pflanze nicht aufgeführt. Das plötzliche massenhafte Auftreten der C. flava, die, wie mir von kundigen dort lebenden Europäern bezeugt wurde, vorher in Stefansort nur in sehr seltenen und spärlichen Exemplaren auftrat, könnte demnach eventuell mit der Einführung eines zusagenden neuen Futtergewächses zusammenhängen. Auf eine briefliche Anfrage schrieb mir Dr. Lauterbach, dass er C. alata L. im Schutzgebiet auch nur im angepflanzten Zustand kenne.

Digitized by Google

wimmelten plötzlich alle Sträucher von jungen Räupchen, sie wurden förmlich kahl gefressen, namentlich nachdem ich den Chinesen verbot, die Pflanzen abzuraupen, und bald darauf flogen die Schmetterlinge so massenhaft, dass man ihnen auf Schritt und Tritt begegnete.

In Simbang scheint das Thier jahraus jahrein häufig zu sein und lebt die Raupe dort wahrscheinlich an der in der Flora von Kaiser-Wilhelmsland von Finschhafen aufgeführten Cassia glauca Lam. Die englischen Sammler Webster und Cotton fingen dasselbe im Februar und März 1893, und mein eigener Sammler im December und Januar 1894/95 massenhaft.

Der andere Fall betrifft eine Nymphalide, Symphaedra aeropus. Der bekannte Sammler Wahnes versicherte mir, dass er die Raupen und Puppen des Thieres, welche auf Calophyllum inophyllum leben, kurze Zeit bevor ich ankam, körbevollweise habe aufsammeln können; und ich habe in den fast $1^1/_2$ Jahren meiner Anwesenheit dort keine 10 Stück mehr gesehen.

Auch Euthalia aethion Hew., deren Raupe mit der vorigen zusammenlebt, machte es ähnlich. In der Regenzeit 1893/94 erhielt ich kaum vier elende abgeflogene Stücke, und in derselben Saison 1894/95 an derselben Localität etwa hundert.

Wenn ich vorhin sagte, dass der verringerten Artenzahl in Neu-Guinea die vermehrte Individuenzahl gegenüber stehe, so muss ich eine Familie davon ausnehmen, und das sind die Pieriden. Sie sind allerwege nicht gemein, und nur die kleine Elodina treibt sich noch in ziemlicher Häufigkeit in den Wäldern umher. Solche Wolken von Weisslingen, wie man sie in Sumatra an jedem heissen Vormittag an den feuchten Wegpfützen sitzen sehen kann, sind in Neu-Guinea geradezu undenkbar, und die Weisslinge tragen hier — abgesehen von der für den Neu-Guineawald bezeichnenden Elodina — absolut Nichts zur Charakteristik der Landschaft bei.

Interessant war für mich die Beobachtung, wie rasch und total sich Schmetterlinge an ein neues Futter gewöhnen können. Die obenerwähnte Frucht Anona muricata ward zweifellos erst vor wenigen Jahren an der Astrolabebucht eingeführt. Etwas weniger zweifellos ist der Umstand, dass Pap. macfarlanei (aegistus) schon vor dem Einführen dieser Pflanze an der Astrolabebucht gelebt hat*); falls diese Annahme richtig ist, so muss der Schmetterling sein ursprüngliches Futter verlassen und sich ganz und ausschliesslich der neuen, ihm besser zusagenden Anona zugewandt haben. Oder benutzt er die Anona nur zur Zeit, wenn sie in Saft und Blüthe steht, und macht seine Entwickelung während der heissen Zeit auf der früheren, gegen die Sonnenhitze besser acclimatisirten Futterpflanze durch, die vielleicht tief im Wald steht und uns darum die Sommergenerationen nicht vor Augen bringt, da der Schmetterling keine Ursache hat, aus dem schattigen Waldesdunkel heraus in die dürren, blüthenlosen Felder zu fliegen? Quien sabe? Das wäre auch eine Möglichkeit der Erklärung für das saisonweise Erscheinen der grünen Papilio's. Für Pap. agamemnon und wallacei, die sicher schon vor Einführung der Anona dort gelebt haben, kommt mir dieselbe sogar sehr verlockend vor, denn im Verhältniss zu der Häufigkeit des P. agamemnon z. B. ist die Anzahl der auf der Anona gefundenen Raupen ausserordentlich klein; das Gros lebt wahrscheinlich auf der früheren Futterpflanze weiter und entwickelt sich dort.

Eine zweite Beobachtung, die mich höchlich interessirte, war, zu sehen, wie sich die Schmetterlinge neuen, ihnen unbekannten Blüthen gegenüber verhalten würden, und hatte ich zu

*) Ich will meine Zweifel in dieser Hinsicht nicht verschweigen. P. macfarlanei ist ein Molukkenthier, das auf Neu-Guinea ausser an der Astrolabebucht nur noch im äussersten Westen vorzukommen scheint, wo es A. B. Meyer bei Rubi gefangen hat. Keine einzige der oben erwähnten mir bekannten Sammellisten erwähnt desselben, und auch auf Simbang hat mein Sammler dasselbe, so viel ich mich erinnere, nicht gefunden. Die Astrolabebucht bildet also für den Schmetterling die einzige Oase auf der ganzen grossen Insel östlich der Geelvinkbai, wo er Fuss gefasst hat, und hier lebt die Raupe auf einem nachweislich erst seit Kurzem eingeführten Fruchtbaum. Dagegen ist wieder zu berücksichtigen, dass er auf Neupommern in einer Varietät als P. macfarlanei seminger wieder erscheint.

Digitized by Google

dem Zwecke hauptsächlich Stecklinge der bekannten und bei den Schmetterlingen — jedoch nicht allen — beliebten Lantana, sowie Samen von Zinnia elegans mitgenommen. Beide gediehen sehr gut und namentlich die Zinnia bildete zuletzt, verwildernd, ganze Wiesen. Leider traf meine Krankheit und Abreise gerade in die Zeit, wo beide im schönsten Flor standen; ich konnte also nicht lange und intensiv genug beobachten, habe aber doch gesehen, dass der erste und einzige Schmetterling, der sofort beide Blumen besuchte und eifrig annahm, der Papilio ulysses autolycus war. Auf den Zinniawiesen hielten sich oft 8—10 Stück gleichzeitig auf und es war ein Anblick seltenster Pracht, diese handgrossen azurfarbigen Schmetterlingsfürsten auf dem grellbunten Zinniateppich sich herumtummeln zu sehen, den die Tropensonne mit ihrem goldigsten Licht übergoss. Auch die Hypolimnas bolina beehrte die Blumen nicht selten mit ihrem Besuch.

Auf den Lantanablüthen hatte sich ausser dem Ulysses nur noch ein Thier, und zwar merkwürdigerweise ein Waldthier, zu einem Versuch herbeigelassen, nämlich die Cethosia damasippe. Die übrigen Schmetterlinge, auch die sonst überall häufigen und gemeinen, hatten von diesen neuen Sachen bis zu meiner Abreise noch gar keine Notiz genommen.

Die eigenartigen klimatologischen Verhältnisse Deutsch-Neu-Guinea's geben uns für das Verständniss der Verbreitung und Variation der Schmetterlingswelt ausserordentlich werthvolle Fingerzeige, ohne deren Berücksichtigung gar Vieles unerklärt bleiben würde, z. B. die Thatsache, dass in Simbang, das doch nur wenige Meilen von der Astrolabebucht entfernt liegt, eine solche Menge ganz anderer Formen vorkommen können. Wenn ich zum Vergleich Sumatra wieder heranziehen darf, das lepidopterologisch ja nahe verwandt ist mit Neu-Guinea, so treffen wir hier eine ziemlich gleichmässige Vertheilung der Schmetterlingswelt über die ganze grosse Insel, abgesehen natürlich von den Elevationsdifferenzen. Local beschränkte Thiere finden sich verhältnissmässig wenige; ob ich in Deli sammle oder Palembang, Orte, die fast dreimal so weit von einander entfernt sind, als die Astrolabebai von Simbang, das bleibt sich fast ganz gleich. Die diametral entgegengesetzten meteorologischen Verhältnisse im Osten und Westen von Kaiser-Wilhelmsland bewirken eben hier diese Differenz. Die Betrachtung der Luftströmungen giebt uns auch die Erklärung für eine andere Erscheinung, nämlich, dass wir bei Simbang unter den Schmetterlingen mehr Formen aus Australien und Süd-Neu-Guinea antreffen, als an der Astrolabebucht, und dass die Humboldtbai, obwohl sie über doppelt so weit von der Astrolabebucht entfernt ist, als Simbang, doch mit derselben in viel innigerer lepidopterologischer Beziehung steht, als die letztere. Sie hat eben mit der Astrolabebucht das Gemeinsame, dass sie dem Einfluss des Nordwestmonsuns ausgesetzt und vor dem Südostpassat geschützt ist, während der Hüongolf und Simbang ausschliesslich dem letzteren offenstehen. Die Verbreitung der leichtbeschwingten Bewohner der Luft hängt aber zum grossen Theil von den Windströmungen ab. Ich bin zufällig in der Lage, ein ausserordentlich lehrreiches und schlagendes Beispiel für die Richtigkeit dieser Behauptungen beizubringen durch das Vorkommen des kosmopolitischen Danais chrysippus, der in Australien in einer so abweichenden und dunkeln Form auftritt, dass er sogar hie und da als eigene gute Art betrachtet wird. Nun habe ich an der Astrolabebucht ein Stück von der gewöhnlichen typischen Form gefangen, wie sie im Westen vorkommt, und von Simbang ein anderes von der dunkeln australischen Form petilia, die auch im Süden, in Britisch-Neu-Guinea, schon gefunden wird, wie Semon's Ausbeute beweist.

Dieser höchst merkwürdige Fund zeigt uns unwiderleglich die Wege, auf denen eine neue Schmetterlingswelt in unser Gebiet einwandert. Während aber der Einfluss Australiens nur gering ist und verhältnissmässig wenig Arten herüber gesandt hat*), ist die Zuwanderung von Westen, den malayischen Inseln her, eine so ungeheure, dass fast die ganze Tagschmetterlingswelt als indomalayisch

*) Z. B. Die specifisch australische Eurycus cressida nach Port Moresby.

Digitized by Google

zu bezeichnen ist, und dies entspricht ja auch völlig der Thatsache einer fast ganz indomalayischen Pflanzenwelt, von der als Nährboden die Schmetterlinge doch zunächst abhängig sind. Nur die alten Familien der Morphiden und Satyriden und einiger Gattungen aus den andern Familien lassen uns noch die Reste der ehemaligen autochthonen Schmetterlingswelt erkennen. Wie diese Einwanderung vor sich ging, lernen wir am besten kennen aus der Vergleichung der Sammelergebnisse verschiedener Localitäten. Vom westlichen Theil der Insel haben wir ein Verzeichniss der von Geheimrath A. B. Meyer gefangenen Tagschmetterlinge und aus dem mittleren Theil, von der Humboldtbai, durch den bekannten Sammler Doherty, während ich für den Osten das meinige benützen will. Herr Meyer erhielt unter 61 Arten schon eine ziemliche Anzahl reiner Molukkenformen und bezeichnenderweise gerade unter den guten Fliegern, den Segelfaltern (Papilioniden) und Weisslingen (Pieriden). Nach der Humboldtbai schlägt nur eine Molukkenform hinüber, der Pap. albinus (severus), der an der Astrolabebucht nicht mehr vorkommt, abgesehen von der Localform des Pap. fuscus beccarii, der an der Humboldtbai häufig ist, und den ich als Flüchtling — oder Pionier — auch an der Astrolabebucht gefangen habe.*)

Längs der geschützten Südküste Neu-Guinea's scheint das Vordringen von Molukkenformen nach Osten gemächlicher und leichter zu sein, als längs der rauheren und durch einen tiefen, breiten Einschnitt — die Geelvinkbai — unterbrochenen Nordküste; denn wir finden in Britisch-Neu-Guinea mehrfach kaum modifizirte Molukkenformen, die an der Nordküste schon von der Humboldtbai an nicht mehr vorkommen. Von dort werden sie gelegentlich durch den Südost-Passat hinübergebracht nach dem Hüongolf und Simbang zusammen mit den australischen Formen der Südküste.

Dass Neu-Guinea auch lepidopterologisch einen selbständigen und namentlich von Australien verschiedenen Entwicklungsgang eingeschlagen hat, ersehen wir aus verschiedenen Thatsachen, von denen ich nur einige der markantesten hier hervorheben will.

Neu-Guinea ist das Entwicklungscentrum für eine grosse Reihe von Arten und Gattungen; so z. B. für die grossen grünen Ornithoptera's, die grösste und brillanteste Gattung der Tagfalter.

Die dem indoaustralischen Faunengebiet eigenthümliche Gattung Ornithoptera oder Troides kommt im ganzen Areal desselben vor, vom Himalaja an bis nach Australien und lässt sich bequem in drei grosse Gruppen zerlegen: Die Gruppe der schwarz-gelben, der schwarz-grünen und der grüngoldnen Arten, die man am besten mit den Untergattungsnamen Troides, Ornithoptera und Paradisea belegen sollte, womit man zugleich jedem der drei Autoren, welche diese Gattung getauft haben, sein Recht angedeihen lassen könnte.

Die Gruppe der schwarzgelben Arten hat ihr Entwicklungscentrum im malayischen Archipel und reicht nach Neu-Guinea nur mit einer Art, dem Troides oblongomaculatus; sie scheint gerade an der Astrolabebai ihre östlichste Grenze zu erreichen, denn vom Hüongolf resp. der Finschhafener Gegend habe ich den Schmetterling schon nicht mehr erhalten und im Bismarck- und Salomonsarchipel kommt er bestimmt nicht mehr vor.**)

Die beiden andern Gruppen haben ihr Entstehungscentrum in Neu-Guinea. Die Stammart der schwarz-grünen Ornithoptera's ist O. poseidon Dbld. Hier haben wir eine sehr schöne Illustration zu der Thatsache, dass eine Art an der Peripherie ihres Verbreitungskreises oft in eine Reihe von Varietäten zersplittert. Das Kleid nämlich, in welchem die Stammart poseidon durch das ganze grosse Gebiet von Neu-Guinea ohne merkliche Abweichung vorkommt, ist schwarz-grün; dasselbe verändert sich an der westlichen Grenze ihres Verbreitungsbezirkes, auf den Inseln Batjan, Halmahera

*) Dort kommt auch noch, wie oben schon gesagt, eine andre Molukkenform vor, Pap. macfarlanei, von dem aber nicht sicher ist, ob er nicht künstlich durch Uebertragen der Futterpflanze dahin gebracht wurde.

**) Siehe „Die Lepidopterenfauna des Bismarckarchipels. Von Dr. Arnold Pagenstecher I. Theil: Die Tagfalter (Zoologica Heft 27) Stuttgart 1899.

Digitized by Google

und Ternate, in Goldgelb (O. croesus Wall.) und Orangeroth (O. lydius Feld.), an der östlichen Grenze aber, im Bismarck- und Salomonsarchipel, in Violettblau (O. urvilliana Quér.) und Blaugrün (O. bornemanni Pagst.). Die Zugehörigkeit aller dieser in der Zeichnungsanlage zwar übereinstimmender, in der Färbung jedoch sehr differirender Thiere zu einander zeigt sich u. A. darin, dass unter einem gewissen Gesichtswinkel die blaue Farbe gelb oder grün, die gelbe und rothe grün und die grüne gelb erscheint.

Die Gruppe der goldgrünen (Paradisea-) Arten, welche zu den prächtigsten und schönsten, aber bis jetzt noch seltensten und theuersten aller Schmetterlinge gehören, besitzt auf Neu-Guinea zwei Arten, die bisher nur an der Astrolabebai gefunden wurden, und je eine auf den vorliegenden Inseln östlich (Salomonsarchipel) und westlich (Waigeu).

Von Papilios sind ebenfalls ganze Gruppen unserm Gebiet eigenthümlich, nämlich die Oritas-Euchenor- und Gambrisius-Gruppe, die nur ausnahmsweise nach Australien übergreifen und von denen die erste auf den Osten und die letztere mehr auf den Westen beschränkt ist, während der monotypische euchenor durch das ganze Gebiet vorkommt. Die Raupen aller dieser Schmetterlingsgruppen nähren sich merkwürdigerweise von einer einzigen Pflanzengattung; sie leben sämmtlich auf Citrus-Arten, Citronen- und Orangenbüschen. Auch die Ulysses-Gruppe gehört hieher, deren azurblau schillernde Vertreter auf Neu-Guinea, ihrem Vaterlande, in einem uniformen Kleide auftreten, gleich wie die grünen Ornithoptera's, um östlich und westlich auf den Inseln der Grenzbezirke in eine Reihe von Varietäten zu zerfallen. Gerade der Ulysses ist wieder ein Beweis von der Farbenpracht, mit welcher die Mutter Neu-Guinea das Kleid ihrer Kinder zu besticken versteht.

Die Codrus-Gruppe scheint ebenfalls ursprünglich eine rein papuanische gewesen zu sein, aber sie hat sich bereits über den ganzen melanesischen und malayischen Archipel bis zu den Philippinen hinauf verbreitet.

Ob der papuanische Pap. wallacei, sowie die ausschliesslich australischen Pap. macleayanus und Pap. anactus eigene alte monotypische Gattungen repräsentiren, halte ich noch nicht für ausgemacht, aber als characteristische Thiere müssen sie erwähnt werden.

Zwei Thiere aus fremden, nicht einheimischen Gruppen haben es in unserm Gebiet zu besonders reicher eigenthümlicher Entwickelung gebracht: nämlich der Pap. polydorus aus der Hector-Gruppe mit seinen zahlreichen, durch den ganzen Archipel gehenden Verwandten, und der Pap. fuscus aus der Nephelus-Gruppe, der in einer Menge von Formen sich hauptsächlich im westlichen Theil, in den Molukken, entwickelt hat und östlich erst bis zur Astrolabebai vorgedrungen ist. Die grosse Variationsbreite der beiden, sowie ihre Zugehörigkeit zu einer externen Gruppe oder Untergattung, berechtigt zu der Vermuthung, dass es sich hier um verhältnissmässig neue Formen handelt, vermittelst welcher die westlichen Gruppen in dem neuen Gebiet Fuss zu fassen suchen.

Unter den Pieriden ist es die Gattung Elodina, welche eigenthümlich ist; sie erstreckt sich nur bis Celebes westlich. Es sind kleine, weissliche, ziemlich träge im Wald fliegende Thierchen. Auch die Gattung Delias ist reichlich entwickelt und umfasst viele eigene, zum Theil auf Australien hinweisende Arten.

Die Familie der Danaiden enthält aus den oben angeführten Gründen eine Menge oder eigentlich fast lauter eigenthümliche Arten und Localvarietäten, die sich auch schon in der Abtheilung Euplöa zu eigenen Untergattungen: Saphara, Chirosa, Sarobia, Patosa entwickelt haben, während die eigentliche Abtheilung Danais selbst in keiner ihrer Untergattungen auf unser Gebiet allein beschränkt ist.

Zu den Danaiden wurde bisher ein eigenthümliches Thierchen gerechnet, das man aber in neuerer Zeit davon weggenommen und mit Recht der ausschliesslich amerikanischen Familie der Neotropiden zugetheilt hat; das ist die kleine Hamadryas, die in verschiedenen Varietäten durch das

Digitized by Google

ganze Gebiet, von den Molukken an bis nach Australien und Polynesien hin vorkommt, wenn man den Angaben in Kirby's Katalog Glauben schenken darf. Da das Thierchen zu klein und zu schwach ist — es ist ein ausschliessliches Waldthier überdies — um sich gleich dem robusten und zähen grossen Danais erippus im Fluge die Welt zu erobern und sich über so ungeheure weite Meeresstrecken von Insel zu Insel selbständig zu verbreiten, so erübrigt uns nur, dasselbe wieder als einen weiteren Beleg des früheren innigen Zusammenhangs der antarctischen Länder zu betrachten.

Von den Satyrinen ist ebenfalls eine Reihe eigener Formen zu verzeichnen und auch zwei eigenthümliche Gattungen: Lamprolenis, ein Monotyp, und Hypocysta. Von letzterer Gattung sind bis jetzt in Neu-Guinea allerdings nur zwei Arten bekannt, von Australien dagegen acht, so dass man versucht ist, letzteres als Entstehungscentrum dieser Gattung anzusehen; das mag ja auch der Fall sein, obwohl die Menge der Arten schliesslich nicht immer das Entscheidende bei Feststellung eines Entwicklungscentrums ist. Jedenfalls ist die Gattung so eng auf Australien und Neu-Guinea begrenzt, dass sie einerseits weder nach den Molukken, noch andererseits nach den melanesischen Inseln überschlägt.

Das australisch-papuanische Gebiet ist überhaupt sehr reich an eigenthümlichen Satyrinengattungen; ausser den beiden genannten noch Argyrophenga, Xenica, Heteronympha, Xois, Acrophthalmia, von denen nur die letztere bis Celebes und die Philippinen hinaufgeht.

Um dies zu verstehen, ist es nothwendig, zu wissen, dass gerade diese Familie, die phylogenetisch älteste der Nymphaliden, ein ausserordentlich hohes Alter hat und bis in die Kreide zurückgeht. In der obern Kreide (nach Andern im Obereocän) hat man Ueberreste von zwei Satyrinenarten gefunden: Neorinopis sepulta und Satyrites renuesii. Die Vorfahren dieser hochspecialisirten Arten müssen also ziemlich weit in die mesolithische Epoche hineingereicht haben.

Die Frage, welche hiebei auftaucht, wovon sich die Schmetterlinge denn in jener Zeit, etwa im Jura mit seiner blüthenlosen Coniferen-, Cycadeen- und Cryptogamenflora, genährt haben mochten, findet durch oben (S. 62) mitgetheilte Wahrnehmung der Symbiose eines Bläuling's mit einer Cycadee einige Beleuchtung. Die Bläulinge sind ja ebenfalls eine sehr alte Sippe der Tagschmetterlinge. Ich möchte bei der Gelegenheit noch darauf hinweisen, dass die Familie der Satyrinen sowohl wie die der eng verwandten Morphinen als Raupen fast ausschliesslich Monocotyledonen fressen. Dies ist aber ebenfalls eine sehr alte Pflanzengesellschaft.

Die Elymniinen haben wohl lauter eigene Arten, aber keine eigene Gattung.

Das ist bei den Morphinen anders. Wenn in Australien sich die Satyrinen besonders ausgebildet haben, so ist dies in Neu-Guinea mit den Morphinen der Fall. Aus dieser Familie haben wir sämmtliche Gattungen, die hier vorkommen, eigenthümlich: Morphopsis, Morphotenaris, Hyantis und Tenaris. Die letztere Gattung, welche auf Neu-Guinea etwa anderthalb Dutzend Arten zählen mag, ist für unser Gebiet charakteristisch; der erste Schmetterling, den ich in Neu-Guinea sah, war eine Tenaris. Diese Gattung scheint eine eigenthümliche Verbreitungstendenz zu haben; ihr Zug geht nach Westen. In den Molukken treffen wir noch eine ganze Reihe von Arten und eine kommt sogar noch auf den Bergen Sumatra's, Borneo's und Java's vor; nach Osten hinüber, nach den so sehr nahe liegenden Inseln des Bismarck- und Salomonsarchipels, geht aber nur eine einzige*) und nach dem ebenso nahen Australien, das doch sonst in seinem tropischen Theil so gerne die papuanische Schmetterlingswelt aufnimmt, gar keine.

Ich habe bereits oben gesagt, dass ich die Morphinen, welche im ganzen austromalayischen Gebiet am reichlichsten auf Neu-Guinea vertreten sind, mit lauter eigenthümlichen Gattungen und Arten für einen uralten integrirenden Bestandtheil der Neu-Guineafauna halte, deren archaistischer Character

*) S. Pagenstecher, die Lepidopterenfauna des Bismarck-Archipels.

Digitized by Google

schon dadurch bewiesen wird, dass ihre Raupen sich ausschliesslich von monocotyledonen Pflanzen, Palmen, Cycadeen, Musaceen, Gräsern etc. nähren. Darin stimmen sie mit den Satyrinen überein, die wahrscheinlich ebenso alte Bewohner von Neu-Guinea und Australien sind.

Die Verbreitung der Morphinen im malayischen Archipel ist sehr lehrreich, sie zerfallen scharf in eine östliche und eine westliche Gruppe. Die Tenariden dringen von Neu-Guinea her noch in zahlreichen Arten nach den Molukken, und hören dann, abgesehen von der einen nach den grossen Sunda-Inseln übergreifenden Form, plötzlich auf, obwohl die Futterpflanzen derselben, vorwiegend der Pisang, in gleicher Art und Häufigkeit überall durch den ganzen Archipel vorkommt. Die andere Gruppe von Morphinen kommt von Westen, von Indien her, z. B. die überall gemeine Amathusia phidippus; diese macht plötzlich in Celebes als östlichstem Punkt Halt und greift nicht in das Bereich der Tenariden, nach den Molukken über, obwohl ihre Futterpflanze, die Kokosnuss, an dem einen Ort so gemein ist wie an dem andern. Es ist genau die Wallace'sche Grenzlinie, an der die beiden wie auf Kommando Halt machen. Warum? Eine klimatische, oder durch die Nahrung begründete Ursache kann es nicht sein, auch keine geographische, denn alle diese Inseln bilden ja eine ununterbrochen fortlaufende Reihe.

Die beiden Acraeinen sind ebenfalls eigenthümlich, aber im ganzen Gebiet, von den Molukken bis nach Australien hin verbreitet.

Die Familie der Nymphalinae ist weitaus die gattungs- und artenreichste von Allen. Sie machen beinahe den dritten Theil der Rhopalocerenfauna in Kaiser-Wilhelmsland aus. Trotzdem sind von den zweiundzwanzig vorkommenden Gattungen nur zwei eigenthümlich: Apaturina und Mynes, die übrigen sind alle malayisch oder selbst indisch mit oft kaum modifizirten Formen.

Ich halte darum, in Verbindung mit der Annahme, dass die Nymphalinen eine entwicklungsgeschichtlich betrachtet sehr junge, vielleicht sogar die jüngste Tagfalterfamilie sind, an der Meinung fest, dass dieselben ein erst mit der neuen indischen Flora eingewanderter secundärer Bestandtheil der Neu-Guineafauna sind. Freilich müssen wir etwas vorsichtig sein; denn wenn auch eine Gattung heutzutage durch den ganzen malayischen Archipel sich verbreitet findet, so kann sie immerhin in Neu-Guinea ihren eventuellen Ursprungsort haben; diese Wahrscheinlichkeit dürfte noch gewinnen, wenn die Gattung nicht nach Indien übergreift, sondern auf den Archipel begrenzt bleibt; denn dass Neu-Guinea seinen Einfluss unter Umständen bis nach Sumatra erstreckt, haben wir schon bei der Gattung Tenaris gesehen. Aber bis nach Vorderindien hin dürfte derselbe doch schwerlich reichen.

Eine solche Neu-Guinea-verdächtige Gattung wäre vielleicht Doleschallia, die in zahlreichen (7) Arten in unserm Gebiet (incl. Bismarckarchipel) vorkommt, aber nur in einer variirenden Art durch die Sundainseln und Malakka nach Tenasserim hin ausstrahlt. Gerade dass sie auch in mehreren Arten im Bismarckarchipel vorkommt, bestärkt mich in meiner Vermuthung, die fast zur Gewissheit erhoben wird durch den Umstand, dass die Futterpflanze derselben, das Graptophyllum pictum L., eine auf den malayischen Inseln vielbeliebte Zierpflanze, nach K. Schumann hier auf Neu-Guinea gleichfalls ihr Entstehungscentrum hat.

Die Gattung Prothoe, welche dieselbe geographische Verbreitung hat, würde ebenfalls hierauf zu prüfen sein. Bei ihr fällt noch ins Gewicht, dass die nächstverwandte Gattung, Mynes, eine rein austral-papuanische ist.

Bei den Nymphalinen möchte ich noch hervorheben die reiche Entwicklung der Gattung Hypolimnas: 6 Arten und mehrere Varietäten, ein Reichthum, der nur noch in Afrika sich wieder findet. Unter den Libytheinen finden wir nur eine einzige eigenthümliche Gattung: Dicallaneura.

Die Lycaeniden hinwiederum stechen nicht blos durch ihre Farbenpracht, sondern auch durch eine reiche Zahl endemischer Gattungen und Arten hervor, hier wie in Australien.

Ich mache mir von der zeitlichen Entwicklung der Rhopalocerenfauna Neu-Guinea's folgendes Bild:

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 16. Aufbruch einer Expedition in's Innere.

(Der stehende Europäer links ist der vor 2 Jahren ermordete Generaldirector C. v. Hagen).

Digitized by Google

Digitized by Google

Ursprüngliche Bewohner sind die alten monocotyledonenfressenden Familien der Morphinen und Satyrinen, die Neotropide Hamadryas und die Lycaeniden. Ihnen gesellen sich bald die grossen schwarzgrünen und grüngoldenen Ornithoptera's, sowie die obenerwähnten citronenfressenden Papilioniden-Gruppen hinzu.

In zweiter, späterer Linie folgen die Pierinen, Danainen und Elymniinen, vielleicht auch die Acraeinen und zuletzt erst das Gros der Nymphalinen, die übrigen Papilio's und die schwarzgelbe Ornithoptera.

An der Hand des Pflanzen- und Thierlebens, soweit wir es im Vorstehenden kennen gelernt haben, können wir nunmehr den Versuch wagen, uns ein zusammenfassendes Bild von dem Werdegang unseres Dornröschens zu machen.

Sowohl die Betrachtung der Pflanzenwelt, wie diejenige der Thierwelt zeigte uns übereinstimmend, dass wir es in Neu-Guinea mit einer uralten Relictenflora und -fauna zu thun haben, deren älteste Formen auf Australien hinweisen. Bei der Säugethierwelt tritt diese Verwandtschaft ohne Weiteres in augenfälliger Weise hervor; aber auch bei der Pflanzenwelt ist dieselbe so deutlich, dass noch kein Botaniker sie in Frage gestellt hat. Ich will zum Beweis vorläufig nur Warburg anführen, der ausdrücklich und mehrfach hervorhebt, dass die botanischen Beziehungen Neu-Guinea's zu Australien älteren Datums sind als zu den malayischen Inseln, und vor die Zeit zurückreichen, zu der in Australien die jetzt herrschende Eucalyptussavanenformation zur Blüthe gelangt war, das heisst vor die Tertiärperiode. Wir werden also wohl keinen grossen Fehler begehen, wenn wir die älteste Geschichte Neu-Guinea's, über die wir gar nichts Positives wissen, mit derjenigen Australiens identifiziren. Wir werden darum zunächst in dieser uns zu orientiren suchen müssen.

Die ältesten Spuren von Lebewesen finden wir in Australien*) in den östlich gelegenen Staaten Victoria, Neu-Süd-Wales und Queensland in paläozoischen Schichten, welche unserm europäischen Devon entsprechen; dieselben enthalten an Pflanzen Farne (Sphenopteris, Archaeopteris), Lycopodiaceen (Lepidodendron, Cyclostigma) und den Sammeltypus Cordaites. In den darauf folgenden Schichten, welche dem unteren Carbon (Culm) gleichzustellen sind, treten hiezu noch Equisetaceen (Calamites), der neue Farn Rhacopteris und eine Reihe neuer Lepidodendren. Alles dies sind Pflanzen, die in den Schichten der frühen Carbonepoche auf der ganzen Welt universell verbreitet sind, nicht blos den Gattungen, sondern sogar den Arten nach, wie wir an den Leitfossilien des Culm Lepidodendron veltheimianum und volkmannianum sehen. Auch einige marine Thierreste finden sich.

In den höheren Schichten, im Ober-Carbon, beginnt diese Flora sich plötzlich zu verändern, während die Fauna einstweilen noch dieselbe bleibt. Es treten neue Pflanzen auf, die aller europäischen Formelemente entbehren und ganz verschieden sind von denen der nördlichen Hemisphäre aus den gleichen Schichten; der Gegensatz der Entwicklung beider Erdhälften beginnt also schon im oberen Carbon. Diese neuen Pflanzen sind die Equisetacee Phyllotheca, der Farn Glossopteris und endlich die den Cycadeen verwandte Gattung Nöggerathiopsis. Die Zugehörigkeit dieser Schichten mit den neuen Pflanzen zum oberen Carbon wird unwiderleglich durch den Umstand dargethan, dass sie mit andern Schichten marinen Ursprungs wechsellagern, welche marine carbone Fossilien

*) Ich folge hier den Arbeiten Feistmantel's: Geological and paläontological relations of the coal and plantbearing beds of palaeozoic and mesozoic age in Eastern Australia and Tasmania etc. etc.; Sydney, Department of mines, 1890. Ferner: Ueber die pflanzen- und kohlenführenden Schichten in Indien (bezw. Asien), Afrika und Australien und darin vorkommende glaciale Erscheinungen. Prag, 1887.

Digitized by Google

(Productus giganteus etc.) enthalten; und zur Altersbestimmung giebt es nach Kinkelin*) keine sicherern Erkennungsmerkmale als marine Fossilien.

Noch höher hinauf, im Perm und am Schluss der paläozoischen Epoche, werden diese neuen Pflanzen immer zahlreicher, und namentlich Glossopteris, ein Farn mit ganzrandigen Blättern**), erscheint in grosser Artenzahl; nach ihm als Characterpflanze kann man die ganze permo-carbonische Flora in Australien die Glossopterisflora nennen. Dieselbe hat also die marine Katastrophe überdauert und kann darum in eine erste vormarine und in eine zweite wiederaufgelebte nachmarine geschieden werden. In dieser zweiten nachmarinen Glossopterisflora treten die Equisetaceen mit den neuen Gattungen Vertebraria und Annularia, und die Farne mit Gangamopteris und Caulopteris auf; auch finden sich bereits Coniferen (Brachyphyllum) und verschiedene undefinirbare Gymnospermenzapfenspuren.

Wir haben also hier die merkwürdige Thatsache, dass Formen, die in der mesozoischen Epoche ihre Hauptentwicklung haben, in Australien bereits in der paläozoischen Epoche noch unter den marinen Schichten beginnen, während umgekehrt alte paläozoische Thiere, z. B. die heterocercen Fische Palaeoniscus, Myriolepis, Cleithrolepis, Urosthenes weit in die mesozoische Periode hineinragen, ein Verhalten, das sich sonst nirgends in der Welt mehr findet. Es ist also nichts Neues, wenn wir oben fanden, dass alte Thierformen sich lange in Australien (und Neu-Guinea) erhalten. Es hat schon einmal eine Epoche gegeben, die mesozoische, wo in Australien uralte paläozoische Formen bis in den Jura hinein weiter lebten und ganz wie heutzutage in einer fast völlig neuen Flora, während anderwärts bereits überall neue mesozoische Formen sich gebildet hatten.

Wir haben aber weiter das nicht minder merkwürdige Factum, dass die Flora, welche wir in Australien sich bereits im Obercarbon entwickeln sehen, in den übrigen Theilen der Welt (mit Ausnahme Südamerika's, dessen Glossopterisflora nach Bodenbender's Funden***) ebenfalls in eine vorpermische Periode fällt) erst viel später, im Oberperm, erscheint, und dort in der mesozoischen Periode ihre höchste Blüthe erreicht, wenn sie in Australien längst verschwunden ist. Wir sehen dies besonders deutlich bei einer Vergleichung der betreffenden Schichten Australien's mit denen des sogenannten Gondwana-Systems in Vorderindien, worüber besonders Feistmantel eine Reihe sehr schöner Arbeiten publiziert hat.

Die Glossopterisflora tritt auf der ganzen Welt zuerst in Australien auf; erst wenn sie hier, am Beginn der mesozoischen Periode erlischt, erscheint sie in Indien und dauert dort bis in den Mitteljura hinüber. Auch in Europa kommt Glossopteris und Phyllotheca im Jura vor, beginnt in den unteren mesozoischen Schichten und geht bis in die oberen, ja, bis ins Tertiär (Italien). Man darf desswegen als Ursprungsland der Glossopterisflora mit einigem Recht Australien in Anspruch nehmen, oder, da dieselbe fast gleichzeitig in Südamerika und in Südafrika (in der sogenannten Karrooformation) auftritt, vielleicht den grossen südhemisphärischen Continent, welcher einst diese drei, heute durch ungeheure Meere getrennten Erdtheile verband.

Dass ein solcher zur Devon- und Carbonzeit existirte, muss fast als sicher angenommen werden, denn — und das ist die dritte Merkwürdigkeit, auf die wir beim Studium der paläontologischen Verhältnisse stossen — wir finden durch das ganze ungeheure Gebiet: in Australien, in Vorder- und Nordwestindien, in Südafrika und in Brasilien und Argentinien ganz gleichförmig abgelagerte Binnen- oder Süsswassersedimentschichten, die alle erstens wunderbar gleichmässige

*) In seinem Vorlesungs-Manuscript, welches er mir freundlichst zur Verfügung stellte, wofür ihm hiermit herzlichst gedankt sei.

**) Neumayr in seiner „Erdgeschichte" bildet Band II, Seite 192 einen solchen ab.

***) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft 1896, Bd. 48.

Digitized by Google

Pflanzenfossilien enthalten und zweitens sämmtlich auf einer Basis von Glazialschottern mit deutlichen Gletscherspuren aufliegen. Solche Gleichförmigkeit der Structur und der Fossilien an den heute so weit von einander entfernten Ländern lässt sich nur durch die Annahme einer früheren Landverbindung erklären. Und dieser riesige Continent, vielleicht waren es auch mehrere, die sich einander sehr nahe lagen, muss neben einer recht gleichförmigen Vegetation auch sehr hohe und weitverzweigte Gebirge mit ungeheuren Waldbeständen gehabt haben, welche die Entstehung der ausgedehnten Kohlenflötze aller dieser Gebiete ermöglichten.

Es müssen ferner enorme, wie Kinkelin sagt: meeresgrosse, Süsswasserseen (die heutigen Wüsten Südafrika's, die Steppen Australien's, die Pampas Argentinien's) in denselben eingesenkt gewesen sein, deren fortgesetzte Senkung den sich häufenden, vom Festland in sie geschwemmten Trümmern Raum schuf. In die See einmündende Flüsse und Flüsschen brachten mit den Trümmern auch die Pflanzenreste.

Mehrfach schoben sich aber aus den Hochthälern des Gebirges Eisströme vor, die moränenartige Schutthaufen hinterliessen, oder die Eisströme brachen am Eintritt in die See ab und durch die solcherweise entstandenen Eisberge verbreiteten sich die glazialen Schotter und Blöcke in die Tiefe.

Es existiren nämlich im ganzen Gebiet, in Australien, in Indien und Südafrika überall ganz unzweifelhafte Spuren einer obercarbonen Eiszeit*), und diese ist es einzig und allein gewesen, welche in Australien die untercarbone, an Wärme gewöhnte Culmflora der kosmopolitischen Geschlechter Calamites, Rhacopteris, Archaeopteris und Lepidodendron, die keine Nachtfröste vertrugen, vernichtet hat, denn wir finden die glacialen Ablagerungen unmittelbar über der vernichteten Culmflora. Oberhalb der Gletscherschotter findet sich dann sofort die neue Glossopterisflora. Australien, resp. der Südcontinent, der sich nach dem Urtheil Waagen's**) über mehr als ein Viertel der Erdoberfläche erstreckt haben mag, etwa vom 35° nördlicher bis zum 40° südlicher Breite und vom 35° westlicher bis zum 170° östlicher Länge, muss also zur Zeit des oberen Carbon ein wesentlich kälteres Klima gegen früher gehabt haben.

Kinkelin meint übrigens, dass wir uns diese Erniedrigung der Jahrestemperatur nicht als sehr beträchtlich vorstellen dürfen, da Eisanhäufungen mehr von der Feuchtigkeit der Luft und von der Erhebung Wasserdunst condensirender Gebirge abhängig seien. An eine Eiszeit von solch' enormer allgemeiner Mächtigkeit wie die diluviale sei daher nicht zu denken.

Australien hing also in der Carbonepoche zweifellos mit Indien zusammen und bildete das mächtige Gondwanaland, das in Vorderindien in einer Schicht von 7—8000 Meter Mächtigkeit bestand ohne irgend eine Spur von marinen Ablagerungen, ohne also jemals in den Ocean untergetaucht zu sein. Dasselbe ist darum eines der ältesten Festländer der Erde. In Australien

*) Oldham besuchte diese Glacial- (Stony Creek-) Schichten in Australien persönlich und schildert das Gesehene folgendermaassen: Blöcke von Schiefer, Quarzit und krystallinen Felsarten, zum grössten Theile kantig, findet man in einer Matrix von feinem Sand oder Schieferthon verstreut. Die Schieferthone enthalten zerbrechliche Fenestellen und Bivalven, deren Schalen noch mit einander vereinigt sind, ein deutlicher Beweis, dass sie lebten, starben und eingebettet worden sind, wo wir sie jetzt finden, und dass sie niemals einer Strömung von hinlänglicher Stärke und Schnelligkeit ausgesetzt waren, um Blöcke fortzuwälzen, wo sie jetzt mit den Versteinerungen untermischt gefunden wurden. Die vorhandenen Bruchstücke von Gesteinen sind von allen Grössen, von wenigen Zollen bis zu mehreren Fuss im Durchmesser; der grösste Block, den ich sah, hatte 4 Fuss im Durchmesser nach jeder Richtung, doch theilte mir Herr Wilkinson mit, dass er in denselben Schichten schon Blöcke gesehen habe, deren Dimensionen nach Ellen gemessen werden konnten.

Es ist unmöglich, derartige Verhältnisse zu erklären, ausser durch den Einfluss grosser Massen schwimmenden Eises. Ich hatte auch das Glück, im Eisenbahneinschnitt bei Brauxton ein Gesteinsfragment zu finden, das wundervoll geglättet und geschrammt war, in der Weise, wie sie für Gletscherwirkung characteristisch ist. Ausserdem fand ich noch zwei Fragmente, bei denen Aehnliches, jedoch weniger deutlich zu beobachten war. Dies scheint zu beweisen, dass das Eis in der Form von Eisbergen, wie sie von Gletschern abbrechen, die in das Niveau des Meeres hinabsteigen, vorhanden war.

**) Jahrbuch der geologischen Reichs-Anstalt 1887.

Digitized by Google

und Süd-Afrika finden wir dasselbe, auch hier sehen wir auf dem Devon-Culm Süsswasserschichten in enormer Mächtigkeit aufgebaut. In Südamerika scheint das Gleiche stattzufinden.

Wir können darum vermuthen, dass dieses Gondwanaland sich gegen den Südpol zu einem gewaltigen antarctischen Continent bis nach Südamerika hin erweiterte, über die Annahme Waagen's hinaus, der im Grossen und Ganzen nur den indischen Ocean zwischen Australien und Afrika ausgefüllt sein lässt. Gestützt wird diese Vermuthung durch die Thatsache, dass die von Borchgrevink in der Antarktis gesammelten Gesteine Mikrolingranite mit Granat und Turmalin, sowie Glimmerschiefer sind. Solche sind aber nach Lydekker auf oceanischen Inseln fast ganz unbekannt, während sie in continentalen Gebieten sehr häufig vorkommen. Die südliche Hemisphäre hat also in der paläozoischen Periode ein total anderes Aussehen gehabt, als jetzt; um den Südpol schlang sich, ganz ähnlich wie heutzutage um den Nordpol, ein riesiger Landgürtel, der, um mit Lydekker*) zu sprechen, nahezu drei Viertel des Erdumfangs umfasste und mit den nördlichen Ländern nicht in Verbindung stand.

Dieser Continent ist heutzutage in die Tiefe gegangen und zum Meeresboden geworden. Mit Ausnahme der überseeisch stehen gebliebenen Stücke Vorder-Indien's, Australien's, Südafrika's und Südamerika's wird heutzutage das ganze alte carbone Festland vom Wasser bedeckt. Grössere Stücke existirten noch in der Kreidezeit als indo-madagassische Halbinsel. Ein Theil desselben soll sogar noch zur Tertiärzeit in dem bekannten Sclater'schen Lemurien existirt haben, doch wird dessen Vorhandensein, wie wir später im anthropologischen Theil sehen werden, von Kobelt auf Grund der Mollusken-Zoogeographie stricte geleugnet.

Ich mag vielleicht nach der Ansicht Mancher etwas zu lange mich in diesen uralten Gegenden und Zeiten herumtreiben, aber ich denke, die Mühe wird nicht verloren sein; denn nur das Studium dieser ältesten Verhältnisse wird uns manche Erscheinungen der Jetztzeit richtig verstehen und würdigen lehren, z. B. die Thatsache, dass wir eine Reihe von Pflanzen gleichmässig in Australien, Südafrika und Südamerika verbreitet finden, dass wir Thiere wie z. B. Mesosaurus, sowohl in den tieferen Karrooschichten Südafrika's, wie in denen Südamerika's finden, dass die Rieseneidechse Varanus priscus des australischen Pleistocän ihren nächsten Verwandten im Pliocän des nördlichen Indien hat u. s. w.

Seit wir uns daran gewöhnt haben, die Schwankungen der Erdachse nicht mehr als haltlose Hypothese zu betrachten — Oscillationen derselben von 0,5 Sekunden in Zeit von einem halben Jahr sind nachgewiesen**) — haben wir uns auch daran gewöhnen müssen, Temperatur- und Niveauveränderungen der Erde hiemit in Verbindung zu bringen, denn, sagt Heil, welcher der letzteren Frage näher getreten ist***), „der flüssige Theil der Erde folgt der durch die Achsenverlegung veränderten Wirkung der Centrifugalkraft, während der feste Theil innerhalb der Stabilitätsgrenzen Widerstand leistet. Sollte diese Auffassung richtig sein, so lässt sich zeigen, dass die gedachten Einflüsse auf das Meeresniveau sich unter dem 45. Breitegrad am stärksten bemerkbar machen und dass sie nach dem Pole und dem Aequator abnehmen. Eine etwaige Breitenschwankung von 10 Grad würde in Mitteleuropa schon eine Niveauveränderung von 3700 Meter hervorrufen." Weiter führt er aus, dass die durch die Niveauveränderungen veränderten Druckverhältnisse lokale Störungen in den Lagerungen, Senkungen, Hebungen, Bergschlipfe u. dergl. veranlassen müssen; auch die Erosion erzeugt unter dem veränderten Niveau andere Formen.

---

*) Die geographische Verbreitung und geologische Entwicklung der Säugethiere. Uebers. von Prof. G. Siebert, Jena 1897.

**) Bericht über die allgemeine Conferenz der Internationalen Gradmessung in Berlin 1895.

***) In einem sehr interessanten Aufsatz: „Breiten- und Klimaschwankungen". In: Die Natur, XXIII Band, 1897.

Digitized by Google

Ich muss gestehen, dass mich diese Ausführungen Heil's ausserordentlich sympathisch berühren, denn sie lehren uns auf die allerungezwungenste Weise eine Menge geologischer Thatsachen verstehen. Ich muss jedoch, um nicht zu weitläufig zu werden, auf den Artikel selbst verweisen.

Durch verhältnissmässig geringe Polschwankungen liessen sich sowohl die oben besprochene obercarbonische Eiszeit der Südhemisphäre, sowie das Auf- und Untertauchen selbst so grosser Ländermassen, wie des antarctischen Continents, erklären. Eine Probe auf das Exempel wäre, zu untersuchen, ob in dem entsprechenden Zeitraum des Obercarbon auf der nördlichen Hemisphäre das Entgegengesetzte stattgefunden hat. Denn wenn der Südpol in der Richtung des Aequators sich verschiebt und damit auf der entsprechenden Seite der Südhalbkugel grosse Ländermassen infolge der Niveauveränderung des Wasserspiegels trocken gelegt und dem Südpol genähert werden, also einer Eiszeit entgegengehen, so muss naturnothwendig auf der correspondirenden Seite der nördlichen Hemisphäre das Umgekehrte stattfinden; dort müssen grosse Strecken theilweise unter Wasser gesetzt und dem Aequator genähert, also wärmer werden. Dies Wechselspiel muss sich selbstverständlich bei jeder Polverschiebung wiederholen: Im Süden Eiszeit, im Norden Tropenwärme und umgekehrt ad infinitum. Auf der entgegengesetzten Erdhälfte würde natürlich das Entgegengesetzte stattfinden. Wir wollen abwarten, ob Jemand diese vergleichenden Untersuchungen anstellt, und ob sie bejahende Resultate liefern. Für die Steinkohlenzeit scheint das wirklich der Fall zu sein, denn aus jener Periode sind von den nördlichen Polargegenden Pflanzenreste bekannt, die auf ein wärmeres, nach Below's Meinung sogar tropisches Klima schliessen lassen. Neumayr meint freilich, wenn wir die gleichzeitige obercarbone Eiszeit in dem ungeheueren Gebiet Afrika, Indien, Australien mit der Verlegung des Südpols nach der Mitte zwischen diesen drei Ländern erklären wollten, etwa in das Centrum des heutigen indischen Oceans, so müsse damals der Nordpol sich in der Gegend des heutigen Mejiko, etwa bei Queretaro, befunden haben, eine Annahme, die durch nicht die geringsten Funde dort wahrscheinlich gemacht werde.

Durch den stets wiederholten Wechsel zwischen Eiszeit und Tropenwärme, zwischen Ueberfluthung und Austrocknung würde dann auch die Pflanzen- und die Thierwelt auf's Empfindlichste berührt werden. Sie würde tüchtig durcheinander gerüttelt und geschüttelt, bald nach Norden, bald nach Süden gedrängt, bald nach Ost, bald nach West verjagt werden in den betroffenen Gebieten; höchst wahrscheinlich nicht hastig, plötzlich und übereilt, obwohl auch das ab und zu vorkommen mag, sondern langsam, allmählich, in vielen jahrtausendlangen Zwischenräumen. Süd und Nord kommen auf diese Weise in Austausch, denn meiner Meinung nach gehen die Wanderungen der Thiere und der Pflanzen nur sehr selten freiwillig ohne zwingende äussere Veranlassung vor sich, und neben den durch Austausch und in Berührungtreten der gegenseitigen Keime entstehenden neuen Formen mag auch noch das stattfinden, was Below*) „Artenbildung durch Zonenwechsel" nennt.

Das Alles klingt etwas dualistisch, ist es aber nicht und braucht es auch nicht zu sein. Ich will ganz gerne zugeben und anerkennen, dass alles organische Leben auf unserm Erdball an einem einzigen Punkte — derselbe braucht ja nicht zu klein zu sein — seinen Ursprung genommen und in einer einzigen Form sich verbreitet habe. Dann muss aber diese erste Form schon auf der ersten Wanderung, die sie unter veränderte Lebensbedingungen brachte, Differenzirungen erlitten haben, und je grösser die Veränderung sich gestaltete, desto mehr mussten die neuen Formen divergiren. So denke ich mir auf gemeinsamer Grundlage die verschiedene Entwicklung des organischen Lebens auf der nördlichen und südlichen Hemisphäre.

*) Dr. E. Below: Artenbildung durch Zonenwechsel, Frankfurt 1894, und: Das Grinnelland und der Nordpol in ihrer Bedeutung für das Gesetz der „Artenbildung durch Zonenwechsel" in: Die Natur 1897, XXIII. Band. Vergleiche hiezu einen Artikel desselben Verfassers im Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, I. Band, 2. Heft: Impaludismus, Bacteriologie und Rassenresistenz.

Digitized by Google

Für Australien brachte die erste Eiszeit des Carbon diese Differenzirung, indem sie die kosmopolitische Universalflora der Calamites, Rhacopteris, Archaeopteris, Lepidodendron vernichtete, und eine neue Form zu Tage fördert: Glossopteris. Ob dies eine neue, durch Anpassung älterer Pflanzen an das neue Klima entstandene Form ist, oder ob dieselbe, die Hochgebirgsflora der Obercarbonzeit (s. Neumayr II., S. 197), durch die vorrückende Kältezone von dem supponirten antarctischen Kontinent aus mit heraufwanderte, wer will das heute entscheiden?

Genug, dieselbe tritt in Australien unmittelbar nach einer Klimaänderung zuerst auf und verbreitet sich von hier aus über Indien nach Europa, wo sie erst zu höchster Blüthe gelangt, nachdem sie in Australien schon längst erloschen ist. Glossopteris ist also einer der besten Beweise für die Existenz selbständiger südhemisphärischer Formen und die Wanderung derselben nach der nördlichen. Der Weg ist ganz genau vorgezeichnet, er geht und kann nur gehen über Indien, denn dies ist ja der nördlichste Theil des grossen paläozoischen Gondwana-Kontinentes. Ganz denselben Weg nehmen später die Coniferen, deren erste Spuren wir schon am Ende des paläolithischen Zeitalters, im Perm, also gleichzeitig mit der zweiten Glossopterisflora in Australien auftreten sehen. Sie haben in ihrer Verbreitungsweise überhaupt viel Uebereinstimmendes mit den Glossopterisfarnen. Auch sie treten uns zuerst in Australien entgegen als Gingko-artige Formen, in denen man nach Engler eine Annäherungsform an die Cycadeen sehen kann, und verbreiten sich als Araucarien auf demselben Wege nach Norden; sie existiren im Jura in Ostindien und gehen im oberen Jura und der Kreideperiode nach Europa, wo sie bis in's Eocän, also in die Tertiärperiode hinein dauern*). Also auch die Coniferen sind, wenigstens zu einem Theil, rein australischen, oder sagen wir besser: südhemisphärischen Ursprungs, und wurden ebenso wie Glossopteris durch die vordringende Kältezone nach Norden geschoben; auf einen solchen Ursprung deutet wenigstens ihre weite Verbreitung in ganz ähnlichen Formen in Südamerika sowohl wie in Süd-Afrika, und ihre Häufigkeit im östlichen Australien und Tasmanien, nach Professor Tate dem Sitz der euronotischen Fauna und Flora**), sowie auf den Inseln Neu-Kaledonien, Neu-Seeland, wo Araucaria bis in die Trias zurückreicht, Neu-Schottland, den Neu-Hebriden u. s. w., während sie nach dem westlichen Australien hin, dem Gebiet der eigentlichen autochthonen Flora, an Zahl abnehmen. Ganz besonders wichtig und interessant aber und nach meiner Meinung mehr für ihre Abkunft von dem antarctischen Continent, als von Südamerika sprechend ist das frühere Vorkommen derselben auf den ganz isolirt zwischen Australien und Afrika nach Süden vorgeschobenen Kerguelen-Inseln, die ehedem mit mächtigen Bäumen bestanden waren.

Kein Botaniker leugnet auch meines Wissens den südlichen Ursprung eines grossen Theils der Coniferen, wenn auch Engler meint, der stricte paläontologische Nachweis sei noch nicht geliefert worden; Drude***) erkennt dies unumwunden an und unterscheidet als Heimath der Nadelhölzer deutlich die „borealen, boreal-subtropischen und austral-subtropischen Florenreiche". „Ein breiter Gürtel tropischer Regenwälder", sagt er, „trennt die boreal-subtropischen von den austral-subtropischen Coniferen, die in fast gänzlich neuen Gattungen auftreten".

Dieser trennende Tropengürtel konnte nur auf zwei Brücken für die kälteliebenden Coniferen überschritten werden; einmal in Amerika auf der Gebirgskette der Anden und ein zweites mal auf den Bergzügen Hinterindiens, des malayischen Archipels und Neu-Guinea's. Während aber die weit

---

*) S. Engler und Prantl: Die natürlichen Pflanzenfamilien, nebst ihren Gattungen und wichtigeren Arten, insbesondere der Nutzpflanzen etc. Leipzig, W. Engelmann 1889.

**) Für die H. O. Forbes in seinem Buch über die Chatam-Inseln den südamerikanischen Ursprung wahrscheinlich zu machen sucht. Vergleiche hierüber: Hedley, the Faunal regions of Australasia. (Read at the Adelaide meeting of the Australasian association for the advancement of science, held September 1893).

***) In seinem Handbuch der Pflanzengeographie, Stuttgart 1890.

Digitized by Google

bequemere und gangbarere erste Brücke nur wenig benützt wurde, war der Austausch zwischen südlichen und nördlichen Formen auf der zweiten ein viel bedeutenderer und intensiverer, so dass sogar eine echt nordische Pinus nach dem äquatorialen malayischen Archipel vordringen konnte. Wir können daraus schliessen, dass der Hauptverkehr auf dieser Brücke zu einer Zeit stattfand, wo sie noch nicht so zersprengt und unzusammenhängend war, wie heutzutage, mit andern Worten: zu einer Zeit, wo das alte Gondwanaland noch ganz oder zum grössten Theil existirte. Die Sprengung und damit die für die Entwicklung Australiens und Papuasiens auf ungeheure Zeiträume hinaus entscheidende Isolirung fand nach der Ansicht Vieler in der jüngsten Kreideperiode oder da herum statt, die Coniferen hatten also vollkommen Zeit zur Ausbreitung.

Interessant ist es auch hier wieder zu sehen, dass die Coniferen ebenfalls sich aus einem allgemein verbreiteten Stamm heraus entwickelt haben dürften; denn die Cordaitaceen, welche nach Engler Sammeltypen zwischen Cycadeen und Araucarieen sind und im Devon Australiens (Victoria) gefunden wurden, sind universell vom Silur bis zum Perm verbreitet. Es ist das ein weiterer Beweis für den Satz: Getrennte Entwicklung auf gemeinsamer Grundlage.

Angesichts solcher Thatsachen hält es sehr schwer, den Ursprung alles organischen Lebens in die nördliche Hemisphäre auf die grossen circumpolaren Gebiete zu verlegen, wie es die sogenannte Nordpoltheorie annimmt, die dort oben, Schicht um Schicht, neue Lebewesen entstehen und die älteren Formen nach Süden zurückdrängen lässt, so dass wir schliesslich die ältesten Formen ganz unten in den Südspitzen Amerika's, Afrika's und in Australien zu suchen haben. Ich glaube, es war die Angst vor dem Dualismus oder gar Pluralismus, welcher diese Lehre entstehen liess und das hauptsächlich durch den Darwinismus hervorgerufene Bedürfniss, die ganze organische Welt durch Entwicklung aus einer Form heraus zu erklären.

Die jüngeren Zoologen scheinen gegen diese Nordpoltheorie Front zu machen, wie ich aus dem Buche Kükenthal's*) mit Befriedigung entnehme. Derselbe sagt: „Gehen wir nun zu der Sichtung des zoogeographischen Thatsachenmateriales über, so ergiebt sich unter Zuhilfenahme der Paläontologie eine Entwickelung des Säugethierstammes auf der Erdoberfläche, die der Nordpolartheorie als durchlaufender Beweis entgegensteht.

Von den mesozoischen Säugethieren wissen wir sehr wenig, nur einige unvollständige Bruchstücke aus Europa, Afrika und Nordamerika liegen vor, und für die Annahme, dass es Beutelthiere waren, ist kein überzeugender Beweis zu erbringen. Erst von der Tertiärzeit an können wir mit Sicherheit die Verbreitung der Säugethiere verfolgen und es hat sich ergeben, dass wir drei Schöpfungsherde anzunehmen haben, von denen aus die Wanderungen erfolgten. Der erste und alterthümlichste ist Australien mit seiner Monotremen- und Beutelthierfauna, als zweites Schöpfungszentrum ist Südamerika anzusehen. Hier entstanden die Edentaten, alle Nager und es finden sich auch Beutelthiere vor, die freilich von den australischen stark abweichen. Es ist nun sehr wahrscheinlich, dass beide Schöpfungsheerde einst durch eine antarktische Brücke verbunden gewesen sind und dass auch Südafrika zu einer gewissen Zeit an dieser Verbindung theilgenommen hat.

Das dritte Schöpfungscentrum ist das bei weitem grösste, es umfasst Europa, Asien, Afrika und das mit Europa verbundene Nordamerika. Aus diesem gewaltigen thiergeographischen Reiche gingen später die nahe verwandten Wallace'schen vier Regionen, die paläarktische, nearktische, äthiopische und indische, hervor. Diese Thatsachen lassen sich aber unmöglich mit der Nordpolhypothese vereinigen, welche daher endgültig aufzugeben ist."

Da haben wir also auch von Seiten der Zoologie nicht blos die Annahme eines selbständigen Schöpfungsheerdes, der sogar — sehr beachtenswerth — der „erste und alterthümlichste" genannt

*) „Im malayischen Archipel." Eine Forschungsreise. Frankfurt a. M. 1896.

Digitized by Google

wird, sondern auch das Postulat der antarktischen Landverbindung Australiens mit Südamerika und Südafrika klipp und klar ausgesprochen.

Auch Kükenthal neigt sich der Annahme zu, dass die Klimaverschiebungen Schwankungen der Erdachse zuzuschreiben seien. Er führt noch an, dass in jener Zeit, als Grönland und Spitzbergen ein wärmeres Klima besessen haben, in Sachalin und Alaska keine höhere Temperatur geherrscht zu haben scheine — natürlich! Diese Länder liegen auf der entgegengesetzten Seite des Poles, und wenn Spitzbergen und Grönland im Osten gegen den Aequator hinabrücken, müssen die andern im Westen nach dem Pol hinaufsteigen.

Wir haben oben aus der Arbeit Heil's entnommen, dass die Niveauveränderung des Wassers bei Schwankungen der Erdachse sich etwa unter dem 45. Breitegrad am stärksten bemerkbar machen müssen. Nun verläuft aber gerade zwischen dem 40. und 50. Grad südlicher Breite von Australien über Südafrika nach Südamerika der Rand eines submarinen circumpolaren Plateau's von höchstens 2000 Meter Tiefe, auf dem die Inseln Orkney, Süd-Georgien, Bouvet, Marion, Crozet, Macdonald, Kerguelen, Amsterdam, St. Paul u. s. w. liegen. Da nach der Berechnung Heil's eine Polschwankung von 10 Grad in den gedachten Breiten eine Niveauveränderung von ungefähr 3700 Meter hervorrufen würde, so genügte schon eine Schwankung von 5 Grad, um dieses ungeheuere antarktische Land trocken laufen zu lassen und eine feste Landbrücke zwischen den Südspitzen von Amerika, Afrika und Australien herzustellen.

Diese Brücke hat noch in der Zeit der Blüthe der Coniferen existirt, also in der mesolithischen Periode, vielleicht in der Trias; ich verweise nur auf Neumayr, der vor dem Jura Australien ebenfalls mit dem grossen Kontinent der mesozoischen Periode in Verbindung stehen lässt; denn nur dadurch wird uns verständlich, dass wir eine Reihe australischer, auch auf Neu-Kaledonien und Norfolk vorkommender Nadelhölzer (Podocarpus, Callitris, Araucaria) auf Kerguelen (hier ausgestorben), Mauritius, Madagascar, Süd-Afrika und Süd-Amerika treffen. Einen ähnlichen Verbreitungskreis haben auch die Gnetaceen, welche bereits einen Fortschritt des Pflanzenreichs darstellen von den Gymnospermen zu den Angiospermen und einen direkten Uebergang bilden zwischen den Nadelhölzern, den Coniferen, und den apetalen Dicotyledonen. Es verdient hier auch die Thatsache registrirt zu werden, dass (nach Lydekker l. c. S. 78) ein französisches Schiff auf dem Terrain des antarctischen Continents Gestein baggerte, welches Gyroporella enthielt, eine für die europäische Trias charakteristische Pflanze.

Aber auch in einer späteren mesolitischen Zeit, im Jura und selbst in der Kreide muss noch eine Möglichkeit zum Pflanzenaustausch existirt haben, nachdem vielleicht die Verbindung mit Afrika, die, wie ein Blick auf eine Meerestiefenkarte zeigt, zuerst gelöst werden musste, schon aufgehoben war; denn die australischen Kreideschichten finden sich pflanzenführend und ihre Flora ähnelt wieder auffallend den gleichaltrigen europäischen und indischen*). von Ettingshausen**) hat sogar im europäischen Tertiär indo-australische Pflanzenelemente aufgefunden. Nach von Ihering (l. c.) reicht die ganze östliche Tropenflora in's Eocän oder in die Kreide zurück; dies ist nach ihm die Ursache, dass die bekannte „Wallace'sche Linie" für die Pflanzen nicht gilt. Gestützt wird diese Ansicht durch fossile Pflanzenfunde auf Java, Sumatra und Borneo***), welche alle unzweifelhaft den indisch-malayischen Pflanzen der Gegenwart sehr ähnlich sind. Ihr Alter wird von Verbeek

*) cf. Lendenfeld in Petermann's Mitteilungen 1888, No. 2.

**) „Das australische Florenelement in Europa". Graz 1890.

***) 1. O. Heer: Fossile Pflanzen von Sumatra in: Abhandlungen der schweizerischen palaeontologischen Gesellschaft I 1874, Denkschrift der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft 1879 und Beiträge zur fossilen Flora von Sumatra, Zürich 1880, worin er zusammen 32 Arten in 10 Gattungen aufführt.

2. Geyler: Ueber fossile Pflanzen von Borneo. Palaeontographica 1875. 13 Arten.

3. Göppert: Die Tertiärflora auf der Insel Java, s'Gravenhage 1854. 36 Arten in 21 Gattungen.

Digitized by Google

für Sumatra und Borneo eocän, von Heer für Sumatra wegen Uebereinstimmung mit miocänen europäischen Pflanzen miocän angegeben, die fossile Flora Java's ziemlich allgemein für mittel- bis obertertiär erklärt.

Es handelt sich hier zweifellos um eine von Norden her eingewanderte Pflanzenwelt, welche die nördliche Hemisphäre als Gegengabe für die Glossopteris- und Coniferenflora herabgesandt hat, und zwar sehr weit nach Australien hinein, denn die Früchte, welche in den goldführenden Schichten von Victoria und Neu-Süd-Wales gefunden wurden, gehören zum Theil tropischen Formen (Meliaceen, Capparideen und Proteaceen, Menispermaceen, Eucalypten) an, von denen ein Theil noch heute in Nord- und Ostaustralien lebt, ein untrüglicher Beweis, dass Australien in jener Periode näher nach dem Aequator zu gerückt war.

So sind wohl auch die heute noch in den Hochgebirgen Ostaustralien's und Neu-Guinea's lebenden Pflanzen, von denen sehr viele (vom Owen-Stanley-Gebirge z. B. 17 unter 80 Hochgebirgspflanzen) nördlichen, denen des Himalaja ähnlichen Character tragen, wie die Rhododendren, von dort zwischen der Eocän- und Miocänperiode, wie v. Ihering meint, herabgewandert und haben auf den kühlen Bergketten, deren Verlauf uns Neumayr in seiner Erdgeschichte angiebt, den Aequator überschritten. Damit wäre das frappirende Geheimniss so vieler unserm Auge wohlbekannter nordisch-heimischer Bergpflanzenformen, welche wir auf unserm Owen-Stanley-Ausflug kennen gelernt haben, erklärt.

Die Gemeinschaft Australien's und Neu-Guinea's an dicotyledonen Pflanzen erstreckt sich aber nicht nur auf den Norden. Wir finden eine ganze Reihe höherer Pflanzen, die auch auf innige Beziehungen zum südlichen Theil von Südamerika hindeuten.

So hat Warburg z. B. in Holländisch-Neu-Guinea im primären Wald eine Rhamnacee gefunden, Colubrina beccariana Warb., von der er selbst sagt, dass ihr endemisches Vorkommen auf Neu-Guinea unerwartet und interessant sei, da von der Gattung Colubrina alle Arten amerikanisch seien und nur eine einzige als Küstenpflanze weite Verbreitung habe. Wir finden auf Neu-Guinea ferner die Tiliaceengattungen Sloanea und Aristotelia, deren meiste Arten ebenfalls südamerikanisch sind, aber auch noch in Australien, Tasmanien und Neu-Seeland bis in den malayischen Archipel vorkommen, und die Magnoliaceengattung Drimys, welche Mac Gregor in „primärstem" Gebiet, am Owen-Stanley-Gebirge, in zwei Arten auffand. Diese Gattung geht vom Kina balu in Borneo über Neu-Guinea, Australien, Neu-Seeland bis Südamerika. Ein weiterer Beweis ist die Rosacee Acaena*) in Neu-Guinea, Australien und Neu-Seeland, die viele Arten in Südamerika hat. Dasselbe ist mit der Umbellifere Azorella der Fall, die zudem noch auf der Zwischenstation der Kerguelen-Inseln gefunden wird.

Auf allen drei Gebieten dagegen: Australien-Neu-Guinea, Südafrika und Südamerika, findet sich die Leguminose Rhynchosia.

Dieselbe Verbreitung haben die Proteaceen, die heutigen Characterpflanzen Australien's, wie nachfolgende Aufstellung (nach Engler-Prantl) zeigen mag. Bekannt sind nahe an tausend Arten; davon kommen auf Australien 600, das tropische Ostasien 25, Neu-Kaledonien 27, Neu-Seeland 2, Chile 7, das tropische Südamerika 36, Südafrika 262, Gebirge des tropischen Afrika ca. 5, Madagascar 2. Fossile Formen (Petrophiloides) wurden im Tertiär Europa's gefunden, die Gattung erstreckte sich also früher weiter nach Norden. Ueber ihre südliche Abkunft kann aber kein Zweifel bestehen. In dieser Hinsicht ist es wichtig, dass die Gattung Helicia von Mac Gregor am Owen-Stanley-Gebirge in subalpiner Höhe gefunden wurde. Auch die Gattung Finschia ist, wie wir uns vom Sattelberg

*) S. W. O. Focke: Ueber einige Rosaceen aus den Hochgebirgen Neu-Guinea's. Abh. naturw. Ver. Bremen, XIII. Bd. 1896, S. 166.

Digitized by Google

her erinnern, eine Bergpflanze, und dazu noch ein Sammeltypus, der Helicia mit der neu-kaledonischen Kermadecia verbindet.

Am interessantesten und beweisendsten ist, dass auf Neu-Guinea sich heute noch gewisse Formen, Sammeltypen, erhalten haben, welche Uebergänge und Zwischenformen zwischen papuanisch-australischen, amerikanischen und afrikanischen Gattungen darstellen. Warburg in der Einleitung zu seinen „Beiträgen zur Kenntniss der papuanischen Flora" erwähnt in dieser Hinsicht die Moracee Antiaropsis, welche die amerikanische Gruppe der Castilloinae an die Antiarinae anschliesst; die Artocarpee Pseudotrophis, welche mit der Gattung Paratrophis von Neu-Seeland durch das pazifische Gebiet geht und mit der madagassischen Pachytrophe verwandt ist. Die Gattung Schleinitzia, eine Adenantheree, welche nach einer Bemerkung Warburg's im Anhang zu seiner Arbeit zu der afrikanisch-amerikanischen Gattung Piptadenia gerechnet werden muss und der amerikanischen Section Niopa näher steht, als den afrikanisch-indischen. Hansemannia stellt eine Mittelform der Ingeae dar, die in manchen Beziehungen der amerikanischen Gattung Affonsea sich nähert.

Diese Liste von verwandten Formen aus den drei Gebieten liesse sich noch beträchtlich vermehren. Wallace*) z. B. meint, dass die Berge von Südostaustralien etwa ein Dutzend spezifisch antarktische Gattungen enthielten und mehr als 20 Arten dem genannten District und den Inseln südlich von Neu-Seeland, inclusive Amerika südlich von Chile, gemeinsam seien. Ich habe hier absichtlich nur südhemisphärische Gattungen genannt, deren Verbreitung ohne die supponirte antarktische Brücke unverständlich wäre.

Hooker und Engler haben vollständige Listen von Pflanzen aufgestellt, welche in Südamerika und Australien gemeinsam oder vicariirend vorkommen. Wie würden wir erstaunen, wenn wir plötzlich auf den Bergen Patagonien's die vorhin von den Alpenmatten Neu-Guinea's genannten europäischen Typen: Ranunculus, Rubus, Potentilla, Geum, Aster, Epilobium, Veronica, Gentiana, Senecio, Gnaphalium, Plantago, Fagus, Caltha auftauchen sähen, wie es wirklich der Fall ist! Sogar unsere hübsche, rosenrothe Primula farinosa finden wir in einer Varietät (magellanica) dort wieder. Alle diese nordischen Typen sollen nach von Ihering nicht über Europa und Nordamerika nach Süden gedrungen sein, sondern über Australien, Tasmanien und Neu-Guinea auf antarktischem Wege, was mit triftigen Gründen belegt wird.

In der That, die Pflanzengemeinschaft unseres Gebietes mit Südamerika ist eine erstaunliche.

Sehen wir uns nun in der Thierwelt um. Da sieht's freilich in den ältesten Perioden unserer Gegend etwas windig aus. Die Ueberreste, welche aus der paläolithischen und der mesolithischen Zeit bekannt wurden, sind zu geringfügig, um aus ihnen irgendwelche nur halbwegs wahrscheinliche Schlüsse zu ziehen. Nur das Eine steht fest, dass paläozoische Wirbelthiere (Fische) bis tief in das mesolithische Zeitalter hinein in Australien sich erhielten, während überall sonst schon höhere Wirbelthiertypen sich entwickelt haben.

Bewiesen ist ferner, dass die marinen Versteinerungen der Kreideformation, sowie solche des Eocän und Miocän von Victoria nach Prof. Mc Coy's Untersuchungen den europäischen vielfach auffallend ähnlich sind. Darunter befinden sich Cetaceen der Gattung Squalodon, plagiostome Fische, sowie Mollusken und Korallen (Voluten, Dentalium etc.), die vollständig mit solchen von Europa und Nordamerika aus den gleichen Schichten übereinstimmen (Wallace).

Die mesozoische Periode ist in der ganzen Welt die Zeit der Blüthe des Reptilien- und Amphibienzweiges der Thierwelt. Nur in Australien scheinen noch wenig Funde in dieser Hinsicht gemacht zu sein. Von hohem Interesse ist es darum, dass bei Sydney ein Mastodonsaurus gefunden wurde, der erste Repräsentant der triassischen Labyrinthodonten in Australien. Wir finden ferner

*) In: „Australasia" p. 47.

Digitized by Google

aus derselben Ordnung Vertreter der Gattungen Bothriceps und Micropholis, die ausser in Australien auch zugleich in Südafrika vorkommen und mit der indischen Gattung Brachyops verwandt sind. Lydekker, dem ich dies entnehme (l. c. S. 209) meint darum, dass während eines grossen Theils der Sekundär- (mesozoischen) Periode überall eine gleiche Fauna herrschte, so dass sich keine zoologischen Reiche unterscheiden lassen.

Mesozoische Säugethierreste sind meines Wissens aus Australien nicht bekannt geworden*). Alle Spuren australischer Säugethiere fehlen bis ins Pliocän, und auch da findet man nur wenige Reste. Die meisten stammen aus dem Pleistocän (Lydekker l. c. S. 69). Die Verbreitung der heutigen, lebenden, Beutlerfauna beschränkt sich auf Neu-Guinea, Australien und Tasmanien; nach dem Bismarckarchipel gehen mehrere Arten, nach den Salomonen jedoch nur eine einzige über; in Neu-Kaledonien und Neu-Seeland, welche doch sonst regelmässige Bindeglieder zwischen der Antarktis und Australien-Neu-Guinea darstellen, fehlen sie ganz. Man trifft sie weder lebend, noch fossil. Angesichts dessen könnte man fast meinen, trotz der uralten heutigen Beutelthier- und Monotremenfauna Australiens sei dieselbe an einem andern Orte entstanden und erst verhältnissmässig spät hier eingewandert, nachdem Neu-Kaledonien und Neu-Seeland bereits abgetrennt waren, was nach Neumayr im Jura geschah; dies ist auch in der That schon ausgesprochen worden, u. A. von Hedley. Lydekker, ein Anhänger der Nordpoltheorie, lässt als solcher ebenfalls die Urformen der Beutelthiere und Monotremen vom Norden her einwandern, — „dass Australien seine ursprüngliche Fauna polyprotodonter Beutelthiere von Norden her erhalten hat, kann als ziemlich feststehend betrachtet werden“ —, und erkennt Australien gewissermaassen nur als secundäres Entwicklungscentrum derselben an. Es dünkt mir dies aber doch nicht recht wahrscheinlich. Australiens Boden ist noch viel zu wenig erforscht, als dass man aus dem Nichtvorhandensein von Funden gleich auf das Fehlen von Säugethierfamilien schliessen darf, die, sonst überall bereits ausgestorben, hier eine ungeahnte und einzig dastehende Mannigfaltigkeit erreicht haben. Wir wollen eher Lendenfeld glauben, welcher sagt: „Australien ist zweifellos dasjenige Faunengebiet, welches seit der längsten Zeitdauer unverändert geblieben ist und die wenigsten neuen Einwanderungen erlitten hat. Wenn wir also eine Gattung gut entwickelt dort vorfinden, so können wir, sie mag sonst noch so weit verbreitet sein, getrost annehmen, dass sie dort ihre Heimath hat und von dort aus weiter gewandert ist.“

Wir treffen bekanntlich in Europa sowohl wie in Afrika und Amerika schon in der untersten Abtheilung der mesozoischen Epoche, dem Trias, Säugethierreste, Zähne und Unterkieferfragmente, welche die einen zu den Beutelthieren, die andern zu den Monotremen gestellt wissen wollen. Wie dem auch sei, sie beweisen uns erstens das wichtige Factum, „dass“, um mit Neumayr**) zu reden, „der am niedrigsten organisirte Zweig der Säugethiere auch zuerst in der geologischen Geschichte auftrat“, und zweitens, dass der Urstamm der Säugethiere noch weit vor diesen bereits sehr specialisirten Formen gelegen haben muss, vielleicht schon in der palāozoischen Epoche, im Perm; am Ende sind sie gar schon mit der Glossopterisflora von den Gebirgen des Südens her nach Australien gekommen — gefunden hat man, wie gesagt, ihre Reste freilich so frühe noch nicht und in Australien überhaupt erst viel später als auf der übrigen Welt; denn die triassischen Säuger Microlestes, Triglyphus und Tritylodon sind bis jetzt nur bekannt aus Südafrika, Nordamerika und Europa. Wir wollen hier wieder einen Ausspruch Neumayr's registriren, dass das Gebiss des südafrikanischen Tritylodon, welcher gewisse Merkmale mit den Nagern und den Beutlern gemeinsam hat und Anklänge an den europäischen Triglyphus zeigt, sehr reducirt und specialisirt ist, so dass wir es hier

*) v. Ihering spricht in seinem mehrerwähnten Aufsatz von fossilen Dickhäuterknochen auf Neu-Kaledonien, die noch nicht gehörig untersucht seien.

**) Erdgeschichte, II. Band, S. 232.

Digitized by Google

mit einem extremen Ausläufer zu thun haben, der die Existenz von zahlreichen älteren Säugethierformen mit Nothwendigkeit voraussetzt." Und Lydekker (l. c. S. 74) theilt uns mit, dass das Gebiss des amerikanischen Dryolestes aus dem obern Jura so deutliche Anklänge an den heute noch in Australien lebenden Ameisenbeutler Myrmecobius zeigt, „dass diese Gattung als ein modifizirter Nachkomme jener alten Säugethierformen anzusehen ist".

Kükenthal, den ich bereits oben S. 9 citirt habe, scheint auch den südlichen Ursprung zu vermuthen, denn er sagt: „die Vorfahren der Beutler wären dann von ihrer antarktischen Heimath sowohl nach Australien wie nach Südamerika gewandert und hätten sich in beiden, später isolirten Regionen in zwei verschiedenen Richtungen ausgebildet. Nur eine noch jetzt lebende Familie, die der Dasyuriden, ist wahrscheinlich schon zu damaliger Zeit vorhanden gewesen und nach beiden Regionen gewandert, denn es sind in neuerer Zeit fossile Dasyuridenreste in Südamerika gefunden worden, während in Australien (und Neu-Guinea d. V.) noch lebende Vertreter dieser Familie existiren. Dass auch im europäischen Tertiär Beutler vorkommen, ist ebenfalls zur Stütze der Nordpolhypothese herangezogen worden, doch haben diese in Wirklichkeit mit den australischen Beutlern gar nichts, (besser gesagt: wenig; cf. Neumayr's Bemerkung über Neoplagiaulax weiter unten, d. V.) zu thun, es sind Didelphiden, wie sie noch heute in Nord- wie Südamerika vorkommen, und da aus vielen andern Gründen schon ein Zusammenhang Nordamerika's mit Europa angenommen werden muss, so stehen der Annahme ihrer Einwanderung von Amerika her keine Schwierigkeiten entgegen."

Es bliebe bezüglich der didelphen Beutler nur die Frage zu erörtern: Warum sind sie in ihrer ursprünglichen Heimath Amerika am Leben geblieben und in Europa ausgestorben? Ich glaube, diese Frage findet ihre Erledigung in dem Factum, dass das von Kükenthal angenommene dritte Schöpfungscentrum, welches hauptsächlich Europa und Asien umfasst, und in dessen Gebiet die Umwandlung der Marsupialien in Placentalien vor sich ging, zugleich das Entstehungscentrum der Stammeltern all der verschiedenen Raubthiere ist, welche den wehrlosen Beutlern gar schnell den Garaus machen konnten. In Südamerika sind aber solche sogar heutzutage wenig zahlreich und fehlen noch gänzlich im Oberoligocän und Untermiocän (Lydekker l. c. S. 159).

Gar lehrreich ist, was uns Neumayr in seinem prächtigen Werke über die fossilen Marsupialien sagt: „Beim Vergleiche der fossilen Marsupialier mit den lebenden ergiebt sich nun, dass die mesozoischen Formen entweder ganz eigenthümlich sind, oder sich an australische Typen anschliessen." „Nun folgt die grosse, der Kreideformation entsprechende Lücke, dann treten im Tertiär Säugethiere in grosser Zahl und Mannigfaltigkeit auf. Beutelthiere stellen sich auch hier wieder ein, allein während sie früher die alleinigen Vertreter waren, spielen sie nun eine untergeordnete Rolle, während wir allerdings bei vielen alttertiären Placentalthieren einzelne Merkmale vorfinden, welche sonst den Marsupialiern eigen sind." „Im Tertiär sind Beziehungen zu Australien nur verschwindend angedeutet, nur durch zwei überaus seltene Arten der Gattung Ptilodus oder Neoplagiaulax aus dem Eocän Nordamerikas und Frankreichs, sie schliessen sich einerseits an den jurassischen Plagiaulax, andrerseits an die lebende australische Kängururatte Hypsiprymnus an. Dagegen treten Beutelratten, wie sie jetzt in Amerika vorkommen, im älteren Tertiär in viel bedeutenderer Zahl auf."

Nicht unwichtig ist, dass auch von seiten der heutigen Thierwelt, gerade wie bei der Pflanzenwelt, Anzeichen, aber in schwächerem Grade, bestehen, welche darauf hindeuten, dass noch in verhältnissmässig recht späten Zeiten eine Möglichkeit des Austauschs von Thierformen bestanden habe. Australien hat mit Südamerika zwei Familien von Süsswasserfischen sogar bis auf Arten herab gemeinsam, die Galaxiiden und die Haplochitoniden, welche Feuerland, die Falklandsinseln, Neu-Seeland, Auckland und Südaustralien bewohnen, deren merkwürdiges Vorkommen Haacke so erklärt, dass ihre Vorfahren vielleicht im Südmeer lebten und an beiden Ufern, dem amerikanischen

Digitized by Google

und dem australischen, sich an's Süsswasser gewöhnten, aber im Meere ausstarben. Dann wäre dies freilich, wie Neumayr oder Wallace ganz richtig sagen, kein grosser Beweis für ehemaligen Landzusammenhang; aber die Erklärung scheint mir etwas sehr gekünstelt.

Zu den vorigen kommt noch die Trachinidengattung Aphritis, welche 1 Art in Tasmanien und 2 in Patagonien hat.

Der berühmte Ceratodus, der mit dem tropisch-amerikanischen Lepidosiren und dem tropisch-afrikanischen Protopterus so nahe verwandt ist, dass man dieselbe in eine eigene Unterklasse: Dipnoi, hat zusammenstellen müssen, ist kein Beweis für eine späte Landverbindung, denn er reicht bis in die älteste mesozoische Periode, die Trias, zurück, wo der Landzusammenhang ganz zweifellos ist: er kann sich also schon zu jener Zeit verbreitet haben. Fische sind überhaupt ihres meist hohen Alters wegen weniger beweiskräftig für unsere Zwecke.

Was die Vögel anbetrifft, so hält Professor Parker eine mit den amerikanischen Dendrocolaptinen verwandte Vogelform für die Stammeltern gewisser australischer Krähen, und die papuanisch-australischen Megapodien sollen mit den südamerikanischen Craciden verwandt sein. Die Vertheilung der Papageien scheint ebenfalls auf einen solchen Zusammenhang hinzudeuten.

Für die Erdwürmer, Thiere, die gewiss nicht leicht verschleppt werden, hat F. E. Beddard in seinem Textbook of Zoogeography, Cambridge 1895 S. 170 f, die nahe Verwandtschaft derselben in Patagonien, Neu-Seeland und Ostaustralien hervorgehoben.

Es sei endlich noch hingewiesen auf die Verbreitung der cystignathen Frösche und das Vorkommen der sonst ausschliesslich amerikanischen Molluskengattung Gundlachia in Tasmanien und Südaustralien, sowie den Fund des ausgestorbenen Alligators Palimnarchus in Queensland.

Auch die Schmetterlingswelt können wir heranziehen. Abgesehen von dem allgemeinen Characterzug der besonderen Entwicklung der Satyriden, welchen Südamerika mit Australien gemeinsam hat, finden wir nähere Beziehungen in dem Vorkommen eines echten Neotropiden, des oben S. 112 besprochenen Hamadryas in der austral-papuanischen Region. Ein zweites Beispiel von naher Verwandtschaft finden wir in dem alten Sammeltypus Eurycus cressida aus Australien, der in nächster Beziehung zu der südamerikanischen Gattung Euryades steht. Beide stellen Zwischenglieder zwischen den Familien der Papilioninen und der Parnassier dar.

Auf die jüngstvergangenen Perioden zurückgreifend, meint Hedley: „Angenommen, dass, während oder vor dem Miocän ein zusammenhängendes Land Feuerland mit Tasmanien verbunden hat, wäre die Herkunft (ich möchte lieber sagen: der Zusammenhang d. V.) der australischen Marsupialien der Pliocänzeit von ihrem südamerikanischen Verwandten aus dem Eocän, nämlich Prothylacinus und Amphiproviverra, klar.“ Auch v. Ihering ist dieser Meinung: „Die argentinische Eocänfauna muss in Austausch mit der australischen gestanden haben, denn nur von da kann sie ihre Beutelthiere aus der Gruppe der Dasyura erhalten haben“ und zwar „über antarktische Landmassen.“ Lydekker (l. c. p. 77) sieht sich ebenfalls wegen der Verwandtschaft der fossilen patagonischen oberoligocänen Dasyuriden (Prothylacinus) mit dem fossil in Südaustralien und heute noch lebend auf Tasmanien vorkommenden Thylacinus gezwungen, eine Landbrücke zwischen Südamerika und Australien anzunehmen, die „möglicherweise“ vom antarktischen Kontinent gebildet sein könne.

Die Dasyuriden sind aber mit den amerikanischen Didelphiden nach dem Zeugniss von Oldfield Thomas (Catalogue of Marsupials and Monotremes, British Museum 1888, Seite 315) sehr nahe verwandt, so dass einer selbständigen Entwicklung der Didelphiden aus den Dasyuriden heraus und der secundären Ausbreitung nach Europa Nichts im Wege stehen würde. In Europa treffen sie dann mit den alten, schon früher von Australien heraufgekommenen Formen zusammen, die langsam aussterben.

Digitized by Google

In dieser Hinsicht ist ausserordentlich wichtig das Vorkommen einer heute noch lebenden Form in Südamerika, die aber auch schon fossil massenhaft in den patagonischen (oberoligocänen) Sta. Cruz-Schichten erscheint, nämlich Caenolestes, der im Oberkiefer polyprotodonte, im Unterkiefer aber diprotodonte Bezahnung hat.

Ferner kommen in ebendiesen Sta. Cruz-Schichten Reste von andern Beutelthierfamilien vor, welche stark an australische diprotodonte Formen erinnern, sich aber doch in der sonstigen Bezahnung unterscheiden.

Dies Alles sind schwerwiegende Belege für eine alte, wahrscheinlich noch frühtertiäre Verbindung Südamerikas mit Australien. Wir haben uns hienach die Entwicklung der Beutler und Monotremen etwa so zu denken: Im mesozoischen Zeitalter kommen so ziemlich auf der ganzen Welt polyprotodonte, mit vielen Schneidezähnen versehene, Beutler- und Monotremenformen vor. Nach der Kreidekatastrophe, welche sie in Australien und Südamerika von der nördlichen Halbkugel abschneidet, entwickeln sich aus ihnen dort die Diprotodonten mit wenigen (höchstens 3) und durch eine Lücke von den übrigen Zähnen getrennten Schneidezähnen, in Südamerika aber die Didelphiden, die Opossums mit oben 5, unten 4 Schneidezähnen auf jeder Seite und gut entwickelten Eckzähnen. Auch die Entwicklung der Beutelthiere liefert uns sonach wieder einen Beweis für die Richtigkeit des Satzes, den wir für die Verbreitung der Pflanzen gefunden haben: Getrennte Entwicklung auf gemeinsamer Grundlage.

Da wir im Norden bereits im Eocän Placentalthiere entstanden sahen, solche aber im ganzen austral-papuanischen Gebiet sowohl lebend als fossil nicht kennen (Hund resp. Dingo, Schwein, Ratten und Mäuse sind durch den Menschen verschleppte und verwilderte Hausthiere), so muss die Isolirung desselben allerspätestens im untern Eocän erfolgt sein; die Brücke nach dem noch lange placentalienlosen Südamerika mag ja, nach Hedley, noch etwas länger stehen geblieben sein.

In der Kreide ist Australien noch angeschlossen, und zwar an Indien sowohl als Südamerika. Die Ammoniten aus der oberen Kreide Neu-Hollands sind nach Neumayr identisch mit denen von Südindien und dieser Forscher nimmt eine gewaltige zoogeographische Provinz in jener Zeit an, welche sich von Kalifornien bis Südafrika erstreckte, und aus zwei grösstentheils durch Festland getrennten Meeresbecken bestand. Dies zeigt auch die Koken'sche Karte der Kreideperiode; Mc Coy's obenerwähnte Untersuchungen stimmen hiermit überein.

Zwischen dem Eocän also und der Kreide hört für Australien jede Verbindung mit der übrigen Welt auf. Der antarctische Continent versinkt, die Verbindung mit Südamerika und Afrika wird unterbrochen und die Brücke nach Norden im malayischen Archipel bricht ein. Die grossen Vulkanreihen dort, welche von Norden und Westen her in den molukkischen Inseln zusammentreffen, zeigen die Bruchränder an. Australien mit seiner uralten Monotremen- und Beutelthierfauna ist abgeschnitten. Während die ganze übrige Welt der neuen, lustigen Schöpfungsperiode des Tertiär entgegengeht, während überall die alten Typen verschwinden und die neuen Placentalthiere sich entwickeln, bleibt Australien in seinen vorweltlichen Formen stecken. Kein einziger neuer Keim dringt mehr zu ihm und so kann es zwar seine marsupialen Formen zu einer ungeahnten Vollkommenheit ausbilden, aber doch nur innerhalb der in dieser Thierreihe möglichen Variationsbreite. Es entwickeln sich Riesenthiere, sowohl unter den fleischfressenden, als unter den pflanzenfressenden Beutelthieren; ein solch fleischfressender Riesenbeutler war der Thylacoleo, ein Thier, fast so gross und so stark wie ein Löwe, so dass es nach Prof. Owen's*) Ansicht ganz gut im Stande war, auf ein anderes grosses Beutelthier, das Diprotodon, zu jagen, das fast die Grösse eines Elephanten erreichte. Ein dritter Beutlerriese, Nototherium, hatte die Grösse eines kleinen Rhinoceros. Auch die Wombat's

*) In: Fossil mammals of Australia. Phil. Transact.

Digitized by Google

(Phascolomys) entwickelten sich zu bedeutender Grösse und Artenzahl. Die grossen Formen sind jetzt alle ausgestorben, theiweise recht spät, postpliocän, so dass Prof. Owen bei einigen an die Ausrottung durch Menschenhand (und den mit dem Menschen zugleich einwandernden Dingo d. V.) denkt, und ihr schnelles Verschwinden der Unfähigkeit dieser Kolosse zuschreibt, sich durch Löchergraben und Einscharren in den Sand zu verbergen, wie es die kleineren Formen thun, welche darum am Leben blieben. Gregory*) meint, dass an dem Aussterben die im Tertiär beginnende Austrocknung Australiens schuld gewesen sei, „welche den grossen Beutelthieren die Existenzbedingungen entzog und nur kleinen Grasfressern das Fortleben gestattete." Mit dem Diprotodon starb auch sein Verfolger, der Thylacoleo, aus. Wallace führt noch andere sehr plausible Gründe für das Aussterben der grossen Thiere an.

Hier ist nun der Zeitpunkt, wo die Naturgeschichte Neu-Guinea's sich von der Australien's trennt und ihre eigenen Wege geht, denn auf Neu-Guinea haben wir bis jetzt noch keine Reste von solchen Riesenbeutlern entdeckt.

Die Lostrennung Neu-Guinea's muss zeitlich so ziemlich mit der Separirung Australien's von der übrigen Welt zusammenfallen. Neumayr setzt dieselbe in die Kreide: „Um die Mitte der Kreide fand eine der grössten Veränderungen zwischen Wasser und Land statt, welche wir kennen." W. Haacke**) verlegt die Trennung des papuanischen Mittelgebirges von Australien durch einen breiten, aber seichten Meeresarm, die kaum 42 Faden tiefe Arafura-See, in die Zeit nach dem Jura. Beide Trennungen werden wahrscheinlich auf eine einzige physische Ursache zurückzuführen sein, als die am besten wohl wieder eine Lagenveränderung der Erdachse anzunehmen ist.

Es wird diese Annahme befestigt durch den Umstand, dass in der obern Kreide, wie ich aus Neumayr's Werk (II. S. 393) entnehme, die äquatoriale Entwicklung in Indien sich mächtig nach Norden vorgeschoben hat, in Süd-Amerika aber nach Süden, ein nicht zu verachtender practischer Beweis für Polverlagerung nach dem Nordrand Amerika's zu. Infolgedessen muss sich Australien um ebenso viel dem Südpol nähern, das Klima verändert sich aus einem subtropischen grösstentheils in ein gemässigtes, das näher am Aequator liegende Neu-Guinea aber behält sein Tropenklima. Dies ist ein Grund für die jetzige Divergenz der Entwicklung beider bisher in Freud und Leid verbundener Länder. Der zweite Grund ist die beginnende Austrocknung Australien's, die zum Theil ebenfalls mit der Lageveränderung des Pols in Verbindung zu bringen ist und welche der Flora dieses Landes allmählich ein eigenartiges und von Neu-Guinea total verschiedenes Gepräge aufdrückt. Pflanzenfamilien, welche sich dem allmählich entwickelnden Steppencharakter anzupassen verstehen, finden hier freies, unbestrittenes Feld; solche sind in hervorragendem Grad die Proteaceen, die Eucalypten und die Phyllodien-Akazien; auf Neu-Guinea aber finden diese Pflanzen keine Veranlassung, sich so auszubreiten und bleiben in derselben Artenzahl vielleicht bestehen, welche sie ehedem auch in Australien hatten. Ebenso geht es mit der Thierwelt.

Ein dritter Grund der Divergenz ist die Nähe anderer Gebiete mit fremder Fauna und fremder Flora, von der ab und zu doch ein Tröpfchen wenigstens nach Neu-Guinea herübersickert, während das entfernter und viel isolirter gelegene Australien Nichts davon erhält.

Alle diese Umstände zusammen haben die heutige Verschiedenheit der Faunen und Floren Australien's und Neu-Guinea's zuwege gebracht.

Namentlich der ebengenannte dritte Grund ist es, welcher Neu-Guinea befähigte, eine Reihe von neuen, selbständigen und von Australien unabhängigen Formen zu produziren, welche ihm das

*) cf. einen Vortrag im Austr. Soc. Adv. Science 1895.
**) Im Bericht geogr. Verein Frankfurt 1888/90.

Digitized by Google

Anrecht verschafften, als eigene zoologische Provinz, als Hauptabtheilung des austral-papuanischen Gebietes zu gelten.

Unter den Pflanzen giebt es solcher eine ganze Menge; ich will von grösseren Familien nur auf die Palmen und Myristicaceen hinweisen. Unter den Vögeln sind es ganz speziell die Paradiesvögel, unter den Schmetterlingen die grünschwarzen und grüngoldenen Ornithoptera's und besonders auch die Tenariden, unter den Schnecken die Heliceengruppe Papuina. Alles dies sind echt neuguineensische Schöpfungen.

Nun kommt noch hinzu der grossartige Endemismus, die ungemein reiche Entwicklung eigener Gattungen und Arten sonst weit verbreiteter oder ursprünglich gemeinsamer Familien, welche jedes der beiden Gebiete auf seine eigene Weise ausgebildet hat, selbst unter den Monotremen und Beutelthieren. Die drei Gattungen Proëchidna, Distaechurus und Dorcopsis sind Neu-Guinea eigenthümlich. Die ursprüngliche Zusammengehörigkeit wird dadurch um so mehr verdeckt und aufgehoben, als Neu-Guinea vermöge seiner günstigeren geographischen Lage den westlichen indomalayischen Einflüssen mehr ausgesetzt war und unter bald schwächerer, bald heftigerer Invasion zu leiden hatte, je nachdem die malayische Inselbrücke gangbarer war oder nicht. So hat, wie wir gesehen haben, die indische Monsunflora von den Küstensäumen Neu-Guinea's oft bis tief in's Land hinein Besitz ergriffen, während sie in Australien, gerade so wie die zugehörige Fauna, nur den nordöstlichsten Streifen erobern konnte. Wenn wir nach der Masse gehen, so gehört Neu-Guinea ganz unzweifelhaft zur indomalayischen Flora. Wenn wir aber das Einzelne wägen, so kommen die alten Beziehungen wieder deutlich zum Vorschein. In dieser Richtung sind die alten Sammeltypen und Anklänge an neu-kaledonische, tasmanische oder neu-seeländische Formen, die wir oben kennen gelernt haben, ausserordentlich bezeichnend und belehrend. Ein solcher Typus, wie Finschia, Dammaropsis oder Antiaropsis wiegt mehr wie Hunderte von indomalayischen Monsunformen. Uebrigens mehren sich auch von Tag zu Tag mit dem besseren Bekanntwerden der Floren des Centralgebirges die australischen Pflanzen, denn dort hinauf haben sich dieselben in Neu-Guinea vor den westlichen Eindringlingen geflüchtet. Viele der kleinsamigen Pflanzen mögen ja durch Vögel oder durch Windströmungen verbreitet werden, ja, man muss zugeben, dass die Menge rein australischer Gräser auf dem Mount Victoria beweist, dass für die Verbreitung der leichtbeschwingteren unter den Pflanzensamen die Windströmungen eine Hauptrolle spielen. Ich kann mir wohl vorstellen, dass so ein Samenfallschirm wie von Leontodon taraxacum z. B. von einem heftigen Wind, vielleicht einer Windhose, emporgewirbelt und hunderte von Meilen über Länder und Meeresarme hinweggeführt wird.

Auch grossen Waldbäumen kann das passiren, nicht durch die Luft natürlich, sondern durch die Wellen, als Treibholz. „Wer jemals" sagt Semon in seinem „australischen Busch", „durch solche Mengen von Treibholz gesegelt ist, wie sie mir in der Nähe der Neu-Guinea-Küste begegneten, wird die Wichtigkeit dieses Factors bei der Ausbreitung der Vegetation von Land zu Land, von Insel zu Insel begreifen." Dr. Lauterbach erzählt*) im Bericht über seine Expedition nach dem Gogolfluss, der in die Astrolabebai mündet, dass nach Kubary's Bericht während der Regenzeit gewaltige Stämme hinaus trieben. Ich selbst habe in Palembang auf der Ostküste Sumatra's wahrgenommen, wie der grosse Musi-Fluss bei Hochwässer förmliche kleine Inseln mit noch darauf stehendem Gebüsch und halbwüchsigen Bäumen herabbrachte, die er oben in den Bergen losgerissen hatte. An der Mündung des Serdangflusses, ebenfalls an der Ostküste Sumatra's, habe ich ganze Colonieen herabgeschwemmter Bergpflanzen angetroffen.

Nach meiner Meinung sind das aber doch nur Ausnahmefälle; die Hauptmasse der Pflanzen wird sich kaum „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" verbreiten, sondern hübsch langsam,

*) S. Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1891, I. Heft, S. 32.

Digitized by Google

Schritt vor Schritt, auf festem Boden. Wenn ich darum auf Neu-Guinea's Bergen eine Menge australischer Pflanzen antreffe, so denke ich nicht zuerst an Luft oder Vögel oder Wasser, sondern an alte Landverbindungen, um so eher, als die ganze Vorgeschichte und der Character der Thierwelt darauf hinweist.

Bei dieser habe ich oben stets Gelegenheit genommen, den archaischen Typus derselben zu betonen oder nachzuweisen; die Grundzüge der Fauna sind auf beinahe allen Gebieten uralte, auf Australien hinweisende. Bei den Säugethieren ist dies sofort evident, so dass wir darüber weiter keine Worte zu verlieren brauchen; aber auch die übrigen Abtheilungen haben bei aller Divergenz in der Entwicklung so viel Gemeinsames, dass uns die Beweise dafür überall in die Augen springen. In der Vogelwelt fehlen die Spechte, ganz wie in Australien, eine Reihe von spezifischen Familien aber: Casuariden, Megapodien, Meliphagiden, Artamiden, Papageien, Tauben und Eisvögel sind hier wie dort entweder eigenthümlich entstanden oder haben sich so reich entwickelt, wie sonst an keinem Orte der Welt. Bei den Reptilien haben wir in der zahlreichen Entwicklung der Schlangenfamilie der Pythoninae und der Schlangen mit Giftzähnen australische Züge kennen gelernt und auch in der Schmetterlingswelt sehen wir eine gewisse Uebereinstimmung, indem auf Neu-Guinea die den Satyriden sehr nahestehenden Tenariden vorwiegend zur Entwicklung gelangen.

Neu-Guinea steht mit Australien auf derselben Grundlage, hat sich aber neben ihm selbständig und getrennt entwickelt.

Es hat aber, so wie es von Australien einen Theil von dessen selbstständigen späteren Formen übernommen hat, auch wieder von den seinigen dahin abgegeben, wie das ja übrigens bei zwei so nahe liegenden, durch die Inseln der Torresstrasse beinahe direkt verbundenen Ländern gar nicht anders möglich ist. Es ist dies nur gerade hier so interessant, weil wir deutlich den Weg sehen können, auf dem die Einwanderung vor sich gegangen ist. Dieselbe fand in so reichlichem Maasse und auf allen Gebieten statt, dass Hedley bei Besprechung der australischen Faunengebiete sich gezwungen sieht, die Fauna und Flora Australien's zunächst und vor Allem in eine papuanisch-neuguineensische und in eine nicht papuanische einzutheilen. Dieses papuanische Uebergreifen hat aber nur an einer einzigen Stelle stattgefunden, nämlich im nördlichen Theile von Ostaustralien über die York-Halbinsel und zieht sich von da in einem breiten Streifen längs der Ostküste hinunter bis etwa zur südlichen Grenze von Queensland. Dieser Strich ist so spezifisch papuanisch, dass, wie Hedley sagt, „im Herzen des Queensland „scrub" ein Naturforscher kaum wissen kann, ob er in Neu-Guinea oder Australien ist".

Derselbe Autor vermuthet darum, dass spät im Tertiär die nur wenige (7) Faden tiefe Torresstrasse wieder temporär aufgehoben war und über diese Brücke ein Strom papuanischen Lebens sich nach Australien ergoss.

Auch die Brücke nach den malayischen Inseln zu muss um diese Zeit etwas gangbarer gewesen sein, aber niemals so, dass tertiäre Säugethiere hätten nach Neu-Guinea gelangen können*). Warburg meint, dass die grösste Annäherung am Ende der Tertiärperiode schon der Vergangenheit angehörte.

Der reiche Endemismus, die grosse Menge vicariirender Gattungen und Arten — Neu-Guinea wird hierin, wie wir uns erinnern, nur noch von Madagascar übertroffen — wie wir sie in Vorstehendem auf den verschiedensten Gebieten angetroffen haben, zeigen uns, dass die

*) Der kleine in West-Neu-Guinea vorkommende Paradoxurus ist ganz zweifellos durch malayische Händler, die ihn oft als Hausthier halten, eingeschleppt worden. Der sehr thierfreundliche Malaye, der gern irgend ein zahmes Thier überall mit sich führt, wird überhaupt als faunenveränderndes Element nach meiner Meinung viel zu wenig beachtet. Viele merkwürdige Vorkommnisse, z. B. den Hirsch auf Timor, erkläre ich mir nur auf diese Weise.

Digitized by Google

Differenzirung und Separirung noch heute immer weiter geht. Jetzt, wo der Mensch seine Nivellirungs- und Vermischungsarbeit dort begonnen hat und überall neue Keime mitbringt, die trennenden Meere überbrückend, jetzt wird dieser Prozess vielleicht doppelt so schnell von statten gehen; denn an den Sohlen des Culturpioniers hängen seine heimathlichen Pflanzen und Thiere und werden durch ihn überall hingeschleppt. K. Müller*) zählt in Südaustralien bereits 126 Pflanzen, zu 22 Familien gehörig, als verwildert auf, darunter die Brennessel, das Chenopodium murale etc. Wir in Neu-Guinea haben auch schon Ratten und Mäuse und verwilderte Schweine und Hunde und bei der Masse importirter chinesischer Kuli's, von denen jeder einzelne gärtnerisches Talent hat und seine heimischen Gemüse- und Pflanzensamen mitschleppt, darf man bald ebenfalls verwilderte Pflanzen erwarten. Die Lantana, die, wo sie einmal Fuss gefasst hat, sich fast unausrottbar zähe erhält, habe ich sogar eigenhändig der Flora Neu-Guinea's einverleibt; ich weiss bestimmt, dass vorher kein einziger Strauch an der Astrolabebucht gewesen ist; und es wird nicht uninteressant sein, ihre eventuelle Ausbreitung dortselbst zu verfolgen.

Diejenigen meiner Leser, welche sich redlich bis hieher durchgelesen haben, mögen nebst meiner Entschuldigung für die Länge und Weitschweifigkeit dieser Nachrede zu der Schilderung des Pflanzen- und Thierlebens zugleich meinen Dank für ihr getreues Ausharren empfangen; für die Uebrigen, Bequemeren, welche sich diese Ausführungen geschenkt haben, will ich kurz zusammenfassend resumiren:

Die älteste Geschichte Neu-Guinea's bis zum Ende der mesozoischen Epoche herauf ist allem Anschein nach auf's Innigste mit derjenigen Australien's verknüpft. Obgleich uns die greifbaren fossilen Beweise dafür fehlen, können wir dies doch mit grösster Wahrscheinlichkeit aus der geographischen Lage, sowie aus den nahen Beziehungen der heutigen beiderseitigen Flora und Fauna schöpfen.

Die Trennung Australien's von dem Zusammenhang mit der nördlichen Halbkugel fällt höchst wahrscheinlich zwischen die Kreide und das Eocän, und gleichzeitig damit dürfte auch die Verbindung Neu-Guinea's nach beiden Seiten hin durch Einbrechen der Torresstrasse sowohl wie der malayischen Brücke gelöst worden sein.

Neu-Guinea, mit älteren von Australien her überkommenen Formen, die sich heutzutage vorwiegend in der Thierwelt geltend machen, und mit neueren, vom Norden, Indien, stammenden, ausgestattet, die ganz besonders in der Pflanzenwelt zu Tage treten, schlägt nun, isolirt und auf sich selbst angewiesen, einen selbständigen Entwicklungsgang ein, der namentlich von dem des benachbarten, austrocknenden und in ein gemässigteres Klima hinabgerückten australischen Kontinents gänzlich verschieden ist, sich aber auch von der Lebewelt des malayischen Archipels so scharf unterscheidet, dass wir diese grosse Insel mit ihren um sie herumliegenden kleinen Trabanten als selbständiges Schöpfungscentrum, als eigene Hauptabtheilung der grossen austro-malayischen Region betrachten müssen. Und da sie als solche auch einen eigenen, hübsch klingenden Namen haben muss, so wollen wir sie, nach dem Vorgang des gelehrten französischen Grafen Meyners d'Estrey und Warburg's, Papuasien nennen.

Es erübrigt uns nunmehr noch, kurz der Männer zu gedenken, welchen wir die Entschleierung der naturwissenschaftlichen Geheimnisse unseres Dornröschens verdanken. Die rein geographische Erschliessung soll hiebei als zu weit führend nur ganz flüchtig berücksichtigt werden.

*) Die Verwilderung ausländischer Pflanzen in Südaustralien. „Natur" 1889, Seite 516. Ferner: F. Ludwig: Australische Gräser mit europäischen im Kampf. „Humboldt" VIII., 1889, Seite 117.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 17. Hauptadministrationsgebäude der Astrolabe-Compagnie.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus der frühesten Geschichte sei nur erwähnt, dass die Insel Neu-Guinea wahrscheinlich von dem alten Portugiesen Meneses anno 1526 „entdeckt" wurde, der sie „Papua" genannt haben soll. Das ganze 16. Jahrhundert hindurch wird Neu-Guinea von verschiedenen spanischen und portugiesischen Schiffen, theils freiwillig, theils unfreiwillig besucht, und der Herr Ynigo de Retes taufte die Insel zum ersten mal „Nueva Guinea", welchen Namen sie bis heute behielt.

Während das sechzehnte Jahrhundert ausschliesslich den Spaniern und Portugiesen gehört, dominiren im siebzehnten die Holländer, welche vielfache und bedeutungsvolle Entdeckungsfahrten dahin unternehmen (Willem Jansz, Willem Schouten, Abel Tasman!).

Im achtzehnten werden sie durch die Engländer abgelöst (Dampier, Cook u. A). Der letzte Theil des achtzehnten und die erste Hälfte des neunzehnten gehört vorzugsweise den Franzosen (Bougainville, d'Entrecasteaux, Duperrey, Dumont d'Urville, nach dessen Schiff Astrolabe die von ihm 1827 entdeckte Astrolabebai benannt ward).

In der zweiten Hälfte des neunzehnten treten die Deutschen auf den Schauplatz und rivalisiren mit den zu neuer Thätigkeit erwachten Engländern (Owen Stanley, Moresby).

Spielt sich nicht in dieser kurzen Entdeckungsgeschichte Neu-Guinea's ein ungeheures Stück Weltgeschichte wieder?

Der erste Forscher, welcher den Boden Deutsch-Neu-Guinea's betreten hat, war merkwürdigerweise ein Russe, nämlich der bekannte Nicolaus v. Miklucho-Maclay. Er kam nach Neu-Guinea in der ausgesprochenen Absicht, die Menschen zu studiren. „Ihre Vermuthung", schreibt er*) an Virchow unterm 19. Februar 1874, „dass das Werk des Herrn C. E. v. Baer (Crania selecta, d. V.) meine Reise nach Neu-Guinea veranlasst hat, ist nur insofern richtig, als jedes ausgezeichnete Werk uns zu neuen Forschungen anspornt. Ich muss gestehen, dass bei meiner Reise nicht blos rein anthropologische Fragen mich bestimmt hatten; die Ethnologie dieser noch so indifferenten Stämme zog mich an". Aus diesen Worten wird es uns klar, warum wir dem ausgezeichneten Forscher, der doch in ein vollständig jungfräuliches, unberührtes Gebiet kam, so wenig Neues über Pflanzen- und Thierwelt verdanken; genau genommen eigentlich gar Nichts.

Miklucho-Maclay besuchte dreimal Neu-Guinea**). Im Dezember 1870 trat der damals kaum 23jährige Forscher seine erste Reise an. Hohe Protection am kaiserlich russischen Hofe bewirkte, dass ihm ein Kriegsschiff zur Verfügung gestellt wurde, die Korvette „Vitias", welche ihn im September an der Astrolabebai bei dem Dorfe Bongu an Land setzte, in einem kleinen Hafen, der zu Ehren seines Protectors, des Grossfürsten Constantin, Constantinhafen genannt wurde. Hier lebte nun Miklucho-Maclay fast ein ganzes Jahr lang, bis er durch die Corvette „Ysumrud" im December 1872 wieder abgeholt wurde, in einem kleinen, von den Zimmerleuten der „Vitias" auf dem „Einsiedelei-Point", ½ Stunde von Bongu entfernt, erbauten Hause. Ueber den Aufenthalt Miklucho-Maclay's und sein Verhältniss zu den Eingeborenen werde ich noch an verschiedenen Stellen Anlass haben zu sprechen. Characteristisch für den Mann ist, dass er seinen Leuten nicht erlaubte, auf die Jagd zu gehen, „damit Schiessen die Eingeborenen nicht erschrecke." Sammlungen legte er grundsätzlich nicht an.

Nachdem er in der Zwischenzeit die Molukken, Philippinen, Hongkong und Java besucht, auch Reisen nach Johore und in's Innere der malayischen Halbinsel gemacht hatte, alles zu dem Zweck, durch eigene Anschauung die „Negrito's" kennen zu lernen behufs Vergleichung mit den Papua's, ging er über die Karolinen- und Admiralitätsinseln wieder zurück nach der Astrolabebai, wo

*) Siehe Berliner Zeitschrift für Ethnologie etc. Band VI, p. 177.

**) O. Finsch hat in den „Deutschen geographischen Blättern", herausgegeben von der geographischen Gesellschaft zu Bremen, Band XI, 1888, eine schöne und ausführliche Biographie dieses seltsamen Mannes veröffentlicht, der ich das Meiste des Nachstehenden entnehme.

Digitized by Google

er am 28. Juni 1876 wieder eintraf und in der Nähe seines früheren Wohnortes sich ein neues Haus baute, in dem er bis zum 10. November 1877 verweilte und von dem noch zu meiner Zeit Pfahlreste standen, wie mir Kubary erzählte; ich selbst habe sie nicht gesehen, Finsch ebenfalls nicht. Aber sein Land, das er von den Eingeborenen käuflich resp. durch Tausch erworben hatte, wurde noch immer von ihnen respectirt. Es war auch, wie ich hörte, durch eine Tafel mit entsprechender Aufschrift gekennzeichnet, die aber Kubary entfernen liess. Dann kehrte er nach Singapore zurück, schwer krank an Malaria, wie ich später, 1879, von dem ihn behandelnden Arzt Dr. Trebing vernommen habe. Zur Stärkung seiner Gesundheit ging der rastlose Wanderer nun nach Sydney in Australien, blieb aber nicht lange, sondern begab sich auf eine neue Fahrt nach Ost-Melanesien, den Inseln an der Ostspitze Neu-Guinea's, der Südküste (Britisch-Neu-Guinea) und den Inselchen der Torresstrasse, welche die Zeit von März 1879 bis Mai 1880 in Anspruch nahm. Die letzte Hälfte des Jahres 1880 brachte er in Queensland zu und die erste Hälfte von 1881 in Sydney, wo er eine biologische Station einrichten wollte, es aber nie über die Ansätze dazu hinaus brachte. Im August und September 1881 trieb ihn seine Reiselust schon wieder nach der Südküste Neu-Guinea's. Dann, 1882, benützte er die Anwesenheit eines russischen Geschwaders zur Heimkehr nach Europa, das er seit 12 Jahren nicht gesehen hatte, blieb aber nur bis Ende 1882. Denn im Februar 1883 treffen wir ihn schon wieder als Passagier nach Queensland. Finsch erzählt sehr hübsch das characteristische Factum, dass Miklucho-Maclay, als er auf der Rhede von Batavia ein russisches Kriegsschiff liegen sieht, sofort hinüberrudert, den bereits schlafenden Admiral wecken lässt und denselben überredet, statt nach dem Amur zu segeln, ihn lieber nach der Astrolabebai zu bringen. Das war die Corvette „Scobeleff", die auf dieser Reise den „Alexishafen" vermaass und benannte. Der Admiral ging darauf ein, und so kam Miklucho-Maclay zum dritten Mal nach der Astrolabebai. Er blieb diesmal nur 10 Tage und die Reise hatte eigentlich nur den Zweck, seine im Jahre 1877 zurückgelassenen Sachen wieder abzuholen, die er einstweilen in der Obhut der Eingeborenen gelassen hatte, die ihm „nie das Geringste gestohlen hatten".

Er hatte eine Menge Vieh mit eingeschifft, Rinder, Ziegen und Schafe, von denen aber Finsch 1884 nur noch einen Bullen und eine Zebukuh antraf, zum Glück für die Eingeborenen, wie er meint. Denn er sieht, und vielleicht nicht mit Unrecht, die Einführung und Verwilderung so grosser Thiere als ein Danaergeschenk für die ackerbautreibenden Papua's an.

Miklucho-Maclay ging dann auf dem kleinen Umweg über die Admiralitätsinseln, Pelau (wo er Kubary aufsuchte, seinen Nachfolger in Bongu), Manila und Hongkong nach seinem ursprünglichen Ziel, Sidney, zurück. Er sah Neu-Guinea nicht wieder. 1888 starb er in St. Petersburg, ehe er Zeit gefunden hat, seine gewiss sehr umfangreichen Beobachtungen und Notizen zusammenfassend in einem grossen Werk niederzulegen, für dessen Herausgabe ihm der Zar die splendide Summe von beinahe 45 000 Mark angewiesen hatte. Ueber seine ca. 30 Nummern umfassenden, überall zerstreuten Schriften, die wie gesagt wenig Zoologisch-Botanisches enthalten, finden wir in Finsch's Nachruf eine vollzählige Uebersicht.

Miklucho-Maclay war ein Philantrop, der Herz und Liebe für „seine" Eingeborenen besass, und sowohl bei der englischen wie der niederländischen Regierung protestirte gegen die Vergewaltigung derselben durch die australischen Arbeiteranwerbungsschiffe, wie durch die sogenannte Hongieflotte aus Tidore.

Als zweiter ist Dr. Otto Finsch zu nennen. Derselbe unternahm im Jahre 1879 mit Unterstützung der Humboldt-Stiftung der königlichen Akademie der Wissenschaften eine zoologisch-anthropologische Forschungsreise nach Micronesien, dem Bismarckarchipel, Australien und Südost-Neu-Guinea. Unser Gebiet blieb auf dieser Reise unberührt.

Digitized by Google

Dieser Forscher war es wohl, welcher die deutschen Kreise, aus denen später die Neu-Guinea-Compagnie hervorging, für den Bismarckarchipel und das jetzige Kaiser-Wilhelmsland interessirte, so dass er durch dieselben beauftragt wurde, die Küsten jener Landstrecken zu untersuchen und Grundstücke für Rechnung derselben zu erwerben. Er eröffnet also die Reihe von Expeditionen, durch welche die spätere Neu-Guinea-Compagnie Aufschluss über Land und Leute zu erhalten suchte. Mit dem eigens zu diesem Zweck angekauften Dampfer „Samoa" unter Führung des mit der Entdeckungsgeschichte, resp. Erforschung des Schutzgebietes, unzertrennlich verknüpften Kapitän Dallmann, führte er vom 11. September 1884 bis Ende Mai 1885 eine ganze Reihe (5) von Reisen aus, wobei ihm sehr zu statten kam, dass er sich auf Mioko, die bereits bestehende Niederlassung der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, stützen konnte. Auf der ersten Reise ging er in Port Constantin (Constantinhafen), dem Feld der Thätigkeit Miklucho-Maclay's, vor Anker, erwarb dort ein Stück Land und baute ein Haus. Constantinhafen ist also die erste und älteste Besitzung der Neu-Guinea-Compagnie in Kaiser-Wilhelmsland, obwohl die eigentliche Station erst am 30. Mai 1886 gegründet wurde. Mehrere Tage später entdeckte er den ausgezeichneten „Friedrich-Wilhelmshafen" (19. October), welcher nunmehr Sitz des Landeshauptmanns geworden ist. Am 22. October, während der Fahrt nach dem kleinen, aber damals schon „bevölkertsten" Inselchen Bilibili, ward weit inland der Astrolabebai, gerade bei Sonnenaufgang eine gewaltige Gebirgskette „16—18000 Fuss hoch" entdeckt, die den Namen „Bismarck-Kette" erhielt. Es ist dieselbe Ansicht, fast von demselben Punkt aus aufgenommen, welche ich in der mittleren Ansicht der Gebirgstafel, No. 4, s. S. 6, wiedergegeben habe.

Auf der zweiten Reise, die sich über den östlichen Theil der Küste von Kaiser-Wilhelmsland erstreckte, entdeckte Finsch die von ihm „Deutschland"-, von dem einen Tag später zur Hissung der deutschen Flagge eingetroffenen Kriegsschiff Hyäne jedoch ihm zu Ehren „Finschhafen" genannte Bucht (23. November). Auf der Rückfahrt nach Mioko ward diesmal die Nordküste Neu-Britannien's aufgenommen, während man auf der Rückkehr von der vorigen (ersten) Reise die Südküste dieser Insel entlang gefahren war.

Die dritte und vierte Reise machte Dr. Finsch zur Erforschung der Ostküste Kaiser-Wilhelmslands vom Hüongolf zu bis zum Ostcap, hauptsächlich um den Engländern zuvorzukommen, welche zu gleicher Zeit von der Südküste des östlichen Neu-Guinea's Besitz ergriffen hatten, wie die Deutschen von der Nordküste, und nun an der Ost- und Nordostküste mit den ersteren zusammenprallten, so dass die Feststellung der definitiven Grenze diplomatischen Verhandlungen überlassen werden musste. Die von Finsch auf dieser dritten Reise besuchten Punkte und eine von ihm in der Nähe der Bentleybai gegründete Station Hihiaura, fallen alle in das später England zugewiesene Gebiet.

Die fünfte Reise unternahm Finsch im Mai 1885 zur Untersuchung der Küste von der Astrolabebai bis zur holländischen Grenze, der Humboldtbai. Er entdeckte und benannte hier den Kaiserin-Augusta-Fluss (9. Mai) und drei gute Ankerplätze, den Dallmann-, Berlin- und Hatzfeldhafen.

Auch Finsch konnte, seiner vielen Schiffsreisen wegen, welche zoologischen und botanischen Forschungen nicht gerade günstig sind, für die naturwissenschaftliche Forschung nicht so viel thun, als es ihm, dem Naturforscher von Fach, bei einem stabileren Verweilen am Lande wohl möglich gewesen wäre. Seine Beobachtungen hat er in seinen wichtigen Quellen-Arbeiten: „Samoafahrten" und „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee" in den „Annalen des k. k. Hofmuseums, Wien Band III und VI niedergelegt, worin er auch in den Anmerkungen eine vollständige Aufzählung seiner vielen anderweitigen kleineren Schriften giebt, die hier nicht alle angeführt werden können.

Nachdem Finsch sozusagen den Boden für die künftige Colonisation geebnet hatte, und an den von ihm gefundenen geeigneten Plätzen, z. B. Finschhafen (am 5. November 1885) und Hatz-

Digitized by Google

feldhafen (21. Dezember 1885) Stationen eingerichtet waren, ging die inzwischen (am 29. März 1886) als Neu-Guinea-Compagnie constituirte und unterm 17. Mai 1885 bereits mit einem kaiserlichen Schutzbrief versehene Gesellschaft unter Direction der Herren Geheime Commerzienrath v. Hansemann und Staatssecretär a. D. Wirklicher Geheime Rath Dr. Herzog, Excellenz, daran, das neue Gebiet wissenschaftlich erforschen zu lassen. Sie rüstete desshalb eine Expedition aus, welche aus dem Astronomen Dr. Schrader, dem Botaniker Dr. Hollrung und dem Geologen Dr. Schneider bestand. Wie man sieht, war neben der geographischen hauptsächlich die botanische und geologische Erforschung von Kaiser-Wilhelmsland in's Auge gefasst. Für die zoologische Seite glaubte man durch zeitweilige Beigabe des Jägers Hunstein genügend Sorge getragen zu haben. Die Expedition langte am 19. April 1886 in Finschhafen an und erforschte zunächst die Umgebung dieser Niederlassung bis zum Sattelberg hin, dann diejenige von Constantin- und Hatzfeldthafen, sowie die Küste zwischen Friedrich-Wilhelmshafen und dem Cap Croisilles. Dr. Schrader richtete an den genannten Stationen überall meteorologische Warten ein, die aber nicht lange functionirten. Am 24. Juni 1887 wurde eine grössere Forschungsreise nach dem von Finsch entdeckten und sowohl von Capitän Dallmann als dem damaligen Landeshauptmann Admiral Freiherrn von Schleinitz bereits 300 km weit befahrenen Kaiserin-Augusta-Fluss unternommen, die aber nicht viel weiter vordrang (380 km) als im Jahr vorher Admiral Schleinitz. Dagegen verweilte man 4 Monate lang dort (bis zum 7. November) und suchte von zwei festen Standlagern aus, Zenap und Malu, die Umgebung der befahrenen Strecken eingehend zu erforschen. Ueber die Resultate dieser Forschungen scheint nicht viel publizirt worden zu sein; ich habe mich vergeblich danach umgesehen. Auf der Rückkehr vom Augusta-Flusse wurden die von Admiral von Schleinitz 1886 flüchtig untersuchten und im Geruche brauchbarer Guano-Lager stehenden Purdy-Inseln näher erforscht und die Unmöglichkeit der Existenz solcher dargethan. Eine Gesammtdarstellung der von dieser Expedition unternommenen Ausflüge und Forschungen findet sich in den „Nachrichten aus Kaiser-Wilhelmsland und dem Bismarckarchipel IV. Heft 1888, Seite 183 ff."

Das bedeutendste Ergebniss dieser grossen, wohlausgerüsteten Expedition war zweifellos das botanische; Dr. Hollrung hat unermüdlich gesammelt und das Gesammelte ausgezeichnet conservirt; ausser verschiedenen sehr interessanten Berichten in den „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland" hat er auf Grund seiner Ausbeute mit Dr. K. Schumann zusammen die bereits oben Seite 66 erwähnte „Flora von Kaiser-Wilhelmsland" geschrieben.

Dr. Schellong, der als erster deutscher Arzt in der neuen Kolonie thätig war, von 1886 bis 1888, hat eine sehr fruchtbare wissenschaftliche Thätigkeit entfaltet. Seine Aufmerksamkeit hatte er hiebei weniger auf die naturwissenschaftliche, als auf die anthropologisch-ethnographische Seite gerichtet, über die er neben seinen fachwissenschaftlich-ärztlichen Arbeiten eine Reihe sehr wichtiger und tüchtiger Publikationen geliefert hat, die im nachfolgenden anthropologischen Theil zur Benutzung und Anführung gelangen.

Rein geographisch-topographischer Natur waren die Untersuchungsfahrten des Admirals Freiherrn von Schleinitz, der nach und nach fast alle Küsten des Schutzgebietes befuhr und aufnahm. Er lieferte die geographische Grundlage. Seine Berichte, sowie die des Nachfolgenden, sind in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland abgedruckt, der Haupt- und Uebersichtsbericht im II. Heft 1889.

Hier ist auch Hauptmann Dreger zu nennen, der speziell den Hüongolf und die in ihn mündenden Flüsse untersuchte und aufnahm. (Siehe V. Heft 1887).

Bergingenieur Recknagel (1888—1890) hat die geographisch-geologischen Verhältnisse der Umgebung der früheren Station Hatzfeldthafen untersucht und darüber einen Bericht an die Neu-Guinea-Compagnie erstattet, der im II. Heft der Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1890 abgedruckt ist.

Digitized by Google

Im Jahre 1887 langte der Gärtner L. Kärnbach, „der Unermüdliche", im Schutzgebiet an und begann seine botanische Thätigkeit. Er sammelte sehr viel und lernte auf seinen mannichfachen Reisen die Küste landauf und landab kennen wie kein Zweiter; da er die richtige Art hatte, mit den Eingeborenen umzugehen, die ihm blindlings vertrauten, ward er vielfach zu Arbeiteranwerbungen verwendet; denn mit seinen gärtnerischen Versuchen scheint es nicht recht geglückt zu sein. Als ich im November 1893 im Schutzgebiet ankam, fand ich Kärnbach in Friedrich-Wilhelmshafen; mit betrübter Miene führte er mich in eine Art Garten in der Nähe des „Hôtels zur feuchten Pappe", wo er einige Dutzend Kaffeebäumchen grossgepäppelt hatte, den letzten Rest von einigen Hundert; auch sonst hatte er noch allerhand da ausgepflanzt, wovon Manches gar nicht übel stand; er klagte sehr, dass er bei seinen Versuchen von der Administration nicht die nöthige Unterstützung finde; mit wie viel Recht oder Unrecht weiss ich nicht; jedenfalls war die Idee eines Versuchsgartens auf dem sterilen, des Humus entbehrenden Korallenbodens von Friedrich-Wilhelmshafen eine sehr unglückliche. Später begann Kärnbach auf eigene Rechnung Speculationen, zuerst, wie ich oben erzählte, mit Aufsuchen von gummi- und harzhaltigen Bäumen, dann mit Anlage einer Traderstation auf Seleo bei Berlinhafen. Er wurde mehreremale todtgesagt, tauchte aber immer wieder auf. Das letztemal 1894; nachdem er sich in dem gänzlich von allem Verkehr abgeschnittenen Berlinhafen niedergelassen, dessen Bewohner bei uns an der Astrolabebai in einem sehr schlechten Ruf standen, hörten und sahen wir lange Nichts von ihm. Plötzlich erschien in Friedrich-Wilhelmshafen einer seiner schwarzen „Jungen" über Land und erzählte unter Thränen, sein Herr sei mit seinem Segelboot, das in Singapore gekauft und sehr bedenklich construirt war, so dass ihm Herr v. Hagen mehrmals ein Unglück damit prophezeite, auf der Fahrt nach Friedrich-Wilhelmshafen gescheitert und von den Eingeborenen vor seinen Augen ermordet worden. Wir betrauerten alle den armen Kärnbach aufs Tiefste; endlich also hatte es ihn doch erwischt! Doch siehe da! einige Monate später tauchte er frisch und munter plötzlich wieder bei uns auf; an der ganzen Geschichte war kein wahres Wort gewesen; es waren eitel Flunkereien seines weggelaufenen schwarzen Jungen, der sich vor Strafe retten wollte. Ein paar Jahre später ist Kärnbach aber wirklich gestorben. Wenn er auch kein akademisch graduirter Forscher war, so hat er doch sehr Tüchtiges geleistet und für die Erschliessung unseres Gebietes mehr beigetragen als viele Andere. Der Name Kärnbach wird in der Colonisationsgeschichte Kaiser-Wilhelmslands stets ehrenvoll genannt werden.

Von seinen Zügen hat er stets eine Menge ethnographischer Sammlungen mitgebracht; ein Theil davon ging in die Hände meines Freundes Maschmeyer, damals Hauptassistent in Stefansort, ein anderer und zwar der bedeutendste, in diejenigen des Hauptadministrateurs v. Hagen über.

Kärnbach hat selbst wenig publizirt; ein paar kleine Aufsätze, die er mir selbst schenkte, deren Titel ich aber leider augenblicklich nicht angeben kann, weil ich sie unauffindbar verlegt habe, das ist glaube ich Alles. Die von ihm gesammelten Algen, Pilze, Flechten etc. sind publizirt (zugleich mit denen Lauterbach's) von P. Hennings: „Fungi novoguineenses" in Engler's botanischen Jahrbüchern Band XV, 1892, I. Beiblatt No. 33 und Band XVIII, 1894, Beiblatt 44.

Im Jahre 1886 oder 1887 muss auch Johann Kubary, der bekannte Südseereisende und Sammler für die Firma Godeffroy & Cie. in Hamburg, nach Kaiser-Wilhelmsland gekommen sein, denn wir finden ihn bereits Ende 1887 als Stationsvorsteher von Constantinhafen, wo er bis zu seinem Weggang 1895 blieb. Er hatte sich in der langen Zeit seines Aufenthaltes dort vollständig in die Sprache, Sitten und Gewohnheiten der Eingeborenen eingelebt, war aber von denselben weniger geliebt, als gefürchtet.

Da Kubary einer der bekanntesten Südseereisenden ist, so dürften ein paar Bemerkungen über die persönliche Erscheinung des Mannes, der ebenfalls schon zur ewigen Ruhe eingegangen ist, nicht unwillkommen sein. Er war, obwohl nach seiner Angabe erst 48 Jahr alt, ein gebeugt gehender,

Digitized by Google

völlig ergrauter Mann, den ich nahe den Siebzigern geschätzt hätte; er befand sich auch freilich schon seit dreissig Jahren fast beständig in den Tropen. Er war mit einer hübschen, schlanken Mischlingsfrau von den Karolinen (Ponapé) verheirathet; wohl bei dieser Gelegenheit hatte er sich am ganzen Körper regelrecht tätowiren lassen, gleich seiner Frau. Er besass ein ca. 8jähriges Mädchen, Bella, mit prächtigen blauen Augen und blonden Haaren. Mit seiner Frau, der „Mutterr" die, wie auch das Kind, sehr gut deutsch sprach, schien er sehr glücklich zu leben. Sie war eine liebe, sanfte und stille, aber sehr tüchtige Hausfrau, die aber auch mit dem Ruder und der Büchse umzugehen verstand. Sie verfertigte entzückende Schmucksachen aus Schildpatt. Ich habe Fächer von ihr gesehen, so wunderbar mit Paradiesvogelfedern und -Bälgen arrangirt, dass sie jedem Beschauer einen Ausruf der Bewunderung entlockten. Kubary war der erste, der den wunderbaren Schmetterling Troides paradiseus Staudgr. aus der Raupe züchtete, und in grösserer Zahl nach Europa sandte.

Er war einer der erfolgreichsten Sammler, hatte aber auch stets eine Menge von Personal zur Verfügung, das er zur Vogeljagd und zum Fang von Schmetterlingen und Landconchylien anlernte und bis weit hinein in's Land auf die Vorberge des Finisterre-Gebirges aussandte. Er betrieb das Sammeln als Geschäft; durch ihn sind grosse Collectionen nach Europa gekommen, namentlich Vogelbälge, von denen die meisten nach seiner mündlichen Mittheilung Rothschild in Tring und das Dresdener Museum erhielt, Schmetterlinge, die an Dr. Staudinger nach Dresden gingen, und Landconchylien, die er an den bekannten Malakologen Freiherrn von Möllendorff, damals deutscher Consul in Manila, sandte. Er hat nach seiner eigenen Aussage nie wo anders in Kaiser-Wilhelmsland sammeln lassen, als an der Astrolabebai, was vielleicht für die Provenienz von ihm nicht etikettirter Sammlungen nicht unwichtig ist. Von andern Lokalitäten habe ich nur ein Kästchen mit Schmetterlingen aus Finschhafen bei ihm gesehen, das er von irgend Jemand erhalten hatte.

Er selbst hat Nichts aus Kaiser-Wilhelmsland publizirt. Seine Conchylien hat Herr von Möllendorff beschrieben und über eine Vogelbalgsammlung berichtete Geheimrath Dr. A. B. Meyer im „Ibis" 1890: „Notes on birds from the Papuan region". Ueber Schmetterlinge hat Dr. Staudinger in der „Jris" geschrieben. Ueber seine ethnographischen Sammlungen, die theilweise nach Leiden gegangen zu sein scheinen, hat J. D. E. Schmeltz im Internationalen Archiv für Ethnographie berichtet.

Im Jahre 1888 war der junge Danziger Botaniker Dr. Hellwig nach dem Schutzgebiet gekommen und hatte, im October 1888, mit dem bekannten Weltreisenden und Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung", H. Zöller, dessen kurzen, aber berühmten Zug in das Finisterre-Gebirge mitgemacht, von dem die beiden so reiche geographische und botanische Resultate mitbrachten. Zöller-Hellwig sind bis jetzt die einzigen, welche in Kaiser-Wilhelmsland die Hochgebirgsregion erreichten. Zöller hat seine Resultate in dem schönen und inhaltreichen Buch: „Deutsch-Neu-Guinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges", 1891, Deutsche Verlagsgesellschaft, niedergelegt, dem armen Dr. Hellwig ist es nicht so gut geworden; ihn raffte bereits am 24. Juni 1889 die Dysenterie dahin. Aus seiner Feder kenne ich nur die Berichte in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland über eine Expedition nach Tiggedu, eine solche nach dem Sattelberg (II. Heft 1889) und eine dritte nach Poom-Sattelberg in Begleitung Recknagels und Warburgs (I. Heft 1890). Sein botanischer Nachlass kam glücklicherweise in die Hände Warburg's, und derselbe hat ihn in 2 Arbeiten: „Plantae Hellwigianae" und „Bergpflanzen aus Kaiser-Wilhelmsland", beide abgedruckt in Engler's botan. Jahrbüchern, Bd. XVI, 1893 u. Bd. XVIII, 1894, bearbeitet.

Einen warmen Nachruf an diesen jungen, auf dem Felde der Ehre gefallenen Forscher aus der Feder von Dr. Lakowitz enthält das 13. Heft der Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig über die Wanderversammlung des westpreussischen zoologischen botanischen Vereins zu Schwetz a. W. vom 27. Mai 1890.

Digitized by Google

Etwas später weilte in Kaiser-Wilhelmsland der meinen Lesern bereits so wohlbekannte Dr. und jetzige Professor O. Warburg, der im Jahre 1889 das Schutzgebiet besuchte und von Finschhafen an bis Hatzfeldthafen botanisirte. Sein Hauptwerk: „Beiträge zur Kenntniss der papuanischen Flora" in Engler's Jahrbüchern, Band XIII 1891, ist ein wahrer Schatz. Seine zahlreichen übrigen Publikationen habe ich oben im botanischen Theil bereits erwähnt.

Gegen das Ende der achtziger Jahre legten auch die Gebrüder Geissler im Kaiser-Wilhelmsland ihre, soviel mir bekannt, vorwiegend ornithologischen Sammlungen an, die hauptsächlich an das Dresdener Museum kamen und in mehreren Publikationen von Herrn Geheimrath Dr. A. B. Meyer bearbeitet wurden. Es sind mir bekannt:

„Ueber Vögel von Neu-Guinea und Neu-Britannien", in den „Abhandlungen und Berichten des Kgl. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden", 1890—91, No. 4.

„Neuer Beitrag zur Kenntniss der Vogelfauna von Kaiser-Wilhelmsland, besonders vom Hüongolfe", ibid. 1892—93, No. 3.

„Beitrag zur Kenntniss der Vogelfauna von Kaiser-Wilhelmsland", im Journal für Ornithologie 1892.

„Goura beccarii huonensis", in: Ornithologische Monatsberichte 1893, Seite 65—67.

Herrn B. Geisler, der, so viel ich weiss, jetzt noch im Bismarckarchipel weilt, hatte ich im Jahre 1894 das Vergnügen, persönlich in Herbertshöhe kennen zu lernen.

Dr. C. Lauterbach hat seinen Namen zweimal mit der naturwissenschaftlichen Erforschung unseres Gebietes in hervorragender Weise verknüpft; das eine Mal im November und Dezember 1890 durch seine Erforschung des Gogolflusses, das zweitemal durch die bekannte Expedition 1896, wobei der grosse Ramufluss und dessen Ebene entdeckt, sowie der Fuss des Bismarckgebirges erreicht wurde.

Ueber seine Gogolexpedition, wobei ihn Kärnbach begleitete, hat er im I. Heft der „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland etc." 1891 berichtet, und dabei eine leider nur sehr summarische Uebersicht über seine zoologisch-botanische Ausbeute gegeben.

Er traf auffallend viel Palmen und erklärt das Vorherrschen derselben, namentlich zweier Areca-Arten, am Unterlauf geradezu charakteristisch. Auch Nipa- und Sagopalmen, Calamus, Rottan, eine hohe Caryota, kleine Chamaedorea ähnliche Palmen und Licuala's waren nicht selten, die weiter flussaufwärts das häufigste Unterholz bildeten. Dadurch scheint sich das Gogolthal von der übrigen Landschaft an der Astrolabebucht zu unterscheiden, die wir verhältnissmässig palmenarm gefunden haben. Interessant und wichtig ist, dass noch weit im Innern, wo Tauschwaaren, wie Muschelschmuck, Bilibili-Kochtöpfe etc. kaum hingedrungen waren, auf den Plantagen der Eingeborenen noch Papaya's gefunden wurden. Da sie auch sonst überall in Neu-Guinea sehr häufig sind und, gerade wie der Tabak, schon lange kultivirt werden, so sind trotz bestimmter Angaben leichte Zweifel nicht zu unterdrücken, ob die Papaya wirklich erst durch Miklucho-Maclay an der Astrolabebucht eingeführt wurde. Kokosnüsse wurden im ganzen Bereich der Expedition gefunden, ebenso Bananen, von denen auch 6 Meter hohe Exemplare wild im Wald angetroffen wurden.

Von Säugethieren fand Lauterbach Massen fliegender Hunde (Pteropus), sowie einen Beutelfuchs und Wildschweine. An Wasservögeln nennt er mehrere Arten von Seeschwalben und Strandläufern, Reiher, Enten, Raubvögel, Kasuare, Kron- und eine Reihe anderer Tauben, viele Nashornvögel, den schwarzen Kakadu, Tanysiptera, Cicinnurus regius, Paradisea finschii. Krokodile von ca. 4 Meter Länge waren häufig, und Schlangen, Eidechsen und Frösche in ziemlicher Menge und Mannichfaltigkeit vorhanden. Von Fischen wurden nur junge Aale, aber in grosser Menge, erbeutet, doch meint Lauterbach, dass der Fischreichthum des Flusses jedenfalls ein bedeutender sei. (Auch im Augustafluss waren Aale die Hauptfischgattung). Am Ufer unter Laub versteckt fanden sich massenhaft kleine Krabben, und in ihrer Gesellschaft auch ziemlich grosse Scolopender. Coleopteren

Digitized by Google

stellten besonders zahlreiche Vertreter aus den Familien der Curculioniden und Longicornier. Eine glänzend grüne Cetonia war äusserst zahlreich. Landschnecken waren in ziemlicher Mannichfaltigkeit. Zu den unangenehmen Beigaben gehörten Landblutegel, die jedoch nur vereinzelt vorkamen und vor Allem die sogenannten Buschläuse, vulgo Buschmucker (siehe oben Seite 72) die Lauterbach als zu den Milben gehörig anspricht. Sie sollen besonders im Schilf zahlreich gewesen sein. Jammerschade, dass Dr. Lauterbach keine grössere zusammenfassende Arbeit über die von ihm beobachtete Pflanzen- und Thierwelt veröffentlicht hat. Wo seine Ausbeute, aus 300 Nummern Phanerogamen, 100 Nummern niedere Kryptogamen, Gesteins- und Bodenproben, ethnographischen Sammlungen, einer grossen Zahl Insekten und etwa 100 Nummern anderer zoologischer Gegenstände bestehend, bearbeitet und publizirt wurde, ist mir unbekannt geblieben, mit Ausnahme der vorhin bei Kärnbach erwähnten Fungi.

Die im Schutzgebiet thätigen Missionare haben einen Hauptantheil an der Forschungsarbeit, aber nach Lage der Sache erstreckt sich dieselbe vorwiegend auf den Menschen. Hier wurde aber von ihnen bereits Hervorragendes geleistet. Ohne die Missionare wäre es nicht möglich gewesen, so tief in das geistige Leben der Eingeborenen einzudringen, wie es uns bereits gelungen ist; namentlich im Schlüssel zu dem Ganzen, in den Sprachen, die hier verwickelter sind wie anderswo, haben sie der Wissenschaft unschätzbare Dienste bewiesen. Die Namen Hoffmann, Bergmann, Kunze von der rheinischen und Vetter von der Neu-Dettelsauer Mission, werden unvergessen bleiben. Ihre verschiedenen Publikationen, meist in den Missionszeitschriften, werden im ethnographischen Theil zur Würdigung gelangen. Das Mutterhaus in Barmen mit seinen riesigen Sammlungen birgt naturwissenschaftliche Schätze ersten Ranges.

Missionar Bammler von der Neu-Dettelsauer Mission, auf den Tami-Inseln thätig, hat sich ausserdem noch durch eine reichhaltige botanische Sammlung ausgezeichnet, die K. Schumann als „Plantae Bammlerianae" im Notizblatt des kgl. bot. Gartens und Museums zu Berlin I, 1895 p. 44 bis 57 beschrieben hat. (In demselben Blatt No. VII 1897 sind von demselben Verfasser die „Plantae Dahlianae" aus Neu-Pommern beschrieben.)

Im Jahre 1892 begann der Präparator des ungarischen Nationalmuseums S. Fenichel seine umfangreiche Sammelthätigkeit an der Astrolabebai. Seine Sammlungen haben uns zuerst ein einigermaassen vollständiges und übersichtliches Bild über die Fauna Deutsch-Neu-Guinea's geliefert, namentlich hinsichtlich der Vogelwelt und der Landconchylien. Der anscheinend nur mit geringen Mitteln ausgestattete Mann fand freundliche Aufnahme und verständnissvolle Unterstützung bei dem stellvertretenden Administrateur Herrn L. Maschmeyer, der, selbst ein grosser Naturfreund und Sammler, von Fenichel die richtigen Präparationsmethoden erlernte und dadurch im Stande war, ziemlich umfangreiche Sammlungen anzulegen, von denen ein grosser Theil in das grossherzogliche Museum zu Karlsruhe gelangte.

Leider konnte Fenichel seine erspriessliche Sammelthätigkeit nicht lange ausüben; ein „Schwarzwasserfieber" raffte schon 1893 den bescheidenen, stets gefälligen und anspruchslosen Mann dahin. Als ich im November 1893 im Schutzgebiet anlangte, war er schon seit längerer Zeit todt. Seine Sammlungen, die das Budapester Nationalmuseum erhielt, wurden theils in der Zeitschrift „Aquila" 1894, theils in den mehrgenannten Természetrajzi Füzetek publizirt.

In die durch Fenichel's Tod gerissene Lücke trat bald der ungarische Professor L. Biró, ebenfalls vom Budapester Nationalmuseum ausgesendet. Dies war der erste wissenschaftliche Zoologe, der von 1896 an bis jetzt in unserm Gebiet seine Forscherthätigkeit entfaltete und sehr umfangreiche Sammlungen an sein Museum sandte. Ich habe schon oben Seite 79 über ihn gesprochen und will nur noch hinzufügen, dass seine Sammlungen alle in den „Termész. Füzetek" zur vorläufigen Bearbeitung gelangt sind. Er hat bis jetzt nur wenig selbst publiziren können; dagegen dürfen

Digitized by Google

wir wohl nach seiner Rückkehr ein grosses, zusammenfassendes Werk über Deutsch-Neu-Guinea von ihm erwarten.

Des englischen Sammlerpaares Cotton und Webster war ich schon verschiedene male in der Lage zu erwähnen. Sie trafen mit derselben „Lübeck" wie ich, im November 1893 im Schutzgebiet ein und gingen zuerst nach dem Archipel, wo sie, nach Webster's Aussage, über 4000 Schmetterlinge und 200 Vogelbälge erbeuteten; am 19. Januar kehrten sie zurück nach Stefansort, wo sie der Hauptadministrateur v. Hagen in seinem Hause aufnahm und ihnen in einem Nebengebäude ein Präparations- und Sammlungszimmer (die „Stinkbude") einrichtete. Sie sammelten die Umgebung von Stefansort ab, ohne etwas Anderes als das Allergewöhnlichste zu erbeuten; namentlich die von ihnen so sehr gesuchte Ornithoptera paradisea wollte sich nicht finden lassen. Sie unternahmen zwei grössere, wochenlang dauernde Touren; eine in das Hinterland der Astrolabebai, die vom 27. März bis zum 19. April 1894 dauerte, wobei sie der Polizeiunteroffizier Piering mit einem Theil seiner Truppe geleitete, der nachmals mit Ehlers eines so jämmerlichen Todes sterben musste. Ich besitze die wortgetreue Abschrift von dem damals durch Piering geführten Tagebuch, wonach auf der ganzen dreiwöchentlichen „Expedition" 17 gewöhnliche und 1 schwarzer Paradiesvogel geschossen und ca. 50 Schmetterlinge, darunter einige seltene, erbeutet wurden, ein Resultat, welches mir von den Herren selbst bestätigt wurde; die übergrosse Magerkeit desselben wurde dem ewig herabrieselnden Regen zur Last gelegt. Die Tour hat die Herren jedenfalls nicht weit in das Land hineingeführt, denn Piering berichtet von dem weitesten und höchsten Punct, der am 11. April erreicht wurde und von dem aus er in 25 (deutschen) Meilen die Dampier-Insel N 20° O, Long Island N 60° O, das Finisterre-Gebirge N 70° O (4 deutsche Meilen entfernt) peilte, dass flaches Land, soweit man sehen könne, nicht wahrzunehmen sei. Die Ramuebene wurde also noch nicht einmal gesichtet. Ebenso wenig berichtet er von Sichtung der Bismarckkette. Die Tour ging fast stets den Mintjimfluss entlang.

Die zweite Tour machten die Herren etwas früher, indem sie am 10. Februar mit der „Lübeck" nach Simbang und dem Sattelberg fuhren, von wo sie eine ganze Menge sehr hübscher, seltener und neuer Schmetterlinge mitbrachten, die grösstentheils in die Sammlung von Rothschild's in Tring oder in die von Henley Grose Smith in London übergingen und theils in den, „Novitates zoologicae" des Tring-Museums, theils in den „Rhopalocera exotica" von Grose Smith und Kirby beschrieben und abgebildet wurden. Selbst publizirt haben die beiden Herren meines Wissens Nichts; sie sprachen zwar immer mit grosser Ehrfurcht von ihrem „book", das sie zusammen schreiben wollten, aber ich glaube nicht, dass dasselbe je das Licht der Welt erblickt hat. Im Mai 1894 gingen sie, zugleich mit mir, wiederum nach dem Archipel, und scheinen von da, ohne wieder nach Kaiser-Wilhelmsland zurückzukehren, nach Australien gezogen zu sein.

Ein tüchtiger Sammler von Beruf, namentlich für Schmetterlinge, war Wahnes. Schon ein Sechziger, hatte er sich, noch frisch wie ein Jüngling, hinausgemacht nach Neu-Guinea und eine Zeit lang 1890 in Finschhafen, später aber, nach seiner Rückkehr von den Salomoninseln (Shortland), wohin er mit dem bekannten Sammler und Reisenden C. Ribbe gegangen war, im April 1894 an der Astrolabebai in Stefansort und Bongu verweilt. Ich lernte ihn dort kennen. Gleichwie Kubary, hatte auch Wahnes Erfolg im Züchten von Ornithoptera paradisea, und lieferte manch schönes Pärchen nach Europa. Seine Hauptausbeute gelangte in die Hände des bekannten Schmetterlingsliebhabers Herrn W. v. Schönberg, nach dem als erstem Besitzer Pagenstecher die Ornithoptera paradisea ursprünglich benannt hatte (Ornithoptera schönbergi event. Schönbergia paradisea).

Unter den Sammlern ist noch der Apotheker und Hospitalverwalter in Stefansort, F. Kunzmann (1893—96) zu nennen, der sich hauptsächlich auf Fische, Kriechthiere und Schmetterlinge verlegte und sowohl an Schlüter in Halle wie an eine belgische Firma sandte. Er hat auch nach

Digitized by Google

eigenen photographischen Aufnahmen ein „Neu-Guinea-Album“ herausgegeben, das von Meisenbach, Riffarth & Co. vervielfältigt wurde und viele hübsche und interessante Abbildungen enthält.

Der traurige Ausgang der Expedition Ehlers ist noch in Aller Gedächtniss. Seine Sammlungen und Tagebücher sind mit ihm und Piering in den Fluthen des Urwaldstromes begraben.

Ueber die letzte grosse Expedition Lauterbach-Kersting-Tappenbeck, welche die grosse Ramu-Ebene und den gleichnamigen Fluss entdeckte und bis an den Fuss des Bismarck-Gebirges vordrang, brauche ich ebenfalls keine Worte zu verlieren, da die Berichte über dieselbe noch vor Kurzem durch alle Blätter gingen. Ich kann desshalb kurz auf die Publikationen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin und den Jahrgang 1896 der Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland verweisen. Die zoologischen und botanischen Ergebnisse der Expedition scheinen noch theilweise der Veröffentlichung zu harren; bis jetzt ist mir nur die Bearbeitung der mitgebrachten Vogelbälge bekannt geworden, welche Reichenow im Journal für Ornithologie gegeben hat. Auf die vollständigen naturwissenschaftlichen Ergebnisse darf man mit Recht gespannt sein.

Anschliessend an die bedeutenden Ergebnisse dieser ersten Ramu-Expedition ward 1897 durch die Neu-Guinea-Compagnie eine zweite unter Leitung des Herrn Tappenbeck ausgerüstet, die, wie ich höre, sogar schon eine Station am Fusse des Bismarck-Gebirges angelegt hat. Wer wird der glückliche Zoologe sein, der dort zuerst seine Thätigkeit entfalten und das Bismarckmassiv durchforschen darf?

Dies sind im Grossen und Allgemeinen die Umrisse des Ganges der naturwissenschaftlichen Erforschung Kaiser-Wilhelmslands und der Männer, welchen wir dieselbe verdanken. Ich glaube nicht, dass ich etwas Wesentliches übersehen oder ausgelassen habe, wenn ich auch gerne zugeben will, dass mir manche Publikation in Fachzeitschriften entgangen sein mag, und dass ausser den genannten Herren noch eine Reihe von Beamten und Angestellten Sammlungen für ihnen nahe stehende Museen oder Privatsammler angelegt haben, namentlich solche ethnographischer Art.

Nachdem wir so die Bühne mit ihren pflanzlichen und animalischen Decorationen kennen gelernt haben, auf der sich das Leben der Menschen dort drüben, unserer braunen Colonialbrüder, abspielt, wollen wir nunmehr uns diesen zuwenden und die Bekanntschaft der Herren Eingeborenen, so gut es geht, zu machen suchen.

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 18. Tamo's von Bogadjim an der Astrolabebai.

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 19. Aegil, ein Bogadjim-Patrizier. Sohn des alten Kodi koba.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Eingeborenen.

Wir nennen dieselben bekanntlich Papua's (spr. Papúa's) und begreifen unter diesem Namen die eingeborenen Bewohner von ganz Neu-Guinea. Selbstverständlich hat kein Einziger eine Ahnung, dass er ein „Papua" ist; dieser hübsche Name wurde ihnen von Fremden ohne ihr Vorwissen oder ihre Einwilligung beigelegt, und am wahrscheinlichsten von den handeltreibenden Malayen der Molukken. Riedel*) leitet denselben von dem Ceram'schen Wort für Haar ab, das hua oder vua heissen soll. V können die Malayen nicht aussprechen, weil die malayische Sprache kein F hat, und setzen meistens dafür ein P; also Pua, oder mit dem Praefix: Pe- resp. Pa-pua. Riedel sagt ganz richtig, dass die Papua's den Malayen nicht zuerst auf Neu-Guinea, sondern bereits auf den Molukken zu Gesicht gekommen sein müssen, und dass darum das Ceramwort in das (ost-) Malayische übergegangen sei; der Westmalaye kennt dasselbe nicht. Dies dürfte von allen Erklärungen wohl die plausibelste für das räthselhafte Papua sein.

Die Leute selbst nennen sich verschieden; ein allgemeines Stammesbewusstsein geht ihnen ab und die Sprachenzersplitterung ist, wie wir sehen werden, so gross, dass fast jedes Dorf seine eigene Sprache hat; die Eingeborenen an der Astrolabebai nennen sich in bescheidenem Stolz einfach: Männer, Tamo's.

Die zunächst sich erhebende Frage ist:

Welchem Völker- oder Menschenstamm gehören die Papua's an und wo sind sie hergekommen? Ich weiss es nicht, Niemand weiss es, die Papua's selbst auch nicht. Doch ja, ein alter Mann aus Bogadjim wusste es. Er erzählte mir, sein Volk sei aus den Bergen herabgekommen und stamme ab von einem riesenhaften Ehepaare, Baring (d. i. Mann) und Silau (d. i. Frau) genannt, welche dort aus der Erde hervorgewachsen seien.**)

Die Leute von Siar bei Friedrich-Wilhelmshafen hinwiederum wollen vom Wasser hergekommen sein. Beide divergirenden Ueberlieferungen mögen ein Körnchen Wahrheit enthalten. Von irgendwoher gekommen müssen die Papua's ja doch wohl sein; denn dass sie an Ort und Stelle, ich meine auf Neu-Guinea selbst, entstanden sein sollten, das dürfte doch wohl als ausgeschlossen zu betrachten sein; denn seit dem Ende des mesolithischen Zeitalters ist Neu-Guinea (und Australien), wie wir vorhin gesehen haben, von dem Zusammenhang mit der übrigen Welt getrennt gewesen und hat keine Keime zur Weiterentwicklung der damals bereits vorhandenen Säugethiere (Monotremen und Marsupialien) in placentale erhalten. Darum ist es auch nach dem heutigen Standpunct unserer naturwissenschaftlichen Kenntnisse unmöglich, dass der Mensch, augenblicklich das höchste Glied, die Blüthe sozusagen der ganzen Schöpfungsreihe, direct aus dem marsupialen Formenkreis, mit Ueberspringung der ganzen ungeheuren tertiären Entwicklungsreihe, autochthon in Neu-Guinea oder Australien oder gar in Polynesien entstanden sei. Wenn es sich bewahrheiten sollte, dass man in Australien (Victoria) wirklich auf tertiären Sandsteinplatten Fussspuren

*) In einem Brief an Virchow (siehe Zeitschrift für Ethnologie, Band XVI pag. 428). Er sagt dort auch, dass im Ceramesischen das Schwein hahua heisse. Wenn dies richtig ist, so wäre es auch nicht unmöglich, dass die Papua's von den neu zum Islam bekehrten Ceramesen einfach „Schweine" genannt wurden. „Schwein" ist ja dem Malayen jedem Nichtmohamedaner gegenüber ein sehr beliebtes Schimpfwort.

**) Dies ist nur das Bruchstück eines Märchens, das ich der Güte meines noch oft zu erwähnenden Freundes, des Missionars A. Hoffmann, verdanke und das weiter hinten ausführlicher mitgetheilt werden soll.

Digitized by Google

eines menschlichen Wesens entdeckt hat*), so könnte das höchstens beweisen, dass die Einwanderung des Menschen schon damals stattgefunden hatte. Denn dass der Mensch ausserordentlich früh schon und zwar in Begleitung des Hundes, des Dingo, jene Gebiete besiedelte, ist ganz zweifellos und wird durch die Thatsache bewiesen, dass er bei seiner Einwanderung weder die Metalle, noch wahrscheinlich das Feuer kannte, wie wir späterhin sehen werden. Dieselbe ist aber auch schon sehr früh wieder abgeschnitten worden, noch vor der Metallzeit; denn die Metallschätze Neu-Guinea's und Australiens liegen heute noch vom Eingebornen ungekannt und unbenützt da; wir erst haben ihn seit wenigen Jahren das Eisen kennen gelehrt. Wenn wir darum finden, dass die Australier und Papua's sich zu eigenen, gut unterschiedenen Localvarietäten entwickelt haben, so darf uns dies angesichts der langen und strengen Isolirung nicht wunder nehmen.

Ich will für das Gesagte hier nur zwei Autoritäten anführen.

Oscar Peschel sagt schon 1876 in seiner Völkerkunde Seite 32; „Allerdings ist in diese (vortertiäre) Schöpfung auch der Mensch hineingerathen und in seiner Begleitung — denn gleich und gleich gesellt sich gern — ein reissendes Thier, der Dingo oder neuholländische Hund. Allein, dass sie als Fremdlinge diese zoologische Provinz betraten (dies gesteht selbst Agassiz im Essay on classification London 1849, p. 60), fühlt ein Jeder, der den Thatsachen der Thiergeographie ihre geschichtlichen Lehren abgewonnen hat."

Ebenso sagt Virchow im IX. Band der Berliner Zeitschrift für Ethnologie etc. p. (89): „Wenn man die Gesammtheit der Erscheinungen des thierischen Lebens in Australien studirt, so stösst man bekanntlich auf eine tiefe Kluft, welche plötzlich das Thierreich unterbricht und zwar auf einem sehr niedrigen Punct; diesseits desselben erscheint plötzlich der Dingo und dann mit einer neuen längeren Unterbrechung der Mensch." „Die Einwanderung des Menschen in Australien soll von NO nach S und SW in progressiver Schiebung der Stämme vor sich gehen. Auch sollen (nach Taplin) Verwandtschaften der australischen mit polynesischen und melanesischen Sprachen existiren."

Ueber den Gang dieser Einwanderung giebt es eine Menge Theorien und Ansichten Berufener und Nichtberufener, die aber sämmtlich darin übereinstimmen, dass die Besiedlung von Westen her, über den malayischen Archipel, stattgefunden haben muss, im Grossen und Ganzen also denselben Weg nahm, wie die Pflanzen- und Thierwelt, soweit diese als eingewandert zu gelten hat.

Und in der That kann ein andrer Weg auch kaum möglich gewesen sein, das lehrt uns schon ein flüchtiger Blick auf die Karte.

Im Osten und Norden Neu-Guinea's breitet sich das unendliche Meer aus mit seinen selbst unbesiedelten, zerstreuten Inselgruppen, und im Süden stösst unmittelbar der ebenfalls menschenleere australische Kontinent an.

Im Westen dagegen, fast direkt mit Neu-Guinea zusammenhängend, liegt die dichte Inselwelt des malayischen Archipels, welche die schönste und bequemste natürliche Brücke bildet zwischen Papuasien und den alten Völkercentren Vorder- und Hinterindiens.

Ich will nun in Folgendem die Resultate einiger Forscher der verschiedensten Richtungen möglichst wortgetreu wiedergeben, um dem Leser einen Einblick zu gewähren in die Vorstellungen, welche sich jene über den wahrscheinlichen Verlauf dieser Besiedelung gemacht haben.

Zunächst mag ein „Laie" das Wort haben.

Herr J. Weisser hatte als Marinezahlmeister von 1882 bis 1885 mehrfach unser Gebiet besucht, und fasst seine auf Grund eigener Anschauungen gewonnenen Resultate in folgenden Sätzen**) zusammen:

---

*) cf. „Science of man and Australian anthropological Journal" Sydney 1898.

**) „Der Bismarck-Archipel und das Kaiser-Wilhelmsland." In den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft Hamburg 1885/86, Seite 269.

Digitized by Google

Der Archipel wird von vier bemerkbar zu unterscheidenden Stämmen bewohnt:

1. Die dunkelste Bevölkerung (echte Melanesier), welche hauptsächlich auf der Gazellehalbinsel Neu-Pommerns wohnt, von dort Neu-Lauenburg, das ganze südliche Neu-Mecklenburg von Cap Givry an bevölkert hat und von da über die Salomon-Inseln und Neu-Hebriden weiter gewandert ist. Es waren dies seiner Ansicht nach die am weitesten nach Nord gekommenen Stämme des australischen Festlandes, deren Reste wir heute noch an einigen Stellen der Südostküste Neu-Guinea's, besonders aber auf den äussersten Luisiaden finden.

2. Die hellste, im Aeussern den Polynesiern am ähnlichsten sehende Bevölkerung, mit heute noch deutlich erkennbaren Anklängen an polynesische Sprache und polynesisches Wesen, findet sich im südwestlichen Neu-Britannien. Diese Völkerstämme haben sich bei ihrer Auswanderung aus dem Gebiet des heutigen indischen Archipels auch nach der Südküste Neu-Guinea's abgezweigt, während der Hauptzug im Norden Neu-Guinea's entlang zog und über Mikronesien und die östlichen Küsten der Salomonen und Neu-Hebriden nach ihren heutigen Stammsitzen kam. Bei ihrer Wanderung nach Ost stiessen dieselben im Süden Neu-Guinea's gegenüber der Torresstrasse mit den übergewanderten Australiern zusammen, hemmten die weitere Auswanderung aus Australien, drängten die bereits dort Befindlichen bis zur Gazellehalbinsel und den äusseren Luisiaden vorwärts, vermischten sich mit den Resten schwarzer Bevölkerung, änderten dadurch in Etwas Farbe und Sprache und sind im heutigen Südosten Neu-Guinea's, den Luisiaden und der Südküste Neu-Britannien's bis Spaciousbai als äusserstem Osten, sitzen geblieben.

3. Die mehr kastanienbraune Bevölkerung, welche an der Ostküste Neu-Guinea's bis Cap King William, den Echiquier- und Admiralitätsinseln, stellenweise auch noch am westlichen Theil der Nordküste Neu-Britannien's, in der Hauptmasse aber auf Neu-Hannover, den Inseln der Byron- und Steffenstrasse und auf Neu-Mecklenburg bis Cap Givry im Süden angetroffen wird. Diese Bevölkerung ist doppelt gemischt, und zwar waren die Urstämme die übergewanderten Australier, welche von den über die Nordküste Neu-Guinea's kommenden Polynesiern zurückgedrängt, sich mit diesen in grösserem Maassstabe vermischten wie im Süden und so die heutige spezifisch grösste Bevölkerung Neu-Mecklenburg's und die ausschliessliche Bevölkerung Neu-Hannover's bildeten. Auf den Admiralitäts- und Echiquier-Inseln machen sich öfters schon micronesische Einflüsse geltend. Am unvermischtesten sind diese Polynesier heute noch an der Nordostküste Neu-Guinea's, besonders in der Astrolabebai, geblieben.

4. Die hellste Bevölkerung, welche so hell wie die Karolinier und nahezu reine Micronesier sind, sitzt auf den Hermiten- und besonders auf den Anachoreten-Inseln. Einflüsse von Vermischung lassen sich sowohl an einigen Stellen der Nordostküste Neu-Guinea's, wie auf den Echiquier- und Admiralitäts-Inseln nachweisen. Hauptmerkmale sind die etwas an chinesischen Typus erinnernden wenig geschlitzten Augen, lange Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen und die spezifisch micronesische Sprache. Sie sind bei ihren Wanderungen jedenfalls über die Palau-Inseln und Karolinen bis an die Nordostküste Neu-Guinea's und die genannten Inselgruppen herunter gekommen, fanden hier die vorerwähnte dunklere Bevölkerung und mussten in diesen Sitzen verbleiben.

So weit Weisser. Nun wollen wir einen Anthropologen hören:

Dr. Volz in Breslau erhält*) folgende Resultate auf Grund des Studiums von 1520 Schädeln und 104 Messungen von lebenden Südsee-Insulanern:

Wir haben in der Südsee drei Rassen zu unterscheiden, deren jede in mehrere Zweige zerfällt:

1. Die australische Rasse. Sie bildet die älteste Bevölkerung der Südsee und dehnte sich wahrscheinlich über den Continent, das ganze heutige Melanesien und Neu-Seeland aus. Die einzelnen

*) In seinen „Beiträgen zur Anthropologie der Südsee" im XXIII. Band des Archivs für Anthropologie, S. 97 ff.

Digitized by Google

Abtheilungen sind: a) eine nördliche (Nordostaustralien, Melanesien), b) eine südliche (Südaustralien, Neuseeland), c) eine tasmanische.

2. Die melanesische Rasse. Die Melanesier sind nicht autochthon. Sie kamen aus der Richtung des malayischen Archipels. Ihre ehemalige Ausbreitung war bedeutender als sie jetzt ist; vielleicht bewohnten sie ehemals sogar die ganze Südsee. Ihre Einwanderung erfolgte in wenigstens drei Zügen, deren zweiter wohl der bedeutendste war: Erster Zug: Vorwanderung der Ostmelanesier, die sich in zwei Typen scheiden: Vitilevu- und Ovalau-Typus; Zweiter Zug: Hauptwanderung der Westmelanesier (Bismarck-Archipel und australoider Typus, letzterer in der Torresstrasse und Nordaustralien bis hinüber nach Neu-Guinea); Dritter Zug: Nachwanderung der Neu-Guinea-Varietät.

Die Ostmelanesier sind der erste Hauptzweig der melanesischen Rasse, und die sämmtlichen übrigen Völkerschaften bilden den zweiten; als dritten Hauptzweig zählt Volz den micronesischen auf.

3. Die Polynesier sind die jüngsten Bewohner der Südsee. Ihre Einwanderung erfolgte direkt aus dem malayischen Archipel, nicht auf einmal, sondern in mehreren Stössen, etwa seit dem Beginn unserer Zeitrechnung. Den Anfang machte der östliche Zweig, dem später die andern folgten.

Die Ausbreitung der Polynesier in der Südsee hatte von gewissen Centren aus Platz: den Samoa-Inseln und der Tonga-Gruppe; secundär, aber sehr intensiv, von Tahiti aus.

Die polynesische Rasse hat 3 Zweige: Den ersten östlich des 165. Längengrades, den zweiten westlich hiervon; der dritte (brachycephale) Zweig sitzt auf Tonga, den Marquesas- und Sandwich-Inseln.

Als Kraniolog vom reinsten Wasser, die bisherigen ethnologischen und linquistischen Studien absichtlich nicht berücksichtigend, kommt Dr. R. Krause*) dazu, die Bewohner der Südsee in eine dolichocephale, papuanische und in eine brachycephale, polynesische Rasse zu trennen. Die erstere wird mit den Negern identifizirt, als deren gemeinsame Wiege in prähistorischer Zeit ein untergegangenes südoceanisches Festland (Lemurien) angenommen wird; die Polynesier sollen ihre Urheimat in dem südöstlichen Theile von Asien gehabt haben, von wo die gelbe brachycephale Rasse (der Malayen) sich nach Norden längs der Ostküste Asiens ausdehnte und, über die Behringsstrasse ziehend, schliesslich ganz Amerika bevölkerte, während ein zweiter Zug nach West über Mittel-Asien, Arabien und Kleinasien sich ausbreitete und der dritte Strom, die Polynesier, sich der östlichen Inseln der Südsee bemächtigte. Die sogenannten Micronesier werden als ein Mischlingsvolk der Papua's und Polynesier erklärt.

Den mehr ethnologischen Standpunkt berücksichtigend, schreibt das „The Australian Anthropological Journal", Mai 1897 p. 121: „Differences between Australians and Melanesians, and the ethnical composition of these latter" nach einer kurzen Schilderung der verschiedenen, bisherigen Ansichten**):

„Eine genauere Untersuchung über die Anatomie dieser Inselbewohner und eine Rundschau unter den Schriften der frühesten Reisenden und Geschichtsschreiber von Java, Neu-Guinea, von den Fidschiinseln, den Philippinen, den Salomonsinseln, den Neuhebriden etc. wird alle unparteiischen Forscher überzeugen, dass die Einwanderung und Besitzergreifung dieser Inseln in folgender Reihenfolge vor sich ging. Die erste Bevölkerung bestand aus schwarzen Zwergen oder Negritos. Sie kamen als Jäger und Fischer in der paläolithischen Zeit. Sie gingen von den Küsten des indischen Oceans von Platz zu Platz, von Insel zu Insel, als viele der jetzigen Inseln noch verbunden waren durch Land, jagend und fischend und Vegetabilien sammelnd, während sie sich ostwärts fortbewegten. Sie waren das erste Volk, welches diese Inseln betrat. Dann lange hernach folgten die Papua von

*) Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museums Godeffroy in Hamburg. Ein Beitrag zur Kunde der Südsee-Völker. Hamburg, Friederichsen & Cie., 1881. Von J. D. E. Schmeltz und Dr. med. R. Krause. Besprochen in Petermann's Mittheilungen 1881, Seite 37, denen das Obige entnommen ist.

**) Siehe den Artikel von Dr. F. Birkner im Correspondenzblatt für Anthropologie No. 1, Januar 1898.

Digitized by Google

Indien und den asiatischen Inseln gegen die östlichen Inseln als paläolithische Jäger und Fischer, und wo immer sie die früheren Bewohner (die Negritos) trafen, töteten und assen sie die Männer und behielten die Weiber und durch diese Kreuzung entstanden die gemischten Völker der Papua-Negritos. Diese drangen weiter vor und nahmen alle östlichen Inseln in Besitz einschliesslich Australiens, Tasmaniens, Melanesiens und der Inseln des Stillen Oceans und blieben da ungestört von neuen Einfällen während Tausenden von Jahren. Aber im Laufe der Zeit kamen in der neolithischen Periode Zweige der Dravida aus Indien (gedrängt von den Eindringlingen aus Nordwest) nach den asiatischen Inseln und durchquerten Australien und Mikronesien, wie auch Melanesien, einige drangen sogar vollkommen bis nach Neu-Guinea und Australien vor, erreichten jedoch Tasmanien nicht. Sie waren nur Jäger, keine Ackerbauer und hatten als Hausthiere nur den Hund, brachten aber von Indien mit sich ihre Gesetze und Sitten und die Technik in der Verfertigung von Werkzeugen, Waffen, Kleidern, Bändern, Geweben etc. Sie töteten die Männer, behielten die Weiber der Papua-Negritos, wo sie Sieger waren, wodurch sie der Mischrasse der Papua-Negritos-Dravida den Ursprung gaben. Aber diese letzten Einwanderer, die Dravida, erreichten nicht alle Inseln in gleichem Maasse, sie kamen nur zu einigen Inseln in genügender Anzahl, um die Herrschaft an sich zu reissen, wie z. B. in einigen der Neuhebriden, Neucaledonien und anderen Plätzen. Wo immer sie zur Herrschaft gelangten, hinterliessen sie für künftige Zeiten ihre Waffen, den Speer, den schmalen Schild, den Wurfstock und den Boomerang, der eingerichtet ist, in der Luft sich zu wenden und zurückzukehren, manchmal ihre Jagdhunde und andere neolithische Erfindungen, weit überlegen denjenigen des paläolithischen Zeitalters und den Waffen der Negritos und Papuas.

Hierauf finden wir zunächst in verhältnissmässig neuerer Zeit jene ganz gemischten Völker von hellerer Färbung, bekannt unter dem Namen Polynesier. Zusammengesetzt aus verschiedenen Rassen lebten sie durch mehrere Jahrhunderte hindurch auf den Molukken. Von hier begannen sie ihre Wanderung nach Osten. Einige gingen nach den Salomonsinseln, andere nach Neu-Guinea, andere nach Tonga, Samoa, den Gesellschaftsinseln und anderen Gruppen des grossen Oceans. Viele von ihnen machten sich ansässig unter den Schwarzen von Melanesien, welchen sie ihre Künste, ihre Kultur und ihre Sprachen lehrten. Waren sie in genügender Anzahl, so trieben sie die schwarzen Völker in das Innere der Inseln zurück, behielten die Küstendistricte für sich und ihre gemischten Nachkommen von den schwarzen Weibern, welche sie geraubt hatten. Diesen gekreuzten Abkömmlingen lehrten sie die Art und Weise, Landbau für Nahrung und Kleidung zu betreiben, und diese Kinder mischten die Sprache der Mutter mit der des Vaters. Durch die Vermischung der Eltern entstanden die gemischten Völker, jetzt bekannt als Melanesier, von welchen manche auf Neu-Guinea, den Salomonsinseln, Fidschiinseln und anderen Plätzen, als sie zum ersten Male von Europäern gesehen wurden, viele Künste, Landbau und merkwürdige Gebräuche hatten, wenn sie auch, wie auf den Fidschiinseln, gemischt waren mit Cannibalismus und anderen Ueberbleibseln äusserster Wildheit. Von den letzteren, den polynesischen Einwanderern, lernten die Melanesier Matten flechten, Häuser bauen, Töpfe formen, den Boden bebauen, die Erblichkeit der Häuptlingswürde, ihre Dörfer befestigen und Tempel bauen, sowie den Ahnencult.

Alle diese Dinge werden in den verschiedenen Theilen von Melanesien gefunden. Die Ursache des grossen und bemerkenswerthen Unterschiedes zwischen den schwarzen Australiern und Melanesiern ist darin begründet, dass nur unter den letzteren die Mischung mit den heller gefärbten Polynesiern stattgefunden hatte, indem letztere niemals zahlreich genug nach Australien gekommen sind, um über die Schwarzen Einfluss zu gewinnen oder Aenderungen durch ihre Vermischung und ihre Lehren hervorzubringen.

Ein anderes ethnisches Element, welches bei den Melanesiern, speciell auf einem Theil der Salomonsinseln, Nord-Neu-Guinea und einigen von den Schwarzen bewohnten Inselgruppen gefunden

Digitized by Google

worden ist, kam von den Philippinen, den Carolinen und der Redleakgruppe, wohin sie erst vor kurzem von Indio-China und Japan gekommen sind. Diese brachten mit sich die Kunst der Töpferei, den Gebrauch von Bogen und Pfeil, den Canoesbau aus Brettern, die mit Stricken zusammengefügt sind, ebenso den Hausbau auf Pfählen bald auf dem Lande, bald im Wasser. Einzelne Wörter ihrer einsilbigen Sprache sind auch übergegangen in die melanesische Sprache. Mit Ausnahme der wenigen Melanesier, welche wohl in Nordaustralien eingedrungen sind, hat die Isolirung der australischen Schwarzen so lange fortbestanden, dass keine der polynesischen oder mikronesischen Gesichtszüge unter den Ureinwohnern von Australien gefunden werden, während die Melanesier die Eigenschaften der hellergefärbten Völker in sich aufgenommen haben, lange nachdem sie ihren Verkehr und ihre Mischung mit den Bewohnern von Australien aufgegeben haben.

Auf einigen der melanesischen Inseln mögen noch Familien von Negrito's und Papua's zu finden sein, die sich so isolirt gehalten haben, dass sie noch ihre typisch reine Gesichtsform besitzen und sofort als solche reinen Typen erkannt werden. Aber bei der Mehrzahl der Melanesier wurde die Kreuzung solange zwischen den genannten Völkern und Rassen fortgesetzt, dass sie erstens durch und durch gemischter Typus wurden, und nur die Kraniometrie und Anthropometrie entwirrt dem wissenschaftlichen Forscher die verschiedenen Kreuzungen bestimmter Rassen, welche die Melanesier zusammensetzen, wie auch die verschiedenen Sitten, Gebräuche, Geräthe, Hausbau und andere Dinge diese Resultate der somatischen Untersuchungen bestätigen."

Nun die Sprachforschung:

Professor Kern*) hat aus der Vergleichung der hauptsächlichsten Pflanzen- und Thiernamen in 112 Sprachen der Malayo-Polynesier den Schluss gefolgert, dass die Urheimath derselben in Hinterindien (Cochinchina, Cambodja etc.) zu suchen sei, und Codrington in seiner Arbeit: The melanesian languages, Oxford 1885**), will beweisen, dass:

1. Die verschiedenen Sprachen von Melanesien (ohne die von Neu-Guinea, welche ihm fehlen) gleichartig sind und zu einer Familie gehören.

2. Diese Familie dieselbe ist, zu der die andern ozeanischen Sprachen, Malayisch, Polynesisch, die Inselsprachen zwischen dem indischen Archipel und Melanesien, und Madagasisch gehören.

Wenn er damit die Theorie bekämpft, dass alles Gemeinsame aus dem Malayischen oder Polynesischen entlehnt ist, so leugnet er doch nicht Uebertragungen, aber aus einer verwandten Sprache.

Hale***) sieht die Verwandtschaft der vorderindisch-dravidischen mit den australischen Idiomen als vollkommen feststehende Thatsache an, die durch den Besitz des merkwürdigen Wurfholzes, des Bumerang, nur um so trefflicher illustrirt wird.

Noch fester steht die Thatsache der sprachlichen Verwandtschaft zwischen den malayischen und polynesischen Stämmen, die man gar nicht einmal mehr getrennt aussprechen mag, sondern einfach als Malayo-Polynesier bezeichnet. Dass die Polynesier aber nicht die malayischen Inseln besiedelt haben können, sondern umgekehrt die Malayen Polynesien, das liegt doch wohl auf der flachen Hand.

Es fehlt aber auch nicht an thatsächlichen Spuren von Beziehungen zwischen dem indischen Festland und unserm Gebiet.

So hat man, wie uns Ratzel in seiner Völkerkunde Seite 141 erzählt, im Innern Neu-Seelands eine indische Bronceglocke mit tamulischer Inschrift gefunden, die Schiffsglocke eines mohammedanischen Tamulen, die höchstens in das 14. Jahrhundert zurückreicht.

---

*) In den Veröffentlichungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam 1889.

**) Referat im XX. Band des Archivs für Anthropologie.

***) Citirt von den Herren Sarasin in ihrem Ceylonwerk, III. Band, Seite 361.

Digitized by Google

Nach Uhle*) lassen sich einzelne Hindu-Ansiedlungen (die wohl von dem javanischen Hindu-Centrum Modjopahit ausgingen und in das 8. bis 16. Jahrhundert zu verlegen sind d. V.) auf Bali, Sumbawa, Sumba, Rotti, ja auf Letti und Luang nachweisen.

Auch auf Neu-Guinea selbst, namentlich im westlichen holländischen Theil, der Geelvinkbay bei den Mafoors, finden Prof. Gigliogli und Beccari in den elefantenrüsselartigen Nasen der Menschenfiguren Erinnerung an den indischen Ganesa, was allerdings Dr. Uhle bestreitet, Herr de Clercqu aber befestigt, da er in Bonggose einen Pfeil erhielt mit eingeschnittenen menschlichen Figuren, wovon eine mit einem alle Zweifel ausschliessenden Elefantenrüssel.

Die „elongated noses" bei den Masken von Dallmannhafen, welche Herr Giglioli ebenfalls gern noch als „one of the many vestiges of the Hindoo influence, which occur amongst the Mafoors" ansprechen möchte, sind weiter nichts als eine übertriebene vogelschnabelartige Darstellung der vorspringenden, gebogenen Papua-Nasen.**)

Hinduspuren will man ferner finden in einer Reihe religiöser Anschauungen,***) so wie in den Kunstäusserungen. So wie aber Prof. Wilken sich dem letzteren gegenüber ablehnend verhielt, so glaubt dies auch Schmeltz thun zu müssen und betont, dass die im Schnitzwerk etc. zum Ausdruck kommenden Aeusserungen des Kunstsinnes der Eingeborenen Neu-Guinea's zum melanesischen und nicht zum malayischen Formenkreis gehören†).

Natürlich hat man auch Versuche gemacht, diese Einwanderungen asiatischer Völker nach den oceanischen Gebieten zeitlich zu fixiren, und kam dabei hinauf bis zu dem Zeitraum um etwa 1500 v. Chr. Nachfolgende hübsche und übersichtliche Zusammenstellung der diesbezüglichen Ergebnisse entnehme ich den interessanten Aufsätzen von Dr. Wirth.††) Derselbe sagt:

„Nun erfolgte, gegen 1500 v. Chr., der Aufbruch der nordindischen Völkerschaften, die vor den eindringenden Ariern flüchteten. Vielleicht durch diesen Aufbruch erschüttert, wie der geistvolle Logan vermuthet, vielleicht auch gleich den Islam- begeisterten Arabern ohne äusseren Anstoss erwacht, setzten sich anscheinend um 1000 v. Chr. — so Friedrich Müller, der grosse Wiener Sprachforscher und Ethnologe — die Gemeinmalayen in Bewegung und verschoben sich nach Südosten. Möglicherweise haben sie ihre Wanderung zunächst nach Hinterindien gelenkt. Von da besiedelten sie Inselasien. Zwischen annähernd 1000 v. Chr. und 100 n. Chr. zweigten sich die Tagalen und Polynesier ab. Der Weg, den die Polynesier genommen, ist unbekannt. Die Gegend zwischen Sunda und den Melanesischen Inseln, namentlich Papuasien, ist wahrscheinlich von ihnen vermieden worden. Der nächste Weg, der über die Philippinen, scheint sich ihnen mehr empfohlen zu haben. Wenigstens sieht es so aus, als ob die Polynesier sprachlich am meisten mit den Tagalen sich berühren, während nach den Sundainseln wenig Analogieen hinweisen. Im 2. Jahrhundert n. Chr. kamen bereits die Seekönige der Hindu nach Kambodja und bald darauf nach Java und Sumatra, überall Sanskritinschriften und indische Cultur aussäend. Damals, nicht ohne einige Sanskritworte ihrer Sprache einverleibt zu haben, segelten die Hova weit nach Südwesten und gründeten Colonieen in Madagaskar, wo sie indess bis zum heutigen Tage sich noch nicht acclimatisirt haben. Im 11. Jahrhundert n. Chr. richtete sich dann ein neuer malayischer Vorstoss westwärts, als Malayen von Sumatra die Küsten Ceylon's plünderten und zu besetzen suchten. Unterdessen kamen die Polynesier, von Insel zu Insel segelnd, im äussersten NO nach Formosa und den Liukiuinseln und

*) In dem Prachtwerk von A. B. Meyer: Alterthümer aus dem ostindischen Archipel, Leipzig 1884.

**) cf. Internationales Archiv für Ethnographie, Bd. I in Prof. Gigliolis Aufsatz, und Bd. III in de Clercqu's Bemerkungen zu Dr. Uhle: Holz- und Bambusgeräthe aus Nordwest-Neu-Guinea.

***) ibid. Band VII: De Rum-seram's op Nieuw-Guinea of het hinduisme in het Oosten van onzen archipel. Von Dr. D. W. Horst, Leiden 1893.

†) ibid. Band VIII: Schmeltz: Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea p. 153 f.

††) In der „Umschau", Frankfurt 1898.

Digitized by Google

im SO nach Samoa, wo sie sich sammelten und einige Jahrhunderte zusammen blieben. Gegen 1200 n. Chr. machten sie sich auf, die vielzerstreuten Inselgruppen der Südsee zu besiedeln. Um 1400 war die ferne Osterinsel erreicht. Um 1450 gelangten die kühnen Segler nach Neu-Seeland. Wohl durch die Araber aufgerüttelt, brechen um 1200 die Sumatramalayen auf. Sie gründen, Wikinger gleich die Ostmeere durchfahrend, Niederlassungen auf Malakka und in Inselasien bis nach Nordaustralien (Port Jackson). Doch nicht immer sind sie bloss Seeräuber, auch als scharf rechnende Kaufleute und organisatorische Staatsmänner erlangen sie Bedeutung". Auf die Zahlen braucht man natürlich nicht zu schwören.

Von malayischem Einfluss in Australien weiss Ratzel zu erzählen: „Es ist Thatsache", sagt er, „dass Malayen zeitweilig oder dauernd unter nordaustralischen Stämmen leben und einen nicht geringen Einfluss auf sie üben. Malayischer Einfluss ist an der Nordwestküste Australiens bestimmter als jeder andere nachzuweisen." Nach Campbell ist die malayische Fischerei an der nordaustralischen Küste eine feste Einrichtung, die auf längere Dauer hinweist. Hierin sehen wir zugleich den Grund, welcher die Malayen dahingezogen hat.

Wenn wir nun zusammenfassend die Ergebnisse aller dieser vom verschiedensten Gesichtspunkt aus und nach verschiedenster Richtung hin unternommenen Untersuchungen übersehen, so stimmen sie alle einmüthig in fünf Dingen überein, die wir desswegen mit Fug und Recht als feststehende wissenschaftliche Thatsachen betrachten dürfen, nämlich:

1. Dass die Einwanderung in alle Theile unseres Gebietes von Westen aus über den malayischen Archipel erfolgte.
2. Dass die dunklere, kraus- oder lockenhaarige Bevölkerung Australien's und Melanesien's die älteste, am frühesten eingewanderte ist.
3. Dass die helleren, schlichthaarigen Polynesier später eingewandert sind und dass
4. diese polynesische Einwanderung im Norden um das von den Australo-Melanesiern besetzte Gebiet herumgegangen ist und dasselbe höchstens gestreift oder eben berührt hat.
5. Dass aber in dem australisch-melanesischen Gebiet hellere polynesische Einsprengungen vorkommen.

Alles Andere, besonders über die Art und Weise der einzelnen Einwanderungen und über deren zeitliche Fixirung, ist Hypothese und unbewiesen, oft sogar nur blosse Vermuthung.

Auffällig ist mir stets Eines gewesen: Wir haben uns, und darin stimmen ja die meisten Forscher ebenfalls erfreulich überein, zwischen der melanesischen und der polynesischen Wanderung einen grösseren zeitlichen Zwischenraum zu denken. Die dunkeln, kraushaarigen Menschen wandern, wie uns das „Australian anthropological Journal" erzählt, in der paläolithischen Zeit von Platz zu Platz, von Insel zu Insel, als viele der jetzigen Inseln noch verbunden waren durch Land. Wie aber um ein Beträchtliches später die Polynesier denselben Weg nehmen wollen, können sie das offenbar nicht mehr. Sie finden eine Barrière, welche ihr Vordringen nach Melanesien verhindert und sie zwingt, nach Norden abzulenken und um Melanesien sozusagen herumzugehen, wie die Katze um den heissen Brei. Welcherart war diese Barrière? Die sicherlich nur geringe Widerstandskraft der paläolithischen Melanesier gegenüber den neolithischen Polynesiern kann es nicht gewesen sein, die Vorliebe der letzteren für Wanderungen zur See gegenüber den den Landweg bevorzugenden Melanesiern und Australiern ebenfalls nicht. Es wäre höchstens zu denken an eine physische, terrestrische Schranke, welche die Brücke des malayischen Archipels ungangbar machte. Und da dürfen wir nicht vergessen, dass gerade diese Brücke, speziell die Molukken, der Schauplatz grossartiger vulkanischer Ereignisse ist, indem hier zwei grosse Linien feuerspeiender Berge zusammentreffen: eine ost-westliche, von Sumatra nach Neu-Guinea über Java und die kleinen Sunda-Inseln verlaufende, und eine nord-südliche, von

Digitized by Google

Japan über die Philippinen herunterkommende*), welche im Grossen und Ganzen auch heute noch die Grenzscheide zwischen malayisch-indischer und papuanisch-australischer Fauna bildet. Angenommen nun, dass jene Vulkankette in der Zeit zwischen der melanesischen und polynesischen Invasion aufgeschüttet worden sei oder nur eine entsprechend intensive Thätigkeit entfaltet habe, so könnten wir uns das sehr gut als Hinderniss für das Vordringen der Polynesier auf dem alten Melanesierweg denken.

Abgesehen aber davon, dass diese Vulkanketten, wenngleich sehr jungen Datums, doch wohl älter sind, als der Mensch, muss ich auch gestehen, dass ich kein grosser Freund solch gewaltsamer, feuerspeiender Theorieen bin. Zum weitaus grössten Theil vollzieht sich die Entwicklung auf der Erde langsam und auf natürlichem Wege.

Wie und wann und warum die dunkle krausköpfige Rasse ihre Ursitze verlassen hat und in das australisch-papuanische Gebiet eingewandert ist, darüber wissen wir nichts Positives. Die Wanderungen der Polynesier aber vollziehen sich genau in einer Richtung, welche durch die physischen Verhältnisse vorgezeichnet ist, und zwar theilweise entgegen den gewöhnlich herrschenden Wind- und Meeresströmungen, auf einer Verschlagungslinie durch Stürme und Unwetter, welche über die Palau-Inseln, die Carolinen- und Marschall-Inseln nach den Gilbert-Inseln und weiterhin nach Viti und Samoa führt. Von Nord-Celebes und den nördlichen Molukken existirt eine fast lückenlose Reihe gut beglaubigter, unfreiwilliger Wanderungen resp. Verschlagungen auf dem genannten Wege bis hinunter nach Samoa. Ich kenne kein instructiveres, deutlicheres Bild über diese Verhältnisse, als das, welches Herr O. Sittig**) in seiner Karte der unfreiwilligen Wanderungen im Grossen Ocean gegeben hat. Es war also kein zielbewusstes, plötzliches oder auch nur allmähliches Aufbrechen und Vordringen der heutigen Polynesier in mehreren „Stössen", sondern ein ganz langsames, durch viele Jahrhunderte sich hinziehendes, sozusagen tropfenweises Besiedeln durch unfreiwillig Verschlagene. Noth lehrt beten und mag auch den einmal auf den weltabgeschiedenen Inseln angekommenen und dort zu einiger Entwicklung gelangten armen Verschlagenen die spätere hochentwickelte Schifffahrtskunst beigebracht und die Wanderlust entfesselt haben, welche sie später befähigten, dieselben Reisen freiwillig und zielbewusst zu unternehmen, welche ihre Vorfahren unfreiwillig gemacht hatten. Darum sehen wir nun von Samoa und den Gesellschafts-Inseln (Tahiti) aus, welche sich zu Entwicklungscentren ausgebildet hatten, bewusstes Wandern, Colonisation.

Und während auf der nördlichen Seite des Aequator die unfreiwilligen Wanderungen und Verschlagungen meist von West nach Ost und gegen die herrschenden Wind- und Meeresströmungen stattfinden, infolge besonderer physikalischer Verhältnisse, sehen wir dieselben südlich von ihm sich mit Wind- und Meeresströmung vollziehen, nämlich ausnahmslos von Ost nach West. Polynesier werden sehr häufig in das melanesische Gebiet verschlagen, und die Einsprengungen polynesischer Enclaven, die auch thatsächlich im Osten des melanesischen Gebietes häufiger sind als im Westen, sind als solche, meist ebenfalls unfreiwillige, Rückwanderungen polynesischer Elemente nach Westen zu betrachten, und nicht, wie Einige meinen, als Abzweigungen des primären polynesischen Völkerstromes von Westen her.

Diese unbewusste und unfreiwillige Besiedelung der — nota bene: menschenleeren — polynesischen Inseln auf von der Natur selbst vorgezeichneten unverrückbaren Pfaden erklärt uns auch am besten und ungezwungensten das gänzliche Frei- und Unberührtbleiben Australien's und Melanesien's. Eine Verschlagung nach Neu-Guinea von dem Ausgangspunkt der polynesischen Bewegung hat nach Sittig's Karte thatsächlich nicht stattgefunden, und wenn, — A. B. Meyer weiss von einer Verschlagung von den Philippinen nach der Nordküste Neu-Guinea's zu erzählen — so werden die Schiffbrüchigen wohl meistens von der bereits vorhandenen papuanischen Bevölkerung erschlagen

*) Man vergleiche die „Karte zur physischen Geographie" in Wallace's berühmtem Werk: „Der malayische Archipel".

*) O. Sittig: Ueber unfreiwillige Wanderungen im Grossen Ocean. Petermann's Mittheilungen 1890, H. VII u. VIII.

Digitized by Google

worden sein. Auf den der Nordküste Neu-Guinea's vorgelagerten kleineren Inseln jedoch, welche vielleicht noch gar nicht besiedelt waren, mochten sie sich eher haben behaupten können.

Rein physikalische Verhältnisse sind es also, welche die Besiedelung Neu-Guinea's durch die Polynesier verhindert haben, wenigstens auf dem von diesen unfreiwillig eingeschlagenen Seeweg. Gut — so bleibt aber doch immer noch der Landweg! Warum hat Neu-Guinea auf diesem keine Einwanderung mehr empfangen? Der ganze malayische Archipel war doch erfüllt von dem regen, expansiven Volk der Malayo-Polynesier bis zu den Grenzen Neu-Guinea's hin, das Hinderniss des feuerspeienden Vulkangürtels wollen wir nicht als ernstlich betrachten, und während von den nördlichen Theilen des Archipels Tropfen um Tropfen der polynesischen Invasion nach Osten hin absickerte, machte dieselbe im Süden trotz der ausserordentlich günstigen geographischen Verhältnisse fast gar keinen Schritt nach Neu-Guinea zu vorwärts. Warum nicht?

Ich habe eine sehr einfache Lösung der Frage: Weil es dort Nichts zu holen gab! Denn die Malayen sind in erster Linie Handelsleute und zwar sehr umsichtige und berechnende und sind es zweifellos schon von jeher gewesen. Neu-Guinea aber mit seiner einzig auf Erden dastehenden Armuth an jagdbaren Thieren, an essbaren Früchten und Pflanzen, geschweige denn an Handelsprodukten, bot kaum für ein Ackerbauern- oder Jägervolk die nöthigen Existenzbedingungen und war für die handeltreibenden Malayen ein völlig werthloses Land, das sie gern den bereits dort befindlichen Papua's überliessen. Und werthlos ist es für sie bis zum heutigen Tage geblieben; kaum, dass sie im äussersten Westen einige Colonisationsversuche gemacht haben. Einen Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung sehe ich darin, dass doch selbst wir ländergierigen Europäer bis in die neueste Zeit hinein Nichts mit dieser ungeheuren, üppigen, aber leeren Insel anzufangen wussten.

Als unterstützendes Moment für die Nichtbesiedelung mag man dann noch die Ungesundheit des Klimas gelten lassen, obwohl viele der malayischen Inseln in dieser Beziehung hinter Neu-Guinea nicht zurückstehen. Keinesfalls aber liegt die Sache so, wie Dr. Danneil*) annehmen möchte, dass die Ausbreitung der Polynesier mit dem Verbreitungskreis der Malaria in gewissem Zusammenhang steht; das Fehlen der letzteren in der „weiten Inselflur der Südsee", welche von „reinen" Polynesiern bewohnt ist, ist sehr erklärlich, aber ebenso, dass die Polynesier, welche vielfach in den Kreis des fieberschwangeren Melanesien's eindrangen, nicht „rein" geblieben sind. Malaria auf Nichtkorallen soll spätere Besiedelung durch Einwanderung andeuten.

Die Bewohner Australien's und Neu-Guinea's nebst den angrenzenden Inseln sind also als die ältesten Besiedler anzusehen, die von den nachrückenden Malayo-Polynesiern ziemlich verschont geblieben sind. Ratzel sagt in seiner Völkerkunde: „Die Melanesier stehen im Ganzen unter den Polynesiern; sie repräsentiren eine ältere Entwicklung, die Vieles erhalten hat, was sich bei diesen schon zersetzt."

Aus welchen westlichen Ländern aber dieselben hergekommen sind, darüber wissen wir Nichts. Alle Forscher lassen sie ruhig von ebendaher kommen, wie die andern Völker alle, aus Indien oder da herum, ja sie nehmen, wie wir sahen, theilweise direkt dravidische Verwandtschaft an. Nur Krause weicht davon ab und betrachtet sie gewissermaassen als autochthon, indem er ein untergegangenes südozeanisches Festland (Lemurien) als gemeinsame Wiege mit den Negern annimmt.

Andre Forscher verlegen den Ursprungsort der schwarzen Menschheit noch weiter westlich, nach Hochafrika „dem ältesten geologischen Punkte auf dem Erdball und der faktischen Urheimath des Menschengeschlechts"**).

---

*) cf. Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland, 1898 Seite 34.

**) Europaeus in den Verhandlungen der Berliner Zeitschrift für Ethnologie Band VIII Seite (144) und F. v. Schwartz: Sintfluth und Völkerwanderungen, Stuttgart, Enke 1895.

Digitized by Google

Zweifellos richtig ist, und auch Ratzel spricht dies verschiedentlich aus, dass die negroiden, also die dunkeln, kraushaarigen, prognathen Menschen dem Süden angehören. „Die negroide ist wesentlich eine Südrasse. Ihre Nordgrenze wird in Afrika durch die Wüste gebildet, setzt sich im südlichen Asien durch Hochgebirge fort, ragt nur im Induswinkel beträchtlich über den nördlichen Wendekreis hinaus und sinkt in Ozeanien unter den Aequator hinab." Aber nur im Süden der alten Welt finden wir diese Rasse; Amerika besitzt kaum Spuren negroider Völker.

Die Mongoloiden und Weissen gehören dem Norden an und auf ihren Schultern ruht ausschliesslich unsere ganze Culturentwickelung. „Die höchsten Culturentwickelungen liegen nördlich vom Aequator." Es gelingt uns auch annähernd, die Spuren dieser nördlichen Völker, des homo asiaticus brachycephalus fulvus Wilser's, ziemlich weit zurück zu verfolgen bis zu ihrem muthmasslichen Entstehungscentrum, den asiatischen Hochländern, vielleicht an den Ufern eines grossen central-asiatischen Binnenmeers, wie Schwartz will, vielleicht südlicher im tropischen Vorder- und Hinterindien, wie die Herren Sarasin wollen. In dieser Hinsicht würde das Plateau von Dekhan mit seinem Gewimmel an bunten Völkerfetzen besondere Beachtung verdienen, weil es seit der Kreideperiode fast gar keine Veränderung erlitten hat (nach Kobelt). Ich will aber gleich hier bemerken, dass ich Südindien als Entstehungscentrum für eine andere Rasse in Beschlag zu nehmen gedenke.

Der Norden und der Süden unseres Erdballs, von Amerika abgesehen, stehen sich also anthropologisch gegenüber und wir kommen beinahe in die Lage, zwei Entwicklungscentren annehmen zu müssen: eines in Centralafrika für die Negroiden und eines im südlicheren oder nördlicheren Centralasien für die Mongoloiden und Weissen. Da aber ein doppelter Ursprung, die doppelte Schöpfung eines solch complizirten Wesens, wie der Mensch es ist, nach dem heutigen Standpunkt unserer Wissenschaft nicht wohl angenommen werden kann, so müssen wir uns zu helfen suchen, so gut es geht.

Ein ausgezeichneter Mittelweg wäre der, die Wiege des ganzen Menschengeschlechts zwischen diese beiden Punkte zu verlegen, nämlich nach dem berühmten untergegangenen Sclater'schen Lemurien, dem Rest des alten paläozoischen Gondwanalandes, von dem ja Stücke noch im spätern Tertiär zwischen Madagaskar, Ceylon und Celebes existirt haben sollten. In der That, Peschel, Häckel, Krause u. A. haben sich auch gar nicht abgeneigt gezeigt, dies zu thun. Dubois, zweifellos von demselben Gedanken beseelt, ging persönlich dorthin, und fand auf Java im Oberpliocän seinen Pithecanthropus erectus, der beinahe dem „missing link" Darwin's entspricht. Die Vettern Sarasin wollten auf Ceylon in den Wedda's eine „Primärvarietät" und ich selbst in den centralen Urvölkern Sumatra's eine der primitivsten, weil den kindlichen Verhältnissen am nächsten stehenden Menschenformen gefunden haben. Alle diese Lokalitäten aber, Ceylon, Sumatra, Java, liegen an der Peripherie oder auf Bruchstücken des versunkenen Lemurien.

Nun kommt aber Kobelt und beweist uns*) aus zoogeographischen Gründen, dass das Wesen der Monsune seit dem Ende der Kreideperiode sich nicht verändert hat. Folglich kann auch seit derselben Zeit keine wesentliche Veränderung in der Vertheilung von Wasser und Land im indischen Ozean stattgefunden haben. Mit andern Worten: Ein tertiäres Lemurien als Wiege des Menschengeschlechts kann nicht existirt haben. Denn das Alter des letzteren kann doch wohl kaum irgendwo auf der Welt über das obere, höchstens mittlere Pliocän zurückreichen, da sich im oberen Miocän erst die anthropoiden Affen zu differenziren beginnen**) und von diesem Stadium bis zum Menschen ist doch noch ein sehr, sehr weiter Weg (Häckel).

*) In einem Vortrag, den er im Januar 1899 vor der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft zu Frankfurt a. M. hielt.

**) cf. den Stammbaum, den Dubois im 27. Band der Verhandlungen der Berliner Zeitschrift für Ethnologie Seite (723) aufgestellt hat.

Digitized by Google

Diesen Mittelweg müssen wir also, falls Kobelt's Beweisführung richtig ist, verlassen.

Sollte es aber nicht einen andern geben, der auf bessere, ungezwungenere und weniger gewaltsame Weise die Frage lösen könnte?

Betrachten wir uns zu diesem Zweck einmal die Anthropoiden, aus deren Urformen sich der homo sapiens doch zweifellos herausentwickelt hat.

Die Menschenaffen, welche heute noch leben, können natürlich nicht als Stammform des Menschen betrachtet werden; sie sind gewissermaassen nur blinde Ausläufer und nicht mehr entwicklungsfähige (wie Gorilla, Chimpanse) oder, wie der Orang-Utan trotz seiner von Selenka nachgewiesenen*) Umbildungsfähigkeit, aussterbende Zweige des alten Urstammes.

Der anatomische Unterschied zwischen dem Menschen und den anthropoiden Affen liegt fast ausschliesslich in der Entwicklung des Gehirns. Nur wo dieses sich ungehemmt ausdehnen und entwickeln konnte, wird sich ein menschenähnliches Wesen haben herausbilden können.

Das Gehirn aber hängt wiederum ab von der es umgebenden Schädelkapsel. Frühzeitige Verwachsungen derselben bewirken Verkümmerungen und Funktionsbeeinträchtigungen des Gehirns; manchmal allerdings mag auch das Umgekehrte vorkommen. Bei den grossen Anthropoiden verwachsen aber die Nähte sehr frühzeitig und es entwickeln sich die derben Knochenleisten, welche, wie Kollmann**) treffend sagt, „bei denselben eine weitere Entwicklung des Hirnraumes wie in eherne Fesseln schlagen." Dieselben haben darum auch unter den Affen, selbst den im System viel tiefer stehenden, das relativ kleinste Hirngewicht: der Gorilla nur etwa 1/200, der Orang-Utan und Chimpanse 1/150 ihres Körpergewichts, während der Mensch (nach Bischoff) 1/35 hat.

Die frühzeitigen Verwachsungen und die einengenden Knochenkämme und -Leisten fehlen nun beim Gibbon (Hylobates) vollständig, wie ich mich an Dutzenden selbstgeschossener alter H. syndactylus-Schädel überzeugt habe, und sein Hirngewicht ist darum auch ein dem menschlichen bedeutend näher stehendes, etwa 1/70 seines Körpergewichts.***)

In dem Kreise der Gibbonformen — ich bediene mich wieder der Worte Kollmann's — scheint die Descendenzlinie verlaufen zu sein für die dem Menschengeschlecht zunächst verwandten Formen.

Dass der Urhylobatesstamm hoher, sich der menschlichen nähernder Ausbildung des Hirnschädels fähig war, wird durch die Auffindung des berühmten Pithecanthropus erectus bewiesen, über den die Gelehrten ja heute noch nicht einig sind, ob er als Mensch oder als ein riesiger Gibbon oder als Zwischenglied zwischen beiden anzusehen sei.

In den Kreis der Gibbonformen gehört wahrscheinlich auch der Chimpanse hinein, der (nach Selenka) am meisten von allen Anthropoiden diesen ähnelt und die geringsten Knochenleisten am Schädel aufweist (Hartmann). Die Vettern Sarasin stellen ihn geradezu auf Grund einer Reihe von Merkmalen als die Form hin, welche dem Menschen am nächsten kommt. Und da ist es nun gewiss merkwürdig, dass der Chimpanse gerade an den beiden Orten der Erde gefunden wird, welche als eventuelle Entstehungsheerde des Menschengeschlechts in Betracht gekommen sind: in Afrika, wo er heute noch lebt, und in Nordindien, wo er zusammen mit einem orang-utan-ähnlichen Thier als Anthropopithecus sivalensis fossil in den pliocänen sogenannten Siwalikschichten des Pendjab gefunden wurde; letzterer mit einer Bezahnung, die derjenigen des Menschen ähnlicher ist, als das Gebiss des heutigen afrikanischen Thieres.†)

Es liegt nun nahe, anzunehmen, dass die Ur- und Stammform des Menschen, aus der sowohl der Chimpanse als die übrigen Anthropoiden gewissermaassen als wilde, entwicklungs-

---

*) Siehe das Referat über einen Vortrag desselben im Corr. Blatt f. Anthr. etc. März 1899.

**) Siehe Verh.-B. G. f. Ethn. 1895 p. (729) und den Vortrag von Dr. Dubois ibid.

***) Max Weber: Zool. Ergebnisse einer Reise in Niederl. Ostindien.

†) R. Lydekker: Die geographische Verbreitung und geologische Entwicklung der Säugethiere. Jena, 1897. S. 276.

Digitized by Google

unfähige Wurzel- und Seitentriebe entsprossen sind, eine ebenso weite Verbreitung hatte, und dass sich die Fortbildung zum Menschen sozusagen der ganzen Front entlang abspielte. An lokale Entwicklung aus einem Paar heraus ist natürlich nicht zu denken, das wäre, um mit Häckel zu sprechen, ein Denkfehler; es kommt nur die gesammte Individuenreihe der Art, vielleicht sogar der Gattung, in Betracht, die an dem einen Orte nach der, in dem andern nach jener Seite hin sich differenzirt. Auf diese Weise mag sich aus einer einzigen Urform und unbeschadet der Lehre der einheitlichen Entstehung des Menschengeschlechts in Afrika der negroide, in Asien der mongoloide Typus herausgebildet haben.

Wenn also auch der Neger sich niemals in Asien und der Mongole niemals in Afrika entwickelt hat, wenn mit Fug und Recht der Neger Afrika und der Mongole Asien als sein Entstehungscentrum ansehen kann, so beruhen sie doch beide auf einer gemeinsamen Ur- oder Stammform und sind blos divergirende Zweige, primäre autochthone Lokalvarietäten, im Gegensatz zu den bereits als Menschen eingewanderten secundären Lokalvarietäten, von denen uns die Papua's und Australier ein ausgezeichnetes Beispiel darbieten. Auch hier documentirt sich wieder der alte Satz, den wir schon bei Betrachtung der Pflanzen- und Thierwelt gefunden haben: Getrennte Entwicklung auf gemeinsamer Grundlage.

Diese Annahme würde uns den grossen anthropologischen Gegensatz zwischen Nord und Süd am einfachsten erklären und wir würden folgerichtig zunächst zwei solcher Primärvarietäten des Menschen anzunehmen haben; eine nördliche und eine südliche, eine negroide und eine mongoloide. Die letztere dürfte sich am wahrscheinlichsten nördlich vom Himalaja, vielleicht, wie früher bereits gesagt, an den Südufern eines grossen, centralasiatischen Binnenmeeres entwickelt und ihre Ausbreitung zunächst nach Ost und West genommen haben (vergl. Ripley's Rassenweltkarte), da sie am Vorrücken nach Süden durch die in der Auffaltung begriffene gewaltige Gebirgsmauer des Himalaja gehindert wurde, der ja bekanntlich eines der jüngsten Gebirge der Erde und heute noch in Bewegung ist. Darum konnte auch hier die negroide Südrasse, die vielleicht die ältere der Zeit nach ist, auf dem uralten Hochland der vorderindischen Halbinsel eventuell am weitesten nach Norden vorrücken.

Zwischen den reinen Negroiden und den reinen Mongoloiden breitet sich nun hauptsächlich jener ungeheure Gürtel von Mischvölkern aus, deren mannichfache Combinationen und Verschmelzungen von jeher die Lust und den Schmerz der anthropologischen Forschung gebildet haben.

Es sind etwas über hundert Jahre, dass man begann, sich näher mit dem Studium der Menschenrassen zu befassen und Vater Linné's fast lediglich geographische Eintheilung des „homo sapiens" in Europäer, Amerikaner, Asiaten und Afrikaner unzulänglich zu finden. Blumenbach war der erste, der nach wissenschaftlicher Methode die uns Allen heute noch geläufigen fünf Menschenrassen beschrieb: Die kaukasische, mongolische, äthiopische, amerikanische und malayische, wobei er schon Rücksicht auf die Schädelform und das Gesicht nahm, Dinge, auf welche dann Retzius seine Eintheilung in Lang- und Kurzköpfe, Prognathe und Orthognathe begründete. Diese Eintheilung, welche ohne Rücksicht auf den übrigen Menschen oder seine geographische Verbreitung nur nach dem knöchernen Schädel aufgestellt war, eroberte sich im Sturm die Herzen Aller, welche sich mit anthropologischen Forschungen beschäftigten. Es war ja zu schön: Der Schädel liess sich gut transportiren, man brauchte sich nur so viel wie möglich davon aus aller Herren Ländern zu verschaffen und konnte in aller Bequemlichkeit vom Studirtisch aus seine Rassen schaffen und das „Beweismaterial" im Museum aufstapeln. Was Weichtheile, was Hautfarbe, was Haarverschiedenheit, was Sprache, hier hatte man seinen Schädel, verglich ihn mit andern, stellte sie säuberlich nach ihrer osteologischen Aehnlichkeit zusammen und konstruirte seine „Varietät", gleichviel, ob der eine Schädel aus Alt-Holland und der andere aus Neu-Holland oder Afrika stammte. Beide, oder alle drei, waren

Digitized by Google

„langköpfige Schiefzähner" *) und, um doch einigermaassen diese allen geographischen Thatsachen ins Gesicht schlagende Verwandtschaft zu erklären, nahm man einen „australoiden" Typus der Urbewohner Europas an. An die Kraniologie, diese spröde Schöne, wurde von unsern besten Geistern nur allzuviel Zeit und Mühe verschwendet, ohne zu nennenswerthen Resultaten zu gelangen. Den Vogel in dieser Richtung schoss der italienische Professor Sergi ab, der — natürlich nur nach Schädeln! — Untersuchungen über „Menschen- (rectius: Schädel- d. V.) Varietäten in Melanesien" anstellte und glücklich schon für den kleinen d'Entrecasteaux-Archipel nicht weniger als elf derselben „nachwies" und mit hübschen Namen, wie z. B. Lophocephalus brachyclitometopus etc. belegte. Regalia**) hat die Absurdität solchen Vorgehens richtig gekennzeichnet, indem er sagt, man käme damit schliesslich so weit, zwei leibliche Brüder verschiedenen Menschenvarietäten zuzählen zu müssen.

Infolge der vielen Enttäuschungen, welche sie ihren Jüngern bereitet hat, ist die Begeisterung für die reine Schädelkunde etwas im Abflauen begriffen; man beginnt, dem ganzen Menschen „mit Haut und Haaren" wieder mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das Material ist freilich etwas schwieriger zusammenzubringen, aber wir verfügen doch bereits schon über eine hübsche Menge von „Messungen an Lebenden", die mit jedem Tag sich vermehren, und anstatt der Schädel allein schleppt man jetzt den lebendigen Menschen in ganzen Völkerkarawanen nach Europa.

Ob wir auf diesem neuen Wege zu besserer Einsicht und Klarheit gelangen, bleibt abzuwarten; jedenfalls ist die Variationsbreite dieses neuesten, noch mitten in der Umbildung begriffenen Produktes der Schöpfung, welches wir Mensch nennen, eine so enorme, dass wir zum Verständniss seines Sein's und Werden's nicht auf einem einseitigen Wege durchdringen werden, gleichviel, ob dies der somatisch-anthropologische, der ethnologische oder linguistische ist. Nicht dünkelvolles gegenseitiges Ueber die Achsel-Ansehen und Ignorieren, sondern nur ehrliches Mit- und Nebeneinanderarbeiten ohne Voreingenommenheit der verschiedenen Wissenschaften kann zum Ziel führen.

Huxley, der grosse englische Anthropolog, stellte auf Grund dieser neueren Richtung und die ganze somatische Erscheinung berücksichtigend, vier Haupttypen der Menschheit auf; Den australoiden, den negroiden, den xanthochroën und den mongoloiden Typus (s. Ranke).

Die Betrachtung der Xanthochroën, der Europäer, liegt ausserhalb des Rahmens unserer Arbeit und mag darum hier unberücksichtigt bleiben. Die Eingeborenen Australien's, welche nach Huxley einen der am besten markirten von allen Typen oder Hauptformen der Menschheit***) bilden, können aus obengenannten zoogeographischen Gründen keine „primäre", sondern nur eine durch die sehr lange Isolirung hervorgebrachte und plastisch abgerundete secundäre Hauptform darstellen, wie Huxley selbst gewiss zugeben wird.

Es bleiben von dessen Typen daher nur zwei als eventuelle Primärformen: Die Mongoloiden und die Negroiden — dieselben, welche wir vorhin ebenfalls als solche gefunden haben!

Die neueste Eintheilung des Menschengeschlechts, die von dem grossen Wiener Sprachforscher und Ethnologen F. Müller herrührt, gelangt zu nahezu demselben Resultat: Müller unterscheidet nach der Beschaffenheit der Haare und der Sprache — eine etwas paradoxe Zusammenstellung — ebenfalls nur zwei grosse Hauptgruppen: Die Wollhaarigen, Ulotrichen, welche etwa den Negroiden, und die Lissotrichen, Schlichthaarigen, welche ungefähr den Mongoloiden entsprechen.

Anthropologie, Ethnologie und Linguistik befinden sich also bezüglich dieses Resultats wieder einmal in erfreulicher Uebereinstimmung. Dasselbe gewinnt dadurch eine ganz besondere wissenschaftliche Bedeutung und scheint sich auch schon allgemein Bahn gebrochen zu haben, wie ich

*) cf. Ranke, der Mensch, 1887, II. Band, Seite 189.
**) Im XXIV. Band des Archivs für Anthrop., Seite 665.
***) Siehe Ranke l. c. II. Seite 239.

Digitized by Google

aus einer Arbeit von Wilser*) entnehme. Derselbe sagt: „Diese drei Rassen, zwei langköpfige und eine rundköpfige, der weisse Europäer, der schwarze Afrikaner und der gelbe Asiate bilden die Grundrassen der Menschheit. Dies hat schon Cuvier erkannt, und ihm sind neuere Forscher wie Beddoe, Ripley, Houzé u. a. gefolgt.“ Das ist, wiederum nach Ausschaltung des Europäers, ganz übereinstimmend mit unsern bisherigen Ausführungen.

Zu welcher von diesen beiden Primärvarietäten die Papua's und Australier gehören, das scheint auf den ersten Blick nicht zweifelhaft: Krauses Haar, langer Kopf, vorspringendes Gesicht (Prognathie), dunkle Haut — das können nur negerartige Menschen sein! Und doch stimmt wieder so Vieles bei näherer Betrachtung nicht. Das Haar ist wohl kraus, aber nicht negerartig, die Nase ist meistens das gerade Gegentheil von der Negernase, das Gesichtsprofil hat mehr Aehnlichkeit mit dem des Europäers als des Negers, die Farbe der Haut ist nicht so dunkel wie die des letzteren, oft sogar sehr hell u. s. w.

Um uns in dieser schwierigen Sache einen Ueberblick und ein Urtheil zu verschaffen, müssen wir uns zunächst mit den körperlichen Eigenschaften der Papua's etwas näher befassen.

Hier tritt uns eine solche Menge der widersprechendsten Erscheinungen entgegen, dass es schwer hält, sich hindurchzufinden und das Gemeinsame bei Allen zu erfassen. Finsch sagt*) „Ueberhaupt sind alle diese Charaktere: Grösse, Färbung, Mund, Nase, Ausdruck etc. so variabel, dass ich darauf keine Rassencharaktere basiren kann, so hübsch sich das auch z. B. bei Moritz, Meinicke, Peschel liest.“ Er hat dies auf den Perlstationen der Torresstrasse studirt, wo Leute von Hawai, Neu-Seeland, den Philippinen, Singapore, Araber etc. hinkommen. „Ich kann Alle unterscheiden,“ fährt er fort, „aber nur in 3 Gruppen: 1. hellere Leute mit schlichtem Haar: Polynesier (wozu auch die vertrakten Micronesier gehören, die von den Polynesiern so wenig verschieden sind, wie die Schwaben von den Norddeutschen). 2. Dunkle Leute mit krausem Haar: Melanesier. 3. Dunkle Leute mit schlichtem Haar: Australier.“ „Wenn ein schlichthaariger heller Melanesier vorkäme — ich habe keinen gesehen, aber er kann ja — z. B. ein Lifuaner — vorkommen —, so würde derselbe alle schönen Charaktere, mit denen ich bisher wenigstens Polynesier, Melanesier und Australier unterscheiden zu können glaubte, über den Haufen werfen.“ Er sagt schliesslich, dass er schon viel Menschenrassen gesehen und die Ueberzeugung gewonnen habe, „dass alle so in einander übergehen, dass der Unterschied zwischen Europäer und Papua schliesslich ganz unbedeutend wird“; er muss auf Grund seiner Erfahrungen annehmen, dass es nur eine einzige Menschenspecies giebt.

Finsch hat dies zweifellos in einem Stadium der Entmuthigung geschrieben, in das schliesslich Jeder einmal, wenn auch nur vorübergehend geräth bei dem Versuche, sich die vielerlei Formen der westpacifischen Inselwelt und Australiens zu entwirren und klar zu machen. Auch mir ist es eine Zeit lang nicht besser ergangen. Ich glaube, daran ist das unglückliche Schema-Wort: Melanesier schuld, in welches man die verschiedenartigsten Elemente zusammenpresste. Ich fasse darum das Wort: Melanesier, wo ich es anwende, nur in geographischem, nicht in anthropologischem Sinn auf.

Gemeinsame, Allen zukommende Merkmale finden sich bei den Bewohnern unseres Schutzgebietes nur sehr wenige; eines der besten ist die Körpergrösse. Die Papua's sind schlanke, sehnige, wohlproportionirte Gestalten von etwa 1620 mm im Durchschnitt. Das ist eine ganz hübsche Mittelgrösse. Wir Deutsche, die wir zu den grossen Völkern zählen, haben im Durchschnitt ungefähr 1700 mm. Die Papuaweiber sind 1540 mm hoch, die deutschen Frauen etwa 1580 mm. Der Grössenunterschied zwischen den Geschlechtern bei den Papua's ist also geringer, als bei den Deutschen, entsprechend der Thatsache, dass bei den primitiven Völkern die Geschlechter viel weniger somatisch differiren, als bei den Kulturvölkern. Je höher die Kultur, desto mehr entfernt sich das Weib körperlich vom Mann.

*) „Die Rundköpfe in Europa.“ Im Centralblatt für Anthropologie 1899, Heft 1.

Digitized by Google

Ein gemeinsamer Zug ist ferner die oft ganz hervorragende Langköpfigkeit; Kurzköpfigkeit kommt aber als Ausnahme vor. Sodann ein oft erschreckend geräumiger Mund nebst schmaler, langer Augenspalte, an der das Fehlen der sogenannten Mongolenfalte characteristisch ist.

Das hervorstechendste Merkmal jedoch, wodurch sie sich sofort von allen benachbarten Rassen, den Malayen sowohl, wie den Polynesiern unterscheiden, und welches ihnen hauptsächlich den Ruf der Negerähnlichkeit eingetragen hat, das ist der starke, sehr krause Haarwuchs am ganzen Körper, der in der bekannten Papuaperrücke gipfelt. Ohne diesen Haarwuchs, allein nach dem Gesicht und dem übrigen Körper inclusive der Hautfarbe urtheilend, würde glaube ich kein Mensch die Papua's negerähnlich gefunden haben.

Diese starke negerähnliche Kräuselung des Haares ist eine natürliche, namentlich sind an dem Körperhaar häufig die characteristischen „Pfefferkörner" zu beobachten; ich habe jedoch, wie ich nicht verschweigen will, auch manchmal Kopfhaar gesehen, und zwar vorwiegend bei Neu-Mecklenburgern, das nach dem Abrasiren bis zu 2 Zoll Länge straff, ohne Spur von Ringelung wuchs.

Die natürliche Farbe desselben war schwarzbraun, doch kam auch blond als Ausnahme vor, und dass dies natürlich und nicht etwa eine durch die beliebte Kalkeinreibung hervorgebrachte Erscheinung war, konnte man daraus ersehen, dass auch das übrige Körperhaar, das nicht mit Kalk behandelt wird, hellblond war. Bei dem letzteren ist die blonde Farbe sogar sehr häufig. Das einzelne Haar ist stark, dick, grob; beim Anfassen einer Papuaperrücke hat man das characteristische „Matratzengefühl".

In allem Uebrigen differiren die Bewohner der einzelnen Gebiete nicht unbeträchtlich von einander.

Zunächst sind es drei recht verschiedene Haupttypen, welche in unserm Schutzgebiet uns ins Auge fallen. Dieselben sind auch geographisch getrennt.

Das sind erstens die Salomonier, zweitens die Bismarckinsulaner, und drittens die Bewohner des Festlandes von Neu-Guinea.

Von Salomoniern habe ich nur Leute der nördlichen Inseln Buka und Bougainville gesehen, da die südlichen Salomonen bekanntlich zu England gehören und ihre Bewohner für uns nicht zugänglich waren.

Dieselben — ich will sie kurz Buka's nennen — charakterisirt gegenüber den übrigen Melanesiern ein hoher, steiler, öfters etwas thurmförmiger Schädel, eine ziemlich hohe, steile, etwas schmale Stirn und ein rundes, breites Gesicht, das breiteste aller Melanesier, mit ziemlich kurzer, breiter, aber nicht eingedrückter Stumpfnase, so eine Art von gelindem Bulldoggtypus gegenüber den langen Köpfen und Gesichtern mit langen, vorspringenden, öfters sogar etwas convexen Nasen der übrigen Melanesier. Wodurch sie aber am meisten auffallen, das ist ihre sehr dunkle Hautfarbe und die starke Pigmentirung der Schleimhäute, sodass die Lippen meistens gleichfarbig mit der Gesichtshaut sind, oder schwärzlich-violett ohne jede Spur von Rosa.

Die Bismarckinsulaner, ihre nächsten Nachbarn, sehen ganz anders aus. Dies sind gewöhnlich ziemlich grosse Gestalten mit plumpen Extremitäten, und langen, ausserordentlich roh und klotzig geschnittenen Bauerngesichtern mit langen, plumpen Nasen. Alles an den Leuten ist grob und ungeschlacht. Die Farbe der Haut ist eine ganz bedeutend hellere, als die der Buka's und das Kopfhaar zeigt häufiger als bei den andern Abtheilungen ein röthliches Blond.

Man kann bei den Bismarckinsulanern von 2 Unterabtheilungen reden, nach den beiden Hauptinseln Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern. Die Bewohner beider unterscheiden sich bestimmt

Digitized by Google

von einander, so dass die Typen derselben nicht leicht mit einander verwechselt werden, selbst von Nichtanthropologen.

Die Neu-Mecklenburger zeichnen sich vor allen andern Melanesiern dadurch aus, dass sie die längsten und breitesten, umfangreichsten Schädel, die längsten und dabei schmälsten Gesichter, sowie die längsten Nasen besitzen.

Die Bewohner Neu-Pommern's dagegen, die plumpsten von allen, haben die Gesichter öfters kürzer und breiter. Sie sehen am wildesten und kannibalischsten aus. Gute Vertreter dieses Typus findet man auf Tafel 46 abgebildet.

Die dritte Gruppe von Melanesiern wird gebildet durch die Bewohner des Festlandes von Neu-Guinea. Die ausserordentliche Tendenz dieser Insel zu Localvariationen auf botanischem und zoologischem Gebiet lässt dies a priori auch hinsichtlich der menschlichen Bewohner vermuthen. Persönlich habe ich nur Gelegenheit gehabt, Eingeborene vom Hüongolf und der Astrolabebucht, sowie der zwischen beiden liegenden Maclay-Küste in grösserer Anzahl zu beobachten, und in der That muss ich sagen, die Bewohner dieser Küste scheinen mehr zu variiren, als die vorbesprochenen Buka's oder Bismarckinsulaner. Ein Blick auf die Illustrationen wird dies bestätigen.

Im Osten, am Hüongolf und bei Simbang-Finschhafen, sitzen die Völker, welche ich unter dem Namen der Jabim's zusammenfassen will, und welche schon von Dr. Schellong früher eingehend anthropologisch untersucht wurden. Sie ähneln noch theilweise dem Neu-Mecklenburgtypus, im Jugendstadium auch dem der Neu-Pommern von der Westhälfte dieser Insel, haben jedoch kürzere und breitere Gesichter, meist mit kurzer, gerader und breiter Stumpfnase, wie wir sie bei den Buka's finden.

An der Astrolabebucht jedoch wohnt in den Dörfern von Bogadjim ein mittelgrosses, hageres, langköpfiges Volk mit ziemlich kurzen und schmalen Gesichtern, in denen eine lange, meist mehr oder minder gebogene, manchmal vogelschnabelartig vorspringende Nase sitzt; einen typischen Jabim und einen typischen Astrolabemann wird man desshalb schon an der Nase unterscheiden können. Diese vogelschnabelartige Nase, von welcher der Mann auf Tafel 19 einen sehr guten Begriff giebt, scheint sich, nach den hölzernen Masken zu schliessen, weit nach Westen bis zum Dallmann- oder Berlinhafen oder gar bis zur Humboldtbai zu erstrecken (s. oben S. 14 die Bemerkung über die „elongated noses" von Dallmannhafen), denn die Masken, welche mir aus Kaiser-Wilhelmsland bekannt geworden sind, berücksichtigen stets getreu die Natur, namentlich hinsichtlich der Nase, die ja ein Hauptcharacteristicum des menschlichen Gesichts ist; so hat eine Dallmannhafener Maske in meinem Besitz einen richtigen gebogenen Vogelschnabel als Nase, und zu der auf Tafel 27 abgebildeten Maske aus Bogadjim könnte der lächelnde Kubai mit seinem charakteristisch gebogenen Gesichtserker (s. Tafel 24) Modell gesessen haben — hat's auch vielleicht, denn er stammt ja aus demselben Dorf. Natürlich kommen bei beiden Völkern alle möglichen Uebergänge vor, und selbst Neu-Pommern und Neu-Irlandtypen wird man hie und da unter ihnen finden. Ein solcher ist der alte Krieger aus Bogadjim auf Tafel 26.

Unter den Jabim's machen sich wiederum zwei Typen bemerklich: Ein langer, schlanker, wohlproportionirter, dolichocephaler und schwach leptoprosoper, welchen ich Küstentypus genannt habe, und ein kleiner, untersetzter, zur Brachycephalie neigender, breitgesichtiger mit oft stark entwickelten, an den Orang-Utan erinnernden Backenwülsten, den ich als Bergtypus bezeichne. Auch Schellong hat diese beiden Typen herausgefunden; seine Jabim's repräsentiren meinen Küstentypus und seine Kai- und Poum-Leute, bei denen er ebenfalls die starke Masseteren- oder Parotidenschwellung erwähnt (die ersteren bezeichnet er selbst als Berg- oder Waldbewohner) meinen Bergtypus.

Digitized by Google

Auch im Hinterland der Astrolabebucht scheint ein ähnlicher, von den Küstenbewohnern verschiedener Menschenschlag vorzukommen. Dr. Lauterbach berichtet sowohl von seiner Gogol-, wie von seiner Ramu-Expedition über Eingeborene, die sich von den Küstenstämmen im Allgemeinen durch „etwas kleinere, dabei gedrungenere Statur und gröbere Gesichtszüge unterscheiden". Die Nase sei meist breit, doch finde sich auch vereinzelt die unter den Küstenpapua's so verbreitete gebogene Nase mit scharfem Rücken*). In seinem Gogolreisebericht**) vergleicht er diesen „viel kleineren und kümmerlicheren" Menschenschlag, der zu den Andern in einem Abhängigkeitsverhältniss zu stehen schien, direkt mit den Kai-Leuten im Hinterland von Finschhafen.

Abbildungen aller dieser Typen habe ich bereits in meinem anthropologischen Atlas gegeben, woselbst sich auch die vollständigen Messungslisten und Individualbeschreibungen befinden, so dass ich hier mich einfach darauf berufen kann. Man wird übrigens auch in dem vorliegenden Buch gute Abbildungen aller der besprochenen Gruppen finden, mit Ausnahme der Buka's, die nicht vertreten sind.

Die nächste, sehr natürliche Frage, die nun entsteht, ist: Treffen wir irgendwo auf der Welt noch Stämme oder Völker an, mit welchen die Papua's somatisch, körperlich, verwandt sind? Die Aufmerksamkeit richtet sich hiebei selbstverständlich zuerst auf den Westen, auf den malayischen Archipel und Vorderindien, denn von hier sind ja, dem einstimmigen Forschungsergebniss zufolge, die Papua's hergekommen.

Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir jeden der drei Haupttypen gesondert vornehmen und vergleichen.

Da ist zunächst der Bismarckarchipeltypus. Zu ihm können wir nirgends ausserhalb Melanesiens Analogieen entdecken. Es ist eine selbständige, nur dem austral-papuanischen Gebiet eigenthümliche Form, die sich hier entwickelt und ausgebildet hat. Dieselbe ist innig und nahe verwandt mit der australischen Form; beide gehören zusammen und bilden eine secundäre Hauptvarietät des Menschengeschlechts, wie ich sie oben genannt habe. Einige Queenslandaustralier, die ich vor 2 Jahren in Berlin gesehen habe, hätten ganz gut für Bismarckinsulaner und speziell für solche von Neu-Pommern passiren können. Alle Portraits von Australiern der verschiedensten Gegenden, die Ratzel in seiner Völkerkunde, oder Ranke in seinem Buch über den Menschen bringt, könnte man fast ebenso gut für solche von Bismarck-Insulanern halten.

Auch Finsch ist diese Aehnlichkeit nicht entgangen, denn er sagt (l. c.): „Letztere (nämlich die Australier, d. V.) unterscheiden sich von Melanesiern hauptsächlich durch die hageren Glieder, fast wadenlose Beine, aber derselbe Typus oder doch ein sehr ähnlicher kommt auch in Neu-Britannien vor, sowie auf Neu-Guinea." Dass auch das letztere, das Uebergreifen auf Neu-Guinea, sehr richtig ist, davon können wir uns an dem Portrait des vorerwähnten alten Kriegers aus Bogadjim auf Tafel 26 überzeugen; seiner Physiognomie und abschreckenden Hässlichkeit nach wäre derselbe jederzeit berechtigt, mitten unter der Neu-Pommern-Gesellschaft auf Tafel 46 zu stehen.

Die Australier gesondert, als eigene, von den Melanesiern getrennte Rasse zu behandeln, geht nicht mehr an. So lange wir Neu-Pommern und Buka's oder Astrolabe-Papua's zusammen zu einer melanesischen Rasse rechnen, müssen wir dies auch mit den Australiern thun; denn diese sind mindestens ebenso nahe verwandt wie jene. Und wenn wir die Ansichten der oben genannten Forscher über die Besiedelung unseres Gebietes aufmerksam durchgehen, so finden wir, dass sie alle diese Verwandtschaft unumwunden zugeben; die australischen

*) Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde Band XXIV, 1897, No. 1, Seite 56.
**) Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1891, I. Heft, Seite 50.

Digitized by Google

Anthropologen machen nur den Vorbehalt (s. S. 148), dass die Isolirung der australischen Schwarzen lange fortbestanden habe. Aber auch das dürfte nur insoweit richtig sein, als es für ganz Melanesien überhaupt gilt; denn wir treffen unter den Australiern bekanntlich ganz dasselbe Sammelsurium von verschiedenen Typen, wie unter den Melanesiern, sogar gebogene Nasen oder, wie Finsch (l. c.) sagt, jüdischen Typus.

Auch die neuere Sprachforschung nimmt, wie wir sehen werden, eine enge Verwandtschaft und gemeinschaftliche Grundlage der australischen und melanesischen Sprachen an.

In Bezug auf die australischen Beziehungen Neu-Pommerns ist es nicht uninteressant, dass der australische Charakterbaum Eucalyptus, der in Kaiser-Wilhelmsland gänzlich fehlt, hier an manchen Orten ganze Wälder bildend auftritt.*)

Bei dem zweiten Typus, dem der Salomonsinsulaner mit seiner dunkeln Hautfarbe, seinem breiten niedern Gesicht und der niederen Stumpfnase, finden wir schon eher Beziehungen nach Aussen, nach Westen, und zwar zu den dravidischen Kling's oder Tamil's in Südindien. Ich habe in meinem anthropologischen Atlas bei Besprechung der Buka's dies hervorgehoben und gesagt: „Sie gleichen in dieser Beziehung stark den dunkelsten dravidischen Kling's oder Tamil's von der Südostküste Vorder-Indien's, mit denen sie auch die starke Körperbehaarung gemeinsam haben. Manche Individuen beider räumlich so weit getrennter Völker könnte man bei oberflächlicher Betrachtung sogar mit einander verwechseln, wenn nicht die kurzen Beine und das krause Papuahaar wären." Ich glaube, dass ich ziemlich competent bin, bezüglich dieser Aehnlichkeit ein Urtheil abzugeben, denn ich konnte diese beiden Völker unmittelbar neben einander sehen und vergleichen, da wir auf unsern Plantagen einige Dutzend Kling's eingeführt hatten.

Die dunkeln dravidischen Stämme gelten bekanntlich als die autochthonen Ureinwohner Vorder-Indien's, die ursprünglich über das ganze Gebiet dieses uralten Erdtheils verbreitet waren, aber durch arische Invasion von Norden her immer mehr nach Süden zusammen- und zurückgedrängt wurden. Diese Dravida's sind einmal sehr expansiv gewesen, und haben ihren Einfluss über Hinter-Indien bis nach Malakka und Singapore hinunter ausgeübt, wo sie heute noch in sehr zahlreichen Kolonien sitzen und einen nicht unbeträchtlichen Theil des Handels in Händen haben. Die heutigen Malayen Malakka's und des östlichen Sumatra sind direct aus einer Vermischung dieser Kling's mit den Urstämmen Sumatra's und Malakka's hervorgegangen.**) Mit ihren Fahrzeugen segeln sie heute noch in den malayischen Meeren herum und wie weit sie früher gekommen sein müssen, können wir aus dem oben Seite 148 mitgetheilten Fund einer tamulischen Bronceglocke im Innern Neu-Seeland's ersehen.

Die heutigen Tamil's Süd-Indien's sind alle schon viel zu gemischt und haben sich im Lauf der Jahrhunderte oder Jahrtausende in viel zu auseinanderlaufender Richtung entwickelt, um sie als Volk, als Ganzes, zu Vergleichen mit den Salomoniern resp. Buka's zahlenmässig heranziehen zu können. Es sind immer nur Individuen beiderseits, welche die alte Stammesverwandtschaft erhalten und fortgepflanzt haben; aber gerade die verhältnissmässige Häufigkeit solcher Individuen giebt uns die hohe Wahrscheinlichkeit für den gemeinsamen Ursprung.

Eine bessere Zahlenübereinstimmung dürften wir erwarten von den noch verhältnissmässig reinen Urstämmen in den Bergen Südindien's. Die Herren Sarasin haben in ihrem Werk über die Wedda's auf Ceylon Band III Seite 353 eine kurze Uebersicht der über diese Stämme bekannten Forschungen gegeben. Daraus geht hervor, dass „alle diese Völker übereinstimmen in der Kleinheit des Körperbaues, der dunkel- oder trübbraunen Hautfarbe, dem welligen, zuweilen leicht sich kräuselnden Kopfhaar, dem spärlichen Bartwuchs und der tief eingesattelten, an den Flügeln breiten

*) Eucalyptus naudiniana F. v. M.

**) Siehe hierüber meine „anthropologischen Studien aus Insulinde", Amsterdam, 1890.

Digitized by Google

Nase.“ Jagor*) hat auch eine Anzahl derselben gemessen, und seine Zahlen geben eine Bestätigung dieser Beschreibung, namentlich was die Kleinheit des Wuchses und des Schädels betrifft. Eine direkte Zahlenvergleichung würde demnach auch hier negativ ausfallen, obwohl alles Sonstige ganz gut auf unsere Buka's passt. Aber das ist kein Gegenbeweis; wir müssen uns hier vor Augen halten, dass diese Stämme zu der unterjochten, verfolgten, von den fruchtbaren Ebenen in die Berge zurückgetriebenen und hier unter den schlechtesten sozialen Verhältnissen lebenden Urbevölkerung gehören, welcher eine freie, ungehinderte Entwicklung des Körpers unmöglich gemacht ist; es sind, wie Professor E. Schmidt**) erklärt, der die Leute selbst aufgesucht hat, Kümmerformen. Die Buka's jedoch, auf ihren Südseeinseln durch keine Eroberer bedroht und eingeengt, konnten sich frei entfalten. Wir treffen hier dieselbe Erscheinung, wie bei den Polynesiern; diese erlangen auf den fruchtbaren, unbedrohten Südseeinseln durchgängig einen ganz bedeutend stattlicheren und entwickelteren Körperbau als ihre Stammväter, die Malayen.

Eine gewisse Verbindung zwischen den Wohnsitzen der heutigen Dravida's und der Salomons-Insulaner, oder sagen wir allgemeiner: Papua's, wird hergestellt durch die heute noch räthselhaften Reste kleiner, dunkler, kraushaariger Menschen, der sogenannten Negrito's, die zerstreut im Norden des weiten Inselbogens vorkommen, welcher diese Länder miteinander verbindet. Solche sind unzweifelhaft bekannt von den Andamanen, aus dem Innern von Malakka und den Philippinen. Von hier hat A. B. Meyer***) einen gewissen Zusammenhang nachgewiesen mit Neu-Guinea, indem er zwei Fälle anführt, wo Boote ohne Sturm von den Philippineninseln nach Neu-Guinea abgetrieben wurden und umgekehrt. Ueber die Aehnlichkeit wenigstens der Philippinen- und der Malakka-Negrito's kann kein Zweifel herrschen, wo sie von zwei so competenten Beurtheilern wie Miklucho-Maclay und A. B. Meyer ausdrücklich hervorgehoben wird; für die Andamanesen (Mincopie's) giebt Virchow†) die Verwandtschaft zu: „Nach wie vor halte ich daran fest, dass das spiralgelockte Wollhaar ein positives Unterscheidungsmerkmal bildet. Auf Grund dieses Merkmals gestehe ich zu, dass die Andamanesen, die Semang's in Malakka, die Negrito's der Philippinen und manche zersprengte Reste der gleichen Zone einander genähert werden müssen.“ Er fügt aber gleich hinzu: „Aber ich behaupte um so bestimmter, dass die Wedda's, die Tamilen, die Jakun's in Malakka und deren nächste Nachbarn, d. h. die wellhaarigen oder selbst straffhaarigen Stämme von ihnen zu trennen sind.“ „Will man Parallelen aufsuchen, so liegt es näher, wie ich wiederholt ausgeführt habe, das Weddahaar mit dem australischen zusammenzustellen und dann gelangt man schliesslich auch zu der oft diskutirten Frage von der Verwandtschaft der Australier mit den indischen Tamilen. Hier aber erhebt sich das Hinderniss, dass Wedda's, Tamilen, Australier dolichocephal sind, während Andamanen und Negrito's der Philippinen brachycephal sind. Dahin gehören auch Semang und Sakai.“

Wir wollen unerörtert lassen, ob nicht Virchow hier zu viel Gewicht auf das Haar und die Constanz von dessen Beschaffenheit legt; wir wollen auch nicht untersuchen, ob es angebracht und berechtigt ist, die Hauptformen der Menschheit allein auf die Haare zu basiren und sie in ulotriche (kraushaarige) und lissotriche (schlichthaarige) zu scheiden, denen man sogar noch cymotriche (well- oder lockenhaarige) anfügen zu müssen glaubte; wir wollen ferner einräumen, dass diese Unterscheidung den Eindruck einer gewissen Verlegenheits-Eintheilung macht in Ermangelung besserer anatomischer Merkmale, ungefähr gerade so, als wenn man die Hunderassen in die beiden Hauptabtheilungen Pudel (ulotriche) und Nichtpudel (lissotriche) zerlegen wollte.

---

*) In der Berliner Zeitschrift für Ethnologie etc. 1879 Heft 1.

**) „Die Anthropologie Indiens“. Globus 1892, LXI.

***) Berliner Zeitschrift für Ethnologie, Band VII 1875, Seite 47.

†) Berliner Zeitschrift für Ethnologie etc. Band XXVIII, 1896, Seite 141 ff.

Digitized by Google

Aber trotzdem müssen wir anerkennen, dass ein gewisses System in der Vertheilung der dunkelfarbigen kraushaarigen Völker herrscht; sie sind im Wesentlichen eine Südrasse, wie Ratzel sagt, und züngeln von Afrika über Süd-Indien durch den nördlichen Theil des Archipels hinüber nach Neu-Guinea. Wenn wir schärfer zusehen, so entspricht diese ganze Verbreitungslinie genau der nördlichen Küste des alten Gondwanalandes, wie es von Waagen (s. oben S. 117) fixirt wurde, und der Gedanke eines gewissen Zusammenhangs drängt sich von selbst auf. Wir haben auch gesehen, dass und warum gerade in Süd-Indien die dunkle Südrasse am weitesten nach Norden vordringen konnte (S. 155). Der negroide Zug geht also am Nordrande des Gondwanalandes entlang, wo Landverbindungen ja heute noch fast der ganzen Ausdehnung nach existiren; wollten wir eine gleiche Wanderung des südlichen Menschen auch im Süden annehmen, etwa über die Antarctis, da ein Lemurien nun einmal nach Kobelt nicht existirt haben kann, so kämen wir in Zeiträume hinein, die lange, lange vor dem Erscheinen des Menschen liegen müssen, zum allermindesten in das mesolithische Zeitalter, und das ist nach dem heutigen Stande unserer naturwissenschaftlichen Kenntniss unmöglich.

Es ist merkwürdig, wie wir bei Betrachtung der heutigen Lebewelt wie mit magischer Gewalt immer wieder zurückgeführt werden auf uralte Zeiten und wie die paläozoische und mesozoische Geographie unseres Erdballs, die schon vor Jahrmillionen zerstört und umgewandelt ist, heute noch überall durchleuchtet.

Aus diesen Verhältnissen dürfen wir aber auch schliessen, dass die dunkle, kraushaarige Bevölkerung eine sehr alte ist und wohl eine, wie ich oben (S. 155) ausgeführt habe, Primär-Varietät des Menschengeschlechts darstellt; daraus folgt dann aber ferner, wie recht Virchow hat, wenn er dieses uralte krause Haar, das sich so lange unverändert erhielt, als ein „positives Unterscheidungsmerkmal" ansieht. Damit kommen wir zugleich auf die Frage der Persistenz der Menschenrassen, wie sie von meinem verehrten Lehrer und Freund Prof. Kollmann vertreten wird; doch das würde uns zu weit abführen, und wir wollen es uns für eine andere Gelegenheit versparen.

Hiermit, glaube ich, können wir die Negrito-Dravida-Papua-Australierfrage verlassen; sie ist augenblicklich noch zu dunkel und verworren, es müssen noch viele umfangreiche und gründliche Untersuchungen vorgenommen, noch eine Reihe von Vorfragen entschieden werden, ehe wir eine endgültige Lösung hoffen dürfen; uns mag es genügen, dass wir bei den Buka's dravidische Anklänge festgestellt haben, ja dass uns beim Anblick derselben sogar ein leiser negroider Gedanke beschlichen hat.

Wir kommen nunmehr zu dem dritten Typus, dem der Papua's vom Festlande Neu-Guinea's. Derselbe enthält, wie wir gesehen haben (s. S. 159) ebenfalls zwei scharf geschiedene Abtheilungen. Die Astrolabe- oder Küstenform, lang, hager, mit langen, schmalen Köpfen und kleinen, schmalen Gesichtern, worin eine lange, gebogene Nase sitzt, halte ich für eine entschieden indische, nur wenig veränderte Form, und zwar eine nordindische, die mit den Dravida's Südindiens so gut wie Nichts zu thun hat; es ist dieselbe Form, welche wir auch in Java unter den höheren Kasten auftreten sehen und dort mit grosser Sicherheit einer vorderindischen Hindu-Invasion zuschreiben können. Vgl. oben S. 149 das über den Hindu-Einfluss Gesagte. Wir können wohl annehmen, dass zur Zeit der Blüthe des Hindureiches Modjopahit auf Java Hindu-Elemente, die ja grosse Schacherer und Händler sind, bis an die Astrolabebai vordrangen, wo sie der Bevölkerung, welche einen von den übrigen Küstenbewohnern etwas abweichenden, isolirten Eindruck macht, ihre gebogene Vogelschnabelnase hinterliessen. Bei Betrachtung der Gruppe von Bogadjim-Leuten auf Tafel 18, sowie der übrigen abgebildeten Gesichtstypen wird man bei vielen diese Nasenform in mehr oder minder hervorragendem Grade entdecken. Weit ins Innere oder weiter nach Osten scheint dieselbe nicht zu gehen, denn weder Schellong noch ich haben sie bei den Jabims von der Finschhafener

Digitized by Google

Küste gesehen. Im Bismarckarchipel und selbst in Australien taucht dieselbe jedoch in etwas veränderter Form wieder auf.

Das andere Element, welches dem Berg- oder Inlandtypus entspricht, ist dem eben besprochenen geradezu entgegengesetzt. Seine Träger sind ziemlich kurz, untersetzt und haben ein breites, niederes Gesicht mit breiter, flacher und stumpfer Nase. Bei diesem Element sind uns sofort die Beziehungen klar. Es ist das malayische, oder besser gesagt: das prämalayische, wie wir es heute noch als Urtypus im malayischen Archipel, auf den grossen Sunda-Inseln unter den Stämmen der Batak's, Dajaks etc. antreffen und welches modificirt als Polynesier auf den pacifischen Inseln sitzt.

Wenn wir diesen Typus nach weiteren Analogieen verfolgen, passirt uns etwas Merkwürdiges. Wir treffen denselben nämlich fast überall, wohin wir in den in Betracht kommenden Ländern blicken. Er findet sich nicht nur in mehr oder minder starkem Grade unter allen bisher besprochenen Typen der Melanesier, so dass wir schliesslich, wenn nur solche Individuen vor uns stehen, nicht mehr wissen, ob wir es mit Neupommern, Salomoniern oder Astrolabeleuten zu thun haben, sondern wir sehen ihn in höchst ausgebildetem Grade auch bei den Australiern, die nach Virchow und Kollmann übereinstimmend ein sehr breites und niedriges Gesicht mit sehr kurzer, breiter und niedriger Nase haben, sodass nach Virchow*) „die Besonderheit der australischen Physiognomie in der Bildung der Nasengegend liegt".

Er geht dann in etwas veredelter Form nach Polynesien, ja wahrscheinlich bis zu den südamerikanischen Indianern**) und sitzt als Urelement überall im malayischen Archipel. Von dort können wir ihn verfolgen nach Hinterindien bis Südchina hinauf, und finden ihn wieder bei den Dravidastämmen Indiens, bei den Wedda's auf Ceylon und bei den vorerwähnten Negrito's. Bei allen miteinander heisst es einstimmig in den Beschreibungen: Die Form des Gesichtes ist ziemlich breit und niedrig, die Nase kurz, niedrig und breit. Bei manchen geht die Aehnlichkeit sogar so weit, dass noch starke Verbreiterung der Backengegend zwischen Ohr und Kieferwinkel hinzutritt, die eine gewisse Erinnerung an die Backenwülste des Orang-Utan wachruft.

Aber wir können diese Gesichtsform noch weiter verfolgen, bis tief nach Afrika hinein, wo wir sie in ausgezeichnetem Grad bei den Hottentotten***), den Buschmännern, bei denen nur das Kinn noch keilförmig spitz wird (Virchow), und den Akka's†) auftreten sehen.

Zum Beweis des Gesagten berufe ich mich ausser den bereits erwähnten Beschreibungen und Messungen auf die Abbildungen in den Werken der Herren Sarasin, Meyer & Parkinson, der Berliner Zeitschrift für Ethnologie Band XVIII, Montano, Ratzel, Ranke etc. Man vergleiche nur die folgenden Bilder:

Die Neu-Pommernfrau auf Tafel V des Meyer-Parkinson'schen Albums von Papua-Typen könnte geradezu die Schwester sein von dem Wedda-Mann No. 1 auf Tafel III oder von No. 17 auf Tafel XI des Sarasin'schen Werkes. Der Knabe No. 15 auf Tafel X ebendort könnte anstatt ein Wedda-, ebenso gut ein Dajakknabe aus Borneo sein. Wenn man nicht wüsste, dass die Frau No. 31 auf Tafel XVIII eine Weddafrau wäre, würde man sie ebenso gut für eine Batakfrau aus Centralsumatra, wie für eine Tamofrau von Bogadjim zu halten versucht sein; dasselbe gilt von den

---

*) Berliner Zeitschrift für Ethnologie. 1883, Seite 190.

**) cf. Ricardo Rohde: Messungen von Payagua-Indianern (Paragua) in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie, der von diesen ein breites, niedriges Gesicht mit vortretenden Wangenbeinen, volle, vortretende Lippen, kurze, breite, eingedrückte Nase angiebt.

***) Vergleiche die Abbildungen der ausserordentlich chamäprosopen und breit- und kurznasigen Herero und Namaqua-Hottentotten auf Tafel IV, Figur 2—4 der Verhandlungen der Berliner Zeitschrift für Ethnologie, Band XVIII, 1886.

†) S. G. Fritsch in den Verhandlungen der Berliner Zeitschrift für Ethnologie, 1896, pag. 545 und: Die Eingeborenen Südafrika's, Breslau 1872. Ferner: W. H. Flower im Journal of the anthrop. instit. of Great Britain and Ireland, 18, 1889.

Digitized by Google

beiden Frauen auf Tafel XXVI, Fig. 49. Der zweite Mann von rechts auf dem diesem Abschnitt vorgehefteten Gruppenbild von Bogadjim-Tamos, Tafel 18, könnte ebenso gut ein Batak auf Sumatra sein von dem Typus, wie ich ihn auf Tafel XXIII in meinem anthropologischen Atlas abgebildet habe, und in dem Meyer-Parkinson'schen Album wird man auf Tafel VI und XXIII weitere Analogieen hiezu aus Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg entdecken. Die von Dr. Montano*) auf planche II No. 53 und 54 abgebildeten Negrito's aus Luzon würde man mit gleichem Recht sowohl für Batak's wie für Papua's ansehen dürfen und die übrigen Abbildungen von philippinischen Typen aus Luzon und Mindanao in seinem Werk sind rein batak-dajakische Gesichter.

Die Bilder ferner, welche in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie 1886, Band XVIII, Tafel IV von Hottentotten gegeben werden, zeigen unsern Typus in einem so ausgezeichneten Grade, dass man sie direct als specimina bezeichnen kann.

Wenn wir das ganze Verbreitungsgebiet dieses Typus, den ich bereits in meinen anthropologischen Studien aus Insulinde Seite 33 und 96 gekennzeichnet und als Urrasse bezeichnet habe, überblicken, so treten zwei höchst bemerkenswerthe Thatsachen hervor. Erstlich sehen wir, dass das Areal, auf dem derselbe vorkommt, wieder genau dasjenige des alten Gondwana-Landes ist, und zweitens frappirt uns die Thatsache, dass derselbe in auffallendem Grade nur bei solchen Völkern hervortritt, die wir einstimmig als Urvölker bezeichnen, sowohl in Afrika, wie in Indien, sowohl im malayischen, wie im papuanischen Archipel.

Wir werden dadurch von selbst auf den Gedanken gebracht, dass wir hier vor den Resten einer alten, einst über das ganze, noch überseeisch gebliebene Gondwanaland verbreiteten Menschenrasse stehen. Diese Urrasse hat in ihrer körperlichen Erscheinung eine Reihe von kindlichen und darum an frühere Entwicklungszustände der Menschheit erinnernden Zügen bewahrt; sie umfasst die primitivsten Völker, welche wir kennen. Da nach Virchow's gelegentlich der Besprechung der Buschmänner**) gethanen Aeusserung dem kindlichen Typus der weibliche im Allgemeinen näher steht, so ist es nicht unwichtig, dass wir die charakteristischen Merkmale bei den Weibern der genannten Völker durchgängig öfter und besser erhalten finden, als bei den Männern; diese variiren mehr, und das ist ein bedeutsames Zeichen von Vermischung; denn die Wanderer, die Eroberer sind die Männer; durch sie wird das fremde Element in ein Land gebracht. Es scheint sonach, als wenn der Stammestypus des Vaters vorwiegend in den Söhnen, derjenige der Mutter in den Töchtern sich fortpflanze. Das stimmt mit meinen Erfahrungen vollkommen überein, und wir werden gleich nachher in Bogadjim einen Beweis dafür finden.

Diese alte Urrasse ist nun schon die zweite, welche wir auf dem Areal des alten Gondwana-Landes, also in der Südhemisphäre, entwickelt finden, und zwar ist als Entstehungscentrum derselben mit höchster Wahrscheinlichkeit das Gebiet Vorder- und Hinter-Indien's incl. der grossen Sunda-Inseln anzunehmen. Sie sass als braune, wellhaarige Rasse zwischen den hellen, schlichthaarigen, mongoloiden Völkern des Nordens und den dunklen kraushaarigen des Südens, nimmt also gerade das centrale Mischungsgebiet ein, welches wir oben Seite 155 als die Lust und den Schmerz der Anthropologen kennen gelernt haben. Von beiden Seiten war sie Vermischungen ausgesestzt, von beiden Seiten her wurde sie geschoben und gedrückt und zusammengequetscht, bis sie in die leere Lücke nach Osten auswich, wo wir sie heute hauptsächlich finden. In Indien war der Druck und die Vermischung am stärksten, und darum sind dort auch die wenigsten reinen unvermischten Reste zu finden; es wirkten von Norden her arische Einflüsse

*) Rapport a M. le Ministre de l'instruction publique sur une mission aux îles philippines et en Malaisie (1879—81), Paris, Imprimerie nationale 1885. Extrait des archives des missions scientifiques et littéraires, troisième serie, tome onzième.

**) Im 18. Band der Berliner Zeitschrift für Ethnologie 1886 Verhandlungen Seite 221.

Digitized by Google

und schufen die zahlreichen Mischformen der Bengali's bis zu den Kling's herunter*) und von Süden herauf war es die dunkle, krausköpfige Rasse, die ihre Stammesmerkmale diesem Typus aufpfropfte.

Ich will den Leser hier mit Zahlen und Tabellen verschonen, um so mehr, als ich demnächst in einer andern Arbeit Gelegenheit haben werde, dieser Frage nochmals näher zu treten. Wir wollen uns hier mit dem allgemeinen Resultat begnügen, dass wir, entsprechend der Annahme aller Gelehrten und Forscher, eine Reihe somatischer Beziehungen zu verschiedenen westlichen Völkern gefunden haben und dass wir eine gewisse Wahrscheinlichkeit geltend machen können für die Annahme einer alten Urrasse, welche weit auf der südlichen Hemisphäre verbreitet war und die Grundlage abgegeben hat, auf welcher sich in Folge langer Isolirung der heutige charakteristische austral-papuanische Typus hat herausbilden können, vielleicht unter Hinzutritt von dunklen, kraushaarigen Elementen, deren Spuren wir heute noch an der nördlichen Peripherie dieser Rasse zwischen Indien und Melanesien antreffen.

Unsere Papua's an der Astrolabebai speciell zeigen nach unserm Dafürhalten in den schlanken, mageren Gestalten mit schmalen Köpfen und kleinen Gesichtern mit vorspringender Nase indische Züge und es ist nicht unbedeutsam, dass die Hauptträger dieser Merkmale in der Bogadjim-Gemeinde eine gewisse respectirte Ausnahmestellung einnehmen; sie bilden eine Art alter Adels- oder Patrizierfamilien, wie wir weiten hinten sehen werden.

Dieser indische Typus, der etwas Intelligentes, Kühnes in seinen Zügen hat, findet sich vorwiegend beim männlichen Geschlecht; bei den Frauen ist er Ausnahme; eine solche ist z. B. die Wittwe auf Tafel 25, welche sich ihren Trauerrock flicht; sie besitzt eine gebogene Nase und das feinere, längliche, indische Gesicht. Die übrigen Frauen — es sind ja eine Anzahl solcher in diesem Buche, sowie in dem Meyer-Parkinson'schen Atlas abgebildet, woran man die Richtigkeit der Sache prüfen kann — haben sonst alle das grobe, hässliche, breite Gesicht mit platter, breiter Nase, welches unserm Urtypus entspricht. Man halte nur die beiden Abbildungen des Mannes Aegil Tafel 19 und der trauernden Wittwe Tafel 40 zusammen, um den gewaltigen Unterschied der Gesichtsbildung zu sehen!

Die Frauen verdienen weder in Bogadjim, noch bei den Papua's überhaupt den Namen des schönen Geschlechts; so wie hier, sind sie überall, denn wie wir vorhin sahen, hat sich der alte, ursprüngliche Typus beim Weib viel gleichmässiger erhalten und tritt namentlich im reiferen Alter mit dem schwindenden Fettpolster in seiner ganzen Hässlichkeit hervor.

Zum Schlusse unserer Ausführungen über die somatische Anthropologie wollen wir hiehersetzen, was**) dem Papua als Schönheitsideal des Mannes gilt: Kräftige Gestalt, glatte Haut, glänzendes Gesicht, ausgeprägte Nase, kleine, mehr beisammenstehende Zähne mit schwarzer Politur, keine Augenbrauen und keine hervorquellenden Augäpfel, verlängerte Ohren und dicker, runder, gut gepflegter und roth eingesalbter Haarbusch. Ueber das weibliche Schönheitsideal werden wir gelegentlich der Heirathsgebräuche weiter hinten etwas erfahren.

*) S. Risley's umfangreiche Messungen: The tribes and castes of Bengal, Calcutta 1891, und meinen anthropologischen Atlas Seite XIII.

**) Missionar Vetter, dessen Mittheilungen im 2. Heft der Barmer Missionstractate 1898 ich dies entnehme, hat zwar speciell hiebei die Jabim's im Auge, ich glaube aber, dass man dies unzweifelhaft auch auf die Bogadjimtamo's anwenden kann. Ich selbst habe versäumt, mich nach dem Tamo-Ideal zu erkundigen.

Digitized by Google

Wir wollen nunmehr, mit aller Discretion natürlich, einen Blick in die Toilettengeheimnisse unserer Völker thun. Zunächst sei verrathen, dass der Papua ein sehr eitler Mensch ist, obwohl er ausser seinem Rindengürtel nichts anhat, als seine eigene braune Haut; diese frischt er aber alle paar Tage ein bischen auf mit einem Gemengsel aus Ocker und Palmöl, resp. den zerquetschten Kokosnuss-Kernen, denn Oel zu pressen versteht der Papua nicht, indem er sich den ganzen Körper inclusive Haarfrisur damit einreibt, so dass seine Farbe dadurch kupferroth wird. Anrühren darf man ihn natürlich nicht, denn er färbt stark ab, wie ich zu meinem Leidwesen in höchst eigener Person erfahren habe, als ich mich, um meine frischen weissen Kleider nicht zu beschmutzen, von einem des Weges kommenden Tamo huckepack durch einen Tümpel tragen liess. Aus diesem Grunde scheut er auch den Regen wie die Sünde und weicht ihm aus wo er kann. Es ist geradezu lächerlich zu sehen wie diese nackten Kerle, denen es doch ihrer Kleidung wegen ganz gleichgültig sein könnte, vor einem leichten Regenschauer schon ausreissen. Freilich soll auch, wie ich mir habe sagen lassen, ihr kostbarer mel, ihr Rindengürtel, durch die Feuchtigkeit Noth leiden. Gebadet wird nur ganz gelegentlich und nur im Flusse, nicht im Meere.

Ich glaube, dass das öftere Einschmieren des ganzen Körpers mit einer fettigen Ockerfarbe die Ursache des Fehlens jeden Körpergeruches ist, denn ich habe dasselbe auch bei den dravidischen Tamil's Vorderindien's bemerkt, welche sich ebenfalls fleissig den ganzen Körper einölen. Bei den Buka's, den Jabim's, den Neu-Pommern und Neu-Mecklenburgern scheint dieser Gebrauch des Einfettens oder Einölens der Haut nicht zu herrschen; ich habe weder selbst etwas davon bemerkt, noch in der diesbezüglichen Litteratur Angaben darüber gefunden. Alle diese Völker riechen aber und zwar so specifisch verschieden, dass Zöller glaubt, man würde eine Gruppe von Salomoniern allein schon am Geruch von Neu-Pommern oder Neu-Guinea-Leuten unterscheiden können.

Am allerstärksten und penetrantesten, auch ohne grössere Körperanstrengung, riechen die Leute aus Neu-Pommern; deren Geruch kann geradezu entsetzlich werden, trotz Zöller, der in seinem Buch p. 237 den Geruch der Papua's „zum mindesten nicht unangenehm" findet. Sie wissen das auch recht gut und behängen sich den Nacken mit dicken Büscheln von scharf duftenden Krauseminzekräutern; als ich einst meinen Schiessjungen nach dem Zweck dieses sonderbaren und nicht weniger als lieblich duftenden Nackenschmucks fragte, gab er mir zur Antwort: Master, wenn wir das nicht thun, „me stink plenty to much!" Andere sagten wieder, sie thäten das, damit die Muskitos sie nicht beissen. Bei Buka's und Neu-Mecklenburgern habe ich keinen Geruch bemerkt, doch wird dies für die ersteren von Zöller und für die letzteren von Graf Pfeil bezeugt. Bei Jabim's habe ich denselben selbst wahrgenommen, auch schwitzen dieselben bei starker und anstrengender Feldarbeit ganz tüchtig in dicken grossen Tropfen, wie ich im Gegensatz zu Schellong (l. c. S. 159) oft gesehen habe.

Auch den Zähnen widmet man einige Aufmerksamkeit; man feilt oder meisselt sie nicht, wie es bei den Malayen üblich ist, aber man färbt sie schwarz. Diese Sitte scheint der ganzen Küste Deutsch-Neu-Guinea's entlang zu herrschen. Das Färbematerial besteht aus einer Art von schwarzer Erde, die sich an manchen Orten findet. Zum Gebrauch vermischt man sie, wie uns Missionar Vetter*) belehrt, mit dem Wurzelsaft eines Nussbaumes, knetet die Masse zu einem Päckchen und legt dasselbe mehrere Nächte hindurch quer vor die Zähne. Dadurch erhalten diese eine tiefschwarze glänzende Politur.

Das krause, überreichliche Haar wird vom Bogadjim-Manne entweder selbst oder durch einen veritabeln Friseur alltäglich gekämmt, gelaust und hoch aufgezaust. Er ist auf seinen Haarschmuck sehr stolz und alte Leute oder Kahlköpfe, die an der Astrolabebucht nicht so gar selten sind — vergleiche das Portrait des Mannes Aegil Tafel 19 aus Bogadjim; der Arme ist leider vor einem Jahr in einem Kampfe gefallen —, fertigen sich oft aus Kasuarfedern oder Cuscusfellen förmliche Perrücken und

*) Im zweiten Heft der Barmer Missionstractate 1898.

Digitized by Google

Mützen an, wie aus dem nebenstehenden Bild des Bilibilinannes Tafel 20 ersichtlich ist. Baumrindenmützen, wie sie am Hüongolf, bei Finschhafen und im Süden bei Port Moresby getragen werden*) oder gar Trauerhüte (Cylinder ohne Deckel und Rand, siehe die Abbildung Tafel 41) habe ich hier nicht gefunden; nur der uralte Kodi Koba hat ein Tuch europäischer Provenienz um seinen kahlen Greisenschädel geschlungen (siehe die Abbildung Tafel 35). Dann wird das Haar mit Kalk hübsch weiss, oder mit Ocker roth, oder, nach der neuesten Mode — man sieht, auch hier hält die Königin Mode bereits ihren Einzug — mit Wäscheblau blitzeblau gefärbt, mit einem hübsch geschnitzten Bambukamm, allerlei Zierstäben, bei festlichen Gelegenheiten auch mit einem ganzen getrockneten Balge des gewöhnlichen gelben Paradiesvogels besteckt. Um die Stirn wird dann diademartig eine Schmuckbinde aus kleinen Muscheln und Hundezähnen gelegt, das Gesicht feuerroth mit Ocker angemalt — falls der Mann nicht gerade Wittwer ist, worüber später —, ein langer Nasenpfeil quer durch die durchbohrte Nasenscheidewand geschoben oder an Stelle dessen ein lyraförmiger Ring aus Perlmutter, je nach Geschmack, ebenso in die furchtbar ausgedehnten schlingenförmigen Ohrläppchen ein paar schildpattene Ohrringe eingehängt, und die Festtoilette des Kopfes ist beendigt.

In der Gegend weiter östlich, bei Finschhafen, Simbang und am Hüongolf, wird das Haar rings um den Kopf etwa 2 Finger breit, am Hinterkopf jedoch viel mehr, etwa handbreit, weggeschoren, und die übriggebliebene Frisur viel höher und länger getragen, so dass sie durch einen mehrere Finger breiten, aus Rottanringen zusammengesetzten Kopfreif gestützt und getragen werden muss, der, etwa einem abgeschnittenen Hutrand vergleichbar, horizontal um den Kopf gelegt wird.

Im Bismarckarchipel hinwieder scheint man pudelähnliche Zotteln zu lieben, die, wie die umstehende Abbildung beweist, oft zu beträchtlicher Länge und Menge anwachsen. Diese Lockensträhnen sind, wie uns Parkinson, der vielerfahrene und seit langen Jahren auf Ralum bei Herbertshöhe ansässige Südseereisende belehrt, künstlich zuwege gebracht, indem die Haare, sobald sie nach dem Scheeren, was gelegentlich geschieht, wieder lang genug geworden sind, mit den Fingern gefasst und fleissig in Löckchen zusammengedreht werden.

Die Neu-Mecklenburger und Bukaleute, welche mir zu Gesicht gekommen sind, trugen alle das Haar ziemlich kurz und rasirten es öfters vermittelst Glasscherben. Eine solche Scene findet sich auf dem nebenstehenden Bilde dargestellt, welches mein Assistent Kunzmann seinerzeit aufgenommen und mir freundlich zur Verfügung gestellt hat.

Bei den Archipelbewohnern wird das Haar ziemlich häufig mit einer dicken Lage von Kalkbrei incrustirt, den man aus gebrannten Seemuscheln gewinnt und am Kopf antrocknen lässt, so dass das betreffende Individuum aussieht, als habe es eine dicke anliegende weisse Haube auf. Nach einigen Tagen, nachdem dieselbe abgefallen oder abgewaschen ist, kommt ein röthlichblonder Krauskopf zum Vorschein; die Haare sind durch die Aetzwirkung des Kalks ganz hell gebeizt. Dieser hellblonde Haarwulst bildet einen ganz eigenthümlichen Contrast zu der dunkeln Hautfarbe der Leute, und darum glaube ich auch nicht, dass das Kalk-Einreiben allein geschieht, um das Ungeziefer zu tödten, was nicht bloss als löblich, sondern manchmal als ausserordentlich nothwendig sich erweist, sondern dass auch eine Schönheitswirkung damit beabsichtigt ist. Denn wenn es allein zum Zweck des Ungeziefervertilgens geschähe, so denke ich, müsste die Sitte allgemeiner verbreitet sein; sie ist aber anscheinend nur auf die Bewohner des Bismarck- und Salomonsarchipels beschränkt und kommt an der Maclay-Küste vom Hüongolf bis zur Astrolabebai nicht vor. Nach einigen Tagen werden die Haare röthlich und zuletzt wieder so dunkel schwarzbraun, wie zuvor. Dass es übrigens, besonders unter den Neu-Mecklenburgern, auch Individuen mit natürlichem hellblondem, resp. gelblich-

*) Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee, in: Annalen des K. K. Hofmuseums zu Wien Band VI, pag. 92.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 20. Ein Mann von Bilibili mit Cuscusfell-Mütze.

Digitized by Google

Digitized by Google

F. Kunzmann phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 21. Salon für Haarschneiden und Rasiren vermittelst Glasscherben.

Digitized by Google

Digitized by Google

blondem Haar giebt, habe ich bereits oben Seite 158 bemerkt, ebenso wie die Thatsache, dass es unter denselben auch schlichthaarige Individuen giebt.

An der Astrolabebucht liebt man Gesichtshaare nicht, ja, man hat dort so wenig Verständniss für die „schönste Manneszier", den Bart, dass man alle Gesichtshaare, und deren sind nicht wenige, da die Papua's zu den stark behaarten Völkern gehören, consequent ausreisst und zwar mittelst wirbelnder Bewegung eines zusammengedrehten Fadens, der um einen Finger der linken Hand geschlungen und mit der rechten in Bewegung gesetzt wird. Die Prozedur ist von Miklucho-Maclay, der sie an sich selbst probirte und sehr schmerzhaft fand, obwohl die Papua's dabei keine Miene verziehen, genau beschrieben worden.*) Im höheren Alter freilich scheint man es nicht mehr so genau zu nehmen, denn Greise sieht man oft mit ziemlich stattlichen weissen Bärten, den Resten, welche glücklich dem Schicksal des Ausrupfens entgangen sind und Zeugniss für die Reichlichkeit der ursprüglichen Behaarung ablegen. Einen solchen posthumen Cotelettebart trägt z. B. der alte Kodi koba (Tafel 35), der angesehenste, zugleich auch älteste Mann von Bogadjim. Der Widerwille gegen die Gesichtshaare geht so weit, dass man ab und zu sogar die Augenbrauen abrasirt oder ausreisst, sogar schon bei kleinen Knaben gelegentlich des Beschneidungsfestes.

Weiter nach Westen zu, in Hatzfeldt- und Dallmannhafen bis Guap scheint umgekehrt ein stattlicher Backen- oder Kinnbart hochgeschätzt zu sein. Derselbe ist nach Finsch**) Gegenstand sorgfältiger Pflege und wird mit vielerlei Zierrathen durchflochten und behangen.

Im Archipel scheint auch in dieser Hinsicht andere Sitte zu herrschen. Die Buka's zwar pflegen sich ebenfalls das Gesichtshaar auszureissen — wohl aus dem Grunde, damit die Ziernarbenlinien ihres Gesichts***) sichtbar bleiben — aber die Neu-Mecklenburger tragen regelrechte, ziemlich kurz gehaltene Vollbärte, die auch hie und da bei den Jabim's und den Bewohnern des Hüongolfes, die überhaupt mancherlei Uebereinstimmungen besitzen und einen Uebergang des Festlandtypus zum Bismarckarchipeltypus bilden, wie ich an einer früheren Stelle bereits hervorhob, beliebt zu sein scheinen.

Die Neu-Pommern, besser gesagt, die Bewohner der Gazellehalbinsel Neu-Pommerns, rasiren sich das ganze Gesicht glatt, mit Ausnahme eines schmalen, oft nur centimeterbreiten Streifens, der von einem Ohr zum andern über das Kinn hinwegläuft und dort in zwei wohldressirte Spitzen ausgezogen ist, ein sogenannter Ziegen- oder Judenbart, der den ohnehin schon manchmal stark semitisch angehauchten Gesichtern etwas so exquisit Jüdisches verleiht, dass man unwillkürlich jeden Augenblick aus ihrem Munde ein: „Nichts zu handeln?" vernehmen zu müssen glaubt.

Mit der Toilette des Kopfes ist bei unsern Leutchen auch so ziemlich die übrige Toilette beendigt. Denn dem sonstigen Körper widmet man nur die einzige Sorgfalt, dass man ihn, wie bereits gesagt, mit einem Gemisch von Ocker und Kokosnussöl einreibt; oben Alles, unten Nichts, das ist hier der Grundsatz. Nur der Hals wird noch mit Schmuck bedacht und zwar sehr reichlich, in Form von allerlei Schmucksachen aus Zähnen und Muscheln, sowie Täschchen und Ketten, die um ihn gehängt werden in der Weise, dass sie alle zusammen auf die Brust herabbaumeln, welche dadurch oft ganz bedeckt wird und gar nicht mehr nackt aussieht; ich habe hier einsehen gelernt, dass wirklich der Schmuck zu einem Kleidungsstück werden und dieses aus jenem hervorgehen kann. Sehen die Neu-Pommern auf dem Bilde Tafel 46 nicht aus, als hätten sie fein gemusterte Strümpfe an? Und doch haben sie weiter Nichts gethan, als ihre Beine dick mit Farbe bestrichen, meist weisser, und sind dann mit ihren fünf Fingern in schlängelnder Bewegung hindurchgefahren.

---

*) „Ethnolog. Bemerkungen über die Papua's der Maclay-Küste" in: Natuurkundig Tydschrift voor Nederlandsch Indië, Deel XXXVI, Batavia 1876, p. 294 ff.

**) l. c. p. 93.

***) cf. das Album von Papua-Typen von A. B. Meyer & Parkinson, Tafel 26 und 27.

Digitized by Google

Der Hauptmannesschmuck des erwachsenen Bogadjim-Tamo ist der zweiflügelige aus Bastfasern geflochtene und mit Kaurimuscheln, Hundezähnen und Muschelringen verzierte Ring, Tsáuĕ, der am Oberarm getragen wird. Er ist das äussere Zeichen der Männlichkeit, welches der Junge sofort nach der Beschneidung von seinem Vater erhält und trägt, so lange die Bastfasern zusammenhalten. Es ist sehr bezeichnend für die Bedeutung dieses Armringes, dass das Wort Tsauĕ oder Dsauĕ, mit dem derselbe bezeichnet wird, zugleich auch das Wort für Eigenthum, Besitzthum κατ' ἐξοχην ist. Natürlich wird dem heranwachsenden Jüngling und Manne mit der Zeit der wenig elastische Ring, der nur selten abgelegt wird, zu eng und wächst ihm sozusagen in's Fleisch hinein; oft ist der Arm dadurch so stark eingeschnürt, dass man meinen sollte, das Glied müsse unbedingt absterben. Auf der Tafel 35 des Meyer-Parkinson'schen Albums, auch auf unserer Tafel 19, trägt der dort abgebildete Mann solche zu eng gewordene Armringe an beiden Oberarmen, was sehr deutlich zu sehen ist. (Der Mann heisst übrigens Kate [in der Siarsprache Eidechse] und das neben ihm stehende Mädchen ist nicht seine Frau, wie dort angegeben, sondern seine Schwester.) Nur wenn's zu arg wird und gar nicht mehr auszuhalten ist, dann, aber nur dann, entschliesst sich der Träger, mit einem Messerschnitt das kostbare Besitzthum zu spalten und so gut oder eigentlich so schlecht er's versteht mittelst eingeflochtener Fasern weiter zu machen, anzulängen. Die Wohlhabenderen tragen zwei Ringe und mehr an beiden Oberarmen.

Ausser dem gewöhnlichen zweiflügeligen, dessen Rohstoffe stets durch die Bilibili-Kaufleute eingehandelt werden müssen, ist noch eine zweite Form beliebt, Bangsula genannt (Bang = Ring, Sula = Muschel), auf deren Basttheil zwei oder mehr Reihen grösserer Muschelringe, auf der Kante stehend, aufgenäht sind. Eine dritte Form besteht aus einem einfachen Bastgeflecht von grösserer oder geringerer Breite ohne weitere Zuthaten.

Breite Schildpattarmbänder aus einem handbreiten, einfach zusammengebogenen Stück Schildpatt mit oft recht hübsch eingravirten Mustern, sind ebenfalls in der Mode und nicht besonders selten; jedenfalls nicht so selten, wie die anderwärts viel häufigeren schmalen Ringe aus den Basisquerschnitten von Trochus niloticus, deren immer mehrere zusammen getragen werden und die meist mit hübschen Strichornamenten verziert sind.

Alle diese Formen können für sich allein oder nebeneinander getragen werden, wie aus den Abbildungen zu ersehen ist, namentlich im Gruppenbild Tafel 18. Die zweite Form, den Bangsula, trägt der umstehend abgebildete Mann Kubai am linken Arm, während er als besonders Wohlhabender an dem zweiflügeligen Tsauĕ rechts ebenfalls noch einige Muschelringe aufgenäht hat. Ich habe nicht für nöthig gehalten, diese Armbänder besonders abzubilden, da ja Finsch schon von allen sehr schöne und getreue Zeichnungen gegeben hat.

Von Frauen werden nur die beiden letzten Arten getragen, der zweiflügelige Tsauĕ niemals; dieser ist ausschliesslich Mannesvorrecht.

Auf den Salomons-, namentlich den Shortland-Inseln, werden sehr zierliche, schmale Ober-Armringe aus schwarz, roth oder gelb gefärbten Bastfasern geflochten, die ausserordentlich niedliche Muster aufweisen.

Nicht blos der Arm, auch das Bein wird geschmückt, aber bei weitem nicht so reich und kostbar wie jener, und auch nicht so allgemein. Unsere Astrolabe-Tamo's tragen nur ab und zu unterhalb des Kniegelenks einen, manchmal auch zwei einfach aus Bastfasern geflochtene Ringe, Singa tsauĕ genannt (Singa = Bein, tsauĕ = Ring).

Kniebänder aus feinem Flechtwerk oder Gras werden von Finsch*) vom Hüongolf bis Venushuk, speciell auch in Constantinhafen, beobachtet. Auf Grager bei Friedrich-Wilhelmshafen

*) „Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee" in den „Annalen des K. K. Hofmuseums, Wien. Band VI. Seite 112.

Digitized by Google

F. Kunzmann phot.

Geissler phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 22. Links ein Neu-Mecklenburger mit übermässig lang ausgedehntem Ohrläppchen, rechts ein Bismarck-Insulaner mit pudelähnlichem Zottelhaar.

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 23. Papua vom Hüongolf. An der Stirn zahlreiche Aderlass-Narben.

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 24. Mein Freund Kubai, ein „Tamo koba“ von Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

hat er bei jungen Mädchen solche roth gefärbt und mit ein paar Conusringen verziert bemerkt und in seinen „Samoafahrten“ Seite 108 abgebildet. „In Grager und Hatzfeldthafen war zuweilen das Bein vom Knöchel bis fast zur halben Wade mit rothem Flechtwerk eingestrickt.“

Dr. Schellong in seiner prächtigen Arbeit über das Barlumfest der Gegend Finschhafen's*) erwähnt ebenfalls „höchst kostbare, mit Muscheln besetzte Beinschienen; letztere, wie es den Anschein hatte, eine Specialität der Kai-Leute.“ **)

An einer andern Stelle sagt er: „Den ssagu's, den Neubeschnittenen, hatte man um die Waden die Perlenschnüre zu handbreiten Schienen herumgelegt.“

Nun wollen wir uns einmal betrachten, was der Tamo alles für Herrlichkeiten auf der Brust hängen hat. Zu diesem Zweck müssen wir uns aber einen Mann aus den „oberen Zehntausend“ herausgreifen, einen Begüterten, da die gewöhnlichen armen Teufel froh sind, wenn sie ein kleines Säckchen mit Coixperlen besetzt oder einen aus Muschelringen nachgemachten Eberhauerschmuck erschwingen können.

Ein solcher Begüterter ist der auf Tafel 24 abgebildete, freundlich lächelnde Kubai, einer der Hauptleute der Ansiedlung Bogadjim.

Zu beiden Seiten seines Kopfes stehen die oben erwähnten Zierstäbe, Gohtch genannt, mit Bast umwunden und einer Hahnenfeder, sowie einem europäischen Hosenknopf geschmückt, hervor, die gelegentlich auch beim Essen zum Aufspiessen eines Stückchen Fleisches etc., also als Gabel benützt werden, so dass man mit Fug und Recht sagen kann, der Mann trage sein Essbesteck auf dem Kopfe im Haar herum.

Einen Kamm, Kate Borang (kate=Kopf, also: Kopfkamm), von der durch Finsch in seinem ethnographischen Atlas T. XVII F. 1 abgebildeten und in Bogadjim ausschliesslich gebräuchlichen Form, die manchmal, aber nicht häufig, oben noch mit Büscheln von Kasuarhaaren und Papageifedern verziert ist, hat Herr Kubai heute zufällig nicht angelegt, vielleicht weil ihm, dem Patrizier, dies von Jedermann getragene nützliche Schmuckstück zu gewöhnlich erschien.

In beiden Ohrläppchen trägt er schön geschnitzte Schildpatt-Ohrringe (Damala), an den Armen beiderseits die vorbesprochenen Ringe, wovon derjenige rechts ein Tsauë, der links ein Bang-Sula ist, und dazu noch über dem Ellbogen zwei schmälere aus Muschelschalen. Um die Hüften und zwischen den Beinen durchgeschlungen trägt er seinen Mel, den Rindengürtel und über demselben zwei Schnüre grosser Perlen, so viel ich mich entsinne, europäischer Provenienz. Möglicherweise hat er unter demselben — wir wollen uns nicht erlauben, hierüber wahrscheinlich mit Entrüstung zurückgewiesene Nachforschungen anzustellen — noch einen zweiten Gürtel aus Baumbast, der aber alt und selten geworden ist, oder einen solchen, wie der vorige Alalák genannt, der aus Rottanfasern direkt auf den Leib geflochten wird und nur durch Losschneiden wieder entfernt werden kann.

Um den Hals hat er dreierlei Zierrath hängen: 1. ein ziemlich eng anliegendes Halsband aus durchbohrten und aufgereihten kleinen Nassa-Muscheln mit daran befestigten Hunde-Eckzähnen, und darum Baun-Rállage (Baun = Hund, Rállage = Zähne) oder Gé-Rallage, Fischzähne, weshalb weiss ich nicht, genannt. Darunter (die beiden grossen Ringe) folgt das Bel-Rallage (Bel = Schwein, Rallage = Zähne) zwei grosse Eberhauer, an der Wurzel so mit einander zusammen gebunden, dass sie zwei nebeneinanderliegende, nach unten offene Halbkreise vorstellen, ein höchst malerischer Schmuck, der sehr beliebt und gesucht ist, so dass Einer, der keine Eberzähne erschwingen kann, sich begnügen muss, solche aus den Muschelschalen der Tridacna sich nachzumachen, und zwar oft

*) Im Internationalen Archiv für Ethnogr., Band II.

**) Kai heisst nach Schellong (Beiträge z. Anthropologie der Papua's in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie etc., XXIII. Band, 1891. S. 169) in der Tami-Sprache Wald. Es ist dasselbe Wort, wie das javanische Ki und das malayische Kaju, welches Holz bedeutet. Es soll mit diesem Wort der Gegensatz zu den Küstenbewohnern ausgedrückt worden.

Digitized by Google

so gut, dass man erst bei näherem Zusehen die Fälschung gewahr wird. Solche falschen Eberhauer trägt z. B. der Bogenschütze auf dem Bild Tafel 28. Je vollkommener der Kreis ist, den die Eberhauer bilden, d. h. je mehr die Spitze der Wurzel sich nähert, desto gesuchter und theurer sind dieselben; ein vollkommen geschlossener Kreis, bei dem die Spitze die Wurzel berührt oder gar noch darüber hinausgeht, ist ein kostbares Prunk- und Staatsstück. Das vorliegende Stück unseres Freundes Kubai erreicht fast dieses Ideal.

Es wird den Leser gewiss interessiren, zu hören, dass dieser malerische, aber barbarische Schmuck ganz in derselben Weise und Anordnung, wie ich hier geschildert, auch bei unsern eigenen Vorfahren in Europa beliebt und gebräuchlich war*). Und nicht bloss die Eberhauer, auch die Hundezähne wurden von denselben ganz in gleicher Weisse benützt und getragen**).

Wir dürfen daraus schliessen, dass der Hund, der nach Langkavel***) sicher anfänglich nur Speiseobject war, bei unsern Vorfahren ganz ebenso einen leckeren Bestandtheil des Speisezettels bildete, wie heute noch bei unsern Papua's oder den Batak's auf Sumatra. Eberhauer und Hundezähne sind ursprünglich nur einfache Jagdtrophäen und darum unter den primitiven Völkern allgemein verbreitet gewesen.

Das dritte und grösste Stück, welches Herr Kubai sich an einer geflochtenen Bastschnur um den Hals gehängt hat, ist der Bul, ein sehr begehrtes Schmuckstück, das beim Tanz, aber auch beim Kampf zwischen die Zähne genommen wird, so zwar, dass die beiden Ovula-Muscheln rechts und links von den Mundwinkeln stehen, während der übrige Theil über das Kinn herabhängt. Da die mit Flechtwerk umwundene Querstange ziemlich dick ist, so muss der Mund weit geöffnet und dadurch das Gesicht etwas verzerrt werden. Dies, sowie der Umstand, dass das Untergesicht von dem Mund abwärts durch den Bul völlig verdeckt wird, verleiht dem Gesicht etwas Scheussliches, Furchteinflössendes und macht dasselbe fast unkenntlich, so dass wir in diesem Gegenstand wohl die primitivste Art einer Maske zu erblicken haben, die auch im Kampfe zu gebrauchen ist und zugleich den Hals etwas schützt. Einen Uebergang des Bul zur wirklichen Maske bildet ein mit kleinen Muscheln besetztes Flechtwerk in Form einer Maske. Dasselbe wird beim Tanz und vielleicht auch beim Kampf um das Gesicht gebunden und verhüllt dasselbe, hat aber Oeffnungen für Augen und Mund und lässt die Wangen frei, ist also schon eigentlich Maske. Dasselbe ist besonders in Siar (Friedrich-Wilhelmshafen) gebräuchlich, wo ich es bei Herrn Bergmann, dem Missionar-Veteran Kaiser-Wilhelmslands, gesehen habe. Hollrung erwähnt es auch von Hatzfeldthafen.

Wirkliche Masken, Asa Kate (Kate = Kopf) genannt, kommen in unserer Gegend — Bogadjim — ebenfalls vor. Sie hängen im Asahause, dessen Inneres ein Europäer selten zu sehen bekommt, und werden nur gelegentlich der Asafeste, deren hauptsächlichstes das Beschneidungsfest ist, beim Tanz gebraucht. Sie sind durchgängig aus Holz noch mit dem Steinbeil und Muschelmesser hergestellt und, obwohl etwas roh und ungeschlacht, gerade in Anbetracht der primitiven Werkzeuge bewundernswerth. Da sie einem Typus angehören, der meines Wissens noch nicht abgebildet ist, gebe ich auf Tafel 27 die Abbildung einer solchen, massiv geschnitzt und darum von ziemlichem Gewicht, so dass sie ihren Träger beim Tanz nicht wenig drücken muss. Gegenüber den oft sehr zierlichen und schönen, manchmal mit wahrer Kunst geschnitzten Masken aus anderen Strecken ist dieses rohe, plumpe Ding eines der vielen Zeichen mangelnder Kunstfertigkeit, die uns in Bogadjim frappiren, und die ich auf Degenerationserscheinungen infolge des sorglosen, sybaritischen Lebens der Tamo's zurückführen möchte. Doch hierüber später.

---

*) cf. einen Vortrag von Olshausen in der Berliner anthropol. Gesellschaft vom 20. October 1888.

**) cf. Nehring Verhandlung der Berliner anthropol. Gesellschaft, Band XVIII 1886, Seite 39, F. 3.

***) „Hunde und Naturvölker". Von Dr. B. Langkavel, Hamburg im Intern. Archiv für Ethnographie, Band VIII.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 25. Eine Wittwe aus Bogadjim, die sich ihren Trauerrock flicht. Im Vordergrund drei thönerne Kochtöpfe von Bilibili.

Digitized by Google

Digitized by Google

Nicht umgehängt hat sich Herr Kubai den Gumbotto, das kleine, gestrickte Säckchen, oft mit Coix-Körnern besetzt, welche viele Tamo's tragen und worin sie die oder jene Kleinigkeit, Amulette, Tabak, Betel etc. aufbewahren. Ein solches trägt aber der alte Herr Kodi auf Tafel 35.

Dagegen hätte ich beinahe vergessen aufzuführen den Nasenpfeil, Managaschim, den sich Herr Kubai noch einsteckte, als er Toilette für die photographische Aufnahme machte. Für gewöhnlich, im alltäglichen Leben, trägt man denselben nämlich wenig. Kubai's Nasenpfeil ist klein, ein Hölzchen, kaum grösser als ein starkes Schwefelholz; aber das ist Ausnahme. Gewöhnlich sind die Nasenpfeile aus Muschelschalen gearbeitet, haben die Dicke eines nach beiden Seiten leicht zugespitzten Federkiels und sind etwa fingerlang. Anstatt der Nasenpfeile hat man auch längliche Nasenringe, Managela, aus Perlmutter. Einen solchen trägt z. B. der alte Krieger auf Tafel 26 und die trauernde Wittwe Tafel 40.

Schliesslich sei noch erwähnt, dass Herr Kubai ein Uebriges gethan und durch Einstecken einiger Büschel getrockneter, wohlriechender Blätter in seine Armringe auch das nöthige Parfüm nicht vergessen hat.

Die Frauen stehen hier an der Astrolabebucht bezüglich des Schmuckes ihren Männern durchaus nicht nach, ja sie übertreffen sie darin, das heisst, wenn sie „es dazu haben". Die trauernde Wittwe auf Tafel 40 hat es offenbar und die Frau auf Tafel 39 ebenfalls. Beide tragen kostbare Baun-Rallage (Hundezahnketten), länger als die der Männer. Der Bel-Rallage, der Eberzahn, fehlt ihnen jedoch, da er wie der Tsauë ausschliesslich Männerschmuck ist; an Stelle desselben trägt die eine Frau auf dem Bild Tafel 39 eine runde Perlmutterplatte. Auf demselben Bild ist auch sehr schön die weibliche Tracht, der Bastfaserrock, Tsebing, zu sehen. Derselbe ist aus feinzerschlissenen Pandanusfasern hergestellt und besteht aus zwei Theilen, einem grössern, der die Vorder-, und einem kleineren, der die Rückseite des Körpers bedeckt, so dass die Seiten frei bleiben. Beide sind durch einen aus demselben Material geflochtenen Strick verbunden. Solcher Gras- resp. Bastfaserröcke werden stets mehrere, bis zu drei und mehr, übereinander getragen. Ich wusste das anfangs nicht und machte kuriose Augen, als eine Frau, der ich spasseshalber für ihren Rock ein paar Stangen Tabak bot, denselben sofort auszuziehen sich anschickte. Sie hatte aber noch zwei darunter an.

Die Herstellung resp. das Flechten eines solchen Rockes, wobei die Frau ihre grosse Zehe als „Anknüpfungspunkt" benützt, habe ich auf dem nach der Natur aufgenommenem Bilde Tafel 25 zu veranschaulichen gesucht. Es ist eine Wittwe, die im Begriffe ist, ihren Trauerrock zu flechten; derselbe unterscheidet sich von den andern dadurch, dass er weiss, ungefärbt, ist, während der Rock der Frauen und Mädchen dunkelroth gefärbt ist mit hellen Querstreifen. Bei genauerem Zusehen kann man auf Tafel 39, wo ich eine Wittwe und eine verheirathete Frau neben einander abgebildet habe, die verschiedene Farbe der Röcke erkennen. Bei Finschhafen scheint der ungefärbte Weiberrock die gewöhnliche Tracht zu bilden; ich habe von dorther nur solche bekommen. Kokette Frauen befestigen auch wohl an ihrem Tsebing ein oder mehrere Schneckenhäuser zur Verzierung.

Das ist so das Hauptsächlichste, was zur Toilette unserer Bogadjim-Leutchen gehört.

Nun zu den Waffen!

Ohne Waffe ist ein erwachsener Tamo nicht denkbar. Ob er zu einer Festlichkeit geht oder zu Markte oder zur Arbeit in's Feld, überallhin nimmt er seine Waffen mit, Speer, Bogen und Pfeil. Es giebt zwar ausser diesen beiden noch zwei andere Angriffswaffen, nämlich die Schleuder und eine Art hölzernen Schwertes, aber die zählen nicht für voll. Keulen irgendwelcher Form, welche im übrigen melanesischen Gebiet eine so grosse Rolle spielen, habe ich an der Astrolabebucht nirgends bemerkt, wenn wir das hölzerne Schwert nicht für eine Abart derselben halten wollen, das übrigens

Digitized by Google

fast häufiger als harmloser Spazierstock, denn als Waffe gebraucht wird. Auch ein Knochendolch kommt noch vor.

Wir wollen uns nun die einzelnen Mordwerkzeuge etwas näher ansehen.

Hierneben stelle ich dem geehrten Leser einen tapferen alten Herrn, einen der ältesten Krieger Bogadjim's, vor, gelehnt an seine Stosslanze, deren Spitze auf dem Bild leider nicht mehr sichtbar ist, und in der Hand den Bogen mit einigen Pfeilen. Die beiden Pfeile, welche auf dem Boden aufstehen, fast so lang sind wie der Mann selbst und drei auseinanderstehende Spitzen haben, sind Fischpfeile zum Fischeschiessen, Jaruga genannt, während der Pfeil, welchen der Mann horizontal zwischen Zeige- und Mittelfinger hält, mit der Spitze nach dem Beschauer gerichtet, der gewöhnliche einspitzige Kriegspfeil, anggej, ist. Der alte Herr kam nämlich eben von einer (vergeblichen) Fischjagd, als ich ihn zum Photographiren abfing.

An Speeren, gatja, hat man in Bogadjim zweierlei Formen, den Stossspeer, 8 bis 12 Fuss lang, und einen etwas leichteren, kleineren, 6—8 Fuss langen Wurfspeer; beide sind aus dem Holz der Niebungpalme, einer Areca-spezies, geschnitzt und nach vorn zu einfach zugespitzt, also ganz aus einem einzigen Stück bestehend, massiv. Die Spitze hat gewöhnlich eine lange, tiefe Blutrinne, an deren Enden öfters zwei einfache seichte Kerbenringe den Uebergang des Spitzentheils in den Schaft andeuten. Auch am Fussende befinden sich zwei Kerben, wie auf dem Bild ersichtlich. Irgendwelcher Schmuck, Flechtwerk, Federn- oder Perlenverzierung, Schnitzerei fehlt denselben völlig, es sind einfache, zugespitzte Stangen. Nur ausnahmsweise kommen Speere mit einer Bambuspitze vor, Gatja tjarrwárr.

Dr. Schmeltz, der Leidener Ethnolog, erwähnt an Speeren aus Constantinhafen*) „eine Art stilisirtes Gesicht" an der Basis der Spitze; es ist dies in der That eine auch in Bogadjim nicht seltene Verzierung; ob aber die paar seichten, kümmerlichen Einschnitte wirklich ein „stilisirtes Gesicht" vorstellen sollen, will ich dahingestellt lassen.

Selbstverständlich giebt es auch Fischspeere, Jourr, die mehrspitzig sind wie die Fischpfeile; im Fischspeeren und -Schiessen geniessen die Bogadjimleute einen vorzüglichen Ruf, während sie im Speerwerfen nach einem armdicken Pisangstamm, wozu wir sie bei festlichen Gelegenheiten veranlassten, selbst auf 12—15 Schritte jämmerlich Fiasco machten.

Speerwunden sind äusserst bösartig und brechen häufig wieder auf, weil das kurzfaserige Palmholz leicht in eine Menge kleiner, kurzer, bröckeliger, aber nichtsdestoweniger nadelscharfer Partikel zersplittert, die sich rechts und links vom Stosskanal in die Seiten einbohren und sehr schwer alle zu entfernen sind. Ich habe einen allerdings sehr veralteten Fall in Behandlung gehabt, einen Speerstich in den Oberschenkel, der mit grosser Gewalt bis auf den Knochen gedrungen war und alljährlich unter ungeheurer Anschwellung des Beines wieder aufbrach, obwohl ich den Stosskanal mit breitem Schnitt bis auf den Knochen erweitert und gründlich nach etwaigen zurückgebliebenen Splittern, deren ich auch mehrere auffand, abgesucht hatte. Die Wunde war drei Jahre vorher empfangen worden.

Der Bogen, Ang, ist gewöhnlich 6 Fuss hoch und besteht in seinem Körper (ang reli) ebenfalls aus einem Stück Niebung-Palmenholz, das in der Mitte am breitesten ist und sich nach beiden Enden hin verjüngt. Die Sehne (ang bor) besteht durchgehends aus einem fast kleinfingerbreiten Streifen Rottan, öfters auch aus Bambu.

Ebenso wie die Speere, zeigt auch der Bogadjimbogen keine Verzierungen, wodurch er sich bedeutend von der weiter westlich, namentlich bei Berlinhafen gebräuchlichen Form unterscheidet. Hier ist der Bogen noch theilweise mit Rottanflechtwerk umwickelt, die beiden Enden künstlicher

*) Internationales Archiv für Ethnographie, Band IX, S. 26.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 26. Alter Krieger aus Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die abgebildeten Stücke sind:

Eine hölzerne Asa-Maske aus Bogadjim.

Ein hölzerner herzförmiger Schild aus dem Hinterlande der Astrolabebai.

Eine Reihe seltener steinerner Hämmer und Keulen aus der Finschhafener Gegend.

Zwei Beile. Das eine rechts, ein prachtvolles, grosses Steinbeil, stammt aus Bogadjim, das andere, mit Hohlklinge aus Muschel- (Tridacna?-) Schale, von den French-Inseln.

Eine Collection Pfeilspitzen von der in Bogadjim gebräuchlichsten Form.

Digitized by Google

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 27. Werkzeuge und Waffen aus Deutsch-Neu-Guinea.

Digitized by Google

Digitized by Google

zugespitzt und mit einer besseren, sorgfältigeren Vorrichtung zum Einspannen der Sehne versehen, auch mit allen möglichen Zierrathen behängt, bunten Papageifedern, Schnüren mit Coixperlen u. dergl., kurz man sieht, dass weiter nach Westen, an der Grenze unserer Colonie, der Bogen die hervorragendste Stelle unter den Waffen der Eingeborenen einnimmt. Speer und Keule sind, wie Dr. Schmeltz sagt*), im Gebiet der Humboldtbai unbekannte Waffen. Wir sehen sonach auch hier in Neu-Guinea den Satz sich bestätigen, den unser genialer Ratzel aufgestellt hat, nämlich dass Bogen und Speer sich gewissermaassen gegenseitig ausschliessen; wo der Bogen am entwickeltsten ist, fehlt häufig der Speer. Unser Gebiet an der Astrolabebai ist ein Mischgebiet; Speer und Bogen stehen gleichberechtigt neben einander; auf seinen gewöhnlichen friedlichen Gängen bedient man sich mit Vorliebe des mehr defensive Natur tragenden Speers; bei Streit, Fehden oder gefährlichen weiteren Gängen taucht stets auch der Bogen auf. Zöller sagt (Seite 237) ganz richtig: „Männer, die bloss mit den Speeren in der Hand erscheinen, gelten nur als halbbewaffnet." Der Speer ist aber auch hier bereits im Begriff, zur Fernwaffe zu werden; die grossen, schweren, 10 bis 12 Fuss langen Stosslanzen, wie eine solche z. B. auf dem Bild Tafel 16 (Aufbruch einer Expedition in's Innere) sichtbar ist, sind in der Minderzahl; häufiger sind kleinere, zum Schleudern besser geeignete Stücke. Auf der Dampierinsel scheinen ausschliesslich Stosslanzen im Gebrauche zu sein, 12 Fuss lange, nach beiden Seiten sich verjüngende Speere mit beinahe 3 Fuss langer, konischer, mit Ocker roth gefärbter Spitze ohne Blutrinne, an die sich am Schaftende zunächst ein Kranz aus weissen Federn, dann ein fast ein Fuss langes Stück Flechtwerk aus schwarz, weiss und roth gefärbten Bastfasern mit sehr zierlichen und eleganten Mustern ansetzt, von dem Schnüre mit Coixperlen herabhängen. Pfeil und Bogen sind vorhanden, aber weniger beliebt wie der Speer.

Von Pfeilen kennt der Bogadjimmann viererlei Sorten, die sich nur durch die verschiedenen Spitzen unterscheiden, denn der Schaft besteht bei sämmtlichen aus einem nicht ganz kleinfingerdicken leichten, aber doch starken Rohr, 2—3 Fuss lang, das, am hintern Ende glatt abgeschnitten, ohne weitere Verzierung oder Fliegevorrichtung, an seinem vorderen Ende die 1—1½ Fuss lange Spitze aus Holz oder Bambu (anderes Material wird hier nicht verwendet) trägt, die entweder einfach in die Höhlung des Schaftes eingesteckt oder vermittelst Flechtwerk oder Harz darin (oder daran) befestigt wird. Ueber zwei Sorten dieser Pfeile habe ich vorhin schon gesprochen, nämlich den Fischpfeil, Jaruga und den gewöhnlichen Kriegs- und Jagdpfeil, Ang-gej, auch Ang-du genannt, der nur eine einfache lange Spitze aus hartem Palmholz hat; solche sind z. B. auf der nebenstehenden Tafel die beiden mittlern Pfeile rechts. Ein Jagdpfeil für grosse Thiere (Schweine, Kasuare), der fürchterliche Wunden reisst, ist der Palam, der als Spitze eine flache, breite, zugespitzte Bambulamelle hat. Bei dem abgebildeten Stück — es ist der äusserste Pfeil rechts auf der Tafel — ist die Bambuspitze noch mit Schnitzereien verziert und eigenartig messerartig zugeschärft; das ist eine an der Astrolabebai ungebräuchliche Form; hier sieht man für gewöhnlich nur ganz primitive, unverzierte und ganz oberflächlich und roh zugespitzte und geschärfte Bambussplitter aufgesetzt, wie sie der Bogenschütze auf Tafel 14 abzuschiessen bereit ist.

Finsch**) sagt, dass diese Art Pfeile, welche ganz ähnlich auch im Süden, in Englisch-Neu-Guinea vorkommen, dort hauptsächlich zur Jagd auf Känguru's benützt werden.

Im Gegensatz zu allen diesen Arten, die für den Gebrauch bestimmt sind, stehen die Schmuck- oder Zierpfeile. Was für unsere Stutzer das Monocle oder Spazierstöckchen, das ist für den Papua-Gigerl der Schmuckpfeil, der verschiedene Namen trägt, je nach seinem Aussehen. Wenn er mit Zacken- oder Hakenartigen Schnitzereien (meist in vierkantiger Anordnung und dann

*) Im Internationalen Archiv für Ethnographie Band IX, VI: Ueber eine Sammlung aus Constantinhafen II. Theil: Waffen. Band VIII, IV: Ueber Bogen von Neu-Guinea.

**) Ethnologische Erfahrungen etc., Band III, No. 4, Seite 330.

Digitized by Google

sehr künstlich gearbeitet) versehen ist, heisst er Seringej oder Tsiringe; ist die Spitze ringsum mit Längsrinnen versehen, wie bei dem inneren Pfeil rechts auf der Tafel, so trägt er den Namen Tjaba, und ist das untere Ende knollig verdickt, wie bei den vier Pfeilen auf der Tafel links, so nennt man sie Anggulam. Ohne einen oder einige derselben ist der Tamo-Jüngling gar nicht denkbar.

Man muss aber nicht denken, dass der Träger des Schmuckpfeils auch immer der Verfertiger desselben ist. Beileibe! In Bogadjim fällt es keinem Menschen ein, sich seine Pfeile selbst zu schnitzen, höchstens dass mal einer dran denkt, sich eine neue Spitze an einen alten Schaft zu machen und die fällt dann plump und unkünstlerisch genug aus. Die Schmuckpfeile sind Handels- resp. Tauschartikel, so gut wie alles Andere, und sogar noch mehr: Sie werden zu Freundschafts- und Erinnerungsgeschenken verwendet; Freunde schenken sich oder tauschen ihre Schmuckpfeile aus, so wie bei uns zu Lande man sich gegenseitig Bierseidel oder Cigarrenspitzen dedicirt. Ich selbst habe öfters von mir besonders wohlwollenden Leuten, die mich in meinem Heim besuchten, beim Abschied, oder auch ohne irgendwelche Veranlassung, nur aus reinem Zuneigungsgefühl und ohne dass man dafür eine Gegengabe zu erbetteln versuchte, was bei dem ewig bettelnden Tamo hochbedeutsam ist, solche Zierpfeile zum Geschenk erhalten.

Auf diese Weise kann es kommen, dass Formen weithin verschleppt werden, so dass man in einem Dorf oft Pfeile findet, die nach der geographischen Vertheilung der Pfeilformen gar nicht dahin gehören. Für mich hat es gar nichts Erstaunliches, wenn man an der Astrolabebucht oder Humboldtbai Pfeilformen findet von einem Typus, der sonst nur im südlichen Theil Neu-Guinea's vorzukommen pflegt.*) Ich habe in Bogadjim einige Pfeile mit den (dort gar nicht gebräuchlichen) Widerhaken erhalten, wie sie als der Humboldtbai eigenthümlich angegeben werden. Nach Schmeltz soll ebendort auch die als Tjaba bezeichnete Form häufig vorkommen.

Aus diesem Grunde erhellt aber auch das Missliche, die Pfeiltypen geographisch eintheilen oder sichten zu wollen; man kann dadurch leicht auf falsche Wege gebracht werden. Die an der Astrolabebai, will sagen: in Bogadjim, am häufigsten angetroffenen zwiebel- oder rübenähnlich am untern Ende verdickten Formen stammen durchgängig aus dem Hinterlande, den Bergdörfern; hätten diese zufällig andere Muster, so würde man auch in Bogadjim andere Pfeile treffen.

Herr Schmeltz, dessen Form d dieser Typus repräsentirt, meint, dieselbe sei nachgeholfene Natur (Wurzelknollen); ich glaube dies jedoch nicht, denn das Material dieser Pfeilspitzen besteht meines Wissens durchgängig aus hartem Palmholz und das hat keine Knollen.

Herr Serrurier, der verdienstvolle frühere Director des ethnographischen Museums in Leiden, hat im 1. Band des „Internationalen Archiv's für Ethnographie" eine sehr lobenswerthe Eintheilung der verschiedenen Pfeiltypen vorgeschlagen, die er nach einem „künstlichen" und „natürlichen" System ordnet; das „natürliche" soll zweifellos ein geographisches sein, aber er kann es nur bei den beiden ersten Gruppen durchführen, dem Tanah mera- und dem Humboldtbai-Typus, dann fällt er sofort wieder in das „künstliche" System zurück — aus der oben angegebenen Ursache. Serrurier's Eintheilung kommt mir etwas zu „künstlich" vor, ungefähr so, wie Professor Sergi's Klassifizirung der Menschenrassen nach Schädelformen. Ich habe darum, wie der verehrliche Leser sieht, gar keinen Versuch gemacht, die Astrolabe-Pfeile in dieses System einzuordnen, das mir etwas zu sehr nach dem Museum schmeckt, sondern mein eigenes System befolgt.

Um es kurz zu wiederholen: In Bogadjim herrschen einfache, glatte, unverzierte Formen vor, wie bei Speer und Bogen, so auch bei den Pfeilen. Die Schmuck- und Zierpfeile bilden eine Ausnahme; in der Mehrzahl zeigen sie zwar ebenfalls ein Vorherrschen einfacherer, rüben- oder zwiebelartiger Typen, doch kommen auch solche vor, die mit ausserordentlicher Kunst fast der

*) cf. Dr. M. Uhle: Ueber Pfeile aus der Toresstrasse im: Internationalen Archiv für Ethnologie. Band I, und Dr. Schmeltz ibid. Band IX, VI.

Digitized by Google

F. Kunzmann phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 28. Stellung beim Pfeilschiessen.

Digitized by Google

Digitized by Google

ganzen Spitze entlang und stets vierkantig angeordnete Widerhaken tragen, bald nur ganz kurz, stumpf, dornenförmig, bald sehr lang, stachelartig, und stets aus dem Holz selbst herausgearbeitet.

Kein Pfeilgift irgend welcher Art ist mir bekannt geworden.

Nachdem wir jetzt so ausführlich Bogen und Pfeil betrachtet haben, müssen wir auch ein Wort über die Technik des Schiessens sagen, umsomehr, als man gerade in neuerer Zeit der Art und Weise der Handhabung des Bogens eine besondere ethnologische Bedeutung zuerkennt.*)

Da auch hier das Bild besseren und schnelleren Aufschluss giebt, als Worte, verweise ich einfach auf die Tafeln 14 und 28. Die erste stellt einen Mann aus dem Bogadjim-Dorfe Garima dar und soll die Haltung der Hände und Finger beim Losschnellen des Pfeiles veranschaulichen, die zweite dagegen zeigt sehr hübsch und drastisch die Körperhaltung eines Mannes aus Constantinhafen (Mélamu resp. Bongu). Beide Bilder hat mein Assistent Kunzmann aufgenommen und mir freundlichst zur Verfügung gestellt.

Aus dem ersten Bilde ersieht man, dass die Fingerhaltung der rechten Hand ungefähr dem entspricht, was Prof. Morse „mediterranean release" nennt. Die drei letzten Finger liegen über der Sehne und ziehen sie zurück, während das Pfeilende zwischen dem (über die Sehne gekrümmten) Mittelfinger und dem Daumen gehalten wird; der ganz unbeschäftigte, leicht ausgestreckte Zeigefinger kommt mit seiner Spitze unter den Pfeil gewissermaassen als Stütze zu liegen.**) Die linke Hand umfasst den Bogen in der Mitte, ohne den Zeigefinger, der etwas in die Höhe gekrümmt wird und mit dem Mittelfinger eine Höhlung bildet, in welche der Pfeil gelegt wird, fast ganz in der Weise, wie es Pleyte in seiner Skizze Fig. III bei einem Alfuru von Halmahera abbildet.

Die Handhaltung des Constantinhafener Mannes ist eine etwas andere. Bei der linken Hand umklammert auch der Zeigefinger den Bogen und der Pfeil liegt auf ihm auf; die rechte Hand gebraucht mit den übrigen auch den Zeigefinger zur Umklammerung der Sehne; der Pfeil liegt zwischen Zeigefinger und Daumen, etwa der Skizze No. VI (eines Motu-Kriegers aus Britisch-Neu-Guinea) von Pleyte entsprechend, die ebenfalls noch zum mediterranean release gehört. Ich denke mir, die Handhaltung wird eben in keinem Dorfe ganz übereinstimmend, sondern je nach der individuellen Veranlagung verschieden sein.

Wie aus den Abbildungen ersichtlich, wurden in der linken Hand ausser dem Bogen stets die noch vorräthigen Pfeile gehalten, da köcherartige Vorrichtungen bei unsern Leutchen ganz unbekannt sind. Ein Handschutz gegen das Rückprallen der Sehne existirt nicht.

Beim Schiessen wird, wie unsere Abbildung in trefflicher Weise zeigt, ausnahmslos die Flankenstellung mit auseinandergespreizten Beinen und nach links, d. i. nach vorn gebogenem Oberkörper eingenommen. Dann wird der Pfeil in der Mitte der Sehne aufgelegt, in Augenhöhe gebracht, der Bogen mit schief zur Erde gerichteter Spitze — zweifellos darum, damit der Pfeil bei einem zufälligen Ausrutschen der Sehne nicht verloren wegfliegt — und stark gebeugtem Oberkörper gespannt, langsam etwas über das Ziel hinaus erhoben, dann wieder ebenso langsam gesenkt und sobald der Pfeil die Zielhöhe erreicht hat, abgeschossen.

Im Grossen und Ganzen muss ich sagen, dass die Bogadjimleute keine besonders hervorragenden Bogenschützen sind; allerdings habe ich sie nur im Spass schiessen sehen, nach Kokosnüssen, die nicht allzu hoch hingen, und gebe zu, dass sie möglicherweise im Ernstfall besser zu

*) So hat z. B. Prof. E. S. Morse in seiner mir leider nicht in natura zugänglichen Arbeit: Ancient and modern methods of arrow release diesem Gegenstand seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und auch Herr C. M. Pleyte, Wzs. beschäftigt sich in einem Artikel: Sumpitan and bow in Indonesia (Intern. Archiv für Ethnographie Band V) hiemit.

**) Die Skizze eines Papua aus Nordwest-Neu-Guinea, Fig. V in Pleyte's Artikel ähnelt etwas der Handhaltung unseres Mannes, doch ist hier der Zeigefinger nicht unter den Pfeil, sondern über den Daumen gebogen und offenbar krümmen sich auch nicht alle Finger um die Sehne.

Digitized by Google

treffen wissen. Es wäre ja auch verwunderlich, wenn es nicht der Fall wäre, da sich schon die kleinen Buben spielenderweise im Bogenschiessen mit stumpfen Pfeilen üben.

Die Schleuder, Gánigáning, existirt ebenfalls in Bogadjim, doch habe ich sie nie von Erwachsenen, sondern stets nur von halbwüchsigen Jungen gebrauchen sehen. Sie ist von derselben Form, wie sie Finsch*) von der Gazellehalbinsel abbildet, wo die Schleuder eine gefährliche und gefürchtete Kriegswaffe darstellt, die gewissermaassen die Stelle des dort fehlenden Bogens vertritt. Das Blatt, aus dem ihr kahnförmiges Lager hergestellt ist, scheint mir ein getrocknetes, mehrfach zusammengelegtes Zingiberaceenblatt zu sein, an dem beiderseits je eine 3 Fuss lange, aus Bastfasern zusammengedrehte Schnur, raunga, befestigt ist, deren eine in eine kurze Schlinge, die an der Hand befestigt wird, ausläuft. Die kleinen Schlingel, welche die Schleuder gewöhnlich im Mel (Schamgürtel) verborgen tragen, hantieren recht geschickt damit.

Keulen kennt, wie gesagt, der Astrolabe-Mann nicht oder nicht mehr, denn Finsch (l. c. Band VI, pag. 77) erwähnt von Constantinhafen „runde Kampfknüttel"; dagegen sind in der Finschhafener Gegend und am Hüongolf Steinkeulen im Gebrauche, deren Formen sehr an die in Britisch Neu-Guinea, am Owen-Stanley- und Astrolabe-Gebirge gebräuchlichen erinnern. So gut sie von diesen Centralgebirgen nach der Südküste durchdringen konnten, werden sie auch nach der Nordküste haben gelangen können. Wenn irgend etwas, so beweist uns das Vorkommen dieser Steinkeulen den Zusammenhang und das Vorhandensein von Handelsverbindungen und gebahnten Verkehrswegen zwischen Süd- und Nordküste.

Die häufigste Form, welche ich vom Sattelberge erhielt, war eine flache scharfrandige Steinscheibe, die nach der Mitte zu verdickt ist; Finsch bildet sie l. c. auf Tafel XX, No. 6 vom Astrolabe-Gebirge ab. Ich habe sie ebenfalls abgebildet; es ist die oberste Figur links auf Tafel 27. Auch morgensternartige und seeigelförmig gezackte Steinkeulen (siehe die unterste Figur rechts) kommen dort vor, ja ich erhielt selbst eine der von Finsch als höchst selten bezeichneten, ebenfalls aus dem Astrolabe-Gebirge stammenden kugelförmigen Keulen. (Oberste Figur rechts; Finsch Tafel XX, Figur 9.) Als Unicum habe ich einen richtigen durchlochten, grossen Steinhammer gesehen, (siehe die unterste Figur links) den Missionar Hoffmann durch Vermittlung der Neudettelsauer Missionare in Simbang bei Finschhafen erhielt.

Alle Steinkeulen sind central (nur der letzterwähnte Steinhammer excentrisch) durchbohrt, der Holzstiel ist mit einer Art dunklen Harzes darin befestigt, in das oft noch ein Kranz von Kauri-Muscheln eingeknetet ist.

Das Holzschwert, Tséboru, welches, wie ich oben S. 173 schon erwähnte, hie und da das harmlosere Geschäft eines Spazierstockes vertreten muss, hat eine 6 cm breite schilfblattförmige Klinge und einen ziemlich kurzen Griff; es ist mit diesem ca. 3 Fuss lang. Alles zusammen ist aus einem einzigen Stück Niebungpalmenholz gearbeitet und stellt eine plumpe, ungefüge und unhandliche Waffe vor, die im Ernstkampfe wohl nur in Ermangelung von etwas Anderem gebraucht wird.

Von Finschhafen habe ich ein ganz ähnliches Instrument, das sich nur durch darauf angebrachte Ornamente und einen durchbrochen geschnitzten Griff auszeichnet, wie überhaupt die Finschhafener Jabim's den Astrolabetamo's gegenüber die grösseren Künstler sind.

Einen Wurfstock, wie ihn Finsch l. c. Tafel XV, Fig. 5 abbildet, habe ich nicht beobachtet, wohl aber ab und zu einen Dolch aus Casuarknochen, der im linken Armring getragen wurde und ganz die Form des von Ratzel in der zweiten Auflage seiner Völkerkunde Band I, pag. 218 abgebildeten Exemplars besass. Ich habe jedoch kaum 5 oder 6 Stück gesehen, so selten war diese Waffe schon geworden. Nach Finsch (l. c. Band VI, pag. 77) kommt dieselbe im Westen von

*) Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Annalen des K. K. naturhistorischen Hofmuseums, Wien 1888, Band III, No. 2, pag. 105.

Digitized by Google

Kaiser-Wilhelmsland (Angriffshafen bis Humboldtbai) häufiger vor und die Bogadjimexemplare mögen vielleicht von dorther eingehandelt sein.

Das waren die Trutzwaffen. Von Schutzwaffen kennt der Bogadjimtamo nur eine einzige, das ist der Schild (Dumu). Und zwar ist dies, wie der geneigte Leser aus der Abbildung Tafel 14 ersehen kann, ein mächtiges, ungeschlachtes und beschwerliches Möbel, fast so gross und rund wie ein Wagenrad, 3 Fuss im Durchmesser, ganz von Holz, und zwar aus den dünnen, brettartig vorspringenden Strebepfeilern gewisser Baumriesen. Durch die brettartige Beschaffenheit dieser Pfeiler hat die Natur dem armseligen Steinbeil des Papua — denn alle die Schilde, die ich zu Gesicht bekam, waren ausschliesslich noch mit dem Steinbeil hergestellt — einen ausserordentlichen Vorschub geleistet; man brauchte das abgehauene Brett nur zu entrinden, zu glätten und abzurunden und der Schild war fertig. Alle die grossen Schilde sind in nahezu gleicher Weise verziert, nämlich mit einem grossen Kreuz. Auch Finsch (l. c.) bildet einen solchen aus Friedrich-Wilhelmshafen ab.

Ausser dieser grossen Form kommen auch bedeutend kleinere, Sabám genannt, vor, die ebenfalls rund sind, und in einer geflochtenen Tasche (Garung) an der linken Schulter getragen werden zum Schutze der Seite. Ein herzförmig ausgeschnittener kleiner Schild, den ich aus den Bergdörfern des Hinterlandes der Astrolabebai erhalten habe (siehe Tafel 27) wird ohne Tasche nur an einer Schlinge ebendort getragen, da beim Pfeilschiessen, wie wir oben sahen, stets eine Flankenstellung eingenommen und die linke Seite exponirt wird. Der concave Ausschnitt der oberen Kante deutet darauf hin, dass er unter dem linken Arm getragen wird, der zum Hantieren mit dem Bogen frei bleiben muss. Auch die andern grossen schweren Schilde müssen desswegen an der linken Schulter oder am Oberarm getragen werden, wie die Abbildung Tafel 14 dies verdeutlicht.

Also auch bei den Schilden der Tamo's von Bogadjim stossen wir wieder auf höchste Einfachheit, ja Plumpheit in Form und Verzierung, die wir schon öfter haben hervorheben müssen. Jedoch schon ganz in der Nähe, auf Karkar — so heisst die Dampierinsel im Bogadjim-Dialect — finden wir eine ganz andere, praktischere und künstlerischer ausgestattete Art von Schilden. Gross und schwer sind sie freilich ebenfalls. Die Grundlage bildet ein an den beiden schmalen Enden abgerundetes Brett von 4 Fuss Länge und 28—30 cm Breite. Dasselbe wird der Quere nach überspannt von dicht neben einander liegenden und fein mit schmalen Streifchen lebhaft schwarz, roth oder gelb gefärbten Rottans übersponnenen Strängen, die mittels zahlreicher Löcher im Brette darauf befestigt sind, und in geschmackvoller Farbenzusammenstellung, mit Roth als Grundfarbe, hübsche geradlinige Muster darbieten. Ihrer Schmalheit wegen können sie ebenfalls nur dazu bestimmt sein, die beim Pfeilschiessen exponirte linke Seite zu schützen.

Viel zierlicher und kleiner, nur 88 cm lang und oben 16, unten 22 cm breit, sind die Schilde von der Tiger-Insel. Sie bestehen nur aus parallel nebeneinander gelegten kleinfingerdicken Rottanstäben, die durch dünne Streifen gleichen Materials mit einander verbunden sind. Sie können natürlich ebenfalls nur die Flanke decken und stellen die am weitesten vorgeschrittene Form vor, welche im Interesse der freien Bewegung des Schützen auf den mindestmöglichen Umfang zurückgebracht ist.

Der Dampierschild stellt gewissermaassen eine Mittelform zwischen dieser und der Bogadjimform vor. Es will mir vorkommen, als ob der absolut unpraktische und schwerfällige Astrolabeschild ursprünglich gar nicht für Bogen und Pfeil berechnet gewesen sei, sondern noch aus einer Zeit stamme, wo der Speer die alleinige Waffe war. Gestützt wird diese Ansicht dadurch, dass die Exemplare, die ich sah, alle Zeichen hohen Alters an sich trugen; neue werden nicht mehr verfertigt. Zur Zeit meiner Anwesenheit waren, so viel Missionar Hoffmann und ich herausbringen konnten, nur noch zwei Exemplare vorhanden, von denen ich das eine und Herr Kunzmann das andere acquirirte. Ich möchte daraus schliessen, dass Bogen und Pfeil erst in verhältnissmässig neuer Zeit die Astrolabebucht erreicht haben.

Digitized by Google

Der schwere Dampierschild gewährt ebenfalls noch Deckung gegen Speerwürfe — beim Speerwerfen wird ja auch die Seitenstellung eingenommen —, aber der leichte kleine Rottansschild von der Tigerinsel schon nicht mehr; hier muss also der Speer unbekannt sein.

Kürasse, wie sie Finsch von einem andern benachbarten Ort Kaiser-Wilhelmsland's, dem Angriffshafen, kennen gelehrt hat, sind an der Astrolabebai nicht im Gebrauch.

Von Jagdwaffen kennt man ausser den oben erwähnten, speciell für die Schweine- und Kasuarjagd bestimmten Pfeilen, von denen eine Art auch Arwúmetru heisst, nur Fischereigeräthe: Fischspeere, Fischpfeile, Angeln aus Muschel- und Schildpattstückchen zusammengebunden, die aber hier, der seichten Gewässer wegen, seltener im Gebrauch sind, Fischreusen, grosse und kleine, aus Bambulatten gefertigt (eine solche ist auf Tafel 14 im Hintergrunde auf dem Bilde rechts zu sehen), und Schöpfnetze zum Fang von Krabben, Garneelen und derartigem Kleinzeug. Der Bogadjim-Tamo, am Meere lebend, sucht und findet eben in diesem fast ausschliesslich die Zukost zu seinen Taro- und Yam-Knollen.

In der Haushaltung braucht der Tamo nicht viel; ein Hauptgegenstand ist die grosse, ausserordentlich dehnbare Tragtasche, Gung oder Gagung, aus sehr netter und gefälliger Knüpfarbeit oder Filetstrickerei, welche manchmal dunkelblaue und schmutzigrothe Farbenstreifen trägt und öfters in ausserordentlich eleganten Mustern mit Coixperlen*) bestickt ist. In ihm bewahrt der Tamo all die Dinge und Sächelchen auf, welche auch er so gut wie der cultivirteste Europäer im täglichen Leben nöthig hat. Der Gung mit seinem Inhalt bildet oft dessen ganze fahrende Habe. Wenn er sich diesen an die Schulter gehängt, sich geschmückt und bewaffnet hat und zu seiner Thüre hinausgeht, lässt er häufig an Eigenthum nur vier kahle Wände zurück, höchstens vielleicht noch eine Schlafmatte, ein paar irdene Töpfe und eine hölzerne Speiseschüssel. Aber diese Dinge sind durchaus nicht immer vorhanden. Besitzt Einer dies Alles zusammen, so ist er schon ein wohlhabender Mann.

Auch die Frauen gebrauchen diese Tragtasche in etwas grösserer und dehnbarerer Form. Sie nehmen öfters darin ihre Kinder mit auf's Feld, oder schleppen die Ernte, Yams und Taro-Knollen, nach Hause, öfters auch Holz, wie auf dem Bilde der aus dem Felde nach Hause kehrenden Frau Tafel 36 sehr schön zu sehen ist. Bei schwerer Belastung läuft der Traggurt über die Stirn; die Tasche selbst hängt auf dem Rücken. Trägt die Frau, was nicht selten vorkommt, zwei Taschen, so hängt die zweite auf der Brust, und der Traggurt derselben läuft über den Hinterkopf.

Am seltensten und durch europäische Wolldecken grossentheils ersetzt sind die Schlafmatten aus Baumbastzeug, mit denen sich der Tamo des Nachts zuzudecken pflegt, 2 Meter grosse, gewöhnlich doppelt zusammengelegte und genähte Stücke aus demselben Rindentheil hergestellt, wie der Schamgürtel, und öfters mit rohen, unbeholfenen Ornamenten von rother und schwarzer Farbe bemalt. Diese Ornamente scheinen mit der Hand aufgemalt und nicht auf die merkwürdige und höchst originelle Weise hervorgebracht zu sein, welche Dr. Schellong aus Finschhafen beschreibt.**) Ich kann mir nicht versagen, dessen Beschreibung hier wiederzugeben: Das Basttuch wird aus zwei Baumarten gewonnen, avissimi und imban, die selten und nur im grössten Bambudickicht wachsen. Um ein mannshohes Stück zu gewinnen, kerbt der Papua zunächst den Stamm an seinem untern Ende ein und knickt denselben um. Das Holz der Bäume ist weich und mit dem Beil leicht zu behandeln; das Material zum Tuch ist die Bastschicht. Der Stoff ist weiss.

Das Verfahren ist folgendes: Der Stamm wird im Feuer gewärmt und angekohlt, die weidenartige dünne Rinde mit Bambumesser abgeschabt, worauf die weisse Bastschicht erscheint, die mit dem Messer der Länge nach gespalten und vom Splitt vorsichtig abgeschält wird. Das so erhaltene rohe Tuch wird durch Klopfen mit einem beafsteakklopferartigen, quadratisch eingekerbten Korallenstein bearbeitet. Zuerst über einen Klotz geschlagen, dann der Länge nach zusammengefaltet und

*) Die ganzen, meist aber halbirten Fruchtkerne von Coix lacryma.

**) Im Internationalen Archiv für Ethnographie, Band I.

Digitized by Google

nochmals geschlagen, dann quer gefaltet und nochmals geschlagen. Dadurch dehnt es sich um wenigstens das Doppelte seiner Breite aus. Schliesslich wird es ausgewunden und in die Sonne zum Trocknen gelegt.

Gefärbt wird es mit dem rothbräunlichen Farbstoff der gekauten Blätter einer niedrigen Pflanze, gballe, deren Saft man im Mund behält und das längsgefaltete Tuch da hindurchzieht, wodurch rothe Streifen entstehen, oder das quer gefaltete kurz anbeisst, wodurch Tupfen entstehen. Diese Tücher werden in Finschhafen um den Kopf, in Constantin- und Hatzfeldthafen als Schambinde getragen.

Missionar Kunze l. c. berichtet über die Herstellung an der Astrolabebai: „Die grossen, langen Baststücke werden im Wasser eingeweicht, gereinigt und, um sie für den Gebrauch geschmeidig zu machen, mit geripptен Hölzern geklopft. Wenn dies im Dorf viele Leute zugleich thun, hört es sich an, wie das taktmässige Klappern einer Menge Dreschflegel. Will man zur Verzierung der Bastzeuge noch allerlei Muster und Schnörkel in dieselben einprägen, so wickelt man sie um hölzerne Walzen, in die man die Schnörkel und Muster erhaben eingeschnitzt hat. Durch Hin- und Herrollen oder Beschweren der Walzen drücken sich die darauf befindlichen Figuren auf den Bastzeugen ab. Um ein rothes Muster zu gewinnen, werden die Figuren auf der Walze mit rother Ockerfarbe bemalt."

Die roth und schwarzen Ornamente des Tuches, welches ich von Bogadjim erhalten habe, scheinen mir wie gesagt mit der Hand aufgemalt zu sein.

Die Tamo's schlafen für gewöhnlich mit dem Kopf auf dem Querholz ihrer mattenbedeckten Schlafpritsche oder schieben sich ein gewöhnliches Rundholz unter den Nacken. Eigentliche Nackenstützen, wie sie bei Finschhafen gebräuchlich sind und namentlich auf den Tami-Inseln sehr schön und künstlerisch hergestellt werden, habe ich hier nicht bemerkt.

Die grossen, runden, hölzernen, sehr exact gearbeiteten Speiseschüsseln, deren Form man aus den Abbildungen auf der Darstellung des grossen Krokodil-Festessens Tafel 38 zu entnehmen beliebe, sind ebenfalls nicht mehr häufig. Was auf dem Bilde dort dargestellt ist, im Ganzen acht Schüsseln, wird so ziemlich Alles sein, was in der Ansiedlung Bogadjim noch vorhanden ist. Dieselben heissen Tawirr koba (koba heisst: gross) im Gegensatz zu den Tawirr kiniëlle (= klein), kleinen, hölzernen Schüsseln ebensolcher oder länglicher Form, die zum täglichen Gebrauch dienen und häufiger sind. Hat eine Familie keine Schüssel, so thun's einige Pisangblätter, mit denen übrigens jede Schüssel sorgfältig ausgelegt wird, bevor sie das Mahl aus den Kochtöpfen aufnimmt. Auch die Kochtöpfe werden sorglich mit Blättern ausgelegt, damit die Speisen nicht anbrennen. Geschirrspülen nach dem Gebrauch scheint man darum auch für unnöthig zu halten, denn nach der Mittheilung des Missionars Bergmann*) werden diese Töpfe niemals gereinigt, fingerdicker Schleim sitzt innen an den Wänden.

Von den Tami-Insulanern, diesen Meistern der Holzschnitzkunst habe ich keine runden, sondern kahnförmig gearbeitete Speiseschüsseln erhalten. Dies scheint dort die gebräuchliche Form zu sein, die übrigens auch an der Astrolabebai gelegentlich vorkommt.

In jeder Familie anzutreffen sind dagegen die runden, kugelförmigen Kochtöpfe aus Thon, Web genannt, eine Spezialität der Handelsleute von Bilibili. Solche Töpfe sind abgebildet auf den Tafeln 25, 29 und 38. Aus der letzteren Abbildung (des Krokodil-Festessens) ist zugleich ersichtlich, in welcher Weise sie beim Kochen gehandhabt werden; sie werden nämlich, in unserm Fall eine ganze Reihe, auf zwei parallel neben einander liegende Baumstämme gestellt, zwischen denen sich das Feuer befindet und mit einer halbirten Kokosnuss geschlossen.

Die Herstellung dieser Töpfe auf Bilibili ist zwar schon einigemale beschrieben worden, besonders hübsch und anschaulich von Missionar G. Kunze in: Allerlei Bilder aus dem Leben der

*) „Die Missionsstation Siar in Kaiser-Wilhelmsland". Barmen 1894. Rheinische Missionstraktate No. 62.

Digitized by Google

Papua. Barmen 1897 S. 27 Anmerkung, sodass eine nochmalige Darstellung eigentlich überflüssig ist; der Vollständigkeit halber will ich jedoch einen Brief meines schon des öfteren erwähnten Assistenten, des Herrn Kunzmann, mittheilen, der in Verhinderung meiner selbst die Güte hatte, nach Bilibili zu fahren und sich die Bereitung der Töpfe dort anzusehen. Er schreibt: „Während meines Besuches auf der Insel Bilibili habe ich bei der Fabrikation von Töpfen ausschliesslich nur Frauen beschäftigt gesehen. Ich sah mehrere (aber selten mehr als zwei zusammen), meist schon ältere Frauen, welche mit der Herstellung von Töpfen beschäftigt waren. Jede hatte einen alten Topf oder eine Kokosschale oder auch eine vormalige Conservenbüchse mit Wasser gefüllt vor sich stehen. Die erste Frau, die ich sah, hatte einen ziemlich grossen Topf fast fertig und war nur noch bemüht, ihm mit der Hand, welche sie öfters in Wasser tauchte, ein glattes Aussehen zu geben. Eine Andere holte gerade einen Klumpen feuchten Thon aus einer alten Topfscherbe und formte mit beiden Händen, manchmal auch mit Hülfe eines glatten Steines, einen ganz plump und uneben aussehenden Topf. Eine Dritte hatte einen solch roh geformten, noch feuchten Topf vor sich zwischen den Beinen und bemühte sich, die Unebenheiten desselben durch Klopfen mit einem Brettchen zu beseitigen; im Innern des Topfes hielt sie eine Kokosnuss dagegen. Der Topf wurde dabei öfters mit Wasser benetzt. Eine Vierte hatte einen solchen Topf fast fertig geglättet, gebrauchte aber zum Gegenhalten im Innern einen rundlichen glatten Stein. Der Thon wird gegenüber von Bilibili vom Festlande, nicht weit vom Seestrande entfernt, geholt. Das eigentliche Brennen der Töpfe habe ich nicht beobachten können. Wohl habe ich gesehen, wie einige frisch gebrannte Töpfe noch aufgestapelt dastanden; rings herum lagen halb verkohlte Pfähle und Kokosfasern, sowie halb- und ganz versengtes Gras und Pisangblätter. So viel ich aus den Leuten herausbringen konnte, werden die an der Luft gut getrockneten Töpfe auf einer zweckmässig erhöhten Unterlage pyramidenförmig aufgeschichtet, sodass das Feuer zu allen Zutritt hat Die Pyramide wird mit einem primitiven Gerüst aus Pfählen umgeben und letzteres mit grünem Gras und Blättern bedeckt, wahrscheinlich, um die Hitze länger zu halten.“

Die Farbe der Bilibilitöpfe ist roth, theils weil der verwendete Thon an und für sich eine röthliche Farbe hat, theils weil man das fertige Product noch extra mit röthlicher Farbe beschmiert. Etwas weiter nördlich von Bilibili, in der Landschaft Tukain nördlich von Cap Croisilles und gegenüber der Dampier-Insel, gewinnt man schwärzlichen Thon und darum sind die von dorther stammenden Töpfe, die ich übrigens nie zu Gesicht bekommen habe, von schwarzer Farbe. (Kunze, l. c.)

Die Form der gewöhnlichen Bilibilitöpfe (Finsch sah dort auch „sehr kunstvolle mit Buckeln, wie sonst nirgends“) ähnelt nach diesem Autor denen von Port Moresby aus Britisch-Neu-Guinea, welches ebenfalls ein grosses Töpferei-Centrum ist. Wir haben also auch hier wieder Beziehungen und Aehnlichkeiten zwischen Süd und Nord.

Soweit die Handelsverbindungen der Bilibilileute reichen, d. h. an der Küste entlang, sind überall in jedem Dorf ihre Thonwaaren reichlich zu finden; weit in's Land hinein dringen sie dagegen nicht, das kann man an den Bergdörfern des Hinterlandes der Astrolabebai sehen. Dort, nur eine Tagereise von Bogadjim entfernt, in dem Dorfe Uija, erhielt ich total andere und auch aus ganz verschiedenem Material hergestellte Formen von Kochtöpfen, deren Aussehen die Abbildungen auf nebenstehender Tafel (29) verdeutlichen. Das Material ist ein dicker, schwärzlicher oder grauer, bröckeliger Thon und das Vorbild zu diesen Gefässen ist nicht die kugelige Kunstform des Bilibilitopfes, sondern sie haben zum Modell den Urtopf des Tropenbewohners, der überall wiederkehrt: die halbirte Kokosnuss mit spitz zulaufendem unterem Ende, und den Flaschenkürbis. Während ferner die Bilibilitöpfe, obwohl technisch weit vollendeter, an Verzierungen und Ornamenten höchstens ein dürftiges Punktornament am Halse aufweisen — wohl eine Folge der schematisch-fabrikmässigen

Digitized by Google

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 29. Thönerne Kochtöpfe, roh ornamentirt.

Der Topf links und der hintere Topf rechts sind Bilibili-Product, die übrigen stammen aus dem Hinterland der Astrolabebai.

Digitized by Google

Digitized by Google

Herstellung — sind die Uija-Töpfe fast alle am oberen Rande breit mit eingeritzten und eingedrückten Strich- und Punktornamenten verziert.*)

Dass diese Form von Töpfen nicht bloss lokal im Dorfe Uija, sondern im ganzen Hinterlande der Astrolabebai im Gebrauche sind, zeigt der Bericht Dr. Lauterbachs von seiner Ramu-Expedition, sowie die aus dem Hinterland von Constantinhafen auf der östlichen Seite der Astrolabebucht stammende Sammlung Kubary's, die 2 solcher mit den unsrigen ganz identischer Töpfe enthielt, welche im Internationalen Archiv für Ethnographie Band VIII, sub. V besprochen und abgebildet sind.

Von unsern Buka-Arbeitern habe ich in Stefansort einmal einen Kochtopf erhalten, von ähnlicher Form, wie die kurzen Uijatöpfe, der nach Aussage seines Besitzers in seiner Heimath, der Insel Buka, fabrizirt worden war. Es verwunderte mich dies einigermaassen, da ich unsere Buka-Arbeiter sonst ihre Nahrung, in Pisangblätter eingewickelt, zwischen heisser Asche gar kochen sah und das auch bei ihnen zu Hause voraussetzte. Es scheint wirklich die Annahme de Clercq's,**) dass, wenn Töpferei nicht überall geübt wurde, dies nur am Fehlen des Thones liege, da die Bearbeitung eine so einfache sei, dass dazu keine hohe Stufe der Entwicklung gehöre, das Richtige zu treffen. Ich habe sogar noch ein weiteres und recht merkwürdiges Produkt der Thonbildekunst der Buka's kennen gelernt, nämlich ein selbstverfertigte, dem richtigen europäischen Nasenwärmer nachgebildete Tabakspfeife. Nach Finsch geschieht auf den Salomonen die Fertigstellung der oberen Hälfte der Töpfe durch „spiralig gewundenen Aufbau von gerollten Thonwülsten." ***)

Doch ist gegen de Clercq's Annahme wieder einzuwenden, dass thatsächlich trotz der vorhandenen Thonlager die Töpferei oft an gewisse Stämme gebunden ist. Finsch†) führt als „schlagendes Beispiel" dafür Deräni an, das von zwei Stämmen bewohnt wird, von denen nur einer die Töpferei betreibt.

Ueberall aber, ob in Britisch- oder Deutsch-Neu-Guinea, sind es ausschliesslich die Frauen, denen die Topffabrikation obliegt; selbst kleine Mädchen üben sich schon darin. „Geschickte Töpferinnen", sagt Finsch††) „erringen sich ein Renommé, das weithin bekannt ist und ihren Fabrikaten besondere Nachfrage verschafft. Es ist daher bei den Weibern in Port Moresby Brauch, ihre Töpfe mit einem besonderen Zeichen, Igeri genannt, zu versehen, Zeichen, die wir meist als Anfänge der Ornamentik ansprechen, die aber in der That Handels- oder Schutzmarken bedeuten." Solche Handels-, besser gesagt Erkennungsmarken, sind mir von den Bilibilitöpfen nicht bekannt, denn die strichförmigen Verzierungen am Halse finden sich bei allen gleichmässig.

Die Töpferei scheint übrigens, nach Finsch's ausführlichen Berichten†††) zu schliessen, auf der Südostküste, in Englisch-Neu-Guinea, bedeutend mehr und mannichfaltiger (Wasser-, Kochtöpfe, Näpfe und Schüsseln) entwickelt zu sein, als bei uns auf Bilibili. Anuapata in Port Moresby ist der Centralpunkt hiefür. Auf den Inselgebieten weiter östlich von da bis zu den d'Entrecasteaux-Inseln ist der Hauptfabrikationsort die Teste-Insel und es zeigen dort die Töpfe nicht mehr die gewöhnliche Kugelgestalt, sondern besitzen einen flachen Boden.

Der Tamo ist ein gebildeter Mann, der nicht gern mit seinen fünf Fingern in die Schüssel langt, wenigstens nicht allzu häufig, sondern hübsch mit Gabel und Löffel zu hantiren versteht. Als Gabel dienen ihm die oben schon (S. 171) erwähnten Stäbchen, Góhtch, die er, wenn sie ihren

*) Herr Geheimrath Dr. E. Wagner, der hochverdiente Leiter des Karlsruher archäologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums, in welchem sich meine Original-Sammlungen aus Neu-Guinea jetzt befinden, war so liebenswürdig, mir die Photogramme dieser Töpfe anfertigen zu lassen und zur Verfügung zu stellen, wofür ihm herzlichst gedankt sei.

**) In einer Besprechung von Finsch's: Ethnographische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee im Internationalen Archiv für Ethnographie, Band IV.

***) In der Berliner Zeitschrift für Ethnologie, Band XIV, Seite 574.

†) Finsch: Ethnographischer Atlas, Tafel IV, f. 8.

††) l. c. Band III, No. 4, Seite 325.

†††) Z. B. in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie, Band XIV, p. (574).

Digitized by Google

Dienst als Gabel gethan haben, ruhig als Zierstäbe in seinen Haarwulst steckt. Von Löffeln, Kés genannt, besitzt er allerlei Sorten, grosse und kleine, aus Perlmutterschale, Bambu oder (Schulterblatt-) Knochen gefertigt. Auch einen Kér, d. h. einen perlmutternen Schaber zum Ausschaben des Kernes der Kokosnüsse (Mangi) findet sich im Kücheninventar des Tamo-Haushalts, nicht zu vergessen eines Reibeisens, Njám, das freilich nur ein einfaches Stück der Blattscheide einer (Sago?) Palme ist.

Wie wir unsere Stammgläser zum Biergenuss besitzen, so hat der Tamo zum Genuss seines (einzigen) geistigen Getränkes, des berüchtigten Kawa, das aber in Bogadjim Kial heisst, worüber später, einen eigenen Special-Becher. Er ist, der Mässigkeit der Tamo's entsprechend, nicht so gross wie unsere Stammseidel oder gar Maasskrüge, sondern erheblich kleiner, kaum kinderfaustgross, aus einer länglichen, harten, schwärzlichen Frucht hergestellt, ohne Henkel und Fuss, das obere Ende abgeschnitten.

Wasser trinkt der Tamo gelegentlich aus einer Kokosnussschale, einem Bamburohr, einer kleinen Holzschüssel oder auch aus der hohlen Hand.

Da das Siri- (Betel-) Kauen bei den Tamo's sehr beliebt ist, so findet man bei den Wohlhabenderen öfters auch hübsche Kalkbehälter, Gáh (zusammengezogen aus Ganóbu), verfertigt aus einem rundlichen Kürbis mit eingeschnittener Oeffnung, deren Rand vermittelst eines schwärzlichen Harzes breit mit kleinen Muscheln besetzt ist, und in welcher meistens ein dolchähnlicher Kalklöffel, Gáh tumbùll, aus Kasuarknochen steckt, der zugleich den Verschluss bildet.

In dieser Form scheint die Sirikalkbüchse durch das ganze Gebiet vorzukommen, denn ich erhielt sie ganz ähnlich von Neu-Hannover und den Shortland-Inseln und Finsch*) bildet eine ebensolche von Finschhafen ab.

Bemerkenswerth ist, dass der Bogadjim-Mann, der mir diese Büchse vertauschte, die dünnwandige Kürbisschale, ehe er sie mir übergab, an einem Stein zerschlug, damit „Niemand mehr Kalk daraus essen solle", offenbar aus Furcht vor möglicher Bezauberung durch den fremden Besitzer.

Ausser diesen Kürbiskugeln sieht man auch öfters hübsch mit Zickzackornamenten verzierte und gehörig mit Deckel versehene Bambubüchsen, Tserič, zu gleichem Zwecke verwandt.

Bei Aufzählung der Schmuckgegenstände eines Bogadjimtamo habe ich den Haupt- und Staatsschmuck desselben, der nur bei festlichen Gelegenheiten, Tänzen etc. getragen wird, nicht erwähnt, und hole dies jetzt nach. Dies ist nämlich der getrocknete, seines Kopfes und seiner Füsse beraubte Balg eines gelben Paradiesvogels. Daher das Märchen von der Fusslosigkeit des Paradiesvogels, das sich noch in der lateinischen Benennung des seligen Linné (Paradisea apoda) wiederspiegelt, denn die ersten Bälge dieses Vogels, welche nach Europa kamen, waren solcherart präparirt. Er wird einfach in das Haar gesteckt, manchmal absichtlich etwas schief und bei den rhythmischen Tanzbewegungen gewährt das majestätische Auf- und Abschwanken dieser anmuthigen Kopfzierde einen prächtigen Anblick. Unser junger Freund, der hierneben sich in vollstem Festschmuck mit dem freudigen Lächeln der Erwartung ob des kommenden Tanzvergnügens präsentirt, trägt ebenfalls diesen vielbegehrten Kopfschmuck, Ló-wălă (Lo = Tanz, wălă = Schmuck) genannt. Es ist der weisse Busch, der über dem dicken Büschel zerschlissener Hahnenfedern, die ihm zur Basis dienen, hervorragt, aber hier nicht recht zur Geltung kommt, weil er etwas schief nach hinten gesteckt und auch durch den Hahnenfederbüschel etwas verdeckt ist. Duim (Paradiesvögel) schiessen gehen, das war die ewige Bettelei meiner Bogadjimfreunde, sobald sie mich mit der Flinte ausgehen sahen, und für diesen Zweck konnte ich Dutzende von Begleitern und Führern haben, während sie für andere Gänge, z. B. Schmetterlingfangen u. dergl., absolut nicht zum Mitgehen zu bewegen waren, selbst nicht gegen Belohnung.

---

*) l. c. Band III No. 4, T. XIX F. 1.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 30. Junger Tamo aus Bogadjim im Festschmuck, die Trommel schlagend.

Digitized by Google

Digitized by Google

In Finschhafen trägt man einen andern, aus Kakadufedern hergestellten und offenbar der Kakaduhaube nachgebildeten Kopfputz (siehe die Abbildung Tafel 45), der ebenfalls nur beim Tanz angelegt wird. Schellong*) beschreibt und bildet auch noch andere dort übliche Arten von Kopfputz ab, ebenso Finsch.

Die Neu-Pommern auf der Gazellehalbinsel hinwiederum tragen noch eine andere Art von Kopfschmuck, der auf der Abbildung Tafel 46 zu sehen ist, nämlich dichte, grosse, umfangreiche Büschel von Kakadu-, Papagei- und andern bunten Federn.

Federn, namentlich Kakadu- und Papageifedern, bilden überall in Melanesien eine hochbeliebte Kopfzier. Die Paradiesvögelbälge als solche scheinen aber nur von der Astrolabebai an westlich verwendet zu werden; dies entspricht meines Wissens auch ungefähr dem Verbreitungsgebiet des gelben Paradiesvogels, der Paradisea minor finschii.

An dem jungen Herrn im Ballkostüm können wir gleich auch die Art und Weise sehen, wie er zur Vervollständigung seiner Toilette Blätter und Blüthen benützt. In die Armringe seiner beiden Arme hat er buntfarbige Croton (Codiaeum-) Zweige gesteckt, im Wollhaar beiderseits der Ohren stecken Büschel wohlriechender Kräuter (Ocimum, Celosium) und auf seiner Rückseite hat er im Gürtel grosse Zweige von der Lieblingsblume Hibiscus rosa sinensis mit ihren grossen feurigrothen Blüthenkelchen stecken, die fast bis zur Schulter reichen und den Oberleib verdecken, so dass er von hinten aussieht, wie ein wandelnder Garten auf zwei Beinen. Den Uebergang vermittelt effektvoll das nackte Gesäss.

Die Schambinde ist völlig neu umgeschlungen und ein Stück derselben wird vorne schurzartig bis fast zu den Knieen herunter hängen gelassen. In die schildpattenen Ohrringe hat er ausserdem noch einen platten, weissen Muschelring eingehängt.

In der linken Hand erhoben hält er die für ganz Melanesien charakteristische Trommel, Wagam, denn bei den Papuabällen spielt kein Orchester auf, sondern der Tanzende macht sich mit der Trommel selbst seine Musik. Die charakteristische Fingerstellung der rechten, zum Schlagen ausholenden Hand ist sehr glücklich bei der Aufnahme getroffen worden, es ist deutlich zu sehen, dass den drei letzten Fingern die Hauptaufgabe beim Trommeln zufällt, in der Weise, dass der Ballen der Kleinfingerseite der Hand so auf den Rand der Trommel aufschlägt, dass die Finger federnd auf das Fell schnellen. Der Zeigefinger wirkt bloss accessorisch mit. Das Trommelfell, welches nur die eine Seite des Instruments überzieht, ist ein Stück Haut der grossen Varanus-Eidechse und soll während des Gebrauches beim Feuer öfters erwärmt werden**), was ich jedoch nicht bemerkt habe. Manche Trommeln haben als Handgriff das schön und sauber geschnitzte Bild einer Eidechse.***) Die Eidechse wird von Urmalayen (Batak's, Dajak's), Melanesiern, Polynesiern und Australiern vielfach als Motiv verwendet und hat entschieden folkloristische Bedeutung. Ob aber auch gerade hier bei der Trommel der Papua's, das möchte ich nicht so ohne Weiteres bejahen; denn bei der Figur des schmalen, langgestreckten Instruments und dem Ueberspanntsein desselben mit Eidechsenhaut liegt doch eigentlich die Anwendung dieser Thierfigur sehr nahe.

Diese Trommeln sind wahre Kunstwerke, in Anbetracht der primitiven Muschel- und Steinwerkzeuge, mit denen sie angefertigt worden sind. „Wenn man bedenkt," sagt Finsch (l. c. Bd. VI p. 115), „welche Mühe es machen muss, ohne eisernes Geräth ein 70 cm langes Stück harten Holzes allein nur auszuhöhlen, so wird man, ganz abgesehen von der oft sehr kunstreichen und geschmackvollen Schnitzarbeit, diese Trommeln mit unter die besonders hervorragenden und bewundernswerthen

*) In seiner schönen und ausführlichen Beschreibung des Barlumfestes der Finschhafener Gegend im II. Band des Internationalen Archivs für Ethnographie.

**) cf. einen Artikel: Ueber die Musik der Eingeborenen Deutsch-Neu-Guinea's. Von Victor Schmidt-Ernsthausen. Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft Band 6.

***) z. B. die von Finsch l. c. T. XXI. Fig. 1 abgebildete.

Digitized by Google

Leistungen der Papuakunst rechnen müssen. Auch das ideale Streben des Menschen der Steinzeit verdient dabei volle Würdigung."

Ausser dieser Handtrommel giebt es noch die grosse, aus einem ausgehöhlten Baumstamm bestehende Familien-Trommel, Guruma, der wir später begegnen werden.

Da wir nun schon einmal bei der Musik angelangt sind, so wollen wir auch gleich die andern Instrumente betrachten, mit denen der Tamo sein musikalisches Bedürfniss befriedigt. Sie sind bald aufgezählt, denn es sind herzlich wenige, und fast lauter Blasinstrumente; Streichinstrumente fehlen gänzlich. Herr Schmidt-Ernsthausen (l. c.) schätzt, nach Hörensagen zu schliessen, den Musiksinn in Kaiser-Wilhelmsland weniger entwickelt, als im Bismarck-Archipel.

Das Hauptmusikinstrument ist nächst der Trommel die Flöte. Sie ist freilich in Bogadjim, im Gegensatz zu andern Melanesiern, nicht sehr ästimirt und wird eigentlich nur von Knaben und Jünglingen zu einer gewissen Zeit im Jahre gespielt. So wie bei uns in Europa sich im Frühling oder Herbst die Strassen mit kreiselspielenden Knaben bedecken, so läuft plötzlich die Jugend in Bogadjim mit der Tjumbum, der Flöte, umher, der sie unablässig zwei einförmige, eine Terz auseinanderliegende Töne entlockt. Das Instrument ist eine ca. 3 Fuss lange, daumendicke Bamburöhre, oben geschlossen, unten offen. Das Mundloch befindet sich wie bei unserer Flöte nahe dem geschlossenen oberen Ende, das (einzige) Schallloch dagegen ganz nahe dem unteren, so dass bei der beträchtlichen Länge des Instrumentes der Bläser schon den Arm, so weit er nur kann, ausrecken muss, um dasselbe mit der Fingerspitze zu erreichen. Eine andere, kleinere Art von Flöte mit mehr Schalllöchern, ist auch bei den Asafesten in Gebrauch.

Dass die Flöte wenigstens früher eine höhere Stelle im Instrumentarium der Bogadjimleute eingenommen haben muss, entnehme ich u. A. daraus, dass ihre Function und ihr Name zur Bezeichnung gewisser Körpertheile, herhalten muss, z. B. des anus, der Kothflöte (Bi-tjumbúm) und der Luftröhre (Ra tjumbúm), Bezeichnungen, die gar nicht so übel gewählt sind.

Herr Schmidt-Ernsthausen (l. c.) sagt ebenfalls: „Die Flöte spielt in den Junggesellenhäusern vor den Beschneidungsfesten eine Hauptrolle. Die jungen Leute, die wochenlang vor dem Fest abgelegen von ihren Dörfern gehalten werden, vertreiben sich die Zeit mit Flötenspiel."

In anderen Gegenden Kaiser-Wilhelmsland's giebt es noch andere Arten von Flöten; wie wir aus dem obenerwähnten Aufsatz von V. Schmidt-Ernsthausen ersehen, unterscheidet und bildet derselbe ab ausser der obigen Art noch eine Stossflöte, bei der man durch Verschieben eines Stöpsels im untern Ende den Ton verändern kann (leider giebt er nicht an, woher das Instrument stammt; den Melodieen nach zu schliessen [Siassi und Jabim] vielleicht von Finschhafen*), und eine sogenannte Pansflöte, die nach seiner Untersuchung aus grösseren und kleineren verkoppelten Rohrpfeifen besteht, welche eine Doppeloctav + 1 Ton mit zusammen 14 Tönen umfassen, indem in beiden Octaven je ein Ton übersprungen ist folgenderweise:

(d), f, g, a, b, c, des, e, f, gis, b, c, d, e.

Das Instrument, sagt er, wird sorgfältig unter häufigem Probieren der Töne angefertigt.

---

*) Dies wird durch Schellong in seinem Aufsatz über das Barlumfest der Gegend Finschhafen's im Internationalen Archiv für Ethnographie, Band II, bestätigt: „Man zeigte mir, sagte er, 2 in der Construction ganz verschiedene Instrumente, die angagoeng, aus hohlem Bambusrohr mit einer einzigen Oeffnung nach Art unserer Klarinette zu blasen und den Ding, wie eine Orgelpfeife mit darin befindlichem Stempel konstruirt und darauf berechnet, durch schnellstes Auf- und Abbewegen des eng anschliessenden Stempels und Hineinblasen von oben, verschiedene Töne hervorzubringen; wohl der verschiedenen Klangfarbe der Töne entsprechend, hat man das erstere Instrument als die weibliche, die letztere als die männliche Flöte bezeichnet (ich glaube, dies geschah eher des Stempels wegen, d. V.); diese beiden aber waren miteinander verheirathet." An einer andern Stelle sagt er: „Die angagoeng wie Schalmeienmusik in lieblichen Mollacorden erklingend, der Ding laut und ungestüm rufend."

Digitized by Google

Die Panflöte habe ich nur bei den Buka's in Gebrauch gesehen. Meyer und Parkinson geben in ihrem Album von Papua-Typen auf Tafel 29 eine ausgezeichnete Abbildung solcher Bukamusiker, und sagen als Erläuterung dazu: „Sie (die Musikanten) blasen auf Panflöten aus Bambus; die Instrumente sind verschieden gestimmt und die Musik klingt nicht unangenehm; sie hat zwar Melodie, aber hauptsächlich Rhythmus und wird nicht improvisirt, sondern eingeübt. Man treibt dergleichen, ausser auf Buka, auch auf Bougainville und den Shortland-Inseln."

Dies ist ganz richtig. Ich habe dem noch hinzuzufügen, dass, wie auf dem erwähnten Bilde ersichtlich, die Musizirenden alle auf einem Haufen stehen, die grössten Leute in der Mitte, die kleineren und kleinsten nach aussen. Die grössten in der Mitte haben die kleinsten Instrumente. Je weiter nach aussen, und je kleiner die Spieler, desto grösser werden die Instrumente, die zuletzt aus armdicken und mehrere Fuss langen Bambustämmen bestehen, in welche die kleinen Jungen mit aller Kraft ihrer Lungen hineinpusten müssen, um einen furchtbaren, gewaltigen Basston zu erzeugen, welcher die Grundlage für die übrigen, bis zu den höchsten Tönen hinauf abgestimmten Flötenreihen abgiebt. Doch damit nicht genug. Die ganze Musikergesellschaft bewegte sich um den Mittelpunkt des Knäuels, den sie zusammen bildete. Während die Erwachsenen im Mittelpunkt aber, auf dem Fleck stehend bleibend oder langsam vorwärts schiebend, sich nur um sich selbst zu drehen brauchten, mussten die armen Jungen an der Peripherie mit ihrem ungeheuren Instrument einen gelinden Trab anschlagen, um mit herumzukommen. Was ich hier erzähle, habe ich in Stephansort bei unsern Buka-Arbeitern beobachtet; ob sie es zu Hause in ihrer Heimath ebenso machen, weiss ich nicht.

Meyer und Parkinson sagen, die Musik klinge nicht unangenehm. Das ist zu wenig gesagt. Auf mich hat dies Concert einen gewaltigen Eindruck gemacht, etwa wie wenn ein Wagner-Orchester plötzlich unisono mit voller Kraft einsetzt. Man denke sich nur die weichen und doch so vollen, kräftigen Töne, von der kleinsten Piccoloflöte bis herunter zum tiefstmöglichen Brummbass, harmonisch abgestimmt, zu gleicher Zeit streng im Takt auf das Ohr einstürmen! Noch heute, nach vier Jahren, klingt mir der schwere, wuchtige Rhythmus dieses Buka-Orchesters in meine Träume hinein!

Die Concerte werden sorgfältig eingeübt. Nicht weit von meinem Hause stand das Wohngebäude für unsere Bukaarbeiter. Da konnte ich sie nun wochenlang vor einem Feste Abend für Abend stundenlang üben hören. Einer sang den Rhythmus vor: ó hijó — hijó — ahó — hohó — ahó . . . . ., bis jeder den Takt gefunden hatte. Die Melodie ergab sich dann bei dem taktmässigen Zusammenklingen der verschiedenen Töne schon von selbst.

Ausser den Flöten gab es in Bogadjim auch Maultrommeln, Gumbing. Es ist merkwürdig, wie weit in der Welt dies kleine, unscheinbare Musikinstrument verbreitet ist. Bei uns in Europa hat es freilich seine Rolle ausgespielt; aber dahinten im Osten florirt es noch. Ich habe es bei den Batak's auf Sumatra getroffen, und fand es hier in Neu-Guinea bis nach den Salomoninseln hin wieder, in der characteristischen Form, wie sie Finsch und Schmidt-Ernsthausen abbilden. Um ehrlich zu sein: ich habe niemals einen Tamo dies Instrument, das an der Astrolabebai nicht mehr häufig ist, spielen sehen. Schmidt-Ernsthausen beschreibt dies folgendermaassen:

„Die Vorderzähne beider Kiefer halten den Ober- bezw. Unterstab. Der Mittelstab federt durch Anschnellen mit dem Zeigefinger, Oeffnen und leichtes Schliessen der Lippen verändert den surrenden Ton." Die Batak's auf Sumatra spielen das etwas anders und viel zierlicher gebaute Instrument auf die Weise, dass sie die Zunge nicht mit dem Finger, sondern durch einen Ruck an einem am Ende desselben, an der Basis der Zunge, angebrachten Schnürchen in Bewegung setzen.

Einzelne fusslange und zwei Zoll dicke geschlossene Bambuglieder, der Länge nach mit zwei schmalen Spalten und oben in der Zwischenwand mit einem Loch zum Hineinblasen versehen, müssen wir wohl oder übel ebenfalls zu den Musikinstrumenten rechnen, wenn sie auch nur einen schnarrenden

Digitized by Google

Lärm verursachen. Ich habe diese Stücke nicht aus Bogadjim selbst erhalten, sondern von der Dampier-Insel, aber die Tamo's kannten das Ding. Finsch erwähnt dasselbe von Grager bei Friedrich-Wilhelmshafen und Maclay aus Bongu; also wird es auch wohl gelegentlich in Bogadjim vorkommen.

Schmeltz hat unter der Kubary'schen Sammlung aus Melamu (Constantinhafen) ein Instrument erhalten, das er als „Tanzrassel" auffassen zu müssen glaubt und das er in der ihm zugänglichen Literatur nicht erwähnt gefunden hat. Vielleicht ist es ähnlich der „Tanzklapper" (von Finschhafen?), welche Herr Schmidt-Ernsthausen beschreibt als aus ausgehöhlten, getrockneten Früchten bestehend. Dieselbe wird hinten am Kreuz angebunden und macht sich so von selbst bei jeder Tanzbewegung hörbar. Je stärker der Ton und je weniger „Nachklappern", desto besser der Tänzer. Auch dies Instrument habe ich in Bogadjim nicht begegnet.

Geflochtene Knie- und Armbänder, sowie Hals- (oder Hüften?) Ringe mit einem Büschel angehängter und halb abgeschliffener Schneckenschalen der verschiedensten Sorten habe ich seinerzeit durch den verstorbenen Landeshauptmann Schmiele von den Schouten-Inseln erhalten. Es scheint dies so etwas Aehnliches wie die Tanzrassel zu sein. Die Schneckenschalen geben beim Aneinanderschlagen, was bei jeder Bewegung geschehen muss, ein eigenthümlich leeres, klapperndes, aber nicht ganz unmelodisches Geräusch. Ueber den Gebrauch dieses musikalischen Schmuckes hat mir Herr Schmiele Nichts mittheilen können, doch scheint es mir höchst wahrscheinlich ein Tanzschmuck zu sein; gegen einen Schmuck, der täglich im Gebrauch ist, spricht meiner Ansicht nach das bei jeder Bewegung entstehende Geräusch.

Ob das Schwirrblatt, oder die Schnurre, welche sich kleine Kinder als Spielzeug anfertigen, ebenfalls unter die Musikinstrumente gerechnet werden muss, ist zum Mindesten zweifelhaft und stünde vielleicht besser unter den Spielwerkzeugen; ich will aber doch auch hier derselben Erwähnung thun. Sie besteht aus einem losen Stückchen Palmblatt, welches an einen Faden gebunden und an einen Stock befestigt ist. Heftig im Kreise über dem Kopf geschwungen, giebt dasselbe einen eigenthümlichen dumpfbrummenden Basston.

Dieses Spielzeug scheint international zu sein, denn ich erinnere mich, dass wir Jungens uns seinerzeit ganz ähnliche Instrumente anfertigten. Bastian sagt, dass es schon Dionysius und bei den eleusinischen Mysterien geschwirrt hat und heute noch als Witarna bei den Australiern schwirrt*), und nicht bloss hier, sondern „from Peru to China".

Es ist darum ganz begreiflich, dass das Instrument bei den Jabim's ebenfalls eine höhere, religiöse Bedeutung hat und bei der „sozial durchgreifendsten und eingehendsten Ceremonie", nl. der Beschneidung, eine ganz hervorragende Rolle spielt, wie uns dies Schellong in seiner Beschreibung des Barlumfestes der Gegend Finschhafens schildert**). Es ist hier ein grosses, prächtig ausgestattetes Instrument.

„Bei einer Art Ehrenpforte", sagt er „hatten sich je 3 Männer zu beiden Seiten des Fusspfades aufgestellt und kreuzten riesenlange Stöcke aus Bamburohr (ssung), jeder dieser Stöcke hatte die grösste Aehnlichkeit mit einer Angel und war mit Kasuarfedern ganz geschmackvoll dekorirt; von der Spitze herab hing eine Art Angelschnur (guăm), an deren äusserstem Ende ein hölzerner, lanzettförmiger, schwarz polirter, etwa fusslanger Gegenstand befestigt war, der etwa die Form eines Fisches hatte; bei näherem Zusehen bemerkte ich, dass er durch eingeschnittene Menschenfratzen verziert war." „Als wir auf eine freie Wiese herauskamen, erblickte ich an einem erhöhten Punkte etwa 10 Männer, welche sich damit beschäftigten, mit ganz gleichen Angelstöcken eine Musik zu

*) In der Berliner Zeitschrift für Ethnologie, Band XX, 1888, pag. 266, wo auch die Zeichnung eines solchen „Schwirr- oder Brummholzes" wiedergegeben ist, auf dessen beiden Seiten eine ruhende (eigentlich nur der Kopf) und eine fliegende „Brummfliege", „Bremse" bezeichnender Weise abgebildet sind.

**) Im Internationalen Archiv für Ethnologie Band II.

Digitized by Google

machen, welche vielleicht einzig in ihrer Art dasteht; das war der am Abend vorher zuerst gehörte Ton des barlum, zu vergleichen halb dem Brummen des Waldteufels, halb menschlichen Klagelauten, ausserordentlich weittönend und alle möglichen Tonarten durchwandernd; der Ton wurde hervorgerufen durch die wirbelnden Bewegungen der um ihre Längsaxe rotirenden Holzlanzette; die letztere aber wurde in Bewegung und Schwingung versetzt durch den langen Bambustock; man begann damit, ganz langsam Kreise in der Luft zu ziehen, dann wurde man schneller und schneller, und je rapider das an der Schnur befestigte lanzettartige Hölzchen herumwirbelte, um so höher wurde die Tonlage, und je mehr denn wiederum die Bewegungen in ein ruhiges Tempo zurückkehrten, um so tiefer gestaltete sich der Ton."

Mit dem Schwirrholz des barlum empfangen die Neubeschnittenen bei der Rückkehr in's Dorf durch einen alten Mann sogar einen Art Segen, indem er mit demselben eines Jeden Kinn und Stirn feierlich berührt. Die langen Stöcke selbst wurden zu einem grossen, mit Reisern und Blättern verdeckten Bündel zusammengetragen. Auf welche Art und wo sie geborgen werden, hat Schellong nicht mehr gesehen.

Auch der Missionar Bammler aus Simbang*) beschreibt das Schwirrholz. Derselbe sagt: „Abgebildet wird der Balum durch ein fischförmiges Stückchen Holz, auf welchem ein Menschenkopf mit einer Schlange oder sonstigen Verzierungen aufgeschnitten ist. Bei Festlichkeiten wird dieses Stückchen Holz, das für gewöhnlich im Dache des Lum (Junggesellenhauses) versteckt ist, an eine 10—12 Fuss lange Schnur und diese an eine mit Federn geschmückte Bambusstange gebunden und das Ganze herumgeschwungen, so dass es einen summenden Ton giebt. Was damit angedeutet werden soll, weiss ich nicht."

Bei der aus diesem letzten Bericht hervorgehenden versteckten Aufbewahrung des kleinen Instrumentes wäre es schliesslich nicht unmöglich, dass dasselbe ebenfalls bei dem Beschneidungsfeste in Bogadjim, welches sich in dem langen Zeitraum von 15 Jahren wiederholt, in Gebrauch, aber nicht zur Beobachtung gekommen ist. Missionar Hoffmann, dem wir eine Beschreibung dieses Festes aus Bogadjim, wo es zum letzten Mal Anfang 1893 stattfand, verdanken**), erwähnt hiervon Nichts. Mündlich hat er mir vor Kurzem jedoch mitgetheilt, dass er nachträglich dasselbe auch, mit Schnitzereien in Form eines Menschenantlitzes verziert, von hier erhalten habe.

Das Schwirrholz existirt also auch in Bogadjim und hat wohl dieselbe religiöse Bedeutung beim Initiationsfest, wie in Finschhafen.

Die mir bekannten rituellen, ausschliesslich bei den religiösen Festen in Anwendung kommenden Instrumente sind ausser der Seite 186 erwähnten Flöte. Blashörner und Ocarina's, die ebenfalls nur im Asahause***) aufbewahrt werden.

Die ersteren, Gul genannt, sind einfach ausgehöhlte lange, schlangenförmige Kürbisse mit Löchern an beiden Enden, in welche mit Gutturallauten hineingeheult wird. Und die anderen, die Ocarinas, sind aus einer harten Frucht hergestellt, welche ganz die Grösse und Gestalt einer mässigen Ocarina hat. Sie hat zwei Löcher, eines an der Spitze und eines an der Seite. Man bläst beim Spielen in das an der Spitze befindliche Loch und tremulirt mit dem Zeigefinger auf dem andern.

Ich erhielt beide Instrumente von dem Bergdorfe Uija im Hinterlande der Astrolabebai, aber ich weiss, dass sie auch in Bogadjim im Gebrauche sind. Bei den Tugeri Süd-Neuguinea's erwähnt Velthuyzen†) ebenfalls neben Trommeln eines ocarinaähnlichen Blasinstruments.

*) „Der Balumglaube der Eingeborenen in Kaiser-Wilhelmsland." Von Missionar Bammler aus Simbang. In: Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Jena, Band VIII, 1890.

**) „Ein Kinderfest auf Neu-Guinea". In: „Der kleine Missionsfreund" Barmen 1894, Vierzigster Jahrgang No. 4.

***) Ein ausschliesslich zu Cultuszwecken errichtetes Gebäude.

†) cf. Schmeltz, Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea im Internationalen Archiv für Ethnographie. Band VIII, p. 153.

Digitized by Google

Die drei rituellen Instrumente: die Asaflöte, der Gul und die Ocarina, sind nur für Männerohren bestimmt und dürfen bei Todesgefahr von Frauen, selbst von europäischen, weder gesehen, noch gehört werden. Der Mann, der mir dieselben verhandelte, bat mich hoch und heilig, dieselben doch ja gut zu verstecken, damit die „Missis", eine europäische Dame, Gemahlin eines unserer Herren, sie nicht zu Gesicht bekomme, sie würde sonst unfehlbar den Tod davon haben. Die lange Flöte und die Pfeife dagegen scheinen freigegeben zu sein, denn ich sah die Knaben unbesorgt auf der auch von den Weibern benützten öffentlichen Strasse darauf spielen.

Neue, noch nicht in Gebrauch genommene Musikinstrumente verbotener Art dürfen aber von den Frauen gehört und gesehen werden, wie mir ausdrücklich bei Uebergabe der oben erwähnten beiden Blashörner gesagt wurde. Das eine davon war nämlich ein ganz neues, ungebrauchtes Stück.

In Finschhafen dagegen, welches den Gul und die Ocarina nicht zu besitzen scheint, ist ausser dem Schwirrholz nur die Flöte ein für die Frauen unsicht- und unhörbares rituelles Instrument, wie aus allen Berichten hervorgeht. Namentlich Schellong (l. c.) sagt geradezu: „Die Flöte gehört zu denjenigen Musikinstrumenten, welche in Gegenwart einer Frau nicht gespielt werden dürfen." Schellong amüsirte sich darüber, mit welcher Furcht und Besorgniss die von ihm erhandelten Instrumente hergegeben wurden; es wurde ihm das heilige Versprechen abgenommen, dieselben unter seinem Rocke zu verbergen und sie zu Hause sofort in ein grosses Papier (Papier, sagt er, ist das erste deutsche Wort, welches die Eingeborenen der Finschhafener Gegend sprechen lernten!) zu wickeln; denn beim Anblick derselben würden die Frauen sterben müssen, und er sollte nur ja auch die Malayenfrauen davor hüten und Emma (d. i. Frau Goetz, die erste deutsche Dame in Kaiser-Wilhelmsland). Wenn die Frauen, erzählt er weiterhin, den Exilbezirk (der Beschnittenen) zu passiren hatten, führten sie kleine Bambustrommeln mit sich und trommelten ihrerseits, wie die Knaben flöteten.

Auf Neupommern hinwieder ist laut Finsch*) ein der Ocarina sehr ähnliches Instrument, die Blasekugel, ein ausschliessliches Fraueninstrument, in Constantinhafen jedoch, laut demselben Autor (ibid. Band VI Seite 116), den Frauen ebenfalls verboten, wie im benachbarten Bogadjim.

Die grossen Signaltrommeln, Guruma (s. weiter unten), welche sonst an der Küste (z. B. in dem ganz nahen Friedrich-Wilhelmshafen) für die Frauen streng tabu sind und in den Gemeindehäusern verborgen aufbewahrt werden (Finsch ibid.), lagen in Bogadjim offen und unbedeckt unter den Häusern und werden sogar von Frauen benützt.

Den Schluss des ganzen musikalischen Instrumentariums bilden die Signal-Instrumente, welche hier in Bogadjim eigentlich nur aus der obenerwähnten grossen Trommel bestehen, denn Muschelhörner aus den grossen Gehäusen der Tritonium tritonis-Schnecke, wie sie Kubary im nahen Constantinhafen gesammelt**) und Finsch in Kaiser-Wilhelmsland beobachtet hat, habe ich Bogadjim nicht bemerkt.

Die grosse Familien-Trommel, guruma, ist ein 6—8 Fuss langer entrindeter und ausgehöhlter, oben mit einem langen Schlitz versehener Baumstamm, der mit einem langen armdicken Pfahl gestossen, nicht geschlagen wird. Die Töne sind ausserordentlich weit vernehmbar; in Bogadjim konnte ich ganz deutlich die Töne der in den umliegenden Bergdörfern (10—12 und mehr Kilometer Gehens entfernt) geschlagenen Trommeln vernehmen. Beim Anstossen und dicht am Instrumente (ich habe dies selbst versucht), scheinen Einem die Töne zu matt und dumpf, um ihnen solche weitreichende Kraft zuzutrauen, wie sie wirklich besitzen; sie scheinen eben sowohl von der Luft wie vom Erdboden fortgeleitet zu werden; in der Nähe kommt natürlich nur das Erstere zur Geltung.

---

*) Ethnographische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Annal. des K. K. naturhistorischen Hofmuseums, Band III, No. 2, Seite 110.

**) Internationales Archiv für Ethnographie, Band VIII.

Digitized by Google

Auch die Bogadjim-Leute haben eine ausgebildete Trommelsprache, wie an der ganzen Küste, mit vollständig geregelten Zeichen, so dass man im Stande ist, mittelst derselben alle möglichen Mittheilungen in kürzester Zeit an die umgebenden Dörfer gelangen zu lassen. Siehe auch Finsch: „Samoafahrten" und R. Andree: „Signale bei den Naturvölkern".

Jedes Haus, resp. jede Familie hat eine solche Signal-Trommel und sowohl Männer wie Frauen verstehen sie zu handhaben. Am meisten dient sie dazu, die im weit entfernten Felde arbeitenden Ehegatten nach Hause zu rufen, wenn das Essen „gar" ist. Das Zeichen hiefür besteht aus einer Reihe von langsam beginnenden, sich immer mehr verschnellernden Schlägen. Eine Todesnachricht wird durch feierlich langsame, und der Ruf zum Streit durch schnelle, kurze, hastige, abgebrochene Schläge resp. Stösse ausgedrückt.

Nunmehr bleibt uns von den Habseligkeiten des Tamo noch das Feld- und Ackerbau-Geräthe zu betrachten, das ebenfalls so bescheiden und primitiv wie nur möglich ist.

Zum Umbrechen des Bodens behufs Pflanzen von Taro und Yam dient ein einfacher unten spatenförmig verbreiteter Stock von Niebung-Palmenholz, Gedát genannt.

Zum Fällen der Bäume, zum Behauen des Holzes für Haus- oder Kahnbau oder irgendwelche sonstigen Zwecken dient die Axt. Heutzutage sind es schon lauter eiserne Werkzeuge, Aexte europäischer Provenienz, mit Vorliebe aber Hobeleisen, welche nicht so schwer sind als die Axtklingen und leichter zu regieren, und ihrer Form nach besser zu den Stielen und in die Hülsen der weggeworfenen oder bei Seite gelegten Steinklingen passen; viele der Steinbeile nämlich stecken in einer Hülse, welche ihrerseits erst am wirklichen langen Axtstiel befestigt und nach Belieben drehbar ist, so dass die Schneide je nach Bedürfniss parallel oder quer zu dem Stiel gestellt werden kann, ganz in ähnlicher Weise, wie dies bei der malayischen Axt, dem Bliong, stattfindet. Vor zehn Jahren jedoch, oder nicht viel länger, waren eiserne Aexte und Messer, denn auch diese letzteren haben die alten Muschel- und Steinmesser verdrängt, eine grosse, theuer bezahlte und seltene Rarität. So schnell hat sich der Uebergang aus der dicksten Steinzeit heraus direkt in das Zeitalter des Eisens vollzogen. Die ersten eisernen Aexte mögen die Tamo's überhaupt erst durch Miklucho-Maclay in den siebziger Jahren erhalten haben, denn an der ganzen Astrolabebai wird die eiserne Axt mit dem russischen Namen taporr benannt, während die Steinaxt Mening-biëh heisst (Mening=Stein, biëh = Beil).

Weit in's Land hinein ist aber das Eisen noch nicht gedrungen, gerade nur soweit, als die Handels- und Familienverbindungen der Bongu- und Bogadjim-Leute reichen. Zöller*) hat dies bei seinem „Husarenzug" nach dem Finisterre-Gebirge festgestellt. Er sagt: „Bei meinem Vordringen in's Innere war es hochinteressant, zu beobachten, bis wie weit die Aexte reichten, bis wie weit das kleinere Eisengeräth und bis wie weit die leichter und schneller vordringenden Perlen ihren Weg gefunden hatten. Schon im Küstengebirge, ein paar Tagemärsche abseits von Constantinhafen, fanden wir bei den mit Plantagenanlagen beschäftigten Männern vorwiegend Steinäxte. Ein wenig weiter aber zeigten Baumstümpfe und Hausgerät niemals mehr den scharfen Schnitt der europäischen Eisenaxt, sondern blos noch jene unregelmässigen, für die Steinaxt characteristischen Flächen, die aussehen, als ob sie von Ratten angefressen worden wären. Wer einmal dieses Unterscheidungsmerkmal kennt, wird kaum jemals darüber im Zweifel sein können, ob ein Baum mit Eisen- oder Steinaxt gefällt worden ist. Perlen fanden wir, aber bloss in sehr geringer Menge, noch in Kadda, am Ende des Küstengebirges. Sie standen hoch im Werthe."

Die alten Geräthe in Bogadjim, die grossen Schilde, die Essschüsseln, die Trommeln sind fast alle noch mit der Steinaxt hergestellt**), und die oben abgebildete Maske ist ein kleines Juwel steinzeitlicher Kunst.

*) l. c. p. 257.

**) Vergleiche die oben p. 46 citirte Bemerkung Finsch's über diese Leistungen der Steinwerkzeuge.

Digitized by Google

In Bogadjim selbst konnte ich nur noch 5 Stein- und Muscheläxte auftreiben, darunter allerdings das auf Tafel 27 abgebildete wahre Prachtexemplar, das in ähnlicher Vollkommenheit selten gefunden werden dürfte. Sie sind definitiv bei Seite gelegt in einen Winkel des Hauses und schlummern dort in Vergessenheit. Schmiele erzählte mir einmal, dass er bei irgend einer Gelegenheit in Neu-Hannover in einem verlassenen Haus im Winkel versteckt eine ganze Anzahl jener hübschen steinernen Hohlmeissel gefunden habe, die jetzt schon seit langen Jahren ausser Gebrauch, verschwunden und vergessen sind. Nachkommen entdecken dieselben gelegentlich wieder, staunen sie mit Ehrfurcht als Geräthe der Vorfahren an, und die Pietät, die beim nackten Wilden in viel stärkerem Maasse wirksam ist als bei uns modernen fin de siècle-Menschen, bringt sie dazu, denselben übernatürliche Kräfte beizulegen. Auf den Salomonsinseln, wo Steingeräthe im uncultivirten Innern jetzt noch in Gebrauch sind, finden sie sich in den Küstengegenden bereits vergessen in der Erde, und zwar ganz oberflächlich, und die Eingeborenen, welche sie hervorgraben, sehen sie als fremdartige, vom Himmel gefallene Dinge an; sie kennen sie nicht mehr. Guppy*), dem wir diese Mittheilung verdanken, wird dadurch auf den Gedanken gebracht, diese Steinäxte einer den jetzigen Bewohnern vorausgegangenen Negritobevölkerung zuzuschreiben. Diese Steinwerkzeuge sind auch geologisch von hohem Interesse, da ihr Material aus Kreideschichten zu stammen scheint, die bisher auf den Salomonen nicht nachgewissen sind (Gerland). Ich will hiezu bemerken, dass auf Buka oder dem nördlichsten Theil von Bougainville Steinbeile auch an der Küste noch vorzukommen scheinen, da ich selbst unsern von dorther recrutirten Arbeitern ihre mitgebrachten Steinbeilklingen abgetauscht habe.

Ganz dasselbe beobachten wir ja auch in Europa. Der Landmann, der in meiner rheinpfälzischen Heimath solche von seinen Urvätern weggeworfenen oder verlorenen Steinwaffen wieder herauspflügt, verehrt sie instinctiv als „Donnerkeile", und bewahrt sie sorgfältig auf; denn sie besitzen allerhand Zauberkräfte. Jeder Hirt im Dorfe besitzt einen solchen Donnerkeil, mit dem er, wie der Kunstausdruck lautet, „braucht". Wenn ein Schwein erkrankt, wenn eine Kuh rothe Milch giebt, ja schliesslich auch, wenn dem Bauern selbst etwas fehlt, der Hirt bestreicht das kranke Organ unter Zaubersprüchen mit seinem alten Steinbeil, und weg ist die Krankheit.

Dieses conservative Ehrfurchts- oder Pietätsgefühl erhält die als Werkzeuge überholten und untauglich gewordenen Sachen im rituellen religiösen Dienst; so treffen wir Steinwerkzeuge als Cultusgeräthe bei vielen Völkern, die seit Jahrhunderten schon ausschliesslich Metall-Werkzeuge benützen. Auch die Bogadjim-Leute gebrauchen trotz ihrer eisernen Messer in Hülle und Fülle zur rituellen Beschneidung noch Bambussplitter und Obsidianmesser.**) Ich habe auf dem Platz des Stephansorter Hauptspitals, wo früher das Asa-Haus eines jetzt verschwundenen Dorfes stand, beim Roden noch einen kindskopfgrossen Obsidian-Klumpen gefunden, der offenbar früher bei einem Beschneidungsfest gebraucht worden war. Schellong***) beschreibt sehr gut die Herstellung dieser Obsidianmesser: „Es wurde ein Obsidianklumpen von der Grösse eines Kindskopfes herbeigeschleppt, dessgleichen ein paar kleine harte Steine, mittelst welcher durch kurzen Anschlag kleine Scherben von Obsidian losgeschlagen wurden; jedesmal, wenn der klinkende Sprung erfolgte, machten diese würdigen Männer den grässlichsten Lärm etc. etc."

Das Material, aus dem die Axtklingen gefertigt sind, ist ein harter, dunkelschwarzgrüner Stein, vielleicht Dioritporphyr, wie ihn Finsch†) von Bongu erhielt, der wohl auch nicht als Geschiebe in den Flüssen und Bächen von Bogadjim gefunden, sondern auf dem Handelswege aus

*) H. Br. Guppy: The Solomon islands and their natives. London, Sonnenschein 1887. Referat von G. Gerland.

**) cf. Finsch l. c. Band VI, pag. 113.

***) „Das Barlumfest der Gegend Finschhafens". Im Internationalen Archiv für Ethnographie, Band II.

†) l. c. p. 70.

Digitized by Google

andern Gegenden bezogen ward. Die Form ist die gleiche, durch das Material und den Zweck gegebene keil- oder meisselförmige, welche in der ganzen Welt wiederkehrt; manche, ja fast die meisten Stücke aus unsern Südsee-Besitzungen, nur nach der Form betrachtet, könnten ganz gut auch in unserm heimischen Grund und Boden gefunden sein. Nur in der Sammlung des Herrn von Hagen, welche derselbe von dem verstorbenen Kärnbach, so viel ich weiss aus Berlinhafen, erhielt, sah ich ungemein breite, flache Steinklingen mit oft spannenlanger Schneide, wie ich sie sonst nirgends, auch nicht in Europa, gesehen habe.

Anstatt der Steinklingen sah ich in Bogadjim und anderswo auch öfters Muschelklingen, nach Finsch (l. c. Band VI, pag. 83) aus den Schlosstheilen der Riesenmuschel Tridacna gigas oder aus Stücken von Hippopus verfertigt. Aus diesen Materialien bestehen z. B. alle Hohläxte mit gekrümmter Klinge, die, wie ich mir habe sagen lassen, beim Bootbau besondere Verwendung finden und im Hohlschliff aus Stein nicht gut hergestellt werden können; dass es aber doch möglich ist und dass der Papua auch diese technische Schwierigkeit zu überwinden versteht, zeigen die vorhin erwähnten steinernen Hohlmeissel von Neu-Hannover.

Zu den Steingeräthen gehört noch ein Klopfer, der ganz wie ein Steinbeil geformt und befestigt ist, aber ein stumpfes Ende hat, welches zum Weichklopfen des Rindentuches dient, aus welchem die Schamgürtel und Schlafmatten verfertigt werden. Ganz ähnliche Instrumente hat man auch zum Klopfen des Sagomarks.

Das ist der Hausrath, das sind die Werkzeuge, die Waffen, die Kleidung, der Schmuck, kurz, das ist das ganze Besitzthum des Bogadjim-Tamo, soweit ich es kennen gelernt habe. Ich glaube nicht, dass ich Wichtiges übersehen habe.

Wir wollen nun einen Schritt weiter gehen und an die Betrachtung der fahrenden Habe unserer neolithischen Compatrioten gleich diejenige der Immobilien und des lebenden Inventars — der Hausthiere — anschliessen. Dann sind wir orientirt und können, ohne uns viel mit Beschreibungen und Erklärungen aufhalten zu müssen, frischweg in das Leben und Treiben unseres Völkchens uns vertiefen.

Betrachten wir zunächst den Grundbesitz. Wer etwa glaubt, die grossen, unbewohnten, mit Urwald bedeckten Landstrecken, welche sich zwischen den einzelnen Papua-Ansiedlungen ausbreiten, seien herrenloses Gut, der befindet sich in einem gewaltigen Irrthum.

Professor Dr. J. Kohler sagte noch 1887 in einem Aufsatz: Ueber das Recht der Papua's auf Neu-Guinea*):

„Da auf Neu-Guinea Landbau betrieben wird, so ist bereits die Idee des Bodeneigenthums aufgedämmert, mindestens die Idee eines temporären Eigenthums, welches so lange dauert, als der Landstrich von dem betreffenden Eigenthümer bebaut wird. Unbebaute Strecken kann ein jeder bebauen und sich appropriiren; doch verlangt man die Zustimmung des Häuptlings (wo das Häuptlingsrecht entwickelt ist)."

Unsere fortschreitende und namentlich in den letzten 10 Jahren bedeutend erweiterte Kenntniss der Eingeborenenverhältnisse zeigt uns, dass hier an der Astrolabebai die Idee des Bodeneigenthums nicht blos schon aufgedämmert ist, sondern in fast demselben Umfang und in der bis in's Kleinste geregelten Ausführlichkeit besteht, wie bei uns in Europa — ein ausserordentlich lehrreiches und mahnendes Beispiel, dass Völker, welche, wie die Melanesier, durch das Fehlen oder Nichtauffinden von Metallen (speciell Eisen und Kupfer) zufällig auf einer technisch sehr tiefen Stufe der Entwicklung stehen geblieben sind, desswegen nicht immer auch geistig so weit zurückgeblieben sein müssen!

Hier an der Astrolabebai hat jeder Fussbreit Landes, jeder Bach, jeder Hügel, ja jeder Fruchtbaum im Walde seinen Herrn, dem er erblich zugehört. Ich habe das selbst auf drastische

*) In der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft Band VII, 1887, Seite 369—381.

Digitized by Google

Weise erfahren, als ich zusammen mit Missionar Hoffmann den früher schon erwähnten Ausflug nach dem Bergdorf Wjenge machte. Wir befanden uns bereits stundenlang im dicksten Urwald, ohne Pfad, nur einem kleinen Wasserlaufe von wenigen Fuss Breite folgend — einem der tausend namenlosen kleinen Rinnsale, im Walde geboren und im Walde sich verlierend — und ich war steif und fest überzeugt, dass hier vor uns noch keines Menschen Fuss gewandelt sei. Da sprach unser Führer plötzlich etwas lachend zu Herrn Hoffmann und deutete auf das Wässerlein. „Was erzählt der Mann Ihnen eben?" fragte ich neugierig. „Ach", antwortete Hoffmann, „er sagte mir nur, dass der Bach, in dem wir eben gehen, sein Eigenthum sei und dass er neulich wegen der Fischereigerechtigkeit Händel gehabt habe!" Ade, du schöne Illusion von jungfräulichem, unbetretenem Urwald!

Auch Miklucho-Maclay wusste dies schon, denn er sagte in einem Brief, den er an den englischen Oberkommandeur im westlichen Pacific, Sir Arthur Gordon, richtete, um seine Schützlinge an der Maclayküste vor den unheilbringenden Besuchen der australischen Arbeiteranwerbungsschiffe zu bewahren: „Les habitants de la côte Maclay (partie de la côte N E de la Nouvelle Guinée, entre les Cap Croisilles et le Cap King William) étant une population agricole et nombreuse (près de 15—20000 hommes, au moins) sont strictement liés au sol qu'ils cultivent; chaque pouce de terre, chaque arbre utile dans la forêt, les poissons dans chaque ruisseau etc. etc. ont un propriétaire".

Wenn ich sagte, jeder Fuss breit Landes habe seinen Herrn, so ist das im wörtlichen Sinn genommen nicht ganz richtig. Der Grund und Boden ist nicht Eigenthum des Einzelnen, sondern der Familie oder der Dorfgemeinschaft, und nur sein Ertrag, sei es in Form der Ernte eigener Aussaat oder in Form des wild darauf gewachsenen Baumes und seiner Früchte sind persönliches Eigenthum. Die Frau scheint kein Landeigenthum haben zu dürfen.

Ueber die Familie und die staatlichen Verbände ausführlich zu sprechen, ist hier noch nicht der Ort; es möge einstweilen genügen, dass jedes Individuum Mitglied irgend eines Familienverbandes ist, der hier in Kaiser-Wilhelmsland an die Stelle des staatlichen Verbandes tritt, und als solches zweierlei Besitzthum hat:

Erstens sein ganz persönliches Privateigenthum.

Zweitens seinen Antheil an dem Familienbesitz.

Zu dem gemeinsamen Familieneigenthum gehören:

1. Der Landbesitz, welcher durch Grenzsteine, Bäume, Flüsse oder Bäche genau von dem Besitzstand einer andern Familie abgegrenzt ist — ganz wie bei uns.
2. Die Fischereigerechtigkeit an bestimmten Stellen der Bäche, der Flüsse und sogar des Meeres — ganz wie bei uns.
3. Die Jagdgerechtigkeit an bestimmten Theilen des Waldes und der Savanen.
4. Die Bestände an Sago- und Niebungpalmen.
5. Die grossen oben beschriebenen Signaltrommeln (guruma).

Alles Andere ist Privatbesitz, auch die Wohnhäuser, und unterliegt den genauen Gesetzen des Erbrechts*).

Nur die Männerhäuser (bantje), die Häuser, in welchen die männlichen Erwachsenen schlafen, und welche auf Veranlassung des Familienoberhaupts gebaut werden, sind noch eine Art Communalbesitz, und werden nach dem Tode desselben häufig dem Verfall überlassen.

Communalgut des ganzen Dorfes, nicht blos der Familie, ist das sogenannte Asa-Haus (Asa tal), eine Art religiösen, dem Asa-Cultus — worüber später — geweihten, primitiven Gebäudes

*) Herr Hoffmann hat, wie ich zu meiner Freude ersehe, in dem neuesten Heft der „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland etc." pag. 72—74 die Besitz- und Erbschaftsverhältnisse in Bogadjim besprochen und lässt hoffentlich auch bald die Darlegung der übrigen Institutionen folgen.

Digitized by Google

und der Platz, worauf dasselbe steht. Dagegen gehören die in demselben aufbewahrten Gegenstände (Musikinstrumente und Gesichtsmasken) den einzelnen Theilnehmern des Asa-Cultes.

Der Viehbestand ist ebenfalls so eine halbe Ausnahme, indem der Tamo denselben, der aus Schweinen, Hunden und Hühnern besteht, zwar füttern und mästen, aber nicht selbst schlachten und essen darf, sondern ihn gelegentlich und gewöhnlich an die Verwandten mütterlicherseits abliefern muss. Dennoch beansprucht er persönliches Eigenthumsrecht darauf.

Die Schweine habe ich oben Seite 85 schon besprochen und verweise hier nur nochmals auf die Abbildung eines solchen auf Tafel 37. Ueber die Hunde braucht man nicht viele Worte zu verlieren. Von einer eigenen Rasse kann gar keine Rede sein, da sich die Leute vom ersten Tage an, wo Europäer bei ihnen erschienen, Hunde aller Rassen eintauschten oder zusammenbettelten, von der Ulmer Dogge an bis herunter zum Schoosshündchen, und diese alle mit einander vermischten und kreuzten. Der häufigste Typus gleicht etwas in Grösse und Gestalt einem langgezogenen, ruppigen Pintscher mit etwas längeren Ohren. Finsch*) nennt den Papuahund eine kleine dingoartige Rasse mit spitzen Ohren und stark gekrümmtem Schweif, die in allen möglichen Farben (auch weiss und weiss und schwarz gefleckt) vorkomme. Ebenso spricht Missionar Kunze von „fuchsartigen, bissigen Geschöpfen" auf Karkar (Dampier-Insel). Der Hund aus dem Bismarckarchipel, das will ich zugeben, hat wirklich Etwas von seinem australischen Vetter an sich; bezüglich der „reinrassigen" Neu-Guineahunde möchte ich mich aber eher Ratzel anschliessen, der die Dingo-Verwandtschaft derselben leugnet**). Miklucho-Maclay thut dasselbe***), indem er die gänzliche Verschiedenheit des Hundes von Neu-Guinea betont. Im Meyer-Parkinson'schen Album ist auf Tafel 40 ein gefleckter „reinrassiger" Papuahund abgebildet, an dem gewiss Niemand etwas Dingoartiges finden wird, ebenso wenig freilich von einer reinen Rasse.

In dem Bericht der Expedition Lauterbach-Kersting nach dem Bismarck-Gebirge wird gesagt†), dass dieselbe aus dem Hinterlande zwei Eingeborenenhunde mit nach Europa gebracht und dem Berliner Zoologischen Garten übergeben habe. Mein Freund Dr. Seitz, der Director des Frankfurter Zoologischen Gartens, war so liebenswürdig, dieserhalb an seinen Berliner Collegen, Herrn Dr. Heck, zu schreiben. Letzterer diagnosticirte die beiden Thiere, die leider bald eingingen, in seiner Antwort folgendermaassen: „Sie sahen aus wie alle tropischen Naturhunde, die nicht schon europäisch „veredelt" sind, d. h. wie ein gelber, kurzhaariger Köter, oder, wenn Sie eine Rasse haben wollen, kurzhaariger Pinscher mit mehr oder weniger stehenden Ohren und mehr oder weniger geringeltem Schwanz. Farbe gelb oder gelbartig."

Die Stimme des Neu-Guinea-Hundes ist ein heiseres Heulen, das Einen auf Schritt und Tritt in den Papuadörfern begleitet. Missionar Hoffmann meint, in Siar (bei Friedrich-Wilhelmshafen) erinnere das Geheul der Tamohunde an das Schreien kleiner Kinder. In Bogadjim, wo die Rasse schon zu sehr gemischt ist, kann man einzelne Hunde auch schon bellen hören.

Ich habe nicht bemerkt, dass der Tamohund seinen Herrn auf weiteren Gängen begleitet; er lungert meistens nur im Dorf herum in der Nähe seines Hauses und hält sich mit Vorliebe in der Nähe der Frauen auf, deren besonderer Schützling und Pflegling er ist. Wo man eine Frau im Dorfe sitzen sieht, kann man zehn gegen eins wetten, dass ihre Hunde bei ihr hocken. Man betrachte nur die Tafeln 25 und 37. Auf der ersteren hat sich sogar in dem Flechtmaterial für den Wittwenrock eine ganze Brut junger Hunde eingenistet, von denen drei zu sehen sind. Auch Schweine finden sich manchmal ein und dann ist das Idyll fertig, wie auf Tafel 37. Da Schweine und Hunde das werthvollste Besitzthum des Papua bilden, so werden sie selbstverständlich sehr gehütet und ge-

*) l. c. Seite 46 und „Samoafahrten" Seite 53, wo er den Papuahund abbildet.

**) l. c. Seite 172 Band I.

***) Berliner Zeitschrift für Ethnologie, Band XI, Seite 190.

†) Siehe Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland etc., 1896, Seite 43.

Digitized by Google

hätschelt, so lange sie jung sind. Kunze sagt*): „Nicht selten werden sie auf den Armen getragen oder auf den Schooss genommen, und verendet einer, so kann die Besitzerin ihn beweinen und beklagen, mehr als ein verstorbenes Kind." Es geht sogar die Sage, dass die Papuafrauen junge Hunde und selbst Schweine an ihrer Brust nähren zugleich mit ihren Kindern; ich selbst habe das nicht gesehen, und Herr Hoffmann auch nicht; Dr. Schellong sagt**) ausdrücklich, dass er von dieser Sitte bei den Jabim's wohl gehört, sie aber nicht selbst gesehen habe. Captain Webster aber hat dies in Simbang gesehen. Er sagt in seinem Buch***) Seite 28: „I have also seen a woman nourishing her child and a small pig at the same time, carrying one under each arm, appearing to be more anxious for the welfare of the latter, in consequence of its greater market value." Hm — möglich!

In Hatzfeldthafen sollen die Hunde zur Jagd benützt werden†) und in Niederländisch-Neu-Guinea ist dies nach dem Zeugniss F. S. A. de Clercq's††) überall der Fall. Von Bogadjim ist mir eine derartige Verwendung nicht bekannt. Dagegen ist der Hund eine beliebte Festspeise und einer der feinsten Leckerbissen der Papuaküche, bei dessen Erinnerung schon dem Tamo das Wasser im Munde zusammenläuft. Wir werden später noch darüber zu sprechen haben.

Da der Hund in ganz Neu-Guinea, soweit bis jetzt die Forscher kamen, überall als Hausthier und vergesellt mit dem Huhn getroffen wurde, beide aber auf Neu-Guinea nicht einheimisch sind oder waren, so hat man dies als Beweis für die Annahme verwerthet, dass die Papua's aus Ländern einwanderten, wo diese Hausthiere heimisch waren, also von Westen.

Hühner sind nur häufiger in Bogadjim und werden, wie Finsch sagt, mehr der Federn (zum Anfertigen von Schmuck) als des Fleisches wegen gehalten. Je weiter nach dem Innern zu, desto seltener werden sie. In Wjenge auf der Höhe des ersten Bergrückens traf ich im Ganzen nur 4 Stück. Nach Maclay sollen die Papua's den Hahnenschrei als Verkünder des Morgens lieben.

Herr von Hagen, der erschossene Landeshauptmann und damalige Hauptadministrateur der Astrolabe-Compagnie, erzählte mir, als er von einer Tour auf die Höhen des Oertzengebirges (der Abmarsch dieser Expedition ist auf dem Bild Tafel 16 dargestellt) zurückkehrte, er habe dort in den Dörfern eine eigene, merkwürdige Art Hühner getroffen, viel kleiner, als die gewöhnlichen, und gescheckt. Dies Letztere würde gerade nicht für Rassenreinheit sprechen, es könnte vielleicht eher ein durch lange Inzucht verdorbenes gewöhnliches Huhn sein.

Ich will bei dieser Gelegenheit erwähnen, dass ich niemals in den von mir besuchten Dörfern Vögel oder Thiere des Waldes, z. B. Papageien, Kakadu's etc. gezähmt oder in Gefangenschaft gehalten gefunden habe, wie Finsch dies beobachtet hat†††). Den Tamo's scheint jeder Sinn hiefür zu fehlen; sie stehen dadurch in bemerkenswerthem Gegensatz zu den malayischen Völkern, die ausserordentliche Liebhaber von dergleichen und Meister in der Zähmungskunst sind.

---

*) l. c. Seite 17.

**) In einem Artikel über Familienleben und Gebräuche der Papua's der Umgebung von Finschhafen im XXI. Band der Berliner Zeitschrift für Ethnologie etc., Seite 10 ff.

***) Ich habe nämlich einen schweren Irrthum zu berichtigen. Das „book" unserer beiden Engländer, der Capt. Webster und Cotton, von dem ich oben Seite 141 vermuthete, dass es nie das Licht der Welt erblicken würde, ist schon im vorigen Jahre erschienen unter dem Titel: Through New Guinea and the Cannibal Countries. By H. Cayley-Webster. London, T. Fisher Unwin Paternoster Square 1898. Auf 40 Seiten wird darin der Aufenthalt in Kaiser-Wilhelmsland behandelt. Nur über diesen Abschnitt urtheilend, kann ich sagen, dass das Buch, welches von Herrn Cayley-Webster allein geschrieben ist, mir keinen Anlass gegeben hat, meine Meinung über die wissenschaftliche Befähigung der Herren zu ändern. Es ist ein gutes Touristenbuch und als solches sehr anerkennenswerth, aber als wissenschaftliches Quellenwerk nur vorsichtig zu gebrauchen.

†) Nach F. Grabowsky: Der Bezirk von Hatzfeldthafen und seine Bewohner. Siehe Petermann's geographische Monatsberichte 1895, Seite 186.

††) Siehe dessen „Aanteekeningen naar aanleiding van Dr. Finsch's onderzoekingen in Nieuw-Guinea" im III. Band des Internationalen Archivs für Ethnographie.

†††) l. c. p. 50, 51.

Digitized by Google

Die agrarische Frage ist in folgender Weise gelöst:

Der Landbesitz, der Grund und Boden, ist Eigenthum der Familie, auch der unbebaute, brachliegende, und kann nur, durch Familienbeschluss sanctionirt, vom Familienoberhaupt (tamo koba) veräussert werden. Als seinerzeit die Bogadjimleute der Neu-Guinea- und Astrolabe-Compagnie Ländereien verkauften, wurden nach Aussage der Leute die Contracte durch die betroffenen Familienhäupter gezeichnet; sie erhielten auch den bedungenen Kaufpreis und vertheilten denselben wieder unter die einzelnen Familienmitglieder.

Kubary, der 1887 den Ankauf bewerkstelligte, berichtet hierüber*), und da die „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland" nicht in Jedermann's Hand sein dürften, so mag es mir gestattet sein, den sehr bezeichnenden und instructiven passus hier anzuführen:

„Noch an demselben Tage, an welchem der oben erwähnte Ankauf geschah, wurde eine sehr günstig dicht an dem Ufer und dem Dorfe gelegene Stelle klar gemacht, auf welcher die Einwohner ein Haus, in welchem Herr Kubary wohnen könnte, erbauen wollten. Sie wollten arbeiten, Zäune bauen u. s. w. Der für die Niederlassung ausersehene Platz wurde Karregulan getauft und durch Einpflanzen eines Speers, an welchen eine deutsche Flagge gebunden wurde, für den Zweck in Besitz genommen.

Bei den vorausgegangenen Verhandlungen hatte sich gezeigt, dass die ältesten Tamo's zwar geachtet, aber wenig gefürchtet werden. Ein wirkliches Oberhaupt besteht nur in Sachen des Glaubens oder Aberglaubens, indem dem alten Koji (— Kodi d. V., siehe dessen Bild auf Tafel 35) eine Art priesterlichen Ansehens eingeräumt wird.

Bei der Abtretung des Landes gab es weder Beratungen, noch Meinungsverschiedenheiten, die Jungen und die Alten waren einig; all rieten eifrig von dem nördlichen Teile ab, alle wollten Führer für den südlichen sein und wiesen die für Landbau besten Strecken an. Als die Bezahlung den Aeltesten vorgelegt wurde, zeigten sie kein Verlangen nach Mehr und nahmen die vorgeschlagene Theilung nicht vor. Die erwachsenen Männer, die vor dem Hause sassen, kamen herein, ergriffen handvollweise die Gegenstände und trugen sie vor das Haus, wo Jeder etwas erfasste, bis die Sachen zu Ende waren; dann erfolgten Auseinandersetzungen über das Mehr und Minder. Die Alten sassen indess ruhig im Hause, ohne sich um den Spektakel draussen im geringsten zu bekümmern, nur sprachen sie lachend aus, dass sie selbst Nichts bekommen hätten, worauf natürlich durch einige Extrageschenke geantwortet wurde. Ein heiteres Intermezzo führten die Frauen aus. Erzürnt auf die Männer, welche eine grosse Schüssel voll Perlen, die sie erhalten hatten, gierig unter sich vertheilten, ohne den darum bittenden Frauen etwas abzugeben, begaben sie sich zu Frau Kubary mit der unschuldigen Anfrage, ob sie gegen Perlen einige alte Nüsse kaufen würde. Auf die bejahende Antwort verschwanden sämmtliche Frauen und kamen nach einer Stunde mit 300 Nüssen, die sie als ihr Eigenthum unabhängig von den Männern verkauften. Sie nahmen ihre Perlen, die dieses Mal verdienterweise reichlich ausgetheilt wurden, im Triumphe weg und begannen unter lautem Lachen ihre Halsbänder aufzusträngen. Es geht daraus hervor, dass die Stellung der Frau keinenfalls so ungeordnet ist, wie man es anzunehmen gewöhnlich geneigt ist."

Es geht aber auch daraus hervor, wie ich oben bereits bemerkte, dass die Frau kein Anrecht auf den Grundbesitz hat, sonst hätten sie, die sonst ihren Ehegewaltigen gegenüber gar nicht so nachgiebig und schüchtern sind, denselben sicherlich nicht so stillschweigend die schönen Perlen überlassen und sich auf so schlaue Weise Ersatz verschafft.

Die Plantagen werden in jedem Jahr neu angelegt, da man die Vortheile guten, jungfräulichen Bodens wohl kennt und zwar gemeinschaftlich, entweder vom ganzen Dorf oder von Familiengruppen; nachdem durch alle dem Familienverbande Angehörigen gemeinschaftlich die Arbeit des

*) In den „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel," Jahrgang 1888, I. Heft, p. 21.

Digitized by Google

Baumfällens, Rodens und Brennens gethan worden ist, wird das urbar gemachte Stück in Parzellen getheilt, welche genau durch Gräben und quergelegte Baumstämme abgegrenzt werden, und jede Familie erhält eine solche Parzelle zum Bepflanzen zugewiesen.

Da der Landbesitz Eigenthum der einzelnen Familien ist, die gemeinschaftlichen Plantagen aber oft ganz wo anders angelegt werden, als die Familie ihr Grundeigenthum hat, so ist die natürliche Folge, dass dieselbe auf fremdem Eigenthum pflanzt. Wir wollen einmal annehmen, es existirten drei Familiengruppen: A, B und C, welche zusammen ein Dorf ausmachen. Da kann es kommen, dass das ganze Dorf in diesem Jahre auf dem Grundstück der Familie A ihre gemeinsame Plantage anlegt, im nächsten Jahr auf dem der Familie B u. s. w., ohne dass der Familiengruppe A oder B weitere Rechte hieraus erwachsen; denn die Ernte gehört dem, der sie pflanzt, also den einzelnen Familien der Gruppe A oder B oder C, mit der einzigen Beschränkung, dass der Familienvater oder -Vorstand verpflichtet ist, einen Theil davon zu den etwa im Familien-Verband vorkommenden Festschmäusen abzuliefern.

Sollte sich eine Familiengruppe als zu schwach zur Bearbeitung des ihr zufallenden Theils der neuen Plantage erweisen, so kann sie die übrigen Familiengruppen zu Hilfe rufen, ohne dass dieselben andern Anspruch als auf ein grosses Essen nach beendigter Arbeit haben.

Hauptnahrungspflanzen sind zwei Knollengewächse, Taro, Colocasia antiquorum Schott, χaning*), und Yams, (Dioscorea verschiedene species), Zambi genannt, die in grossen Mengen angebaut werden. Wie wichtig der Taro für die Leute ist, kann man daraus entnehmen, dass sie, wie die Malayen nach Reisernten, die Zeit nach Taroernten berechnen. Vom Auspflanzen der Taro's bis zum Ernten derselben und dem Klarmachen eines neuen Feldes vergeht beinahe genau ein Jahr; dieser Cyclus heisst wau; der Tamo rechnet nach wau's.

Dass der Tamo zwei Knollengewächse züchtet, Taro und Yam, hat seinen guten Grund. Taro, eine Aroidee, liebt viel Feuchtigkeit und gedeiht am besten in der Regenzeit, von November bis April. Da die Knollen sich in dem Tropenklima nicht aufspeichern lassen, so pflanzt man, um nicht mit Nahrung in Verlegenheit zu kommen, als Ersatz die mehr Trockenheit liebende Dioscorea und zwar in der trockenen Zeit von Mai bis October. Als Gelände für dieselben sucht man auch mit Vorliebe höheres, hügeliges Terrain aus, während der Taro mehr niedriges, feuchteres liebt.

Weniger beliebt ist der Maniok, den die Leute wohl erst durch die Europäer kennen gelernt, aber schon mit eigenem Namen belegt haben: Alam.

Die Batate (Ipomoea batatas), welche wir als Ersatz für Taro in Stefansort massenhaft anpflanzten, ist bei den Tamo's nicht beliebt und wird nicht angebaut. Um so überraschender und merkwürdiger ist es, dass Dr. Lauterbach auf seiner Bismarckgebirgs-Expedition ganz im Binnenlande, in der Ramuebene, diese Pflanze und zwar in einer sehr wohlschmeckenden weissfleischigen Varietät angebaut gefunden hat. Wie mag diese Pflanze in's Innere Neu-Guinea's gelangt sein? Wir können einstweilen nur die Thatsache registriren, erklären können wir sie nicht.

Von Körnerfrüchten kennt man nur den Mais, der aber wenig beliebt und angebaut ist; auch er hat seinen eigenen Namen bekommen: gurkus, was offenbar eine Verketzerung des Namens Kukuruz ist.

Reis, diese Hauptnahrungsfrucht der asiatischen Völker, wird nicht angebaut.

Die Kokosnuss, mangi, spielt auch hier dieselbe Rolle wie bei allen Tropenvölkern und ihre Nüsse sind vielgebrauchte Tauschartikel. Ich will hier bemerken, dass mir die Kokosnüsse

*) Mit dem griechischen Buchstaben χ habe ich, der Schreibweise der Missionare folgend, den Consonanten r bezeichnet, der in der Bogadjimsprache nicht vorne an den Zähnen mit der Zungenspitze, sondern hinten im Gaumen mit der Zungenwurzel gebildet wird, was ja auch öfters von manchen Europäern geschieht — theils angeboren, theils affectirt — und dann wie ein Mittelding zwischen r und ch klingt.

Digitized by Google

unserer Südsee-Besitzungen durchgehends viel kleiner erschienen, als solche von Sumatra oder Singapore, was vielleicht auf einer Degeneration infolge schlechter Pflege — denn der Eingeborene bekümmert sich nicht viel um sie — zurückzuführen ist. Da Copra, der getrocknete, zerschnittene Kern der Kokosnuss, einen Hauptausfuhrartikel bis jetzt bildet, so wäre eine nähere Prüfung dieser Sache und eventuelle Auffrischung der degenerirten Zucht wohl ins Auge zu fassen.

Bohnen (Merme), Zuckerrohr (Jang), Gurken und Kürbisse (Zekwai und Arbus genannt) sind Zuspeisen, ebenso der Pisang (Munge), der aber hier bei weitem nicht die Bedeutung erlangt, wie z. B. in den Malayenländern.

Die Bohnen haben als Speise vielleicht eine eigene Bedeutung, denn, wie mir Herr Hoffmann erzählte, der Augenzeuge war, verzehrte beim Friedensschluss nach dem grossen Kampfe im Jahre 1896 zwischen den Bogadjim-Dörfern jeder der am Kampfe Betheiligten feierlich eine Bohne!

Den Melonenbaum, die Papaya, die auch bei den Tamo's diesen Namen trägt, haben wir als beliebte, viel angebaute und stark verwildernde Frucht schon einigemale erwähnt.

Als Gewürz pflanzt man spanischen Pfeffer (Capsicum spec.) und Ingwer, Lee genannt.

Rein dem Genuss dienen die Früchte der sogenannten Betel- oder Pinang-Palmen (Areca sp.), welche mit dem Siri zusammen gekaut werden. Sie sind eine Hauptculturpflanze der Bergdörfer, und ihre Nüsse sind sehr gesuchte Tauschwaare. Auch der Siripfeffer, Piper betle L., in dessen grüne Blätter das aus etwas ungelöschtem Kalk*), etwas Tabak und einem Stückchen Pinangnuss bestehende Priemchen eingewickelt wird, ist dort eine lohnende Culturpflanze. In Ermanglung eines richtigen Siriblattes thut's auch zur Noth ein anderes Pfefferblatt von einer der verschiedenen wildwachsenden Sorten.

Die Kawa-Wurzel, Piper methysticum Forst., ist keine Culturpflanze, sondern wächst wild.

Der Tabak wird in ganz Neu-Guinea, selbst tief im Innern, offenbar schon seit uralten Zeiten angepflanzt, so dass Finsch**) sogar meint, die Papua's hätten bei ihrer Einwanderung in Neu-Guinea, wie Hund und Haushuhn, so auch den Tabak mitgebracht, vielleicht auch die Betelpalme. Durch den Europäer haben sie ihn nicht erst kennen gelernt, so viel steht fest; denn wohin auch Reisende in's Innere vorgedrungen sind, überall haben sie Tabak angebaut gefunden. Jeder Reisebericht constatirt das. Ueber die Zubereitung des Tabaks siehe weiter hinten.

Neben dem Nützlichen vergisst aber der Tamo auch nicht das Schöne. Er ist Liebhaber von hübschen und wohlriechenden Blumen und Blättern und hat bei seinen Tanzfesten, deren im Jahr nicht wenige sind, grossen Bedarf hieran. Er hegt im Dorf zwischen den Häusern gern blühende Sträucher, namentlich die überall beliebte Hibiscus rosa sinensis, deren grosse rothe Trichterblumen er gern ins Haar steckt, und buntblätterige Codiaeum- und Graptophyllumbüsche. Letztere sind auch beliebte Zierpflanzen bei den Malayen und werden in der dunkelblätterigen Varietät gern von denselben auf die Gräber gepflanzt. Mit Vorliebe wird auch eine Liliacee gezogen, Cordyline jaquini Korth., die den Vortheil hat, dass sie neben hübschen, zum Festschmuck viel verwendeten Blättern auch noch eine essbare Wurzel besitzt. In den Feldern pflanzt man die Lieblingsblume Celosium und das wohlriechende Ocimum sanctum, das zu Riechsträusschen dient, welche in den Oberarmring gesteckt werden. Auch das Citronellagras, welches wir in Singapore kennen gelernt haben (s. S. 3), kann man hier in den Gärten finden.

Weitere Culturgewächse habe ich nicht gesehen. Sago (Bem) und Brotfruchtbaum (Bali, eine zweite Art heisst Guwél) wachsen wild und können darum nicht zu jenen gerechnet werden.

---

*) „Das Betelkauen bei den malayischen Völkern." Von F. Grabowsky. Internat. Archiv für Ethnographie. Bd. I.

**) Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke etc. VI. Band, p. 63.

Digitized by Google

Ueberdies ist die Sagopalme lokal beschränkt, und von der Brodfrucht habe ich persönlich die Eingeborenen nie Gebrauch machen sehen, obgleich es bestimmt der Fall ist. Die Cycas wird nicht verwerthet.

Im Walde und auf dem Felde wachsen dem Tamo noch eine ganze Menge von Nutzpflanzen wild zu. Im Anhang habe ich versucht, eine Uebersicht derselben zu geben, soweit mir die Literatur zugänglich war, und bitte ich denjenigen meiner Leser, der sich dafür interessirt, dort nachzuschlagen.

Der Tamo ist hauptsächlich Ackerbauer und bestellt seine Felder sehr sorgfältig. Es ist eine Freude, ihn mit seiner Familie im Feld arbeiten zu sehen. Er sieht seine Frau nicht bloss als Arbeitsthier an, sondern verrichtet stets die schwerere Arbeit selbst. Er fällt im Schweisse seines Angesichts den Wald, indem er den kleineren Bäumen mittelst seines Stein- oder Hobeleisenbeils, den grossen Riesen aber mittelst Feuer zu Leibe geht, das er an ihrem Fusse Tag und Nacht unterhält; er trägt und schichtet das Holz zusammen und verbrennt es oder benützt es zur Herstellung eines festen, dichten und hohen Zaunes gegen die vielen herumlaufenden Schweine, wilde sowohl wie zahme. Nur beim Zusammentragen der kleineren Aeste und Zweige helfen alle Hände mit. Erst wenn diese Vorarbeiten gethan und die Felder geklärt sind, treten die Frauen und Kinder in Action. Die Männer gehen voraus und brechen mit langen spatenähnlichen Stangen aus festem Palmholz (gedát, s. S. 191) den Boden um, die Frauen und Kinder folgen hintennach und zerkleinern und zerreiben mit Knüppeln und Händen die Schollen, bis das Land aussieht wie ein frisch umgegrabener Garten. Dann werden von den Männern mit zugespitzten langen Hölzern die Pflanzlöcher gebohrt, in welche von den Frauen die Taro- oder Yamknollen ausgepflanzt werden. Der Taro wächst sehr leicht; von einer alten Taropflanze braucht man nur das Kraut mit einem kleinem Scheibchen des Wurzelknollens in den Boden zu stecken, so wächst dasselbe lustig weiter. Die Yampflanze muss sorgfältiger behandelt und, da sie ein Schlinggewächs ist, an Stöcke oder Reiser festgebunden werden, woran sie sich emporranken kann. Die Dioscoreafelder haben mich lebhaft an die malayischen Pfeffergärten erinnert, die in ähnlicher Weise gezogen werden. Wenn dann Alles durch die Frauen, denen vom Auspflanzen ab das Instandhalten der Felder obliegt, schön von Mang (= Unkraut) rein gehalten und gejätet wird und überall mit den dazwischen gepflanzten bunten Ziersträuchern lustig grünt und blüht, dann macht das Papuafeld einen ungemein anmuthenden, heimathlichen Eindruck, wie ein grosser Pflanz- und Gemüsegarten bei uns zu Hause.

Die Häuser sind das letzte an Eigenthum, was wir zu besprechen haben. Communalgut der Familie sind, wie wir oben Seite 194 gesehen haben, die Männerhäuser, bántje, welche auf Veranlassung des Familienoberhauptes gebaut werden und in welchen alle männlichen Mitglieder der Familie, die verheiratheten sowohl als die unverheiratheten, schlafen. Dieses Zusammenschlafen aller Männer scheint eine Sicherheitsmaassregel gegen nächtliche Ueberfälle zu sein, da man in's bantje alle Waffen mitnimmt. Hier hängen auch die Schilde und liegt die grosse Trommel. Auch die Schmucksachen für die Tänze bewahrt man hier auf. Das Männerhaus ist in Bogadjim im Begriff, an Stelle des Asa-Hauses zu treten und ein Mittelpunkt des Asa-Cultus zu werden. Zugleich dient dasselbe als Nachtherberge für fremde Gäste. Wenn man deren viele hat, so kann es wohl vorkommen, dass die Dorfbewohner selbst sich anderwärts ein Unterkommen suchen müssen.

Communalgut ist ferner das Asa-Haus, das in Bogadjim noch besteht, aber in einem Zustand grosser Vernachlässigung sich befindet.

Die Wohnhäuser (tál) sind alle persönlicher Privatbesitz. So viel Frauen ein Mann hat, so viel Häuser baut er, für jede Frau eins. Auch der Papua scheint also schon seine Erfahrungen bezüglich des Zusammenlebens der Frauen gemacht zu haben.

Theuer sind sie ja nicht, die Häuser, und leicht und schnell herzustellen. Wenn Jemand in Bogadjim ein Haus bauen will, so hilft ihm gewöhnlich die ganze Freundschaft und Verwandtschaft,

Digitized by Google

selten das ganze Dorf. Nach Fertigstellung muss der Erbauer ein grosses Essen geben. Hat er kein Zuchtschwein zum Schlachten, so sucht er ein oder zwei Wildschweine zu fangen. Vor Allem dürfen die sehr begehrten Betelnüsse und der Tabak nicht fehlen. Wie in den östlichen Tropen überhaupt, so fehlt auch hier jegliche Verwendung von Metall bei Herstellung der Häuser, an Stelle der Nägel und Klammern und Schrauben treten Stricke von Bastfasern und Rottan (Bu), mit denen die Verbindung der einzelnen Theile bewirkt wird. Das Gebäude wird dadurch bei aller Haltbarkeit sehr elastisch und kann auch, ohne zusammenzubrechen, einen gelegentlichen starken Erdbebenpuff, die hierzulande gar nicht selten sind, vertragen. Wie ich bereits früher schon gesagt habe (Seite 26), sieht man auch aus diesem Grunde an der Astrolabebucht keine Pfahlbauten, wie sie weiter westlich und namentlich im holländischen Theil Neu-Guinea's Regel sind. Die Häuser ruhen alle unmittelbar auf dem Boden; die Thüröffnung, welche mittelst einer Pandanusmatte oder eines Palmblattgeflechts verschlossen werden kann, ist meist so angebracht, dass sie sich einige Fuss über dem Boden befindet; man muss einige Stufen zu ihr hinaufsteigen und auf ihrer inneren Seite unmittelbar wieder ebenso viele Stufen hinunter, worauf man sich auf dem festgetretenen Estrich befindet. Manche Hütten besitzen jedoch auch einige Fuss über demselben in Höhe der nachher zu erwähnenden Veranda einen hölzernen Fussboden aus Niebunglatten; der Raum unter demselben heisst dann Zurum. Die aus Holz und Bambu- oder Niebunglatten zusammengebundene Schlafpritsche, Bitjál, ist das einzige grössere Möbelstück in dem sonst gänzlich kahlen Raum, so viel ich in der Dunkelheit habe unterscheiden können, denn finster ist es in diesen Wohnhöhlen fast wie im Grabe, weil mit Ausnahme einer kleiner Oeffnung unter dem Giebel jede Art von Fenster fehlt. Auch durch die Thüren (die vordere heisst Zirame, die hintere Polom), die sich stets an der Giebelseite befinden, kann nur gedämpftes Tageslicht einfallen, weil ausserhalb derselben, etwa in halber Manneshöhe, meist noch eine Art Veranda, Kombi, angebracht ist, die durch ein vorspringendes Ueberdach geschützt wird.

Auf dieser Veranda spielt sich meistens das häusliche Leben ab, soweit es nicht in die finsteren Innenräume verbannt ist, die aber fast nur zum Schlafen oder bei Regenwetter aufgesucht werden. Häufig genug zieht es der Tamo aber vor, seine Geschäfte direkt auf dem durch die Frauen allmorgendlich rein und glatt wie eine Tenne gefegten Erdboden vor dem Hause zu verrichten, wie z. B. die ihren Wittwenrock flechtende Frau auf Tafel 25. Auch gegessen wird meistens im Freien: die tischartigen Gestelle, welche man in der Nähe der Familienhäuser trifft, und von denen eins auf Tafel 36 (im Hintergrund; ein junges Mädchen beugt sich gerade spielend darüber) zu sehen ist, sind wirkliche Esstische; nach Miklucho-Maclay*) und Kunze**) pflegt der Hausherr und seine allenfallsigen Gäste, niemals jedoch die Frau, auf diesen seine Hauptmahlzeiten einzunehmen und nach denselben zu ruhen, unbelästigt von Hunden, Schweinen oder Kindern. Nach Finsch***) sollen diese Tische für die Astrolabebai charakteristisch sein, aber auch in Finschhafen vorkommen. Auch im Hinterland, in den Bergdörfern trifft man sie an; im Dorfe Wjenge habe ich selbst darauf gegessen.

An den beiden Längsseiten des Hauses reicht das leichtgewölbte Dach, Moróte, welches aus dichten Lagen ineinandergeflochtener Blätter der Nipa- oder Sagopalme, manchmal auch nur aus Pandanusblättern oder Gras, wie in den Bergdörfern, besteht, bis herab zum Boden; die Palmblattlagen sind auf dicht nebeneinander gelegte horizontale, fingerdicke Stecken festgebunden, welche ihrerseits wieder an andere, ebensolche befestigt sind, die vom First nach dem Boden zu verlaufen und die Unterlage des ganzen Daches bilden.

*) Ethnologische Bemerkungen über die Papua's der Maclay-Küste in Neu-Guinea. In: Natuurkundig tydschrift voor Neederlandsch Indië, deel XXXV, 1875, Seite 66.

**) „Im Dienst des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden." Barmen 1897, 3. Heft, Seite 10.

***) l. c. Band VI, Seite 56.

Digitized by Google

Wie aus der Abbildung Tafel 31 ersichtlich ist, giebt es in Bogadjim nicht nur ein-, sondern auch zweistöckige Häuser. Der zweite Stock, Butjua, der ebenfalls vor seinen Thüren einen „Balkon" hat, wird dann auf einem gewöhnlichen eingekerbten Baumstamm oder auf einer aus Stangen und Querhölzern zusammengebundenen Leiter, Teta, erstiegen. Wer gute Augen hat, mag eine solche auf Tafel 31 in der rechten Ecke des linken Hauses erkennen.

Aus den verschiedenen Abbildungen, namentlich den Tafeln 31, 34, 37, wird sich der Leser ein besseres Bild von dem Aussehen und der Bauart der Häuser machen können, als ich es mit der vollständigsten und langathmigsten Beschreibung vermöchte.

Die Häuser in den Bergdörfern sind niedriger und scheinen oft nur, wie Finsch sagt, ein auf die Erde gesetztes Dach vorzustellen, sind aber im Uebrigen, wie ich in dem Dorf Wjenge selbst gesehen habe, nach dem gleichen Typus gebaut. Nur der Eingang ist ebenerdig und die Veranda fehlt. Cayley-Webster hat in seinem Buch solche Häuser aus dem Bergdorf Dumbu auf den Tafeln Seite 50 und 54 abgebildet.

Die Häuserwände (nur an der Giebelseite) bestehen aus horizontal gelegten daumen- bis armdicken Stangen aus Holz oder Bambu. Jedoch sieht man auch Wände aus einfachen, kreuzweis ineinander geflochtenen Palmblättern und zwar vorzugsweise an den Männerhäusern. Man kann dies z. B. sehr schön sehen auf der Tafel 38 des Meyer-Parkinson'schen Albums von Papua-Typen, welche das Männerhaus auf Siar bei Friedrich-Wilhelmshafen darstellt. Ein Männerhaus von Bogadjim, welches ich hierneben im Bilde bringe, ist noch nicht ganz fertig; es fehlen noch die Giebelwände und der Beschauer hat darum einen freien Einblick in das Innere und auf die Construction des ganzen Baues.*) In der Mitte, gerade aufgerichtet, steht ein starker Baumstamm als Mittelpfeiler, welcher dem Ganzen Halt und Festigkeit giebt. Diese Mittelpfeiler sind oft ganz hübsch geschnitzt; der des „Dschelum" auf Bilibili, welchen Finsch abbildet, ist 25 Fuss hoch und zeigt, aus einem Stück geschnitzt, sechs übereinander stehende Papuafiguren, vier männliche und zwei weibliche. Bogadjim mit seinem degenerirten Kunstsinn hat so Etwas nicht.

Rechts und links in den beiden Ecken, wo das Dach den Boden berührt, sieht man die Kopfenden zweier mächtiger, über mannsdicker Baumstämme, welche in der Längsrichtung des Gebäudes auf dem Boden liegen und sowohl Schutz gegen hereinlaufende Feuchtigkeit, als gegen das Eindringen von Thieren gewähren sollen, welche etwa unter dem Dach durchschlüpfen könnten. Angelehnt und in der Ecke links sichtbar ist das Kopfende dieses Baumstammes an einen mannshohen dicken Holzpfahl, der oben in einer muldenförmigen Auskerbung einen Deckbalken aufnimmt, der zur Stütze und Befestigung des Daches dient. In der rechten Hälfte wird die ca. 3 Fuss hohe aus Pfählen und Niebunglatten gezimmerte gemeinschaftliche Schlafpritsche sichtbar, so wie die an ihrem nach der Mitte des Hauses gerichteten Kopfende befestigte Bambustange, welche den Schläfern als Kopfkissen, Kalika, dient.

Baumhäuser, wie sie häufig in Englisch-Neu-Guinea, also im Süden, vorkommen, treffen wir in unserm Bezirk kaum; Kunze spricht zwar im III. Heft seiner Publikationen Seite 7 von Baumhäusern und bildet solche Seite 9 ab, die am Strand auf überhängenden Bäumen errichtet werden und ausschliesslich zu Zwecken der Fischjagd dienen, aber ich habe in Bogadjim weder solche gesehen, noch davon gehört. (Siehe die Bemerkung über Kunze's Schriften auf der folgenden Seite.)

---

*) Ein ganz ähnliches, augenscheinlich ebenfalls unvollständiges Männerhaus bilden die „Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland" etc. im I. Heft 1891 ab und ein ebensolches von Bilibili Finsch in seinen Samoafahrten Seite 74. Nebenbei sei bemerkt, dass diese Männerhäuser, welche in Bogadjim, wie gesagt, Bantje heissen, in Bongu Buambramra, auf Bilibili Djelum, in Siar Dasem genannt werden; das letztere wird von den Bilibilileuten Dahem gesprochen, weil dieselben angeblich kein s aussprechen können. Ich darf wohl daran erinnern, dass die Batak's auf Sumatra ebenfalls solche „Junggesellen"- und Passantenhäuser besitzen.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 31. Zweistöckige Häuser in Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 32. Ein Bándje (Männerhaus) in Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf der Dampier-Insel aber (Karkar) kommen nach demselben Autor Baumhäuser als wirkliche Wohnhäuser vor, die jedoch nur den Charakter von Zufluchtsorten in Blutfehden tragen. Er hat ein solches besucht und giebt auch eine Abbildung l. c. I, Seite 48, doch weiss ich nicht, ob dieselbe Original oder anderswoher entlehnt ist. Er sagt, er sei nicht wenig verwundert gewesen, nach dem Erklettern auf schwanker Strickleiter „im Wipfel des mächtigen Baumes eine Hütte anzutreffen, darin bequem drei Männer hätten schlafen können. Auch befand sich vor derselben noch eine ziemlich grosse Plattform, worauf ausser einem kleinen Feuerheerd ein Topf und ein Häuflein gerösteter Taro zu bemerken waren."

Was die innere Einrichtung eines Familienhauses betrifft, so ist ausser dem bereits Mitgetheilten nur noch wenig nachzutragen. Manchmal ist der Innenraum in ein oder mehrere Zimmer, Warum, abgetheilt, wovon das hintere als Speise- und Vorrathskammer dient für die aus dem Felde heimgebrachten und für mehrtägigen Bedarf berechneten Taro- und Yamknollen. Auch werden hier die Kochtöpfe, Essschüsseln und dgl. aufbewahrt, wenn sie nicht auf einem vom First herabhängenden Regal untergebracht sind, welches nach Finsch*) zum Schutz gegen die Mäuse und Ratten mit einem überstehenden Dache aus Bambu oder einer runden Scheibe aus der Blattbasis der Sagopalme versehen ist. Auf diesem Regal ist auch der Waffenvorrath des Hausherrn untergebracht, Bogen, Pfeile und Speere.

Häufig ist auch unter dem Dachfirst ein Bodenraum eingerichtet, in welchem alle werthvolleren Sachen weggeborgen werden, sowie solche, welche wie Kunze**) sagt auf keinem ehrlichen Wege in den Besitz des Betreffenden gelangt sind und eine Zeit lang das Licht nicht sehen sollen.

Wo ein solcher Bodenraum nicht vorhanden ist, steckt man die wegzubergenden Gegenstände einfach zwischen die Blätterlagen des Daches, wo sie für Fremde unauffindbar versteckt sind. Ein Papuahaus kann also möglicherweise im Innern total leer aussehen und doch eine Menge Sachen enthalten, die aber nur durch einen Zufall entdeckt werden können.

Nahe dem Eingang des Hauses befindet sich die Feuerstelle, der Herd, Krang, der meist nur aus einigen zusammengesetzten Steinen oder, wie Kunze sagt, „dem Bodenstück eines kaputten Topfes" besteht, in welchem Tag und Nacht ein Feuerchen unterhalten wird, am Tag, um zur Bereitung des Frühstücks oder zum Anzünden der Cigarren zu dienen, des Nachts, um bei kühlem Wetter zu wärmen oder mit seinem Rauch die lästigen Muskito's zu vertreiben, die der braunen Haut so gut zusetzen wie der weissen. Ein bischen Rauch in der Wohnung genirt den Tamo nicht im Geringsten.

Das Feuer ist ein sorgsam gehüteter Schatz und insofern könnte man es eigentlich ebenfalls zum Besitzthum des Papua rechnen; denn wenn es ihm ausgeht, versteht er — rectius: verstand er, denn er benützt heute schon grossentheils schwedische Zündhölzer — kein Feuer zu machen. Dieses merkwürdige Factum ist schon Miklucho-Maclay aufgefallen. Wenn es ihnen ausgehe, sagt er***), müssten sie aus andern Dörfern sich Feuer holen und darum nähmen sie dasselbe sorgfältig vor dem Ausgehen in Acht; überall und immer trügen sie Kohlen und glühende Holzstücke mit sich. Herr Hoffmann bestätigte mir das. „In jedem Hause", schreibt er mir, „sieht man darauf, dass Tag und Nacht Feuer auf der Feuerstelle brennt. Man nimmt dazu eine Holzart, welche schwer brennt, aber lange fortglimmt und Gluth behält. Macht der Tamo eine Reise oder geht er in's

*) l. c. Band VI, Seite 58.

**) Kunze, l. c. III. Heft, Seite 11 f, der eine sehr hübsche Schilderung der Häuser und ihres Innern giebt, ebenso wie Miklucho-Maclay. Kunze's sehr lesenswerthe Schriften haben leider den Mangel, dass der Autor oft die mitunter recht verschiedenen Sitten und Gebräuche von Bogadjim, Siar und der Dampier-Insel durcheinander mengt ohne genaue Angabe des Ortes.

***) In: Natuurkundig tydschrift voor Nederlandsch Indië 1875, deel XXXV, Seite 82 f.

Digitized by Google

Feld, so hat er immer ein glimmendes Holzscheit bei sich. Will er Feuer anmachen, so schwingt er das glimmende Scheit so lange hin und her, bis es ordentlich in Gluth geräth."

An viel begangenen Wegen, Kreuzungspunkten und dergleichen Orten sieht man oft Baumstämme liegen, die speziell zu dem Zweck gefällt sind, angezündet zu werden und, langsam verkohlend, den Passanten Feuer zu spenden. Solche Bäume glimmen wochenlang fort.

Geht aber das Feuer in einem Hause oder Dorfe doch einmal zufällig aus, so sendet man zum Nachbar oder in's nächste Dorf. Wenn man aber mit diesen gerade in Unfrieden oder gar Fehde lebt, so kann man bös in die Klemme kommen, wie seinerzeit die Bewohner des Bogadjimdorfes Lalu, die mit den übrigen Theildörfern in Streit lagen und nun genöthigt waren, hinüber nach Bilibili, also über See, zu fahren, und von dort Feuer zu holen. Die Bilibilileute aber, sagte der Gewährsmann Hoffmann's, dem ich diese Mittheilung verdanke, „waren schlechte Kerle und liessen sich das Feuer theuer bezahlen." Natürlich — es sind ja geriebene Geschäftsleute!

Von den Bewohnern der Bergdörfer des Hinterlandes geht die Sage, dass sie Feuer zu machen verständen. Auch Miklucho-Maclay hörte davon und liess sich bei seinem Besuche der Bergdörfer Englam-mana und Tiengum-mana (mana = Berg) die Sache vormachen. Die Leute bereiten Feuer, sagt er, „indem sie ein Stück trockenen Holzes, das sie Ilol nennen, oben mit ihrer steinernen Axt spalten, aber so, dass die beiden Hälften nicht ganz getrennt werden. In die Spalte wird eine starke Schnur (die nichts Anderes als eine gespaltene Liane ist) eingeführt, und das Holzstück mit dem Knie oder dem Fusse am Boden festhaltend, setzt der Papua die Schnur in eine immer schneller werdende reibende Bewegung, bis die trockenen Kokosnussschalenfasern, die untergelegt sind, anbrennen. Diese Art des Feuermachens ist eine sehr unbehülfliche, es dauerte ½ Stunde, bis der Papua durch diese Procedur mir Feuer machen konnte."

Ich brannte nun darauf, diese Procedur ebenfalls vor meinen Augen ausführen zu sehen, und einer meine ersten Handlungen in dem Bergdorfe, welches ich besuchte, war, einen der Bewohner gefälligst um Feuer zu bitten. Kaltblütig und bereitwillig langte der Angesprochene in seine Tragtasche und brachte — eine Schachtel schwedischer Zündhölzer zum Vorschein! So weit ist es auch hier bereits gekommen! In wenigen Jahren wird wohl kein Mensch mehr sein, der noch auf die alte Art Feuer zu machen versteht. Und noch einige Jahre weiter, so wird selbst die Erinnerung und damit ein hochbedeutsames Document über die Urgeschichte der Menschheit ausgelöscht sein. Ein Glück, dass uns Miklucho-Maclay wenigstens die Kunde hiervon bewahrt hat. Derselbe macht noch folgende wichtige Mittheilung:

„Sie erzählten mir", sagt er*), „dass sie sich recht gut der Zeit erinnerten, wo sie ohne Töpfe backen und sonstige Nahrung zubereiten mussten. Bei diesen Nachfragen ist es mir noch gelungen, herauszubringen, dass die jetzigen Leute an der Maclay-Küste durch Tradition noch die Zeit kennen, wo sie noch kein Feuer hatten. Es ist sehr eigenthümlich und sehr interessant, dass in verschiedenen Localitäten mir dasselbe erzählt wurde. Sie berichteten mir, dass damals, wo sie kein Feuer hatten, alle Früchte roh verzehrt wurden und dass desshalb die Leute an einer Zahnfleischerkrankung litten, wobei sie den Mund immer voll Blut hatten. Sie hatten auch einen besonderen Namen für diese Krankheit**)."

Wir haben nunmehr, denke ich, das gesammte Hab und Gut unserer Bogadjim-Leute so gründlich kennen gelernt, dass wir bei einer Begegnung mit ihnen oder einem Gang durch die Dörfer kaum mehr viel Neues und Unbekanntes erblicken werden. Wir können uns darum jetzt an die Aufgabe machen, auch ihr geistiges Eigenthum einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

*) In der Berliner Zeitschrift für Ethnologie. Band XIV, 1882, p. 574.

**) Die vielleicht eine Art Scorbut oder die jetzt noch ziemlich häufig unter den Melanesiern vorkommende Noma-artige Erkrankung war.

Digitized by Google

Da die Sprache unzweifelhaft die höchste Stelle in dem geistigen Eigenthum der Menschheit einnimmt, so ist es nicht mehr wie recht und billig, dass wir die sprachlichen Verhältnisse zu allernächst berücksichtigen.

Da stosse ich nun auf eine dreifache Schwierigkeit. Erstens bin ich kein Linguist, weder nach Anlage noch nach Beruf. Zweitens habe ich während meines doch verhältnissmässig kurzen Aufenthaltes dort weder genügende Gelegenheit noch Musse gehabt, um selbst der Bogadjim-Sprache genügend mächtig zu werden, die eine der verwickeltsten und complicirtesten ist, so dass Missionar Hoffmann, der dieselbe schon seit Jahren an Ort und Stelle als ausschliessliches Studium betreibt, trotz einer unleugbaren Begabung für Sprachforschung jetzt erst anfängt, klar zu sehen.

Drittens existiren nur sehr wenige Arbeiten über Papuasprachen, welche Deutsch-Neu-Guinea betreffen. Mir sind nur bekannt geworden die Arbeiten von Dr. Schellong*), Dr. Schnorr v. Carolsfeld**) und Prof. v. d. Gabelentz***), von welchen die beiden ersten nur die Jabimsprachen behandeln. Wörterverzeichnisse der Astrolabesprachen und Bemerkungen hierüber existiren von Miklucho-Maclay und Finsch. Das weitaus meiste Material bringt unstreitig Zöller in seinem bekannten Buche über Neu-Guinea. Er publizirt in seinem Werke Wörterlisten aus 29 verschiedenen Sprachen unseres östlichen Schutzgebietes und widmet das ganze letzte Capitel seines umfangreichen Werkes sprachwissenschaftlichen Untersuchungen.

Die Sprachenzersplitterung in unserm Gebiet ist eine ausserordentlich grosse. An der Astrolabebucht z. B. sind mir allein 4 Sprachen bekannt: Die von Bongu, Bogadjim, Bilibili und Siar. Alle diese Orte liegen nur wenige Stunden auseinander, unterhalten aber nur wenig Verkehr unter einander, sondern leben getrennt, nicht gerade feindschaftlich, aber gleichgültig und ohne viel nähere Beziehungen neben einander dahin. Die Bilibilileute machen eine Ausnahme; sie verkehren und kommen überall hin, ihr kleines Inselchen bildet den einen der beiden grossen Handelsmittelpuncte Kaiser-Wilhelmslands. Die Verschiedenheit dieser Sprachen unter einander ist so gross, dass z. B. die Eingeborenen der obengenannten vier Ortschaften einander nicht verstehen können, wenn sie die betreffende Sprache nicht geradezu gelernt haben, was jedoch denselben mit ihrem durch keine Schule ermüdeten und überfüllten Gehirn keineswegs schwer fällt; es ist ganz erstaunlich, wie schnell der Eingeborene Sprachen lernt. Ich war dreimal in der Lage, Malayen mit nach Europa zu nehmen; die Leute konnten weder lesen noch schreiben, aber alle sprachen — ohne Lehrer — bereits nach wenigen Monaten ein ganz passables Deutsch. Ein anderer kleiner Knirps, ein Klingjunge aus Madras, der unsere Tischgesellschaft — ausser mir noch 5 Deutsche — in Deli auf Sumatra bediente, etwa 2 Jahre lang, hatte nur durch das gelegentliche Anhören unserer Tischgespräche perfect Deutsch gelernt, wie ich eines schönen Tages zu meiner grössten Ueberraschung entdeckte.

Mitten in diesen mehrfachen ausserordentlichen sprachlichen Schwierigkeiten hatte ich das Glück, in Missionar A. Hoffmann einen Mann zu treffen, der mir mit grosser Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft an die Hand ging und mir von dem reichen Schatze seines Wissens in selbstlosester Weise mittheilte. Er hatte die Güte, mir auf meine Bitte einige Bemerkungen über die uns hauptsächlich hier interessirende Bogadjimsprache und ihr Verhältniss zu den übrigen Astrolabesprachen niederzuschreiben, die ich im Nachfolgenden wiedergebe. Für die Bogadjimsprache ist ja gerade Hoffmann die beste, ja die einzige Autorität, und ich wünsche und hoffe nur, dass er bald seine

*) Die Jabimsprache. Einzelbeiträge zur allgemeinen und vergleichende Sprachwissenschaft, Heft VII, Leipzig, Friedrich 1890.

**) Beiträge zur Sprachenkunde Ozeaniens. Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Königl. bair. Akad. d. Wissenschaften 1890, S. 247.

***) Beiträge zur Kenntniss der melanesischen, micronesischen und papuanischen Sprachen in den Abhandlungen der philol.-hist. Klasse der Königl. sächsischen Akademie der Wissenschaften, Leipzig 1882.

Digitized by Google

Bescheidenheit überwinden und uns mit einer Grammatik und einem Lexikon der Bogadjimsprache beschenken möge. Des Dankes der wissenschaftlichen Welt dürfte er gewiss sein. Und ihm schliessen sich hoffentlich die Missionare der andern Orte, wie Kunze von Dampier, Bergmann von Siar, Vetter von Simbang etc. bald an; an der Arbeit sind sie wenigstens sämmtlich schon tüchtig gewesen, wie ich selbst gesehen habe.

Ich lasse nun Herrn Hoffmann's Ausführungen folgen:

Die Bogadjim-Sprache und ihre Verwandtschaft zu den in der Umgegend von Bogadjim gesprochenen anderen Sprachen.

Die Bogadjim-Sprache wird gesprochen in den Dörfern Bogadjim, Bauar und Jauar. In diesen 3 Dörfern, von denen das eine, Bogadjim, an der See liegt, die beiden andern aber im Gebirge — Jauar am Minjengja, Bauar am Jorja (Ja = Wasser, Fluss, Bach, d. V.) — gelegen sind, wohnen kaum 600 Seelen. Es ist desshalb ein sehr kleines Gebiet, auf welches die Bogadjim-Sprache beschränkt ist. Doch giebt es sowohl an der Küste, wie auch im Hinterlande der Astrolabebai eine ganze Anzahl Dörfer, in welchen immer Leute zu finden sind, welche die Bogadjim-Sprache einigermassen verstehen. Im Verkehr mit den Eingebornen an der Astrolabebai kann deshalb immerhin die Bogadjim-Sprache gute Dienste leisten, wenn ihr auch nicht die Bedeutung zukommt wie der Siar- und der mit ihr nahe verwandten Bilibili-Sprache. Diese beiden Sprachen werden verstanden nordwärts bis Cap Croisilles und der Dampier-Insel, südwärts bis beinahe zum Kap König Wilhelm. Mit der Siar- und Bilibili-Sprache hat die Bogadjim-Sprache keine Verwandtschaft; hier eine dialektische Verschiedenheit suchen zu wollen, wäre verkehrt. Wohl giebt es eine kleine Anzahl Wörter, welche den genannten drei Sprachen gemeinsam sind, aber die meisten beziehen sich auf Gegenstände des Handels und dieselben sind wohl durch den regen Handelsverkehr, welchen die Siar-, Bilibili- und Bogadjim-Leute stets unterhalten haben, in alle 3 Sprachen aufgenommen worden. Im Bau und Wesen ist die Bogadjim-Sprache von den beiden oben genannten Sprachen total verschieden. Merkwürdig ist, dass in Bogadjim eine Anzahl Leute wohnen, welche die Siar- und Bilibili-Sprache gut sprechen, während es, soweit ich beobachten konnte, keinen Bilibili- oder Siar-Mann giebt, welcher die Bogadjim Sprache vollständig beherrscht. Die Leute bedienen sich, wenn sie in ihrer Sprache nicht verstanden werden, der Zeichensprache, in welcher die Papua's erstaunlich viel sagen und ausdrücken können. Es fällt vor allem den Bilibili- und Siar-Leuten die Aussprache der in der Bogadjim-Sprache vorkommenden Gutturallaute sehr schwer, sie können sich, auch wenn sie in Bogadjim ansässig werden, nicht daran gewöhnen.

Mehr Berührungspunkte finden sich zwischen der Bogadjim- und Bongu-Sprache. Hier kann man von einer Verwandtschaft beider Sprachen reden; es handelt sich wohl nur um dialektische Verschiedenheit. Beide Sprachen haben die gleichen Guttural- und Nasallaute. Viele scheinbar verschiedenen Wörter lassen sich auf einen gemeinsamen Stamm zurückführen. Deshalb sprechen auch eine Anzahl Bongu-Leute die Bogadjim-Sprache ganz gut und umgekehrt Bogadjim-Leute die Bongu-Sprache. Dass im Laufe der Zeiten in beiden Sprachen auch Wörter Aufnahme gefunden haben, bei welchen sich keine Verwandtschaft konstatieren lässt, ist bei dem Sprachengewirr Neu-Guinea's leicht erklärlich, besonders wenn man beobachtet, dass häufig Leute, sei es durch Heirath oder um eines Vergehens willen, von einem Dorf ins andere übersiedeln und dann keineswegs nun die Sprache des neuen Heimathdorfes lernen, sondern sich nach wie vor der Muttersprache bedienen.

Es bleibt noch zu erörtern, in welchem Verhältnisse die Bogadjim-Sprache zu den Inland-Sprachen steht. Der Verkehr mit den Bewohnern der Inlanddörfer ist nicht schwer, da man allenthalben, soweit die Bogadjim-Leute ins Innere hineinkommen, Personen antrifft, welche die Bogadjim-Sprache verstehen und zum Teil auch sprechen.

Digitized by Google

Verwandt sowohl mit der Bogadjim-, wie auch mit der Bongu-Sprache ist die Sprache, welche in den Dörfern Wuang, Jimjam, Kalikomana, Buramana und Manikam, also in den Dörfern am Unterlauf des Minjengja und um den Konstantinberg gesprochen wird. In der Sprache dieser Dörfer gibt es eine Menge Wörter, welche mit den gleichen Wörtern der Bogadjim-Sprache einen Stamm haben. Da die genannten Dörfer sowohl mit Bogadjim wie mit Bongu in regem Verkehr stehen, ist es erklärlich, dass man Wörter findet, welche denselben Wörtern der Bogadjim-Sprache gleichlautend und andere, welche denselben Wörtern der Bongu-Sprache gleichlautend sind. Auch diese Sprache hat Guttural- und Nasallaute, die recht schwierig auszusprechen sind.

Ganz verschieden von der Bogadjim-Sprache ist die Sprache, welche in dem Dorfe Wenke (linkes Ufer des Minjengja) gesprochen wird. Auch die Dörfer am Oberlauf des Minjengja und die mehr nach dem Finisterre-Gebirge gelegenen scheinen diese Sprache zu sprechen.

In den Dörfern Aiau (rechtes Ufer des Minjengja), Balai, Wai, Waloke, Zenaitje, Erima, Uja (alle zwischen Jorja und Narumja gelegen), sowie in Dörfern der Landschaft Mariga (zwischen Elisabeth- und dem Gocholfluss) wird eine Sprache gesprochen, welche von der Bogadjim-Sprache sehr abweicht, aber dennoch Wörter aufweist, welche Bogadjim-Wörtern verwandt sind. Hier scheinen wir es mit einer Inlandssprache zu thun zu haben, die ein viel grösseres Gebiet umfasst, wie die Sprachen an der Küste, und die Vermuthung läge nahe, dass die Inlandssprachen überhaupt nicht so zersplittert sind wie die Küstensprachen. Als sprachliches Kuriosum sei erwähnt, dass in dieser Sprache Sonne sona heisst.

Soweit Herr Hoffmann.

Ueber die Grammatik der Bogadjim-Sprache glaube ich mich nicht weiter verbreiten zu sollen, um genanntem Herrn, von dem ja doch meine ganze sprachliche Weisheit stammt, nicht in's Handwerk zu pfuschen. Es sei nur so viel bemerkt, dass die Bogadjim-Sprache, wie alle melanesischen überhaupt, zu den agglutinirenden Sprachen gerechnet wird, die weder Deklination noch Conjugation kennen, sondern ihre Stamm- oder Wurzelwörter einfach neben einander stellen und die Abwandlung nur durch Prä- und Suffixe bewirken.

Nam heisst z. B. der Baum; hiermit wird alles zusammengesetzt, was mit dem Baum in Verbindung steht: Namtang = Holz, Namaring = Busch, Namwau = Rodung, Plantage, Nambanga = Blatt, Namge = Frucht, Namdjerim = Wurzel, Namgara = Rinde, Namschuó = Blüthe (schuó = Blume), Namoë = Kohle (oë oder ui = Asche), Namgorem = Rauch von Holz (gorem = Rauch), den die Eingeborenen scharf unterscheiden von Ja-gorem = Wasserdampf (Ja = Wasser) oder Kasch-gorem = Tabaksrauch (Kasch = Tabak).

Manarobu (Gesichtsberg) heisst die Nase, und mit Mana (Berg) wird Alles zusammengesetzt, was auf die Nase Bezug hat, z. B. Manasabu Nasenflügel, Managaki Nasenloch, Manakunjill Nasenspitze, Managaschim Nasenpfeil, Managela Nasenring u. s. f.

Bang heisst die Hand, resp. der Arm und Singa der Fuss oder das Bein. Mit diesen Wörtern wird ebenfalls Alles bis auf den Nagel des kleinen Fingers oder der Zehe herab zusammengesetzt, was mit Arm oder Bein in Verbindung steht.

Die Bogadjimsprache ist eigentlich eine rauhe, harte Sprache wegen ihrer vielen Gutturallaute, aber sehr ausdrucksvoll und bildsam, so dass sie unter Umständen recht angenehm und wohlklingend werden kann, z. B. Dungengi Mädchen, Dedé Lied, Gesang. Sie enthält viele onomatopoëtische Wörter und Ausdrücke, die der Tamo der Natur abgelauscht hat, wie z. B. Kor-kor der Sturm, Kolla der Donner, Go-ba der Nashornvogel, χal*) der Rabe, Baun der Hund, Kiadke der Kakadu, Siwirr der Papagei (speciell das Männchen von Eclectus), Gaijing der Muskito, Doχól Husten, Butbutjo der Puls u. s. w.

*) Vergleiche die Anmerkung auf Seite 198.

Digitized by Google

Ueber den menschlichen Körper sind die Tamo's ausserordentlich, ich möchte sagen, unheimlich gut orientirt. Sie kennen und benennen jeden Theil des menschlichen Körpers, sogar die einzelnen Theile der Eingeweide. Das mag wohl in ihrer etwas kannibalisch anrüchigen Vergangenheit liegen.

Die Ausdrücke sind oft sehr drastisch und bilderreich, aber treffend. So heisst z. B. das Knie Singa tombol, wörtlich übersetzt: Deckel des Beins (singa = Bein oder Fuss). Ruhr, Dysenterie heisst Bileng (bi = Koth, leng = Blut), also: Blutkoth, nach der Haupterscheinung bei dieser Krankheit. Die Milch heisst wörtlich: Brusteiter, Mungumgar (gar = Eiter, mungum = die weibliche Brust).

Erheiternd wirken die mit Bi = Koth zusammengesetzten Worte. So heisst z. B. der Magen Bi-ani, d. h. die Mutter des Kothes. Die Locken werden Koth des Kopfes (Kate-bi) und die Wolken Koth des Himmels (Lau-bi) genannt. Am drastischsten ist jedoch die Zusammensetzung zur Bezeichnung des anus; derselbe heisst Bi-tjumbúm, d. i. die Kothflöte. Man sieht, die braunen Brüder dahinten in Neu-Guinea sind nicht ohne Mutterwitz!

Während die Bogadjimsprache, wie gesagt, keine Deklination kennt, hat sie aber merkwürdigerweise eine Conjugation, ähnlich wie die Jabimsprache. Zöller hat das ja schon in seinem Buch Seite 396 auf Grund seiner (wohl von den Missionaren) erhaltenen Aufzeichnungen vermuthet und Hoffmann hat mir dasselbe bestätigt; er hat mir sogar auf meine Bitte das Futur und Perfect des Wortes gilimo, nach Süden gehen*) niedergeschrieben, wie folgt:

Infinitiv:

gilimo, ich gehe nach Süden.

Futur:

e gilerai	ich werde nach Süden gehen
ni gileras	du wirst nach Süden gehen
a gileras	er wird nach Süden gehen
ga gilerom	wir werden nach Süden gehen
ningi gilerabete	ihr werdet nach Süden gehen
nangi gilerabete	sie werden nach Süden gehen.

Imperativ:

gile! gilime gehe!
gilije gehet!

Perfekt:

e gilemtjete	ich bin nach Süden gegangen
ni gilemtjete	du bist nach Süden gegangen
a giletjete	er ist nach Süden gegangen
ga gilemtjete	wir sind nach Süden gegangen
ningi gilebtjete	ihr seid nach Süden gegangen
nangi gilebtjete	sie sind nach Süden gegangen.

Vielleicht wundert sich der Leser darüber, dass der Tamo für „nach Süden gehen" ein eigenes Wort hat. Er ist eben ein praktischer Mann, der mit einem einzigen Wort das auszudrücken sucht, wozu wir vier Worte gebrauchen. Selbstverständlich hat er auch ein besonderes Wort für die andern Himmelsrichtungen; so heisst aijimo nach Norden, zimimo nach Westen, orimo nach Osten gehen. Das ist für einen Naturmenschen, der am und im Urwald lebt, ganz practisch; ich bezweifle, ob es überhaupt ein einfaches Wort für „gehen" allein giebt. Die genannten Zeitwörter sind für sich und haben offenbar mit dem Wort für die betreffenden Himmelsrichtungen — die der Tamo als

*) Zöller hat gefunden, dass alle Verben der Bogadjimsprache im Infinitiv auf o endigen. Ich weiss nicht, ob dies durchgängig richtig ist.

Digitized by Google

Naturmensch sehr wohl unterscheidet — Nichts zu thun, denn Nord heisst in der Bogadjimsprache Gumate, der Süden Gutate, Ost Taunte, West Bebéng.

Der Tamo hat die löbliche Sitte, wenn man ihn verlässt, oder ihm begegnet, Einem freundlich grüssend zuzurufen: Gehe nach Ost, West etc., je nach der Richtung, in welcher man geht. Da mein Haus von Bogadjim aus im Süden, wie die ganze Ansiedlung Stefansort lag, so war der häufigste Abschiedsgruss stets: Gilime, Dokter! (gehe nach Süden, Doktor!) worauf man zu erwiedern hat: o oder: ode, ja! Andernfalls lauten die Rufe: aijime, gehe nach Nord, zimime, gehe nach Ost, orime, gehe nach West. Wenn mehrere Personen zusammen weggehen, so lautet der Abschiedsgruss: Gilije, aijije, zimije, orije!

Soviel über die Bogadjimsprache.

Wir wollen nun noch kurz betrachten, in welchem allgemeinen Verhältniss die Kaiser-Wilhelmslandsprachen zu den übrigen Sprachenfamilien stehen, und wollen uns dabei an die Ergebnisse der Zöller'schen sprachvergleichenden Studien halten.

Derselbe kommt zu dem Schluss, dass wir es auf Neu-Guinea nicht mit stammlich total verschiedenen Sprachen zu thun haben, sondern dass sie mit grösster Wahrscheinlichkeit alle miteinander zu einem einzigen Sprachstamm gehören und sich etwa zu einander verhalten, wie z. B. das Deutsche zum Holländischen oder Englischen. Er sagt: „Mein Gesammteindruck ist der, dass es unter all den vielen Sprachen oder Dialekten unseres Südseeschutzgebietes keine giebt, welche so grosse Verschiedenheiten wie die zwischen germanischen und romanischen Sprachen, zum mindesten keine, welche grössere aufwiesen. Das Sprachen-Chaos befremdet und verwirrt bloss den Uneingeweihten. Je weiter unsere Kenntniss fortschreitet, desto mehr Klarheit wird sich ergeben." Weiter sagt er: „Die auffallendste von allen Thatsachen, die sich aus meinen Sprachstudien in Neu-Guinea ergeben haben, ist die, dass wenn man bloss zwei benachbarte Sprachen, beispielsweise „Jabim" und „Kei", oder „Bokadschim" und „Bilibili" miteinander vergleicht, zunächst eine erschreckende und entmuthigende Verschiedenheit hervortritt, dass aber in dem Grade, wie man mehr und mehr Sprachen oder Dialecte in den Kreis seiner Beobachtung zieht, dieser Anfangseindruck, indem sich durch dutzenderlei Uebergangsstufen klarer und klarer das Bild einer grossen Verwandtschaft entrollt, in das gerade Gegentheil umschlägt."

Wenn man die Vocabulare Zöller's durchstudirt, so kommt man mit ihm zu der Ueberzeugung, dass alle diese Sprachen zu dem grossen malayo-polynesischen Sprachstamm gehören, so dass alle ozeanischen Sprachen zwischen Hawaii und Madagaskar einen gemeinsamen Ursprung haben; „häufig genug findet sich sogar ein und dasselbe Wort bei Malayen, Melanesiern und Polynesiern." Zöller „scheint es sogar, als ob die Papua-Wörter die ursprünglichen und die malayischen die davon abgeleiteten wären. Vielfach habe ich", sagt er, „neuester Zeit, namentlich von englischen Missionaren, die Ansicht gehört, die Papua-Idiome seien im malayischen, melanesischen und polynesischen Archipel das Ursprüngliche gewesen. Die dunkelhäutige Bevölkerung sei aber, während sie in Melanesien, abgesehen von geringfügigen Mischungen, unverändert blieb, im malayischen und polynesischen Archipel durch Masseneinwanderung aus Asien anthropologisch von Grund aus verändert worden. Die Sprachverwandtschaft sei das auffallendste Ueberbleibsel einer früheren Bevölkerungseinheit."

Und zu dieser früheren Bevölkerungseinheit gehörig werden sich auch wohl schliesslich noch die Australier entpuppen, wenn einmal mehr Klarheit in diesen Dingen eingetreten sein wird. Herr Dr. Schnorr v. Carolsfeld hat wenigstens bei den Papua-Sprachen von Britisch-Neu-Guinea mancherlei Verwandtschaftliches mit australischen Sprachen nachgewiesen, ebenso Taplin.

Wir haben also auch von Seiten der Linguistik Spuren und Reste eines uralten, grossen Sprachstammes, dessen räumliche Ausdehnung sehr gut mit den Resultaten übereinstimmt, welche

Digitized by Google

wir aus der Betrachtung der somatischen Verhältnisse oben Seite 165 gewonnen haben. Auch die Sprachforschung kommt auf die Grenzen des alten Gondwanalandes zurück!

Zöller ging in der Weise vor, dass er die ihm zur Verfügung stehenden Melanesiersprachen zunächst auf ihren Prozentgehalt an malayischen und polynesischen Worten prüfte. Ob dieser Weg vor der Kritik der Linguistik bestehen kann, weiss ich nicht; ich bin all meiner Lebtage kein Sprachgenie gewesen und meine Lehrer auf dem Gymnasium haben mir jedwede Befähigung zum Philologen rundweg abgesprochen; aber er erhält auf diesem Wege so klare und deutliche, greifbare Resultate, dass ich sie meinen Lesern nicht vorenthalten mag; seine Methode, die ihm so anschauliche, instructive Ergebnisse zuwege bringt, wird ja übrigens auch in der Naturwissenschaft, z. B. der Pflanzen- und Thiergeographie, ebenfalls häufig mit bestem Erfolg angewandt.

Er hat nun Folgendes gefunden:

„Der Prozentsatz derjenigen Wörter unseres Schutzgebietes, welche mit malayischen Bezeichnungen wurzelverwandt sind, ist bei allen 29 Sprachen annähernd der gleiche, gleichviel ob sie Küsten- oder Binnenlandsprachen sind. Das Gleiche gilt für die Verwandtschaft mit solchen Wörtern, welche dem malayischen und dem polynesischen Archipel gemeinsam sind.

„Anders aber steht es mit den Wörtern unseres Schutzgebietes, welche blos mit polynesischen Ausdrücken verwandt sind.“ Hier ist der Prozentsatz in den verschiedenen Sprachen ein sehr verschiedener. Er ist am kleinsten bei den Binnenlandstämmen, am grössten aber an der Küste und in denjenigen Gegenden, für welche gemäss ihrer geographischen Lage eine polynesische Zuwanderung anzunehmen ist. So steigt derselbe z. B. bei den Sprachen des Bismarck- und Salomonsarchipels, die ihrer geographischen Lage nach viel eher polynesischen Einwanderungen ausgesetzt sind, auf das Doppelte und Dreifache, während der Prozentsatz der malayischen oder malayo-polynesischen der gleiche bleibt.

Auf dem Festlande von Deutsch-Neu-Guinea finden sich an keiner Stelle so viele polynesisch-malayische Anklänge als bei Finschhafen, über 20%. An der vor polynesischer Einwanderung mehr geschützten Astrolabebucht hingegen, sowie bei den im Innern des Landes gesprochenen (sogen. Kei-) Sprachen finden wir kaum die Hälfte dieser Zahl. Aber diese Hälfte in den von Einwanderung weniger berührten Gegenden liefert uns eben den Beweis von der uralten Verwandtschaft der malayischen, melanesischen und polynesischen Sprachen.

Zöller erwähnt zwei sehr bezeichnende Beispiele. An der Küste der Astrolabebai lautet das Wort für Haus tál und für Bogen áng; im Hinterland aber, das von allem Verkehr, aller fremden Einwanderung gänzlich abgeschlossen ist, im Dorfe Dschongumana, traf er für diese beiden Dinge die rein malayischen Bezeichnungen urúm (ruma) und pana, die übrigens in den Vocabularien noch vielfach wiederkehren. Solche Erscheinungen sind doch nicht gut anders zu erklären, als durch enge sprachliche Verwandtschaft! Es lässt uns dies vermuthen, dass die Papuasprachen nicht als eine fremde Enclave mitten in dem grossen malayo-polynesischen Sprachgebiete sitzen, sondern einen, vielleicht sogar den Grundstock für die andern bildenden und mit den australischen Sprachen verwandten Bestandtheil desselben darstellen.

Dies sind so die Hauptergebnisse der Zöller'schen Sprachstudien.

Die Nothwendigkeit, mit allen Völkern im Schutzgebiete mündlich verkehren zu müssen, und die Unmöglichkeit, alle dort gesprochenen Sprachen zu erlernen, sowie das Fehlen jedes grösseren Sprachverbandes auf weitere Strecken hin hat im Laufe der Jahre bei den Tradern und Händlern und der Bemannung der Arbeiteranwerbungsschiffe im Salomons- und Bismarckarchipel einen entsetzlichen Sprach-Cretin als lingua franca sich herausbilden lassen, welcher ähnlich wie in China unter dem Namen Pitjen-Englisch geht, von dem aber selbst der geborenste Engländer kaum einen Satz verstehen dürfte.

Digitized by Google

Oder kann Jemand sich vielleicht den Satz richtig übersetzen: O master, he go belong water, big fellow bokes, you fight hem, he cry! wenn er nicht weiss, dass der „big fellow bokes, you fight hem he cry (eine grosse Kiste, wenn man sie haut, schreit sie) ein — Pianino bedeutet? Mit diesen Worten rapportirte nämlich eines schönen Tages einer unserer schwarzen „Jungen" die betrübende Thatsache, dass unser Pianino beim Ausladen aus dem Schiff in's Wasser „gegangen" resp. gefallen war.

Zöller hat schon in seinem Buche das bekannte hübsche Beispiel gebracht: Cocosnuss belong him, grass he no stop, das heisst: Auf seiner Cocosnuss (so wird im ganzen Archipel der Kopf, jedenfalls der Aehnlichkeit halber, genannt) ist resp. wächst kein Gras = Haar. Der ganze Ausdruck soll einen Kahlkopf bezeichnen.

Die Axt heisst im Archipel tomiau, corrumpirt aus: tomahawk*). Brother belong tomiau, also „Bruder der Axt", das ist eine Säge; und wenn man das nicht gleich versteht, so macht der Betreffende die entsprechende Bewegung des Sägens: He come, he go — he come, he go!

Noch ein anderes Beispiel, welches den übermässigen Gebrauch des Wortes belong als Possesivpronomen recht hübsch und scherzhaft illustrirt: Zwei Leute, einer aus dem Bismarck-, der andere aus dem Salomonsarchipel, die sich also nur vermittelst des Pitjen-English verständigen können, streiten sich, weil der Eine dem Andern ein Gefäss weggenommen hatte, worin sich eine Carbollösung zum Auswaschen seiner Fuss- resp. Zehenwunde befand. Dieser schalt wörtlich: „What name — what name bezeichnet alles Mögliche: Eine Anrede, warum, was, eine Frage u. s. w.; es ist einer der häufigst gebrauchten Ausdrücke im Archipel — also: What name, you take him puket belong water belong medecin belong sore belong finger belong foot belong leg belong me?

Dass man in dieser schauerlichsten aller Sprachen keine wissenschaftliche Unterhaltung mit den Eingeborenen führen kann, liegt auf der Hand. Glücklicherweise besteht durch die grosse Einfuhr von javanischen und chinesischen Kulis Aussicht, dass mit der Zeit das scheussliche und unserer unwürdige Pitjen-Englisch verdrängt und das Vulgär-Malayische zur allgemeinen Umgangssprache werden wird; es ist dies, wie ich aus eigener, langjähriger Erfahrung weiss, eine sehr einfache, wohlklingende, sehr leicht, vielleicht am leichtesten von allen Sprachen der Erde, zu erlernende und vollkommen, selbst für abstrakte Begriffe, ausreichende Sprache, die den Vortheil hat, dass sie von ca. 50 Millionen Menschen im benachbarten austromalayischen Archipel gesprochen wird und von jungen europäischen Kolonisten aus Grammatiken oder im orientalischen Seminar zu Berlin schon in Europa gelernt werden kann.

Da mit der Sprache auf's Engste der „Ausdruck der Gemüthsbewegungen" und die Geberdensprache verbunden ist, so schickt es sich wohl, dass wir eine kurze Betrachtung derselben direkt hier anschliessen.

Der Tamo ist ein lebhafter, impulsiver Mensch. Ratzel meint, der Unterschied des melanesischen Charakters vom polynesischen liege wesentlich auf der Seite des Negercharakters. Gewiss, er ist ein fröhlicher Gesell, lange nicht so ernst und zurückhaltend wie der Malaye, aber doch auch bei weitem nicht so geräuschvoll und lärmend wie der Neger und weiss sich im gegebenen Moment recht würdevoll und gesetzt zu benehmen; ich glaube, er wird so gerade die Mitte zwischen beiden halten.

Seine Geberdensprache ist sehr ausdrucksvoll, aber auf Europäeraugen oft von hochkomischer Wirkung.

Das „Ja" z. B. wird ausgedrückt durch ein Zucken oder Blitzen mit den Augen, oder durch ein schnelles Emporziehen der Augenbrauen, ähnlich wie wir es bei manchen Affen zu sehen gewohnt

*) An der Astrolabebucht, in Bongu und Bogadjim heisst sie nach dem russischen, von dem Russen Miklucho-Maclay eingeführten Worte heute noch taporr, wie denn überhaupt die Eingeborenen gerne für neue Dinge in ihre Sprache die fremden Worte aufnehmen; cf. hierüber auch Zöller p. 373.

Digitized by Google

sind. Ich war, als ich das zum ersten Male sah, über diese pithecoide Geberde geradezu frappirt. Hiezu tritt dann als Verstärkung öfters noch ein mässiges Einschlürfen der Luft mit leicht gespitzten Lippen.

Ein stärkeres Einschlürfen der Luft mit mehr gespitzten Lippen und aufgerissenen Augen drückt Verwunderung und Staunen aus.

Das Herabziehen oder Zucken eines Mundwinkels bedeutet „Nein".

Als Zeichen der Geringschätzung gilt bei den Neu-Pommern das Zähneknirschen (Dr. Hahl).

Schnipsen mit den Fingern gegen die Stirn heisst: Bist du aber dumm! Also fast ganz dieselbe Geberde, die bei uns in demselben Falle üblich ist.

Noch mehr übereinstimmend ist eine andere Geberde. Wenn Jemandem von uns etwas sicher Erwartetes entgangen ist, so pflegt man wohl zu sagen: Es ist ihm an der Nase vorbeigegangen und veranschaulicht dies, indem man mit dem ausgestreckten Zeigefinger wagrecht am Mund vorbeifährt und dabei ein leichtes Pfeifen ausstösst. Ganz dasselbe thun die Papua's, mit dem kleinen Unterschied, dass sie beim Pfeifen die Luft einschlürfen, anstatt sie, wie wir meistens, auszustossen. Beim Europäer ist man ja so was gewöhnt, aber wenn man diese Geberde unerwarteter Weise von den nackten braunen Papua's dahinten in Neu-Guinea ausführen sieht, bekommt dieselbe etwas unendlich Komisches.

Bei Aufregung unangenehmer Art, Betrübniss, Ergriffenheit pflegen (nach Kunze) die Tamo's die rechte Hand auf den Unterleib zu legen; es „schmerzen sie die Eingeweide". Auch bei manchen Europäern wirkt ja bekanntlich Angst, Aufregung und dergleichen in derselben, oft noch viel drastischeren Weise.

In der Verlegenheit kann der Papua genau wie unsere Kinder seine Fusssohle am Unterschenkel des andern Beines reiben oder gar den Zeigefinger in den Mund stecken. Ich habe diese beiden Bewegungen einmal den „braven" Towatlik aus Neupommern (siehe Seite 86), unsern trefflichen Schiessjungen, ausführen sehen. Ich sass gerade bei Herrn von Hagen auf dessen Veranda, als Towatlik unten am Fuss der Treppe erschien und sich da herumdrückte unter verlegenem Räuspern und mit der Fusssohle an seinem Unterschenkel auf- und abreibend, welches Manöver er bald auf dem rechten, bald auf dem linken Bein stehend ausführte, ganz wie es unsere europäischen Kleinen machen, wenn sie von einem Erwachsenen angeredet werden und vor Verlegenheit nicht wissen, was sie thun sollen. Der Mann hatte offenbar Etwas auf dem Herzen. Gefragt, was er wolle, streckte er nun auch noch den Zeigefinger in seinen geräumigen Mund, senkte die Augen und lispelte geschämig wie ein junges Mädchen: „Me like hem mary!" (Ich möchte heirathen!) Man denke sich hiezu das wilde, grob geschnittene Menschenfressergesicht. Der Mann ist hinten auf Tafel 46 abgebildet, es ist von links der sechste Mann.

Geradezu zum Wälzen aber ist die Art und Weise, wie der Bogadjim-tamo den höchsten Grad von Verwunderung oder Erstaunen ausdrückt. Ich habe das nicht selbst gesehen, aber Missionar Hoffmann hat es wahrgenommen und auch nur ein einzigesmal. Das war nach der Geburt seines ersten Kindes. Als er den Leuten das kleine rosige Wesen auf ihre Bitten hin zeigte, geriethen sie ausser sich vor Erstaunen und machten dabei männiglich folgende Geberde:

Die rechte Hand wurde geballt, der Daumen jedoch blieb ausgestreckt und wurde zwischen die Zähne genommen. Gleichzeitig ward das rechte Bein aufgehoben und rechtwinklig im Knie gebeugt, so dass der Mann auf einem Beine stand. Sodann wurde unter lautem, aber kurzem Zischen der Daumen zwischen den Zähnen herausgezogen und die geballte Hand schnell gegen das gehobene Bein herabbewegt. Sobald dieselbe die Kniehöhe erreicht hatte, wurde mit den beiden Extremitäten, Arm und Bein, gleichzeitig heftig nach hinten ausgekratzt. Der Anblick muss erschütternd gewesen sein.

Auch die Art des Ausspuckens, insbesondere des Sirispeichels, verdient erwähnt zu werden. Der Tamo entledigt sich seiner Mundflüssigkeit nicht in der Weise wie wir, sondern er pustet die-

Digitized by Google

selbe plötzlich und gewaltsam in Form eines Sprühregens heraus, Kunze sagt sehr treffend: Wie aus der Brause einer Giesskanne.

Da die Sprachenverhältnisse, wie wir sie eben kennen gelernt haben, von einschneidendster Bedeutung für Handel und Wandel der Tamo's sind, und aufs Engste mit ihnen zusammenhängen, so müssen wir zunächst diese der Betrachtung unterziehen. Durch sie werden wir dann von selbst auf die allgemeinen staatlichen und politischen Verhältnisse hingeleitet werden.

Der Melanesier kennt bekanntlich das Geld nicht; der ganze Handel ist ein Tauschhandel. Im Bismarck- und Salomonsarchipel, deren Bewohner schon seit längerer Zeit in Berührung mit den Europäern und ihrer Cultur gekommen sind und manche Erzeugnisse derselben (namentlich Gewehre) in ihren Haushalt aufgenommen haben, dort, wo eine Reihe von Händlern und Tradern bemüht ist, europäische Waaren an den Mann zu bringen und Copra oder Schildpatt dafür einzutauschen, hat sich freilich schon das Bedürfniss nach einem Ersatz für Geld fühlbar gemacht. Ein solcher wurde gefunden in dem Muschelgeld, dem Dewarra oder Diwarra, nach Dr. Hahl*) auf der Gazellehalbinsel Tabu genannt. Dasselbe besteht bekanntlich aus durchlochten, dünngeschliffenen Muschelscheibchen, die auf eine Schnur gereiht sind. Es wird nach Armlängen gemessen; eine Schnur von dieser Länge soll, wie mir ein dortiger Händler angab, ca. 1 bis 1½ Mark werthen. Unser Scherzausdruck: ein Gegenstand koste so und so viel „Meter", trifft also für den Archipel voll und ganz zu.

Das Muschelgeld hat übrigens seine Abstufungen, die nicht alle gleichwerthig sind und die der Händler kennen muss, wenn er sich vor Schaden behüten will. Ausser dem gewöhnlichen weissen, nach Finsch**) aus den Gehäusen von Nassa callosa var. camelus Martens hergestellten habe ich noch solches erhalten, das mit zahlreichen schwarzen Scheibchen einer andern Muschelart (Finsch vermuthet, es seien Kokosschalen, was ich nicht glaube) durchsetzt war und etwas höher im Preise stehen soll; ausserdem auch noch rothes. Dies, von meinem Gewährsmann Tapsóka genannt, soll das werthvollste sein, und eine Armlänge davon sich auf 3 bis 3½ Mark im Werthe stellen. (cf. Finsch l. c.)

Während die beiden ersten Sorten nur lokalen Werth unter den Eingeborenen haben und von den weissen Händlern nicht oder nur selten als Bezahlung genommen werden, soll die Schnur der rothen Muschelscheibchen überall im ganzen Archipel und auch dem weissen Händler gegenüber vollkommen die Stelle des Geldes vertreten.

Der Archipelbewohner erfreut sich also schon halbwegs geordneter Münzverhältnisse und steht auf der Leiter der Cultur um eine Sprosse höher als sein Nachbar vom Festland Neu-Guinea's. Stolz häuft er schon Mammon auf, Schnüre von „Tabu", und im sicheren Bewusstsein seines Reichthums schmaucht er mit Genuss den amerikanischen Kautabak aus seinem kurzen Thonpfeifenstummel und stolzirt einher im europäischen Strohhut, ein feuerrothes oder bunt gemustertes „lawa lawa" um die Hüften. Mit diesen herrlichen Errungenschaften hat sich aber auch schon die Mode, die Sucht nach Neuem, Auffallendem, bei ihm eingestellt und macht ihre närrischen Sprünge dort bereits so gut wie bei uns in Europa. Dass dieselbe auch bei den nackten Papua's Fuss fassen konnte, wird Niemand mehr wunder nehmen, nachdem wir vorhin gehört haben, dass sie alle sehr eitle Menschen sind; denn Eitelkeit und Mode gehören ja ihrer Lebtage zusammen. An den Kleidern wie bei uns kann sich die Mode allerdings nicht recht zeigen, da diese ja auf ein Minimum oder noch weniger reducirt sind; aber sie hat sich dafür der sonstigen Gebrauchsgegenstände bemächtigt. Zum Beispiel der Tabakspfeifen. Heute raucht Alles weisse Thonpfeifen, und der Händler wird bestürmt mit Nachfragen nach weissen Thonpfeifen. Vier Wochen später will kein Mensch mehr

*) „Ueber die Rechtsanschauungen der Eingeborenen eines Theils der Blanchebucht und des Innern der Gazellehalbinsel." „In den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland etc." 1897, Seite 68 ff.

**) Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Annalen des k. k. Hofmuseums. Wien 1888, Band III, Heft 2.

Digitized by Google

dieselben, jetzt wollen sie Alle braune haben; der Händler verkauft keine einzige weisse mehr; wenn er keine braunen hat — desto schlimmer für ihn. Wieder 4 Wochen später will man überhaupt keine Pfeifen mehr; jetzt läuft Alles mit rothen Regenschirmen herum. Tout comme chez nous! Kann der Händler diese Modesprünge nicht vorausahnen und sich vorsehen, so macht er eben kein Geschäft; denn der Papua lässt sich nicht beschwatzen wie ein dummer Bauer, der in einen Laden geht und oft mit etwas ganz Anderem herauskommt, als was er sich vorgenommen hatte zu kaufen. Wenn so eine braune Schöne z. B. ein Stück rothen Zeuges haben will, so muss es gerade die bestimmte Nüance sein, die sie im Kopf hat; ein anderes Roth lässt sie vollkommen kalt; und wenn sie etwa als Bezahlung einen frischen Fisch im Portemonnaie hat, so lässt sie den Fisch lieber verfaulen, als dass sie eine andere Nüance Roth nähme.

Man sieht, Trader sein ist gar nicht so leicht; um gute Geschäfte zu machen, muss man die Sprünge der Mode auf lange Monate gewissermaassen vorausahnen und sein Waarenlager danach einrichten. Der Händler, der mir die obigen Facta erzählte, klagte sehr über die Laune und Eigenwilligkeit seiner Kundschaft.

Auf dem Festland Neu-Guinea's kann die grossartige Bedürfnisslosigkeit der Papua's europäischen Producten gegenüber den Importkaufmann geradezu zur Verzweiflung bringen, und da es auch keine Eingeborenen-Producte zum Exportiren giebt, so steht der europäische Handel dort vollkommen still. Den Anfang einer reinen Trader-Station hatte nur Kärnbach in Seleo bei Berlinhafen gemacht, wo es viele Kokosnüsse zur Coprabereitung gab; diese Station wird jetzt nach dessen Tod von der Neu-Guinea-Compagnie glaube ich weiter geführt. Der übrige europäische Handel mit den Papua's dreht sich in der Hauptsache nur um gelegentlichen Eintausch von Lebensmitteln oder ethnographischen Gegenständen, und da hat sich folgendes Tauschsystem herausgebildet: Ganz grosse Werthe werden in Schweinen oder Hunden bezahlt, kleinere in Aexten, Messern oder Hobeleisen, deren Form sich sehr gut zum Einpassen in den zurückbehaltenen Stiel des weggeworfenen Steinbeils eignet und darum beinahe mehr gesucht ist, als eine wirkliche Axt; das Kleingeld, die Scheidemünze bilden Schwefelhölzer, rothe und blaue Farbe zum Bemalen des Körpers, Glasperlen, tombakene Fingerringe, sowie ganze Stangen, oder Bruchtheile davon, des stark gebeizten amerikanischen Trade-tabaks.

Das alles sind Verhältnisse, die sich erst in der neueren Zeit und ausschliesslich im Verkehr mit dem Europäer herausgebildet haben; der eigentliche Handelsverkehr der Eingeborenen unter sich wird dadurch kaum berührt; der geht augenblicklich noch fast denselben Gang weiter, den er seit Jahrhunderten, ja vielleicht seit Jahrtausenden befolgt hat. Wenn wir den Spuren desselben nachgehen, so werden wir zurückgeleitet bis zu den Quellen der Menschheit, wir blicken in Zustände des allerfrühesten menschlichen Zusammenlebens hinein, die ein gütiges Geschick uns zu unserer Belehrung gewissermaassen fossil erhalten hat. Hier in Neu-Guinea lernen wir einsehen, dass Handel und Markt zu den allerältesten Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft gehören muss, und wir können vor unsern Augen die Entstehung und Herausbildung des Geldes aus einfachen Schmuckgegenständen sich vollziehen sehen. Wir wollen dies näher betrachten.

Wenn wir uns die Geräthe, die Waffen und den Schmuck unserer Tamo's näher ansehen, so stossen wir bezüglich des verwendeten Materials auf feste, durch die Erfahrung gegebene und durch Brauch und Gewohnheit befestigte Regeln. Man muss ja nicht glauben, dass der nackte Papua zur Anfertigung seiner Habseligkeiten das Material nähme, wo es sich ihm gerade darbietet, die erstbeste Muschel vom Strande oder das erstbeste Rohr oder Holz im Walde, vorausgesetzt natürlich dessen Brauchbarkeit. Es sind immer nur bestimmte Sorten von Rohr, Holz oder Bast, die man verwendet, immer nur gewisse Muscheln, die man zum Schmuck erkiest, obwohl am Strande überall genug Muschel- und Schneckenschalen herumliegen, von denen man eigentlich nicht weiss, warum

Digitized by Google

sie nicht ebenfalls verwendet werden. Ich will nur einige Beispiele anführen. Zur Anfertigung des Búl, des Tanz- und Kampfschmuckes (siehe oben Seite 172) benützt man stets nur Ovulaschalen und zum Besetzen der Bangsula genannten Armringe nur Scheiben von Conusschnecken. Das Diwarra wird nur aus einer einzigen Muschelart hergestellt (nach Finsch Nassa callosa var. camelus Martens), die so tief an der Südküste Neu-Pommerns auf dem Meeresgrunde lebt, dass sie nur durch Tauchen, also auf recht mühsame Weise gewonnen werden muss; aber gerade die Schwierigkeit der Erlangung ist wohl der Grund, dass man dieselbe gewählt hat. Freilich findet man in den Diwarraschnüren auch öfters andere Schneckenschalen verwendet; die aber das gethan haben, waren Falschmünzer. An der Astrolabebai besteht der überall angewandte Muschelbesatz neben Nassa- noch aus Cassidula- und Cypraeaschalen.

Die Armringe werden nur aus bestimmten Pflanzenfasern geflochten, für die Pfeilschäfte nur gewisse Rohrarten verwendet, für Trommeln, Schüsseln, Waffen immer nur eine bestimmte Holzart u. s. w. u. s. w.

In einer Gegend findet sich nun dies, in einer andern jenes besser oder schöner oder häufiger. So ist die Dampier-Insel (Karkar) reich an Schildpatt und Perlmutter und liefert ein wunderschönes rothes Flechtrohr, Keri genannt. Die sogenannte Rai-Gegend an der Maclay-Küste hinter Constantinhafen zeichnet sich aus durch einen grossen Bestand bastreicher Artocarpeenbäume, dem Material zur Herstellung der Lendengürtel und Schlafdecken. Verschiedene Gegenden hinwiederum bauen einen vorzüglichen Tabak, Kas, den der Tamo, der ein Qualitätsraucher ist, fein nach seinen verschiedenen Eigenschaften zu unterscheiden weiss. Gerade wie unsere Feinschmecker in Europa ihre Havana, Sumatra, Manila oder Pfälzer Cigarre haben, so besitzt der Astrolabemann seine Matukar-, Bunu-, Birkam- oder Waskia-Marke. Wieder an andern Orten findet sich die zum Einreiben des Körpers so gesuchte Ockererde oder die schwarze, welche zum Färben der Zähne dient.

Durch die Nachfrage nach diesen Dingen werden die Eingeborenen jener Gegenden ganz von selbst auf die Idee gebracht, damit Handel zu treiben. Wer einen neuen, dauerhaften Lendengürtel nöthig hat, wer neue rothe Farbe braucht, wessen Knaster-Vorrath ausgegangen ist, der ist genöthigt, nach den betreffenden Orten zu pilgern und sie sich dort von den Eigenthümern direct zu erhandeln; denn in seinem eigenen Dorf kann er den Bedarf nicht decken, da der Papua stets nur für den Tag sorgt und sich kaum je Vorräthe oder Reserven anlegt, im Nothfall also auch Nichts an seine Nachbarn abgeben kann. Als Tauschmaterial nimmt der Bedürftige Entbehrliches aus seinem Besitz mit, von dem er denkt, dass er es dort verwerthen kann, und macht sich auf den Weg, des gegenseitigen Schutzes halber wohl meist in Gesellschaft von Freunden und in gleicher Lage befindlichen Bekannten. Auf diese Weise ist der Tauschhandel entstanden, und zwar in seiner ersten, ursprünglichsten Form nach dem Princip: do ut des. Da der Weg oft weit und es überdies von Vortheil ist, möglichst viel Auswahl und Tauschlustige zu treffen, so verabredet man mit einander bestimmte Zeiten und Orte, gewöhnlich die Wohnorte der Verabredenden der Reihenfolge nach. Feste, in einem gewissen turnus reihumgehende Markt- und Handelstage gehören darum zu den ältesten Institutionen der menschlichen Gesellschaft.

Nun kann es aber passiren, da der Papua wie gesagt nur für den Augenblick sorgt und sich nur das eintauscht, was er gerade braucht, dass Jemand mit seinen unbegehrten Tauschwaaren ruhig sitzen bleibt und sich seine Bedürfnisse nicht verschaffen kann. Diese Calamität ist es ja, der das Geld schliesslich seinen Ursprung verdankt. Die Tauschwaare, welche am allgemeinsten und jederzeit begehrt ist und nicht zu grossen Umfang besitzt, wird zuletzt den Character des Geldes annehmen. Am allgemeinsten und am meisten begehrt sind aber wohl — sehr bezeichnend für den menschlichen Character! — von jeher die Gegenstände zum Aufputzen und Ausschmücken des Körpers gewesen: bei den Völkern, welche Metalle kennen, Kupfer, Gold und Silber, bei den metall-

Digitized by Google

losen Federn, Muscheln, Zähne und dergl. So kommt es, dass bei den Papua's Muschelschnüre und Hundezähne, die Hauptschmuckartikel, beinahe den Begriff des Geldes schon erreicht haben. Auch an der Astrolabebai sind Schnüre mit den aufgereihten, geschliffenen, kleinen Schalen von Nassa, Cassidula und Cypraea als Djaram neben den Hunde-Eckzähnen die gesuchteste Tauschwaare. Ebenso auf Dampier, wo die Muschelgeldschnüre aber eine völlig eigenartige und aus der Reihe der übrigen heraustretende Form darstellen, indem sie aus kleinen, ganz porzellanweissen Scheibchen von senkrecht auf ihre Spindel gestellten Schneckengehäusen bestehen.*)

Von dem Austausch des reinen Rohmaterials bis zur Herstellung und dem Angebot der fertigen Gegenstände, also zum Gewerbe, ist nur ein Schritt. Und dieser Schritt ist von vielen Papua's bereits gethan worden. So sehen wir schliesslich den Mann von Dampier- und Rich-Insel nicht mehr sein rohes Schildpatt anbieten, sondern gleich die fertigen Arm- und Ohrringe**), den Rai-Mann fertige Lendengürtel, Umhängetücher und Schlafmatten, den Mann aus dem Hinterlande Bogadjim's seine Pfeilspitzen und Holzschüsseln u. s. w. Die natürliche Folge ist, dass die Leute der betreffenden Gegenden durch die lange, ausschliessliche Beschäftigung mit ihrem Artikel eine gewisse Routine und Kunstfertigkeit in der Herstellung derselben erlangen, hinter mancherlei Fabrikationsgeheimnisse kommen, ihre Produkte infolgedessen immer begehrter werden und sich weithin verbreiten. So ist Siar bei Friedrich-Wilhelmshafen berühmt durch seinen Bootbau; die Siar-Canoes sind weit und breit gesucht. Das Inselchen Bilibili haben wir bereits als Hauptfabrikationsort für Thonwaaren kennen gelernt, und das Dorf Bongu ragt hervor durch seine Holzschnitzereien, namentlich die grossen Holzbildsäulen, wie eine solche auf Tafel 42 abgebildet ist.

Durch ihre Produkte werden solche Fabrikationscentren maassgebend für ein ganzes Gebiet, soweit der Verschleiss ihrer Waaren reicht, und ihre Formen werden die Vorlage bilden für Nachahmungen selbst jenseits dieses Kreises. Diese Fabrikations- und Handelscentren muss man genau kennen, wenn man mit einiger Sicherheit eine Gegend ethnographisch beurtheilen will. Meiner Meinung nach wird in Europa der Einfluss und die Bedeutung solcher Centren von den Museums-Ethnologen noch nicht gebührend gewürdigt. Ich will ein Beispiel anführen: In einem Museum sehe ich eine hübsche, vollständige, ethnographische Sammlung aus Bogadjim, nach der Provenienz gut bestimmt und darum als „wissenschaftliches Material" hochgeschätzt. Man vergleicht diese Sammlung mit anderen aus Kaiser-Wilhelmsland, z. B. Finschhafen oder Berlinhafen, und findet, dass dieselbe eine eigene, gut umgrenzte Cultur zeigt, die man wegen der Einfachheit und Plumpheit der meisten ihrer Formen und des Fehlens fast jeglicher Bemalung, welche an den beiden andern genannten Orten doch so gerne und ausgiebig angewandt wird, geradezu eine kunstböotische Oase nennen kann.

Nun sieht sich die Sache aber doch etwas anders an, wenn wir hören, dass wir es hier gar nicht mit einer einheitlichen Cultur zu thun haben, sondern dass Alles in Bogadjim von aussen importirt und kein einziges Stück in diesem Ort selbst hergestellt wurde, wie dies thatsächlich meistens der Fall ist. Die Trommeln, die schildpattenen Arm- und Ohrringe, sowie die meisten Schmucksachen stammen aus Dampier, die Töpfe sämmtlich von Bilibili, die Schilde, die Holzschüsseln, die Speere und Pfeile durchgehends aus den Bergdörfern des Hinterlandes. Wir haben thatsächlich hier nicht eine einheitliche, sondern eine sehr bunt zusammengewürfelte Cultur. Hierdurch wird uns auch die Erscheinung erklärt, warum wir neben den künstlichen Bilibilitöpfen und den oft recht hübsch verzierten und geschnitzten Schmucksachen aus Dampier plötzlich Waffen und Geräthe von äusserst einfachen Formen und Verzierungen finden; das ist der Charakter des kulturniedrigeren Hinterlandes, der Einfluss desselben auf den degenerirten, sybaritischen Küsten-

*) Berliner Zeitschrift für Ethnologie, Band XXIV, 1892, S. (294).

**) Nach Kunze (l. c. S. 27) wird das Schildpatt durch Abkratzen mit Muscheln und Reiben auf Steinen gereinigt und polirt. In heisses Wasser getaucht, wird es biegsam und lässt sich verarbeiten.

Digitized by Google

bewohner der Grossstadt Bogadjim, der selbst gar Nichts verfertigt, sondern sich, wie wir sahen, höchstens mal nach dem einfachsten Hinterland-Muster eine neue Pfeilspitze zurechtschneidet oder ein Männerarmband, den Tsauē, flicht.

Die Bogadjimleute, als Besitzer des Schlüssels zum Hinterlande, haben nämlich einen andern Exportartikel, der seinen Mann reichlich nährt; das sind Fische. Den Ueberfluss ihrer Fischjagd — sie haben, wie wir oben hörten, eine besondere Geschicklichkeit im Fischespeeren — räuchern sie über qualmenden Holzfeuern, schnüren die Fische, die grössern einzeln, die kleineren kreuzweis übereinander, zwischen Holzstäbchen mittelst Bindfaden ein und verwenden sie als Tauschartikel.*)

Die tabakbauenden Dörfer (siehe oben) richten ihr Produkt folgendermaassen her (s. Kunze l. c. Seite 21): „Sind die Tabaksblätter geerntet, so werden sie einzeln mit Stäbchen geklopft, damit die Rippen zerbrechen, dann auf Schnüre gereiht, getrocknet und endlich in Büschelchen zusammengebunden. Letztere werden fest in lederartige Rindenstücke eingewickelt, wodurch der Tabak fermentirt wird und seine braune Farbe erhält."

Dies Alles ist, wie man sieht, wohl ein recht lebhafter und reger und (durch festgesetzte Marktorte und -tage) geregelter Tauschverkehr, aber noch lange kein Handel; es ist erst die Vorstufe zu demselben. Der Papua tauscht und geht zu Markte, nur um seine persönlichen Bedürfnisse zu befriedigen.

Aber es hat sich bereits ein respektabler Ansatz zum eigentlichen Handel herausgebildet; es giebt Stämme, die durch besonderes Talent oder äussere Umstände veranlasst, geregelt alle Märkte besuchen und richtigen kaufmännischen Handel treiben; sie tauschen Produkte ein, nicht um sie für sich zu verwenden, sondern um sie an anderer Stelle mit Nutzen wieder loszuschlagen. Auf diese Weise werden sie zu Vermittlern des ganzen Verkehrs zwischen Produzenten und Abnehmern, zu Kaufleuten, und ihr Dorf zu einem Handelsmittelpunkt. Solcher Handelscentren haben wir in Kaiser-Wilhelmsland zwei. Eines befindet sich im Osten bei Finschhafen auf den mehrerwähnten Tami-Inseln, und das zweite ist das uns bereits ebenfalls wohlbekannte Inselchen Bilibili**). Wir können leicht die Umstände, die äussere Ursache erkennen, weshalb die Bewohner derselben zu Handelsleuten geworden sind. Das ist erstens die günstige, insuläre Verkehrslage nahe beim Festlande, zweitens das engbegrenzte Areal, welches den Ackerbau nur bis zu einem gewissen Grade gestattet, drittens aber auch der Umstand, der allerdings wieder von dem vorhergehenden bedingt ist, dass sie selbst Producenten sind und für ihre Waare nothwendig lohnenden Absatz aufzusuchen genöthigt waren. So sind die Tami-Insulaner besonders hervorragend in der Holzschneidekunst und produciren wirklich bewundernswerte Schnitzarbeiten. Ihre Handelsspecialität sind nach Schellong***) Kokosnüsse, schön geschnitzte Kokosschalen, kahnförmig geschnitzte Holzschüsseln mit hübschen Bemalungen, grosse Signalmuscheltrompeten, Schildpatt-Verzierungen, kleine Schneckenperlen etc. Die Bilibili-Leute hingegen haben als Hauptproduct ihre berühmten Töpfe. Diese beiden Handelscentren haben ihr streng abgegrenztes Gebiet; die Tami-Insulaner kommen nicht bis zur Astrolabebucht, und die Bilibili-Leute gehen nicht bis Finschhafen. Doch hat Kubary bei seinem Besuch in Bilibili drei Leute (Handelsfreunde) von Cap Teliata aus der Finschhafener Gegend dort getroffen†).

---

*) cf. Kunze l. c. Seite 25.

**) In Britisch-Neu-Guinea scheinen die Bewohner der Inselchen bei Port Moresby dieselbe vermittelnde Rolle zu spielen, und über ein ähnliches Centrum auf den Salomonsinseln berichtet Schmiele in den Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten IV Seite 100—112. Dies ist die kleine Atoll-Insel Nissan im äussersten Westen der Salomongruppe, die ihre Producte — hauptsächlich Pfeile und Armringe aus Tridacna-Schalen — bis Quadalcanar liefert.

***) In der Berliner Zeit-Schrift für Ethnologie Band XXIII 1891, p. 178.

†) cf. Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland II. Heft 1888, p. 64. Zwei von diesen drei Leuten waren sogar aus dem Innern des Landes. Teliata liegt circa 30 Meilen westlich von Cap König Wilhelm. Ausserdem traf Kubary noch verschiedene Eingeborene aus dem Innern des Hansemann-Gebirges dort an.

Digitized by Google

Nun ist die Sache insofern etwas misslich, als doch, wie wir oben gesehen haben, eine grosse Sprachenzersplitterung besteht, indem jedes Dorf eine andere Sprache spricht; man hat sich in der Weise geholfen, dass jeder der Bilibilileute z. B. eine der in ihren Handelsbereich fallenden Sprachen erlernt hat; der eine spricht ausser seiner Muttersprache noch fertig Bogadjim, der andere Siar, ein dritter Dampier u. s. f. und macht seinen Landsleuten betreffenden Orts den Dolmetscher. Schwer ist das nicht, denn bei aller Verschiedenheit sind die Sprachen ja doch wieder verwandt, und der „Wilde" hat an und für sich grosses Sprachtalent. So kommt es, dass man auf Bilibili alle Sprachen des Festlandes weithin versteht und spricht. Ein Sprachforscher, der Vocabularien sammeln wollte, würde auf Bilibili den günstigsten Platz hiefür finden. Die Bilibili-Leute sind, wie es ihr Beruf mit sich bringt, tüchtige Seefahrer und stehen darum in dem Rufe, Wind und Wetter bezaubern zu können. Wir werden darüber weiter hinten noch zu berichten haben.

Die Boote, mit denen sie ihre Fahrten unternehmen, sind, wie an der ganzen Küste von Kaiser-Wilhelmsland, Auslegerboote, aus einem einzigen ausgehöhlten Baumstamm mit aufgesetzten Bretterborden bestehend, die mit Bast- und Rottanstricken verbunden und mit einem harzigen Bast gedichtet werden. Sie tragen einen, selten zwei Masten mit Mattensegel, manche auch noch eine Art Verdeck, einen viereckigen, öfters mit Blätterdach versehenen Aufbau in der Mitte des Bootes. Die Abbildung Tafel 33, welche ich dem Kunzmann'schen Album entnommen habe, lässt sowohl die Bauart des Bootes, wie den Aufbau sehr schön erkennen. Auf dem Strandbild Tafel 9 ist ein kleineres Boot geringerer Qualität zu sehen; beide werden, wie ich oben schon berichtete, in Siar bei Friedrich-Wilhelmshafen hergestellt und Kunze hat die Fabrikation derselben (l. c. Seite 14) ausführlich und anschaulich beschrieben. Die Boote an der Astrolabebai sind einfach naturbraun ohne besondere oder sich höchstenfalls nur auf die Schnäbel erstreckende Bemalung und mit wenig Schnitzereien versehen, also ebenso unkünstlerisch, wie ihre anderen Geräthschaften. Dadurch stechen sie sehr ab gegen die Boote der Finschhafener Gegend, welche ganz ähnlich gebaut, aber mit reicherer Schnitzerei versehen und über und über mit schwarz, weiss, gelb und rothen Arabesken bemalt sind. Die findigen und künstlerisch veranlagten Tami-Insulaner stellen von denselben sehr hübsche kleine Modelle her, mit denen sie einen schwunghaften Handel an die Europäer betreiben.

Die Handelsthätigkeit der Bilibili-Leute erstreckt sich naturgemäss nur an der Küste entlang, aber weithin, von der Maclayküste an bis nach Dampier und über Hatzfeldthafen hinaus; in's Innere dagegen ist sie nur sehr wenig gedrungen. Wir sehen dies u. A. daran, dass das Hauptprodukt derselben, die vielbegehrten Kochtöpfe, kaum die Küstenzone überschritten haben, denn wir finden schon auf den ersten Bergketten ein vollkommen selbstständiges Entwickelungscentrum von Töpfereiwaaren, welche mit dem Bilibiliprodukt weder in Form noch in Material auch nur die geringste Aehnlichkeit aufweisen. Wir haben dies oben Seite 182 ja schon besprochen. Nebenbei bemerkt ist es verwunderlich, dass Miklucho-Maclay, der aufmerksame Beobachter, welcher verschiedene Male die Bergdörfer besuchte, keine Ahnung von der Existenz dieser primitiven Inlandtöpferei hatte, da er bei einer Gelegenheit ausdrücklich sagt, dass die Bergbewohner diese Töpfe nicht zu machen verstünden und sie von den Küstenbewohnern zum Geschenk erhalten oder austauschen müssten. Oder wäre es etwa möglich, dass die Bergbewohner zu Miklucho-Maclay's Zeiten — also vor fünfundzwanzig Jahren — wirklich die Töpferei noch nicht kannten und ihre Kunst am Ende nur ein schwacher Versuch zur Nachahmung der an der Küste gesehenen Kochtöpfe sein soll? Ich kann das nicht recht glauben, denn die Formen der Inlandgefässe, welche, wie wir gesehen haben, das allgemeine Urmodell der halbirten Kokosnuss und des Flaschenkürbis nachahmen, sind doch gar zu verschieden von der reinen Kunstform der Bilibilitöpfe.

Die Schuld daran, dass der eigentliche, wirklich handelsmässige Umsatz der Produkte nur auf die Küste beschränkt ist, tragen die Küstenbewohner selbst. Ich habe vorhin gesagt, dass die

Digitized by Google

F. Kunzmann phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 33. Ein Bilibili-Boot mit Ausleger und Aufbau.

(Mit Erlaubnis des Herrn Kunzmann übergenommen aus dessen „Neu-Guinea-Album".)

Digitized by Google

Digitized by Google

Bogadjimtamo's den Schlüssel zum Hinterland in der Hand haben. Den hüten sie in schlauem Egoismus auch eifrig und gestatten den Bilibilileuten nicht, selbst im Innern Handel zu treiben. Aller Verkehr soll nur durch sie als Zwischenhändler gehen. Es ist eben hier, wie überall in der Welt, und sogar den Europäer, den vom Hinterland wegzuhalten man nicht die Macht hat, sucht man durch Kniffe und Pfiffe und Lügen abzuschrecken. Das haben noch alle Reisenden erfahren, die das Innere besuchen wollten.

Der Verkehr der Küstendörfer mit dem Innern vollzieht sich noch ganz auf dem uralten Wege des persönlichen Tauschverkehrs wie vor Urzeiten, und der ist nicht geeignet, neue Waaren, neue Produkte schnell zu verbreiten und zugänglich zu machen. Er geht noch heute gerade so vor sich, wie vor der Ankunft des weissen Mannes, und europäische Produkte, ja selbst einheimische, wie die Bilibilitöpfe, sind nur wenige Kilometer weit in's Land gedrungen. Im Hinterland der Astrolabebucht, obwohl dort schon seit zehn Jahren sich die grossen, umfangreichen Europäer-Niederlassungen befinden, sind eiserne Messer und Aexte nur wenig über die schmale, mit der Küste in unmittelbarem Verkehr stehende Zone hinausgelangt, dort muss der Baum heute noch mit dem plumpen, jämmerlichen Steinbeil gefällt werden, während in der Nähe der Stationen die Eingeborenen mit Eisen „überfüttert" sind. Das liegt an der Indolenz und Kurzsichtigkeit der Leute. Wenn Jemand ein eisernes Beil oder ein Messer hat, so genügt ihm das vollkommen. Ein zweites erscheint ihm schon viel weniger begehrenswerth. Er braucht nicht mehr und kommt erst wieder, sich eines einzuhandeln, wenn dasselbe verloren oder unbrauchbar geworden ist. Sich mehrere hinzulegen oder zu Handelszwecken einzutauschen, fällt ihm gar nicht ein, und ein eisernes Beil, Messer oder Hobeleisen hält ja lange.

Grosse Bedürfnisse an europäischen Waaren hat also der Papua der Astrolabe-Ebene bis jetzt noch nicht, namentlich keinen Bedarf an Producten der Textil-Industrie.

Wie gegen die Bilibilihändler, so sind auch die einzelnen Küstendörfer streng in ihren Interessen- und Handelssphären gegen einander abgegrenzt. Jedes hat seine Bergdörfer, in und mit welchen es das ausschliessliche Recht des Tauschverkehrs hat. Jede Uebertretung dieses Privilegiums würde Feindseligkeiten und blutige Fehden hervorrufen, und nicht zum geringsten Theil darauf ist es zurückzuführen, wenn Eingeborene sich weigern, einen Reisenden über einen gewissen Bezirk hinaus zu begleiten.

Ja, es hat nicht einmal jeder einzelne Mann eines Dorfes das Recht, mit jedem beliebigen Mann des betreffenden befreundeten Bergdorfes Handel zu treiben, sondern jede Familie hat ihre ganz speciellen Handelsfreunde, mit denen nur sie in Verbindung steht und deren Gastrecht während der Marktzeit sie geniesst. Denn die Märkte dauern oft tagelang und sind mit grossen Festivitäten, Schmäusen und Tänzen verbunden. Diese Handelsfreunde nennt der Tamo mit einem besondern Namen, wie er denn überhaupt die verschiedenen „Freundschaften" scharf auseinander hält. „Er unterscheidet", wie Kunze*) das sehr hübsch auseinandersetzt, „einen Freund, mit dem er einen Hund gegessen hat, einen Freund, mit dem er ein Schwein gegessen hat; er unterscheidet Handels- und auch Barak (-Asa, d. V.) Freunde. Für jede dieser Gattungen hat er besondere Ausdrücke, und wir erfuhren, dass durak (-Freund, mit welchem Wort man die Missionare anrief und worüber sich diese sehr freuten, d. V.) nichts Anderes, als „mein Handelsfreund" bedeutete. Natürlich war nun unsere anfängliche Freude sehr getrübt; merkten wir doch daraus, dass man uns nur um unserer Tauschwaaren willen würdigte."

Wahrscheinlich die Söhne oder Familienmitglieder solcher Handelsfreunde sind es, die oft für ein oder mehrere Jahre in das manchmal weit entfernte befreundete Dorf übersiedeln und in der ihnen nahestehenden Familie verbleiben. Schellong**) erwähnt diese Sitte von den Jabim's. Häuptlings-

*) l. c. S. 98.

**) Ueber Familienleben und Gebräuche der Papua's der Umgebung von Finschhafen. Berliner Zeitschrift für Ethnologie. Band XXI, Seite 10.

Digitized by Google

söhne, d. h. wohl die Söhne der angesehenen Familien, sollen zur Vollendung ihrer Ausbildung auf Reisen gehen. Zweck der Entfernung sei namentlich die Erlernung der Sprache des befreundeten Stammes. Die Männer von Cap Teliata und dem Hansemannberg, die Kubary seinerzeit in Bilibili getroffen hat (siehe oben Seite 217) waren vielleicht solche Söhne von Handelsfreunden, denn die Bilibili- und Siar-Leute bringen jetzt noch von ihren Fahrten nach der Rai- oder Maclay-Küste junge Männer mit, die sie als beg bezeichnen. Beg soll so viel heissen, wie Diener, und die Missionare sind geneigt, dasselbe mit: Sclave zu übersetzen. Ich glaube aber, dass damit das obige Verhältniss bezeichnet werden soll, denn die beg's haben es im Hause ihrer „Herren" sehr gut und können nach einigen Jahren wieder nach Hause gehen oder auch in's Dorf heirathen. Das spricht meiner Ansicht nach gegen jede Spur von Sclaverei, sowie der Umstand, dass die beg's immer aus den Dörfern der betreffenden Handelsfreunde stammten; die Bogadjim-tamo's, welche früher ebenfalls ihre beg's hatten, erhielten dieselben aus den Gebirgsdörfern des Hinterlandes*). Ich glaube, dass Schellong's Ansicht die richtige ist. Kunze (l. c. S. 50) spricht ebenfalls nur davon, dass die jungen Burschen zu einem Papua eines andern Dorfes in „Pension" gegeben werden, dem sie etliche Jahre dienen müssen. Diese Institution stellt eine sehr nützliche und wichtige Maassregel dar, wodurch die Papua's — willkürlich oder absichtlich — dem Bedürfniss und der Nothwendigkeit eines allgemeinen Stammesbewusstseins Rechnung tragen und es durch diese losen Fäden unterhalten, über die allzuengen Grenzen hinaus, in welche sie die Sprachverschiedenheiten und die strengen Handelsgesetze einzwängen.

Die Marktorte und -tage sind von altersher genau festgesetzt und man richtet sich dabei nach dem Mondwechsel. Wenn Märkte ausser der Reihe stattfinden sollen oder auf weitere Entfernung hin, so teilt man dies dem betreffenden Dorfe schon Wochen vorher durch Boten und „Briefe" mit. Diese Briefe bestehen nach Kunze aus einem eigentümlichen Geflecht von Blättern, an deren Zahl und Beschaffenheit die Empfänger den Zeitpunkt des Marktes erkennen. Herr Hoffmann gebrauchte im Verkehr mit den Eingeborenen von Uija das einfache Stück eines Palmblattes, woran zehn Blattansätze stehen gelassen waren, um ihnen mitzutheilen, dass er sie binnen zehn Tagen besuchen werde.

Die Märkte finden entweder im Dorfe selbst oder in der Nähe desselben auf einem freien Platze statt**). Wenn ein solcher Markttag herannaht, so entsteht grosse Aufregung unter den Leutchen. Alles Mögliche wird hervorgesucht und zurechtgelegt, was man verwerthen zu können hofft; falls die Reise, wie sehr häufig, über See geht, werden die Boote nachgesehen, ausgebessert und seetüchtig gemacht, Nahrungsvorrath aufgehäuft, denn die Reise dauert oftmals lange; den Tag vor der Abreise bringt man damit zu, sich gehörig zu schmücken, zu salben und freundlich zu bemalen, die Wollperrücke ordentlich aufzuzausen und zu frisiren, denn der Tamo ist neben seiner Eitelkeit auch ein wohlanständiger Mann, der mit seiner Erscheinung in dem fremden Marktdorf Ehre einlegen und Bewunderung hervorrufen will. Sein Gesicht durchmustert er vermittelst eines kleinen, von den Europäern eingetauschten Spiegelchens nach etwa vorhandenen Unreinigkeiten oder übersehenen Haaren und kontrollirt genau die Bemalung, kurz, aus allem geht hervor, dass die Märkte einen der wichtigsten und ältesten Ecksteine in dem Gesellschaftsleben der Papuas bilden, genau durch Gesetze und Uebereinkünfte geregelt, die, wie Kunze***) sagt, „fast an moderne Handelsverträge europäischer Kulturstaaten erinnern".

Auf dem Festland von Neu-Guinea, und speziell an der Astrolabebai, hat der Europäer wie gesagt noch wenig in diese urthümlichen Handelsverhältnisse eingegriffen; dieselben bewegen sich

*) Wirkliche Sclaverei kommt aber (nach Hahl) auf der Gazellehalbinsel Neu-Pommern's vor.

**) Ganz wie bei den Batak's auf Sumatra, an deren Markt- und Handelsverhältnisse überhaupt die papuanischen sehr stark erinnern.

***) Derselbe hat in seinem mehrerwähnten Büchlein diese Marktverhältnisse sehr ausführlich und anziehend geschildert.

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fey, Frkft. a. M.

Taf. 34. Partie aus der Ansiedlung Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

noch in denselben Bahnen und drehen sich um dieselben Dinge, wie vor der Ankunft des weissen Mannes. Lange freilich kann das nicht mehr so bleiben. Perlen, eiserne Werkzeuge, Zündhölzer sind viel zu nützliche und brauchbare Dinge, als dass sie sich nicht im Fluge auch den Papua-Markt erobern sollten.

Sprache und Handel sind die Hauptfaktoren, welche die „auswärtigen Beziehungen" der Tamo's beeinflussen und regeln, und nur so weit diese reichen, übt der Papuastaat seinen Einfluss aus. Das ist gewöhnlich, nach unsern Begriffen wenigstens, nicht sehr weit, denn die Eingeborenenbevölkerung ist ziemlich dünn gesät.

Ratzel in der neuen Ausgabe seiner Völkerkunde sagt: „Alle Naturvölker leben in dünner Vertheilung." Für Neu-Guinea trifft dies in hohem Grade zu, wenn auch die Meinung, dass das Innere dieser ungeheueren Insel öde und leer und unbewohnt sei, durch die Ergebnisse der neueren Expeditionen grossentheils als falsch sich erwiesen hat. So hat z. B. die Lauterbach-Kersting'sche Expedition die Ramu-Ebene im Hinterland der Astrolabebai nach Westen zu dicht bevölkert gefunden. Grosse Bestände von Kokospalmen säumten die Ufer des Flusses ein; die Eingeborenen wohnten in grossen, langgestreckten, auf Pfählen erbauten Häusern*).

Grosse Dörfer mit 1000 Seelen und darüber sind in Kaiser-Wilhelmsland auch noch nicht an der Küste, wohl aber im Innern am Kaiserin-Augustafluss (z. B. die Ansiedlung Malu**) entdeckt worden.

Die Astrolabebai ist wegen der Fruchtbarkeit ihrer Ufer etwas dichter bevölkert. Miklucho-Maclay schätzte die Gesammtzahl ihrer Bewohner zwischen 3—4000, Dr. Schneider 16 Jahre später (1887) nur auf ca. 1400 Seelen. So verschieden ist die individuelle Schätzung, wenn auch zugegeben werden muss, dass in dem Zeitraum zwischen beiden Schätzungen ein bedeutender Rückgang der Bevölkerung stattgefunden hat. Ich kenne eine ganze Reihe von Dörfern, von Bongu bis Friedrich-Wilhelmshafen, die seit der Niederlassung der Europäer dort ausgestorben sind oder verlassen wurden. Missionar Hoffmann, der die Verhältnisse wohl am besten kennt, veranschlagt die heutige Bevölkerung auf 2000—2200 Seelen.

Die Ansiedlung Bogadjim ist augenblicklich die grösste an der Astrolabebucht und mag 1894 wohl ca. 150 Häuser und 300 Seelen besessen haben. Das Dorf Bongu besitzt nach Finsch in ca. 30 Häusern 100—150 Einwohner. Die Bergdörfer des Hinterlandes sind oft ausserordentlich klein, kaum 4—5 Häuser zählend.

Bogadjim ist ein Collectivname und besteht aus vier Theildörfern, die keine 5 Minuten weit auseinander liegen, nämlich Lalu, Garima, Sarrar und Bom. Ein fünftes Dorf, Gario, wurde bei meinem Weggang, im Januar 1895, wieder aufzubauen und zu besiedeln begonnen. Dasselbe war, wie mir Herr Hoffmann erzählte, früher durch einen Beamten der Neu-Guinea-Compagnie, Hermes, zerstört worden, um den Streitigkeiten und Todtschlägereien zwischen den Dorfbewohnern und den Plantagenarbeitern ein Ende zu machen. Die Leute sollen bei dieser Gelegenheit gar keinen Versuch zu gewaltthätigem Widerstand gemacht haben, gewiss ein markantes Zeichen gutmüthiger Friedfertigkeit!

Diese vier Theildörfer, von denen zwei, Garima und Sarrar, in engerem Verband zu einander stehen als die übrigen, zerfallen wieder in Unterabtheilungen, die aus je 3—4 enger zusammenhaltenden Familien bestehen.

Als Schlüssel zum Hinterland und als bedeutender Handels- und Stapelplatz für die Bilibili-Händler übt Bogadjim eine ziemlich beträchtliche Suprematie über eine ganze Reihe von Dörfern, meist Bergdörfern des Hinterlandes, aus. Aber dieselbe geschieht nicht so, dass alle Bogadjimleute gleiche Vorrechte in den Hinterlanddörfern ausübten, sondern das Verhältniss ist derart, dass jedes

*) Siehe Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland und Bismarck-Archipel 1896 p. 41.

**) Siehe ibid. 1888, I. Heft, Seite 30.

Digitized by Google

der vier Theildörfer seinen besondern Rayon hat, in welchem es seine Oberherrschaft ausübt, entsprechend den oben erwähnten Handelsbeziehungen.

So haben die Bewohner des Theildorfes Lalu ihre Verwandten und Handelsfreunde in den Dörfern, welche auf der rechten Seite des Mintjim-Flusses liegen: Wjenge, Yimjam, Aiau etc. Die beiden mittleren Theildörfer Bogadjim's, Sarrar und Garima, verkehren in den Küstendörfern Erima und Zenaitje und haben ausserdem noch ihren Yambang (ihr Gebirgsdorf) in der Maragun-Gegend (Rai-Küste). Das Dorf Bom wiederum hat seine Freunde in den Dörfern wohnen, welche zwischen dem Yori- und Narum (Elisabeth-) Fluss gelegen sind, vornehmlich Balai, Wai, Waloke, Uija, Makwau.

Ausserdem stehen die Dörfer Sarrar-Garima-Bom noch in freundschaftlicher Verbindung mit einer Anzahl Dörfer in der Landschaft Mariga zwischen Elisabeth- und Gochol (Gogol-) Fluss.

Von allen diesen Dörfern können nur die zu Sarrar-Garima haltenden Bergdörfer Yauar und Bauar als eigentliche reine Colonieen angesehen werden, da sie allein von allen noch die Bogadjim-sprache sprechen. Ueber die sprachlichen Verhältnisse in den andern Dörfern siehe oben Seite 206.

In allen den genannten Ortschaften hat Bogadjim das ausschliessliche Freundschafts- und Handelsrecht. Einige Dörfer jedoch, die auf dem Grenzgebiet der „Interessensphären" Bogadjim's und Bongu's liegen, nämlich die Dörfer Wuang, Yimjam, Kalikomana, Buramana und Manikam, haben Handels- und Freundschaftsbeziehungen zu beiden und infolgedessen auch Worte aus beiden Sprachen aufgenommen.

Was die Ansiedlung Bogadjim zusammenhält, ist neben der Sprache eigentlich nur ihre geographische Lage als Schlüssel und Hauptort für den Handel mit dem Hinterlande, sowie ein religiöses Motiv, der Geheimkult des Asa, über den wir später zu sprechen haben werden.

Wir wollen uns nunmehr den inneren Mechanismus dieses merkwürdigen Staatengebildes etwas näher besehen. Bevor wir aber dies thun, müssen wir nothwendig einen flüchtigen Blick auf den Melanesierstaat im Allgemeinen werfen.

Ich erinnere zunächst daran, dass wir uns hier in einem Teil der Erde befinden, welcher nicht blos in zoologisch-botanischem, sondern auch in anthropologisch-ethnologischem Sinne die Spuren und Ueberbleibsel höchsten Alterthums bewahrt hat. In Australien und Neu-Guinea finden wir nicht nur Thierformen lebend, welche anderswo schon längst ausgestorben und vernichtet sind, sondern wir sehen auch den Menschen noch auf einer Stufe gesellschaftlichen Zusammenlebens stehen geblieben (ohne Metalle, ja vor kurzem sogar noch ohne Feuer), welche wir für die älteste und primitivste, die wir kennen, ansehen müssen.

Diese Meinung ist zwar von keinem Geringeren als dem berühmten Sir John Lubbock aufgestellt und von Lewis Morgan auf Grund umfangreicher Studien über Verwandtschaftsbezeichnungen gestützt worden. Aber ebenfalls kein Geringerer als Oscar Peschel hat sich dagegen ausgesprochen und den Hetärismus der Australier am Murrayfluss für „örtliche Verwilderung" erklärt, hervorgerufen durch den entsittlichenden Verkehr mit den Europäern. Auch unser Ratzel meint, die so viel besprochene exogamische Gruppenehe der Mount-Gambier-Australier sei nur eine „proletarische Verlotterung".

Da es bei Differenzen immer gut ist, sich eines juristischen Beirathes zu versichern, so wollen wir unter sothanen Umständen eine auf dem Gebiet der vergleichenden Rechtswissenschaft heimische Autorität befragen. Professor Kohler hat*) eine sehr hübsche und klare Uebersicht über die Entwicklung der Ehe und der Familie der Australier gegeben. In Nachfolgendem wollen wir uns hauptsächlich an seine Ausführungen halten.

In Australien, sagt er, haben wir noch mehrfache Existenz des Hordenlebens und der Hordenehe, denn in jenen Urzeiten kommt der Mensch nur als Hordenindividuum in Betracht. Die Ehe war

*) Im 7. Band der Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 1887.

Digitized by Google

ursprünglich nicht eine Verbindung zwischen zwei Individuen, sondern eine Horden-, eine Gruppenehe. Die Männer der Horde A raubten (zuerst) oder tauschten (späterhin) die Frauen der Gruppe B; alle Männer von A waren darum die Gatten sämmtlicher Frauen von B, erst späterhin entwickelte sich hieraus die Individualehe.

Darum waren auch alle Kinder sämmtlicher Frauen der Horde B Geschwister, weil alle Männer der Horde A ihre Väter waren, die von allen Kindern durchweg mit gleichem Namen angeredet wurden. Verwandtschaftlich gleich standen sich also: Vater und Vatersbruder, Ehemann, Bruder desselben und Ehemann der Schwester und so fort. Wo immer wir also den gleichen Namen für diese bei uns so verschiedenen Verwandtschaftsgrade antreffen, können wir mit Sicherheit auf früher bestandene Gruppenehe schliessen. Solches finden wir bei den Australiern, aber auch bei den Jabim's in Finschhafen.

Diese Zustände mussten notwendig das Mutterrecht zur Folge haben; denn der Schooss, aus dem das Kind entsprang, war bekannt, nicht aber der Vater; darum folgte es dem Stamm der Mutter.

Der ursprüngliche Frauenraub führte schliesslich zur Exogamie; Heirath in der Horde war und ist noch strengstens verpönt. Das Naheliegendste war, dass die Männer der Horde A, welchen ihre Töchter von der Horde B geraubt waren, nun ihrerseits die Mädchen von B raubten und tauschten. Es entstand also ein regelrechtes Kreuzungsverhältniss, und die beiden ineinander heirathenden Horden bildeten einen Stamm. So kommt es z. B., dass jeder australische Stamm aus zwei oder mehr exogamen Horden besteht, von denen die eine in die andere hineinheirathet. Häufig ist Wiederzertheilung, ebenfalls mit exogamer Qualifikation. Diese Zertheilung ist leicht begreiflich, sogar nothwendig. Es ist die Zertheilung in jüngere und ältere Generation jeder Horde; die jüngere Generation soll nicht in die ältere hineinheirathen, umsomehr als gemeinhin Mutterrecht gilt und mithin Vater und Tochter zwei verschiedenen Horden angehören. Der Gedanke, dass in dieser Relation die Ehe versperrt ist, dass der Vater die Tochter nicht heirathen darf, äussert sich darin, dass die jüngere Generation einer neuen Abtheilung angehört, in welche die ältere nicht hineinheirathen darf.

Diese Abtheilungen kompliciren sich dann immer mehr, indem sie Träger von Totems (Thierzeichen) sind oder in verschiedene Totemfamilien zerfallen, die in bestimmter Weise in einander heirathen.

Da die Kinder nach Mutterrecht dem Stamme der Mutter folgten, so konnte es kommen, dass bei Hordenstreitigkeiten der Sohn gegen den Vater kämpfen musste, wie es in Neu-Pommern (nach Hahl) noch thatsächlich der Fall ist. Kohler meint, dass wahrscheinlich dieser Consequenz wegen viele australische Stämme die Vaterfamilienfolge angenommen haben, oder mindestens, dass der Sohn dem Vater folgte.

Wenn aber alle Söhne dem Vater und alle Töchter der Mutter folgen, so würde die andere Schwierigkeit entstehen, dass der Unterschied der Abtheilungen mit dem Unterschied der Geschlechter zusammenfiele und dadurch die exogame Gliederung zerstört würde. Daher zerfällt der Stamm nun in Familien-Abtheilungen, denen die Ehe unter einander nicht gestattet ist, und die Hordenexogamie schlägt so um in eine Familienexogamie: die Familie A heirathet nur in die Familie B.

Aus der Form der Ehe: Raub oder Tausch geht hervor, dass die Frau dem Manne folgt, obwohl sie Angehörige ihrer Horde bleibt; sie wohnt bei dem Mann einer andern Horde; es giebt also dort kein Mutterrechtshaus, wo Alles unter Leitung des Mutterbruders zusammenwohnt und der Ehemann nur ein Fremdling ist; es macht sich naturgemäss das männliche Uebergewicht geltend; die eheherrliche Gewalt ist eine sehr strenge, und die Frau sinkt zum vererbbaren Besitzthum des Mannes herab. Daher besteht trotz Mutterrechtsfolge eine starke väterliche Gewalt.

Digitized by Google

„Dass Raub und Vergewaltigung zum Recht führt," sagt Kohler, „ist eine Erscheinung der Rechtsgeschichte, vor welcher wir das Auge nicht verschliessen dürfen; das Recht kann nicht ohne ein bestimmtes Maass von Gewalt bestehen, und wo es zu schwach ist, um die Gewalt zu sich herüber zu ziehen, da zieht die Gewalt das Recht zu sich hinüber. Wenn die Gewalt mit ihrem Kraftdrucke erlahmt, so bleibt die Raubehe noch in Gestalt eines Scheinraubes übrig. In der That finden wir bei den Australnegern noch Raub und Scheinraub, bei dem es zwar Geschrei, Hader und Schläge setzt, wobei aber die Raubscene zur Farce herabgesunken ist."

Mit dem Frauenraub ist vielfach das jus primae noctis verbunden, indem die Raubgehilfen das Weib benützen dürfen.

Eine sehr verbreitete Art des Raubes ist die Entführung mit Einwilligung der Frau. Die normale Ehe-Form ist gegenwärtig der Frauentausch. Wer viele Schwestern oder Töchter hat, kann sich viel Frauen tauschen, und wer keine hat, kauft sich eine, um sie zum Tausch bieten zu können. Frauenkauf ist als Eheform ebenfalls gebräuchlich.

Wo überall die Ehe Kauf- oder Tauschehe ist, entwickelt sich die Verlobung, d. h. das der Ehe vorhergehende Inbeziehungsetzen der beiden Personen.

Diese eben geschilderten Urzustände spiegeln sich allenthalben in Melanesien wieder und lassen deutlich erkennen, dass sie mit den australischen auf gleicher Grundlage beruhen; sie stellen nur eine höhere, fortgeschrittenere Stufe derselben dar. Ueber das Hordenleben hat sich der melanesische Staat bereits hinausgeschwungen; die Grundlage ist überall schon die Familie, mit dem Vater als natürlichem Oberhaupt der Einzelfamilie und dem Famlienältesten, der den Namen „grosser Herr" führt — in Bogadjim tamo koba, auf der Gazellehalbinsel Neu-Pommern's a gala na tutana, kurzweg a gala genannt*) — als solchem des ganzen Familienstammes. Von einer Horden- oder Gruppenehe besteht keine Spur mehr, doch lässt sich ihr früheres Vorhandensein aus der Bezeichnung der Verwandtschaftszugehörigkeit bei den Jambim's mit aller Sicherheit erkennen. Nach Vetter**) nämlich stehen sich Geschwister von gleichem Geschlecht in allen Verwandschaftsgraden gleich, ihre Kinder betrachten sich sämmtlich als Geschwister und gebrauchen darum auch für Onkel und Tante den Namen Vater und Mutter. In Bogadjim deutet auf frühere Hordenehe vielleicht der Gebrauch, dass bei Heirath nach einem fremden Dorfe nicht nur den Eltern der Braut oder der Familie, sondern auch der Allgemeinheit, dem Heimathsdorfe derselben etwas bezahlt werden muss.

Mutterrecht herrscht noch überall in sehr ausgesprochenem Grade und darum ist auch das Gefüge des Melanesierstaates ein so ausserordentlich lockeres. „Im Fall eines Krieges", sagt Dr. Hahl, „gehen sie (nämlich die Bewohner einer Landschaft oder einer Ansiedlung, d. V.) auseinander, jeder zu seiner Sippe. Die Söhne folgen dem Oheim mütterlicher Seite und stehen gegen den Vater und dessen Verwandschaft im Felde." „Es bildet eine besondere Aufgabe des Familienhauptes", sagt er ferner, „die Stämme genau zu verfolgen und im Gedächtniss zu behalten, um bei Heirathsangelegenheiten tavevet (Verwandtschaft mütterlicherseits, d. V.) und tadiat „nicht verwandt" zu entscheiden." So krass tritt, glaube ich, das Mutterrecht in Deutsch-Neu-Guinea nirgends mehr hervor, und wir haben darum auch in dieser Richtung wieder eine nähere Beziehung der Bismarck-Insulaner zu den Australiern zu verzeichnen, die wir schon von der somatisch-anthropologischen Seite aus gefunden haben.

Polygamie besteht ebenfalls allerorten in mehr oder minder ausgebildeter Form, ebenso der ursprüngliche Frauenraub, wenn er auch bei den meisten Stämmen heutzutage zu einer Art Ceremonie herabgesunken ist und nur noch als Spiel, als Hochzeitsgebrauch besteht.

*) cf. den Artikel Dr. Hahl's in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1897.

**) Bericht des Missionars Herrn Konrad Vetter in Simbang über papuanische Rechtsverhältnisse, wie solche namentlich bei den Jabim beobachtet wurden. Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1897, Seite 86 ff.

Digitized by Google

Ob Spuren von Totemismus sich finden, ist noch zweifelhaft. Dr. Hahl meint von den Neu-Pommern, es müsse näherer Untersuchung vorbehalten bleiben, ob hinter den Geheimbünden der „Dukduk" und „Ingiet" sich Reste desselben verbergen; Vetter findet solche bei den Jabim's, bei denen verschiedene Familien von gewissen Thieren abstammen wollen und sich desshalb der Tödtung und des Fleisches derselben enthalten. „In Simbang", sagt er, „giebt es 2 Familien, von denen die eine behauptet, ihre Angehörigen würden nach dem Sterben zu fabelhaften Höhlenschweinen; die andere glaubt an eine Verwandlung der Ihrigen in Krokodile. Die Leute scheuen sich auch, einem solchen unheimlichen Thier ein Leid zuzufügen, nicht nur, um nicht dessen Rache herauszufordern, sondern auch, weil sie es zu ihrer Familie rechnen. Als das Haupt desselben gilt ein altes Krokodil, überall bekannt als der alte Butong, von dem man sich erzählt, dass ihm eine Frau von Simbang, die daneben auch wohlgestaltete Kinder hatte, das Leben gegeben habe."

Wir wollen nun zusehen, wie sich der Bogadjimstaat speziell verhält:

Die Familie ist auch hier die Grundlage der Gemeinschaft und das älteste männliche Mitglied derselben ist Familienoberhaupt (Tamo koba). In diesen Familienverband können sogar schon Fremde durch Adoption (Kinder) aufgenommen werden oder durch Heirath (Jünglinge und Wittwer). Doch werden solche aufgenommene Familienglieder als Tamo jaun (was Hoffmann am besten mit „Hörige" übersetzen zu können glaubt) immer von den geborenen (tal niri; tal = das Haus, niri = der Sohn) unterschieden. In Finschhafen bei den Jabim's jedoch, wo ebenfalls Adoption besteht, tritt nach Vetter der Aufgenommene so vollständig in die Familie ein, dass er unter Umständen seine wirkliche Mutter Schwester und seinen leiblichen Vater Schwager nennt. Die eigentlichen Eltern bekommen von den Adoptiv-Eltern eine Vergütung. Auch in Neu-Pommern besteht Adoption, aber nur zwischen Schwestern, falls die eine kinderlos, die andre aber mit solchen gesegnet ist. (Hahl.)

Das Mutterrecht herrscht zwar auch in Bogadjim, wie wir an Vielem, u. A. ganz deutlich an den Bestimmungen des Erbrechts, worüber weiter hinten, erkennen können, doch hat das Uebergewicht des Mannes und Vaters bereits so zugenommen, dass faktisch die väterliche Gewalt die maassgebende ist. Das Mutterrecht hat ja, wie Bastian*) ausführt, überhaupt die Tendenz, allmählich in das Vaterrecht überzugehen. Die Frau folgt trotz des Mutterrechts dem Manne. Es existiren zwar in Bogadjim Fälle, wo Männer aus dem Gebirge Frauen aus Bogadjim heiratheten und sich dort ansiedelten. Das geschah aber nicht infolge des herrschenden Mutterrechts, sondern wahrscheinlich nur deshalb, weil Bogadjim den armen Gebirgsdörfern gegenüber eine grosse, reiche Stadt ist und als solche ihre Anziehungskraft ausübte. Dies zeigte sich noch in einem andern Fall. In der Pockenzeit vor einigen Jahren, als wegen des massenhaften Hinsterbens Mangel an jungen Männern in den Gebirgsdörfern war, zogen öfters heirathsfähige junge Mädchen von dort herab nach der grossen Stadt Bogadjim, wo sie sicher waren, Männer zum Heirathen zu finden.

De jure besteht Polygamie, aber sie wird wenig ausgeübt, aus dem einfachen Grunde, weil dies kein ganz billiges Vergnügen ist; denn die Frau muss von ihren Eltern oder Verwandten gekauft werden. Von mehr als drei Frauen habe ich nie gehört; soviel besass nur ein einziger Mann, einige ihrer zwei und die allermeisten nur eine. Nimmt Jemand mehrere Frauen, so bekommt eine Jede ein eigenes Haus, wie wir oben Seite 200 bereits hörten.

Die Heirathsform ist gegenwärtig der Frauenkauf, aber noch mit sehr starken Anklängen an den früher zweifellos bestandenen Raub; da ich weiter hinten bei Gelegenheit der Hochzeitsgebräuche mich noch weiter darüber zu verbreiten haben werde, so begnüge ich mich hier, einstweilen darauf hinzuweisen.

---

*) Bastian, Martriarchat und Patriarchat. In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Jahrgang 1886, Seite 333.

Digitized by Google

Die Frau sinkt in Bogadjim nie zu einer rechtlosen Sache herab; sie kann nicht vererbt werden, sondern, wenn der Mann vor der Frau stirbt, steht es dieser frei, in dem ihr vom Mann überwiesenen Hause fernerhin zu wohnen und ledig zu bleiben, oder nach beendeter Trauerzeit zu ihren Verwandten zurückzukehren; sie gehört also nicht mehr so ausschliesslich ihrer Mutterfamilie an unter der Zucht und dem Dispositionsrecht des Mutterbruders, wie anderswo. Heirathet sie wieder, so muss aber ein neuer Kaufpreis an die Verwandten bezahlt werden. Zwischen Mann und Frau scheint keine Gütergemeinschaft zu bestehen, wie daraus hervorgeht, dass beim Tode der Frau ihre Habseligkeiten auf ihre Töchter und die Verwandten mütterlicherseits übergehen.

Die Frau nimmt also im Bogadjimstaat keine so niedrige Position mehr ein, wie im australischen oder selbst im malayischen, und sie weiss ihre Stellung mit Mund und, falls nöthig, auch Hand ganz trefflich zu wahren.

Die Staatshoheit wird in Bogadjim nicht durch Häuptlinge repräsentirt und ausgeübt; diese sind, wie bei der matriarchalischen Form leicht erklärlich, eine dem Melanesierstaat ursprünglich fremde Einrichtung. Aber gerade wie in Australien haben sich auch hier bereits mannichfache Ansätze zur Häuptlingschaft herausgebildet, sogar mit Spuren von Erbfolge*). Diese Häuptlingschaft ist mehr eine factische, auf Intelligenz, Stärke, Reichthum begründete, als eine legale, und insofern können wir auch hier mit Recht sagen, dass wir beim Melanesierstaat in Urzustände hineinblicken, welche für unsere Cultur schon unter dem Schutt von Jahrtausenden begraben liegen. Wir stehen hier an den Wurzeln des Königthums und sehen mit ehrfurchtsvollem Staunen, wie tief hinab bis in die allerersten Anfänge der menschlichen Gesellschaftsordnung dieselben reichen.

Solche Häuptlings-Embryonen finden wir mehrfach, ganz unregelmässig bald hier, bald da, je nachdem ein Mann durch besondere Intelligenz und Thatkraft sich hervorthut und Anhang gewinnt. Im Bismarckarchipel sehen wir tapfere Leute mit machtvoller Persönlichkeit zum Luluai, zum Anführer im Kriege, aufrücken und auch im Frieden als Richter bei Streitfällen auftreten. Wie sehr man die Macht der Persönlichkeit respectirt, geht daraus hervor, dass selbst Fremde, Zugewanderte diese zweithöchste Stufe im Staat erreichen können. Auf der Shortland-Insel Morgusaie war der alte Gorai, den Zöller so hübsch schildert, wohl der reichste und mächtigste Mann, der eine wirkliche Häuptlingsrolle spielte. Auf dem Festland selbst, in Kaiser-Wilhelmsland, giebt es bei den Jabim's (nach Vetter) in jedem Dorfe einen „Häuptling", der sogar seine Würde auf den Sohn vererben kann, aber sein Ansehen und seine Macht ist so minimal und beschränkt, dass er, wie Vetter selbst sagt, nur der „primus inter pares" ist. Es ist aber begreiflich, dass eine thatkräftige, kluge Persönlichkeit sich aus dieser Position heraus leicht einen mächtigen erblichen Fürstensessel zimmern kann. Eine solche Persönlichkeit scheint der Jabim Makiri aus Suam oder Kolem bei Finschhafen gewesen zu sein, dessen Konterfei das II. Heft der Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland etc. 1889 bringt, und dem nach Zöller bloss die Energie fehlte, um eine Dynastie zu begründen. Vielleicht auch der Ehrgeiz, denn Ehrgeiz und Streberthum fehlen im Papuastaate vollständig; wozu auch? Alle Männer stehen einander gleichberechtigt gegenüber, der Landbesitz ist gemeinschaftlich und kann nicht Eigenthum des Einzelnen werden, Geld existirt nicht, wegen der paar Schmucksachen und sonstigen Dinge verlohnt es sich der Mühe nicht und anderweitig Erstrebenswerthes kennt man nicht!

Auf seiner Gogol-Expedition hat Dr. Lauterbach den „Häuptling" Biatola getroffen, dessen Ansehen sogar so weit reichte, dass er ihm Träger verschaffen konnte, und in Bogadjim selbst ist es der schon mehrerwähnte „grosse" Kodi (Kodi koba), welcher nach Kubary (siehe oben Seite 197)

*) Ich entnehme dies einem weiteren, sehr interessanten Aufsatz von Prof. Dr. J. Kohler in dem VII. Band der Zeitschrift f. vergleich. Rechtswissenschaft: „Ueber das Recht der Papua's auf Neu-Guinea", welcher viele Literatur-Angaben enthält.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 35. Kodi koba, ein uralter Tamo aus Bogadjim, der Häuptlings- und priesterliches Ansehen geniesst.

Digitized by Google

Digitized by Google

eine Art priesterlichen Ansehens geniesst. Ich stelle diesen uralten Herrn, den Kubary 1887 schon „alt" nennt, hierneben im Bilde dem geehrten Leser vor. Es kostete etwas Mühe, den alten Herrn zum Sitzen behufs photographischer Aufnahme zu bewegen. Das starr auf ihn gerichtete Glasauge der Linse machte ihm offenbar einen unheimlichen Eindruck und er entfloh dreimal ihrem Zauberbann, ehe es gelang, den günstigen Moment zu erhaschen. Er war trotz seiner „Grösse" von Bogadjim weggezogen, als die Europäer dort in unheimlicher Nähe der Tamodörfer ihren Plantagenbau begannen, vielleicht auch in Folge der Zerstörung des fünften Bogadjim-Dorfes, ich weiss das nicht genau; er ist aber, und das war für uns ein gutes Zeichen der Wiederannäherung, im Jahr 1894 dahin zurückgekehrt. Sein Ansehen nach aussen ist nicht sehr gross und mag wohl hauptsächlich auf seinem hohen Alter (er kann an die Siebzig sein) und seiner langen Erfahrungsweisheit beruhen, die sich in den Versammlungen geltend macht. Denn die höchste Gewalt, die suprema lex, als welche im Papuastaat die hergebrachte Sitte (der malayische Hadat) gilt, beruht bei der Allgemeinheit, bei der Volksversammlung; es wird Alles durch Massenberathung und Massenabstimmung der männlichen Bevölkerung im weitesten Umfang erledigt. Wenn z. B. zwei Brüder einander prügeln, so wird der Streit nicht durch das Familienhaupt geschlichtet, das nur in beschränktem Maasse gebietet, sondern er kommt vor das allgemeine Forum. Leicht begreiflich darum, dass die Redekunst sehr geschätzt ist und in hoher Blüthe steht.

Die Verfassung könnte man sonach trotz des herrschenden Mutterrechts eine patriarchalisch-demokratische nennen. Doch machen sich bereits — und das schon auf dieser frühen staatlichen Entwicklungsstufe zu sehen, ist für uns ausserordentlich lehrreich — Klassenunterschiede bemerklich.

Wo Menschen zusammenleben, sei es selbst auf der niedersten Stufe, der Horde, bei der alle erwachsenen gesunden Männer gleichberechtigt neben einander stehen, da wird nach kurzer Zeit eine dreitheilige Spaltung vor sich gehen. Aus der grossen Masse werden zunächst die physisch Starken und Tüchtigen sich hervorthun und naturnothwendig das Uebergewicht erlangen, das sich zuletzt zur erblichen Häuptlingsschaft consolidirt. Neben ihnen und nach ihnen aber wird auch der geistig Starke, der Klügere und Intelligentere sich heraus- und heraufarbeiten. Im späteren Verlaufe der Menschheitsgeschichte beginnt dann der Kampf dieser beiden Gewalten gegeneinander — Kriegerkaste und Priesterkaste.

Die Masse des Volks bildet die ernährende und erhaltende Unterlage für beide; aus ihm sind sie hervorgegangen, in ihm wurzeln sie, aus ihm recrutiren sie sich.

Der Bogadjimstaat zeigt uns diese Anfänge unverhüllt. Die Familienhäupter und die durch Alter und Erfahrung hervorragenden Männer bilden gewissermaassen einen Rath der Alten. Dieselben führen den Titel Tamo koba oder relite (= alt). Dass das Alter, wie fast bei allen Naturvölkern, hoch geehrt und angesehen ist, beruht auf dem einfachen Umstand, dass bei diesem primitiven Leben ohne Schule und Schriftsprache der Aelteste immer zugleich der Erfahrenste und der Träger der an Stelle des schriftlichen Gesetzes geltenden mündlichen Traditionen ist. Zu diesen Tamo koba gehört der vorerwähnte alte Kodi.

Neben diesem Rath der Alten ist aber bereits die andere Klasse emporgekommen, welche diejenigen umfasst, die durch irgend eine Eigenschaft sich aus der grossen Masse herausheben, z. B. durch Körperkraft, Tapferkeit, Reichthum, Vornehmheit, Schönredenheit. Das sind dann die Tamo bole (= gut).

Es ist Nichts natürlicher, als dass diese beiden Abtheilungen, die Keime unserer Herren- und Abgeordnetenhäuser, eine belangreiche Sache zuerst einmal unter und mit einander besprechen, ehe sie dieselbe vor die allgemeine Dorfversammlung bringen, oder sie selbst vorkommenden Falls unter sich allein abmachen.

Digitized by Google

Um eine Versammlung zu berufen resp. zu veranlassen, genügen einige bestimmte Schläge auf die grosse Signaltrommel.*)

In diese beiden beschliessenden und gesetzgebenden Körperschaften kann, wie man sieht, jeder Mann hineinwachsen, sobald er zu den Alteingesessenen, den tal niri gehört; ob die adoptirten oder als Ehegatten in die Familie aufgenommenen Fremden, die tamo jaun, dies ebenfalls können, weiss ich nicht; der Ausdruck „Hörige" jedoch, mit dem Hoffmann das tamo jaun übersetzt, lässt darauf schliessen, dass es nicht der Fall ist.

Diese tal niri bilden in dem demokratisch-patriarchalischen Bogadjimstaat eine Art von Patrizierthum, das als ältester Stamm besonderes Ansehen geniesst; und wir werden nicht fehlgehen, wenn wir darin die ersten Spuren und Keime einer Adelskaste sehen.

Solcher Patrizierfamilien sind es nur noch wenige, und merkwürdigerweise haben fast alle Mitglieder eine etwas dunklere Hautfarbe als die übrigen Tamo's; auch glaube ich — es sei dies mit aller Reserve gesagt — bei ihnen vorwiegend die kühn, fast semitisch geschwungenen Nasen gefunden zu haben, welche den Bogadjimleuten ihr charakteristisches Gepräge verleihen. Dunkle Hautfarbe und gebogene Nase gelten darum in Bogadjim für vornehm. Der Mann Aegil Tafel 19 gehört einer dieser Familien an, und der Knabe vorn auf dem Gruppenbild Tafel 18 ist ebenfalls Sprössling einer solchen. Wenn man die Abbildungen der andern, z. B. des alten Kodi oder des alten Kriegers, dagegen hält, wird man den Unterschied in der Gesichts- und Nasenbildung bemerken. Im somatischen Theil war schon davon die Rede. Trotzdem ist der alte Kodi der Vater von Aegil; aber das beweist nur, dass der Stammestypus nicht bei allen männlichen Individuen durchbricht.

Es sind fast dieselben Gesichter und Nasen, welche wir auch an den vornehmen Patriziergeschlechtern auf Java mitten unter einer platt- und breitnasigen malayischen Bevölkerung wiederfinden und welche, wie wir oben Seite 163 sahen, fast mit Sicherheit auf Michung mit arischen Einwanderern aus Nordindien zurückgeführt werden können. Auf Indien weist ja auch die Geschichte der papuanischen Einwanderung hin, und so würde es wenigstens nicht zu den Unmöglichkeiten gehören, dass wir in der Physiognomie der alten Patriziergeschlechter von Bogadjim die Züge nachdravidischer, arisch-indischer Eroberer wiederfinden. Ich kann weder dafür noch dagegen sprechen; es muss mir genügen, die Aufmerksamkeit späterer Forscher auf diese Sache hingelenkt zu haben.

Der Umstand, dass man im Innern, am Oberlauf des Ramu- und Kaiserin Augustaflusses ebenfalls schlanke Gestalten mit gebogenen Nasen und „semitischem Typus" antraf, die sich deutlich von der „gedrungenern Statur und den gröberen Gesichtszügen" der Bergbewohner unterschieden, hat nichts Befremdliches oder der obigen Annahme Entgegenstehendes; es sind, wie Dr. Lauterbach in seinem Berliner Vortrag selbst vermuthet, längs dieser grossen Flüsse heraufgewanderte Küstenstämme.

Hiermit haben wir die Hauptfaktoren der papuanischen Staats- und Gesellschaftsordnung kennen gelernt. Wenn wir uns vergegenwärtigen, auf welcher technisch ausserordentlich niedrigen Stufe diese Völker stehen, einer Stufe, welcher trotz ihres Vorhandenseins im Erdboden Metalle vollständig unbekannt geblieben sind, welche trotz der fabrikmässigen Herstellung von Thontöpfen noch nicht einmal die einfache Erfindung der Drehscheibe machen konnte, ja welche trotz unleugbar hoher Begabung und Intelligenz kaum im Stande war, Feuer zu erzeugen, so muss man die geistige Kultur derselben, wie sie sich in ihren staatlichen und gesellschaftlichen Institutionen äussert, als eine ver-

*) Wer sich die Mühe geben will, den vorerwähnten Aufsatz von Professor Kohler über das Recht der Australneger nachzulesen, der wird finden, dass dort ganz die gleichen staatlichen Organisationen sich finden. Wir haben dort ebenfalls eine Organisation der Familienoberhäupter, aber daneben noch eine grosse, besondere Versammlung, wobei nur Totemhäuptér oder besondere Notabilitäten zugezogen werden. Auch hier macht das Alter ehrwürdig und giebt Macht.

Je näher wir Australier und Papua's kennen lernen, desto näher rücken sich die beiden, vor Kurzem noch für so verschieden gehaltenen Völker, desto mehr verschwinden die sie trennenden Lücken.

Digitized by Google

hältnissmässig wohlausgebildete anerkennen, die sich derjenigen mancher andern, technisch viel höher stehenden Völker, wie z. B. den Bataks auf Sumatra, welche schon längst die Metalle kennen, ja sogar schon bis zur Schrift vorgeschritten sind, fast an die Seite stellen kann. Die technische und die geistige Kulturstufe der Tamo's stehen im Widerspruch miteinander. Das ist nur eine Folge ihrer langen Isolirung, gerade wie wir das auch bei der Säugethierwelt kennen gelernt haben. Wie hier die fossilen Formen der Monotremen und Marsupialien sich erhalten und in ihrem Formenkreis zu höchster Mannichfaltigkeit ausgebildet haben, so wurden auch die Kulturfossilien der ersten Gesellschaftsanfänge des Menschen bewahrt und ausgebildet, aber nicht weiter entwickelt. Der zündende Funke fehlte und so bietet, wie die Thierwelt, so auch die Menschenwelt Neu-Guinea's ein treffendes Beispiel für die Wahrheit des Satzes, dass nur die lebendige Berührung, die Vermischung mit fremden Elementen und Keimen es ist, welche den Fortschritt, die Entwicklung bedingt.

Wir wollen jetzt mit den allgemeinen Betrachtungen abschliessen und uns mehr dem Persönlichen, dem einzelnen Individuum zuwenden. Wir thun das am Besten, indem wir zunächst den Lebenslauf eines Bogadjim-Tamo von der Geburt bis zum Grabe verfolgen. Was von Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen der Papua's noch zu besprechen ist, wie Eigenthums-, Erb- und Strafrecht etc., das können wir dabei an der betreffenden Stelle nachholen.

Die Frau arbeitet in Bogadjim bis zur Geburt, ohne irgendwie ihre Lebensweise zu ändern; doch erwähnt Vetter von den Jabimfrauen, dass sie sich während der Graviditat allgemein des Fleisches von Leguanen, Tintenfischen, Hunden (von denen übrigens die Bogadjimfrauen so wie so nicht viel abbekommen), kurz, aller fetten und schweren Speisen enthalten, „damit das Kind nicht todt oder missgestaltet geboren werde". Der Jabim-Mann muss sich übrigens ebenfalls in Acht nehmen; er soll während der Graviditat seiner Frau nicht auf die See gehen, „die Fische weichen vor ihm zurück, und das Meer wird erregt".

Sobald die Bogadjimfrau ihre Stunde herannahen fühlt, zieht sie sich in ihr Haus oder Stockwerk zurück — ebenso ist es in Finschhafen und Neu-Pommern — und dort geht die Geburt unter Assistenz der weiblichen Verwandten beider Gatten vor sich, also nicht draussen im Freien, im Busch, wie nach echt australischer Sitte an manchen Stellen des Archipels*). Sie geht anscheinend leicht von statten, denn die junge Mutter zeigt sich oft schon einige Stunden nachher auf der Veranda, schont sich aber bezüglich der Arbeit noch 8—10 Tage lang. Das Kind bleibt während dieser Zeit bei der Mutter und wird Niemandem gezeigt. Es liegt in einer gewöhnlichen Tragtasche (gagung), die an einem Pfahl aufgehängt wird. Kunze erzählt (l. c. S. 47), dass neugeborenen Kindern die Nasen plattgedrückt werden, weil platte Nasen für eine besondere Zier gälten. Ich kann nur glauben, dass Kunze sich hier irrt; denn dies steht in direktem Widerspruch mit meinen Erfahrungen (siehe vorige Seite über die Vornehmheit der gebogenen Nase!) und denen Vetter's, der das Gegentheil ausdrücklich hervorhebt**). Er sagt: „Mit Bewunderung sehen die Papua manchmal unsere Nasen an und fragen: „Sagt mal, was machen denn eure Mütter, dass ihr so schöne Nasen habt?" Sie glauben, die weissen Mütter drückten den kleinen Kindern dieses Organ erst in die richtige Form." Europäer und Papua's haben sich also gegenseitig im Verdacht, ihren Neugeborenen die Nasen zurechtzudrücken.

---

*) Ich hatte z. B. eine schwangere Arbeiterfrau aus Nusa (einem Inselchen am Nordende Neu-Mecklenburg's) im Hospital, die eines schönen Tages in den nahen Busch entlief, um zu gebären. Wir fanden sie in hockender Stellung zwischen die vorspringenden Wurzeln eines hohen Baumes gekauert, vor sich das eben geborene — todte — Kind; die Nabelschnur hatte sie mit einer Glasscherbe durchschnitten.

cf. W. Wyatt Gill: Child birth customs on the Loyality islands (Journ. of the anthrop. Inst. of Great Britain and Ireland XIX 1890, Seite 503—505). Hienach finden auf Lifu die Geburten ebenfalls im Walde, in einer von der zukünftigen Mutter selbst gegrabenen Vertiefung statt, unter dem Beistand einer zahlreichen Zuschauerschaft. (Ref. im XXI. Band des Archivs für Anthropologie.)

**) In dem II. Heft seiner Mittheilungen und Schilderungen. Barmen, 1898, Seite 13.

Digitized by Google

Krüppel und Zwillinge*) werden sofort todtgeschlagen wie Hunde, durch stumpfe Hiebe in den Nacken**). Sogar älteren, 3—4jährigen Kindern ergeht es so, wenn sie nach Meinung der Eltern unheilbar erkranken und lästig fallen. Denn Alles, was Last und Mühe heisst, weist der Papua weit von sich; Aufopferung kennt er nicht, wie die meisten Naturvölker. Darum ist er noch lange kein grausamer, gefühlsroher, der Elternliebe entbehrender Mensch. Es ist einfach ein durch den Kampf mit den Naturgewalten diktirter Akt, eine Art Selbsterhaltungstrieb, der ihn instinktiv zwingt, die schwachen, unbrauchbaren und voraussichtlich der Familie künftig zur Last fallenden Glieder zu eliminiren. Wenn wir die allgewaltigen Urtriebe der Naturmenschen richtig verstehen wollen, müssen wir uns sorgfältig von allen hypersensitiven Gefühlsverfeinerungen unserer Culturzustände frei machen. Seine gesunden Kinder kann ein Tamo gerade so innig lieben und liebkosen wie wir. Auch Miklucho-Maclay constatirt dies (l. c.) und bemerkt noch dazu, dass die Kinder, welche sehr munter seien und sehr selten weinen und schreien sollen, vom Vater und auch zuweilen von der Mutter sehr gut behandelt würden. Die Regel sei, dass die Mutter die Kinder weniger zärtlich behandle als der Vater, der ihnen sogar, was bei wilden Völkern sehr selten vorkomme, Spielsachen mache.

Auch Kunze sagt (l. c. Seite 46): „Sieht man auf das Verhältniss der Eltern zu den Kindern, so muss man staunen über die Zärtlichkeit, Liebe und Fürsorge, womit die Papuaeltern vornehmlich ihre Allerkleinsten hegen und pflegen. Es ist eine wahre Wonne, in die glückstrahlenden Augen einer Papuamutter und ihres Kindes zu schauen, wenn sie dasselbe mit ausgestreckten Armen vor sich hin hält und ihm durch Augenzwinkern, Kopfschütteln u. a. einen fröhlichen Laut abzugewinnen sucht. Gleich der Mutter freut sich auch der Vater. Oft nimmt er sein Kleinstes auf den Schooss und treibt mit ihm allerlei Kurzweil."

Nach Ablauf der 8—10tägigen Frist bekommt das Kind seinen Namen und zwar durch den Vater. Wenn es ihm sehr ähnlich sieht, so darf es den väterlichen Namen tragen; andernfalls wird es nach dessen bestem Freunde genannt. Hony soit qui mal y pense! Dieser ist dann der Wah, der Pathe oder Namensvetter des Kindes. Die Verwandten mütterlicherseits heissen Gai; ebenso die Bluts- und Hundefreunde. Wie uns Schellong***) erzählt, herrschte in Finschhafen die Sitte, kleine Kinder auch nach Europäern zu nennen. So habe es z. B. einen Deiter (= Doctor) gegeben, der zum Unterschied vom wirklichen grossen den Beinamen ssaun, d. i. der kleine, führte. Das kleine Kind sei demjenigen Herrn, dessen Namen es führen sollte, zugetragen und ein Pathengeschenk erbeten worden. Andere Male hörte man nur zufällig von der Existenz eines Namensvetters.

In Bongu, wo der heute noch verehrte Miklucho-Maclay einst wohnte, existirt noch eine Frau, welche nach ihm genannt und öfters fälschlich für seine Tochter gehalten wurde.

Wie die Knaben nach dem Vater, so werden die Mädchen bei grosser Aehnlichkeit nach der Mutter genannt. Ein Unterschied zwischen Männer- und Frauennamen existirt in Bogadjim nicht. In dem Theildorfe Bom z. B., woher unser guter Freund Kubai stammt, gab es eine Frau, die ebenso hiess; und als s. Z. Herrn Hoffmann's Töchterchen geboren wurde, meldete sich eine Menge Männer mit dem Wunsche, das Kind nach ihrem Namen benannt zu sehen. Von Finschhafen jedoch erwähnt Schellong ausdrücklich den Unterschied zwischen beiden.

Ich gebe hier einige Männer- und Frauennamen aus Bogadjim: Kubai, Kodi, Karöi, Jaba, Zir, Jul, Pal, Ales, Bodi, Kaliwa, Kana, Kut, Ureng, Sarol, Aegil, Abis, Gamai, Ojo, Sirgu; letztere beiden sind Frauennamen.

---

*) Nur auf der Insel Bilibili existirt ein erwachsenes Zwillingspaar, das durch einen Zufall dem schon verhängten Tode entging. Auf Neu-Pommern bleiben Zwillinge eines Geschlechtes am Leben; bei verschiedenem Geschlecht wird ein Kind getödtet und zwar meist das Mädchen. (Hahl.) An der Astrolabebai umgekehrt der Knabe (Kunze l. c. Seite 91).

**) Das geschieht auch in Finschhafen. Von den Neu-Pommern dagegen berichtet Dr. Hahl (l. c. Seite 82), dass Missgeburten eine sorgfältige Pflege geniessen.

***) Im XXI. Band der Berliner Zeitschrift für Ethnologie etc.: „Ueber Familienleben und Gebräuche der Papua's."

Digitized by Google

Eine ganze Anzahl dieser Eigennamen sind von Gegenständen der Natur, Thieren, Pflanzen etc. entlehnt, so z. B. der Männername Gumbu. So heisst ein Beutelthier, aber man gebraucht den Namen auch jetzt für die Katze, welche die Tamo's erst durch die Europäer kennen gelernt haben. Der Männername Kan ist nach dem onomatopoëtischen Namen eines Vogels gegeben. Von Frauennamen bedeutet: Jama eine Möve, Kuju ein Insekt, Oni die grosse Schildkröte, Lesi die Miesmuschel, Boka die Riesenschlange, Miserau das Tarogemüse, Bangar das Haar, Gambang die Schale, Kolele die Perle. Missionar Vetter giebt von den Jabim's noch Namen an, wie: Tausendfüssler, Regenschirm, Ertrunkener, Nur ein Kind, Die Kuh hat ihn erschlagen, Nashornvogel, Baumbär u. s. w. (cf. Schellong l. c. Seite 14).

Es kommt auch vor, dass Namen nach körperlichen oder geistigen Gebrechen verliehen werden. Ein Mann, der einen Leistenbruch hatte, wurde Wellum genannt, was eigentlich Scrotum bedeutet und jedenfalls der Aehnlichkeit halber gegeben war. Beinamen, wie: der Schielende, der Hinkende u. s. w. hört man häufig.

Ausser diesem bei der Geburt verliehenen Namen (nam) hat Jedermann aber auch noch einen geheimen (vielleicht bei der Jünglingsweihe erhaltenen?) Namen (gur), den der Träger nicht selbst aussprechen darf, wohl aber Andere, die ihn ganz ungenirt bei demselben anrufen. Diese Scheu vor dem Aussprechen des eigenen Namens auf Befragen, welche auch den malayischen Völkern durchweg eigen ist, hat ausser den Gründen, die Baron von Andrian in seiner umfassenden und gründlichen Studie*) vorgeführt hat, noch einen andern, nämlich den verletzten Selbstgefühls und gekränkter Eitelkeit.

Dass der Papua ein ausserordentlich eitler Mensch ist, haben wir oben schon erfahren. Eitelkeit ist ja eine uralte Erbsünde des Menschengeschlechts und nach der Liebe wohl die stärkste Triebfeder, die der Kluge unnöthigerweise nie verletzt, selbst beim einfachen Wilden nicht. Nun ist so ein Eingeborener aber ausser auf seine äussere körperliche Erscheinung auf Nichts eitler und stolzer, als auf seinen Namen. Er, der nur in seinen Rindengürtel und ein unendliches Selbstbewusstsein gehüllt einherschreitet, er verlangt und setzt voraus, dass jedermann seinen berühmten Namen kennt.

Klopfe der geehrte Leser nur einmal an seine eigene Brust. Ist es nicht für ihn ein unendlich schmeichelhaftes Gefühl, wenn er sich von einem der Grossen dieser Erde, etwa seinem Landesfürsten, sagen wir mal auf der Promenade, plötzlich mit seinem Namen angesprochen fühlt? Wird sein Herz da nicht in stolzem Selbstgefühl höher schlagen in dem Bewusstsein, dass sein Monarch ihn bei Namen kennt, dass er also doch ein aus der gewöhnlichen Menge hervorragendes Individuum sein müsse?

Ganz dasselbe fühlt der Tamo dem Europäer gegenüber. Man kann nicht taktloser und ungeschickter handeln, als wenn man einen solchen Eingeborenen nach seinem Namen frägt. Man kann dem Mann die Indignation über die Taktlosigkeit einer solchen Frage und über die getäuschte Eitelkeit förmlich im Gesichte ablesen und er spricht seinen Namen nur zögernd aus und langsam, immer in der Erwartung, dass man sich schliesslich doch noch besinne. Geschieht dies und erinnert man sich, so strahlt er förmlich vor Vergnügen.

Eine ausgebreitete Namenkenntniss und öfteres Gebrauchmachen von derselben gewinnt Einem sehr schnell das Zutrauen und die Freundschaft der Leute, und die räthselhafte Macht, welche manche Europäer über die Eingeborenen besitzen, so dass sie einfach Alles gethan bekommen, wo ein Dutzend Anderer trotz aller Bitten und Befehle Nichts erreicht, beruht nicht zum kleinsten Theil auf solchen geringfügigen, aber tief wirkenden Dingen.

*) Ueber Wortaberglauben. Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Oktober 1896.

Digitized by Google

So bin ich niemals durch die Dörfer von Bogadjim gegangen, ohne dass ich das überall mir freundlich zugerufene „Gilime, Dokter“ mit „ode, ja“ beantwortete, womöglich mit Namennennung, und ohne dass ich an jeder Hand einen oder zwei Jungen hängen hatte, die ganz stolz über die Auszeichnung mich bis zum letzten Haus geleiteten. Dabei muss ich bemerken, dass dort die Jugend nichts weniger als frech und zudringlich ist, eher das Gegentheil.

Viele, die ich noch nicht kannte, stellten sich mir gehörig vor, indem sie gegenseitig ihren Namen nannten. So machte ich unter Andern auch die Bekanntschaft meines Papua-Collegen, und zwar folgendermassen: Er stellte sich vor mich hin, tupfte mit ausgestrecktem Zeigefinger auf meine Brust und frug mich: Ere Doctor? Ich nickte bejahend, und darauf hin tippte er stolz auf seine eigene Brust und sagte: Ere Tamo-Dokter! Erfreut schüttelte ich dem Herrn Collegen und Sanitätsrath von Bogadjim die Hand und verehrte ihm zum Andenken an die Bekanntschaft einen mir gerade überflüssig gewordenen Hund. Hundefleisch ist ja, wie wir oben sahen, der grösste Leckerbissen, den der Tamo kennt. Das Vermögen eines Dorfes oder Mannes zählt nach Hunden, Schweinen und Schmucksachen, die aus deren Zähnen angefertigt werden.

Wie hoch man den Hund schätzt, mag man daraus entnehmen, dass derjenige, welcher dem Andern einen Hund schenkt, dadurch nicht blos in ein gewisses Freundschafts- (siehe oben Seite 219), sondern sogar in eine Art Verwandtschaftsverhältniss tritt; er wird, um in der Bogadjimsprache zu reden, sein Gai. Der Ausdruck Gai bedeutet eigentlich die Verwandten mütterlicherseits, doch hier in diesem Falle mag es wohl so eine Art Pathen-Verhältniss bezeichnen sollen. Ich bin also da ganz wider Willen und unbewusst, denn ich hatte keine Ahnung von der Tragweite meines Geschenkes, in eine papuanische Verwandtschaft hineingerathen und zu einem braunen Pathenkind resp. Hundefreund gekommen.

Dasselbe besuchte mich denn auch recht fleissig, und wir gaben und nahmen beständig von einander Geschenke, d. h. das Geben war fast immer auf meiner, und das Nehmen auf der Seite meines Hundefreundes. Doch nein, ich will nicht ungerecht sein: ein paarmal verehrte er mir einige hübsche Schmuckpfeile, und ab und zu fand ich des Morgens beim Erwachen auf meiner Veranda ein paar Taro-Knollen, eine Kokosnuss oder dergleichen, die mir mein Pathenkind in wirklich zarter und sinniger Weise nächtlings dorthin gelegt hatte. Dieses heimliche, gewissermaassen rücksichtsvolle Schenken, ohne die eigene Person hervortreten zu lassen, scheinen die Papua's überhaupt zu lieben. Der Missionar Hoffmann fand häufig solche Liebesgaben des Morgens auf seiner Veranda oder vor seinem Zimmer. Gestohlen wurde mir, wie auch Maclay seinerzeit, nie und dem Missionar nur selten etwas und dann nur von neugierigen Buben, obwohl die Leute bei uns freien Zutritt hatten. Ich will aber nicht verschweigen, dass Andere, Kunze z. B, ganz entgegengesetzte Erfahrungen mit der Ehrlichkeit der Papua's gemacht haben. Keiner betrug sich je frech in meinem Hause; ein Wink, ein Wort genügte, ihn gegebenen Falls in seine Schranken zurückzuweisen. Dabei benahmen sich die Leute immer ritterlich und höflich, aber stets selbstbewusst und stolz; man sah es ihnen an, sie fühlten sich bei aller Hochachtung vor dem Europäer ihm doch gleich und ebenbürtig. Den farbigen Arbeitern gegenüber, namentlich gegen die Chinesen und noch mehr gegen die kriechenden, sclavischen Javanen waren sie von einem wahrhaft komischen Stolze, und betrachteten diese als tief unter sich stehend, wenn jene auch noch so nobel gekleidet waren.

Wenn zum Beispiel mein Jäger, ein gebildeter Javane, der eine gute holländische Mittelschule besucht hatte und drei Sprachen in Wort und Schrift beherrschte, etwas mit mir verhandeln wollte, so setzte ich mich auf einen Stuhl, und der Javane hockte sich nach seiner Landessitte vor mir nieder auf den Boden. Flugs holte sich dann mein Pathenkind ebenfalls einen Stuhl herbei, setzte sich neben mich und schlug voll Gravität seine nackten Beine übereinander, indem er den armen

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 36. Eine vom Feld heimkehrende Tamofrau aus Bogadjim mit ihrem Sprössling.

Digitized by Google

Digitized by Google

Teufel von Javanen so recht impertinent stolz von oben herab fixirte, ein Anblick, so hochkomisch, dass er stets auf's Neue meine Lachmuskeln in Bewegung setzte.

Manchmal hielt mir mein Pathenkind grosse Reden auf papuanisch, von denen ich kein Wort verstand; ich revanchirte mich aber und las ihm dann meine Monatsrapporte oder sonst was Erbauliches vor, und das verstand nun er wieder nicht, und so unterhielten wir uns immer auf's Beste mit einander.

Ich merke soeben, dass ich ganz hübsch in's Plaudern gerathen und ganz von meinem Thema abgekommen bin. Wo war ich doch stehen geblieben? Bei der Namengebung, richtig. Diesem Kapitel habe ich übrigens weiter Nichts hinzuzufügen, als dass Schellong (l. c.) von den jungen Jabim's erwähnt, dass, wenn sie auf Reisen gehen und eine Zeit lang in befreundetem Dorfe zubringen, um dessen Sprache zu lernen, sie oft als Zeichen der Freundschaft mit einem Altersgenossen den Namen wechseln.

Auch bei der Heirath legt der Tamo — und das ist wieder ein deutlicher Beweis für das ursprüngliche Matriarchat — seinen Namen ab und nennt sich stolz den Mann seiner Frau. Ich glaube dies wenigstens für Siar aus der Mittheilung des Missionars Bergmann schliessen zu dürfen, der mir erzählte, dass er nach seiner Verheirathung mit Fräulein Ott nicht mehr Bergmann, sondern Ott-Mann angeredet wurde.

Wie bei den Malayen, so existiren auch bei den Papua's besondere Namen für ältere und jüngere Geschwister, bei den Jabim's sowohl wie bei den Tamo's. Bei den letzteren heisst der ältere Bruder Was, der jüngere Aube; die ältere Schwester heisst Koko (eine merkwürdige Uebereinstimmung mit dem malayischen Kaka für dieselbe Bezeichnung!), die jüngere Nawi. Die Geschwister aber reden sich für gewöhnlich nur Bruder und Schwester an.

In Siar reden sich, wie mir Missionar Bergmann erzählte, die beiden Brüder gegenseitig mit Taik an, ebenso die beiden Schwestern; die Schwester aber nennt den Bruder und umgekehrt der Bruder die Schwester: Luk.

Von Simbang-Finschhafen, bei den Jabim's, wo ebenfalls gesonderte Bezeichnungen für ältere und jüngere Geschwister (dua = älterer Bruder, lasi = jüngerer Bruder) existiren, verzeichnet Vetter die Merkwürdigkeit, dass der Altersunterschied der gegenseitigen Eltern bestimmend ist für die Bezeichnung eines Geschwisterkindes als älterer oder jüngerer Bruder und Schwester, dass also Jemand älter sein kann als ein anderer und dennoch von diesem „jüngerer Bruder" angeredet wird.

Von den Bogadjim-Kindern wird der Vater Abu oder Zirelli, die Mutter Ai oder Ani genannt; die Grosseltern heissen Moma. Die Eltern reden die Kinder Niri = Sohn und Assi = Tochter an, der Gatte nennt seine Frau Nau, diese ihren Mann Gúmbulo.

Die Mutter trägt das Kind lange an der Brust; sie nimmt es sogar in seinem Tragsack mit auf's Feld zur Arbeit. Dort hängt sie denselben an ein schattiges Plätzchen und kommt ab und zu herbei, um zu stillen. Grössere Kinder trägt sie, wie die Malayen, rittlings auf der Hüfte. Siehe die Abbildung Tafel 36, welche eine vom Feld schwerbeladen heimkehrende Mutter mit ihrem grossen, dicken Sprössling darstellt. Ab und zu saugen noch Kinder bis zu drei Jahren. Ich selber habe einen solchen Schlingel gesehen, der zu seinem Vater hinlief, ihm die Cigarette aus dem Munde nahm, rauchte und sich unmittelbar danach wieder an die Mutterbrust warf.

Für gewöhnlich reicht man jedoch schon dem Kind zu Beginn des zweiten Lebensjahres andere Nahrung, meistens gestampften Pisang.

Mütter helfen sich wohl gegenseitig mit der Milch aus, aber dass eine Frau junge Hunde oder Schweine säugte, habe ich ebensowenig wie Schellong gesehen. Vorkommen soll's jedoch, und Capt. Cayley-Webster will es, wie gesagt, selbst wahrgenommen haben. Schellong (l. c.) erwähnt

Digitized by Google

noch, dass bei den Jabim's nach der Niederkunft der Frau die Cohabitation so lange sistirt wird, bis das Kind gehen kann und zu sprechen beginnt.

So lange hat auch die Mutter die oben bei der Schwangerschaft Seite 229 angegebene Diät beizubehalten; Tabak darf sie nach der Entbindung auch nimmer rauchen, „weil das Kind innen davon ganz geschwärzt würde und stürbe".

Entfernt an die Couvade erinnert der Brauch, dass der Vater eine Zeit lang den Tabak und Betel meidet, doch wird das, wie Vetter sagt, der hierüber berichtet, nicht durchgängig beobachtet.

Bis zum dritten oder vierten Jahr laufen beide Geschlechter nackt. Dann bekommt der Junge seinen Mel, seinen Schamgürtel und die Nasenscheidewand wird durchbohrt (nach v. Miklucho-Maclay*) mit einem Dioscorea-Dorn), wobei das septum öfters nach unten gezogen und die Nase mit dem Finger etwas gedrückt wird. Im selben Alter erhält das Mädchen seinen Faserrock, den Tsebing, zuerst einen einzigen. Je älter es wird, desto mehr solcher Röcke trägt es übereinander, bis zu 3 oder 4 bei älteren Frauen, eine Sitte, welche sich auf die Astrolabebucht zu beschränken scheint.

Die Mädchen wohnen, bis sie erwachsen sind, öfters sogar bis zu ihrer Verheirathung, bei der Mutter. Noch öfter aber ziehen sie im Dorf herum abwechselnd zu Verwandten, natürlich Frauen.

Ueber Eintritt der Menstruation und etwaige Ceremonien bei der Pubertät der Mädchen habe ich nur das in Erfahrung bringen können, was ich weiter hinten gelegentlich der Beschneidungsfeierlichkeiten der Knaben mittheilen werde. Nach der Entwicklung der Brüste zu schliessen müssten die Mädchen sehr frühe, schon mit 10—11 Jahren, reif werden; ich glaube aber, dass dies ein Irrthum ist und möchte eher Schellong Glauben schenken, der als Arzt oft 13jährige Jabim-Mädchen noch ganz unentwickelt gesehen hat (l. c.). Derselbe theilt auch mit, dass die menses nach Monaten gerechnet und während derselben nicht cohabitirt wird. Doch sagt er gleichzeitig, dass schon Knaben von 13—15 Jahren mit gleichaltrigen Mädchen sich heimlich vergnügen. In Bogadjim habe ich Derartiges nicht bemerkt, ich halte überhaupt unsere Leute für sittenstrenger als die Jabim's. Gewisse Laster sind ihnen ganz unbekannt, den Leuten vom Bismarck- und Salomonsarchipel jedoch geläufig.

Sobald der Knabe seinen mel bekommen hat, gehört er schon dem öffentlichen Leben; er zieht von der Mutter weg in's Männerhaus der Familie, wo er bis zu seiner Verheirathung schläft; essen und arbeiten thut er natürlich immer bei und mit den Eltern. Manchmal aber nimmt ihn die ersten Jahre hindurch der Vater noch zu sich.

So lange er noch nicht beschnitten ist, darf er weder Schweine- noch Hundefleisch essen, die auch den Frauen verboten sind, sondern nur Fische, Krebse und Muschelarten, die den Männern erlaubt sind; bestimmte Arten von Krebsen und Muscheln sind nämlich nur den Frauen gestattet. In Parenthese gesagt: Der Speisezettel der Papua's ist so eingerichtet, dass die guten Sachen, die Leckerbissen, ausschliesslich für die Männer reservirt sind.

Auch bei der Austheilung des Essens, welches der Hausherr besorgt, richtet er es so ein, dass die besten Stücke in seine oder seiner etwaigen Gäste Schüssel und die schlechteren in diejenigen der Frauen und Kinder kommen**). Doch da meistens die Frau das Essen kocht, so weiss sie sicherlich manchen guten Bissen auf die Seite zu bringen.

Alle 10 bis 15 Jahre wiederkehrend findet das Fest der Initiation, der Jünglingsweihe statt, welches in der Beschneidung (Circumcision, eigentlicher: Excision, da nur ein Stück des praeputiums oben entfernt wird) gipfelt. Es heisst darum auch: Mulung airas (Mulung = praeputium, airas = herunterfallen). Nur Knaben, die den mel, den Schamgürtel, schon tragen, werden operirt, also vom 3. bis 4. Jahr ab. Da das Fest erst nach dem langen Zeitraum von 15 Jahren wiederkehrt,

*) Siehe Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, V. Band, Seite 188 ff.

**) cf. Miklucho-Maclay.

Digitized by Google

so bewegt sich das Alter der zu Beschneidenden zwischen 4 und 19 Jahren. Wenn aber inzwischen ein derartiges Fest in einem handelsbefreundeten Dorfe stattfindet, so werden eine Anzahl Jungen zur Beschneidung dorthin gesandt. Das mulung airas-Fest scheint auch an der Astrolabebai einen gewissen Turnus einzuhalten und das eine mal in dem, das andre mal in jenem Dorfe stattzufinden, so zwar, dass es, wie gesagt, nach 15 Jahren etwa wieder nach Bogadjim zurückkehrt.

Aehnlich verhält es sich bei den Jabim's an der Finschhafener Küste; hier heisst dasselbe das Balum-Fest. Aus der Feder Schellong's besitzen wir bereits eine ganz ausgezeichnete und ausführliche Beschreibung dieses Balum-Festes*), so dass ich, da dasselbe in ganz ähnlicher Weise wie in Bogadjim zu verlaufen scheint, mich bei der Beschreibung ziemlich kurz fassen zu dürfen glaube, umsomehr, als das Fest bereits im Sommer 1893, ein halbes Jahr vor meiner Ankunft, stattfand, ich also dasselbe nur aus den Erzählungen meines Freundes Hoffmann kenne, der ebenfalls schon Bruchstücke hierüber veröffentlicht hat **).

Das Fest findet stets im Sommer, in der trockenen Zeit statt, wenn die Feldfrüchte reif sind, die Urbarmachung neuer Felder aber noch nicht begonnen hat. Denn dasselbe dauert sehr lange, wie sich's für den allerwichtigsten Abschnitt im ganzen Papuadasein — und das ist die Initiationsweihe zweifellos — schickt. Hoffmann und Arff schätzen die eigentliche Festzeit auf vier Monate. Schellong nimmt für den ganzen Festcyclus, der aus mehreren Abtheilungen besteht, rund ein Jahr an.

Lesen und Schreiben, auch in der allerprimitivsten Form, sind dem Tamo unbekannte und höchst unnöthige Dinge***), und der Begriff Zeit existirt für ihn ebenfalls kaum unter gewöhnlichen Umständen. Für wie wichtig man nun in Papua-Kreisen das Beschneidungsfest ansieht, mag man aus dem Umstand ermessen, dass der Tamo so genau wie möglich die Dauer dieses Festes zu berechnen sucht, und sich nicht wie sonst auf sein Gedächtniss verlässt, sondern mit äusserster Anstrengung seines neolithischen Gehirnes eine Methode erfunden hat, die Zeit zu fixiren. Er kerbt nämlich in einen Baum die Tage ein, und zwar folgendermaassen: „Wenn das erste Mondviertel erscheint", sagt Hoffmann†), „machen sie (die Tamo's) alle Tage eine Kerbe in einen dicken Baum, bis das letzte Viertel verschwindet. Dann schneiden sie die Form des Halbmondes in denselben Baum und fangen von neuem an, die Tage einzukerben."

Ich habe diese Tageskerben in Bogadjim selbst gesehen, welche bei Gelegenheit des letzten Beschneidungsfestes eingeritzt worden waren. Sie glichen auffallend den ersten der von Zöller (l. c. p. 151 u. 152) abgebildeten „Schriftzeichen", so dass ich keinen Augenblick zweifle, dass dies ebenfalls nur solche Zeitkerben sind. Die Bogadjim-Leute, denen Herr Hoffmann und ich die Zöller'schen Abbildungen vorlegten, behaupteten dies bestimmt. Immerhin ist es nicht unrichtig, in diesen Zeitkerben die allerersten Anfänge der Schrift zu erblicken.

Das Fest verläuft also sozusagen nach der Uhr. Den Beginn desselben, dem jedenfalls verschiedene vorbereitende Stadien vorausgehen, macht die Internirung der zu Beschneidenden im abseits des Dorfes gelegenen Asahause. Ueber dasselbe werde ich weiter hinten bei Besprechung der religiösen Gebräuche noch zu reden haben. Hier nur so viel: Das Asahaus ist ein zu religiösen Zwecken errichtetes Gebäude, in welchem die rituellen Musikinstrumente, Masken etc. aufbewahrt

*) Im II. Band des Internationalen Archivs für Ethnographie.

**) „Ein Kinderfest auf Neu-Guinea." In No. 4 des „Kleinen Missionsfreund", Barmen 1894. Siehe über dasselbe Fest einen Artikel von Missionar Arff in den Berichten der Rheinischen Missionsgesellschaft, Jahrgang 50, Barmen 1893 und das Referat von Bartel's hierüber in Band XXVI der Berliner Zeitschrift für Ethnologie Seite (200).

***) Miklucho-Maclay (l. c. p. 312) theilt zwar eine Art von Bilderschrift mit, die zur Erinnerung und Fixirung bedeutender Feste dient, und eine rohe Darstellung derselben, sogar in Farben, zum Gegenstand hat. Auch Votivtafeln und aufgehängte Erinnerungszeichen erwähnt er. Ich habe in Bogadjim von dem Allem Nichts wahrgenommen.

†) In dem vorerwähnten Aufsatz.

Digitized by Google

werden. Es liegt wie gesagt isolirt und abseits des Dorfes im Busch. Vor ihm befindet sich ein freier Platz mit zwei parallel nebeneinanderliegenden Baumstämmen, welche als Kochheerde und Stützen für die Töpfe gelegentlich der grossen Männerschmäuse dienen (siehe Tafel 38).

Hierin also werden die Jungen internirt und müssen nun während der ganzen nächsten Monate bis zur Beendigung der Feier fasten und sich kasteien, d. h. sie dürfen keine gekochten Speisen essen, kein Wasser trinken und sich weder waschen noch baden. Von Frauenaugen dürfen sie unter keinen Umständen erblickt werden bis zum Schluss.

Auf dem freien Platz vor dem Asahause lagern Tag und Nacht die Väter der Internirten und die sonstigen männlichen Erwachsenen, sowie die zum Fest herbeigekommenen Handelsfreunde, und unterhalten sich mit Musik auf den rituellen Instrumenten, Tanz und Essen. Als solches ist nach Arff (l. c.) nur gerösteter Taro erlaubt; alles Fleisch wird aufgespart für das Schlussfest; auch Wassertrinken ist ihnen verboten wie den Jungen. Die Väter arbeiten dazwischen an den Schmucksachen für ihre Jungen, die hiebei zusehen und die Arbeit bewundern dürfen, namentlich dem zweiflügeligen Oberarmring, dem Tsauë, den der Junge, wie wir oben Seite 170 gesehen haben, als erstes Zeichen seiner anerkannten Männlichkeit erhält. Bei Fremden, von andern Dörfern zur Beschneidung Herbeigebrachten, vertritt der Handelsfreund die Stelle des abwesenden Vaters und fertigt die Schmucksachen an; der letztere revanchirt sich durch Geschenke von Schweinen, Hunden, Taro's und andern Früchten. An Waisenknaben vertritt der nächste Familienangehörige Vaterstelle.

Die Beschneidung selbst geht folgendermaassen vor sich (nach Hoffmann's Erzählung):

Die zu Beschneidenden werden von den Männern nach dem Asaplatz am Wasser (eines kleinen Flüsschens) gebracht. Dort nimmt ein Mann, der die Sache, wie es scheint, als Spezialität betreibt — er schlachtet z. B. auch alle Schweine —*) die Beschneidung in der Weise vor, dass der Junge flach mit dem Rücken auf die Erde gelegt wird. Ein Mann hält ihm die ausgestreckten Arme, der Operateur setzt sich auf dessen Beine, schiebt unter das praeputium ein etwas flaches Stückchen Holz, und schneidet nun mit einer Glasscherbe (früher war's wohl ein Obsidianstückchen), mit einem Zuge ein Stück des oberen Theils desselben ab. Dieses Stückchen wird ins Wasser des Flüsschens geworfen. Die Wunde wird dann abgewaschen, ein Baumblatt darauf gelegt und mit einem Stück Zeug verbunden. Nicht alle Kandidaten werden von dem gleichen Meister beschnitten. Da die Beschneidung durch Wochen hindurch alltäglich geschieht, und im Verlaufe immer noch neue Kandidaten ankommen, der Operateur auch nicht immer zur Stelle ist, so wird das Geschäft zuletzt auch von Andern ausgeübt, die sich dazu geschickt gemacht haben oder erachten.

Auf ihrem Schmerzenslager im Asahause warten nun die Jungen ihre Heilung ab. Jeder hat auf der Schlafpritsche neben sich ein kleines, aus Atap (Palmblättern) vom Vater angefertigtes Modell eines Hauses stehen, welches als Speisebehälter dient und in welches vom Vater oder dessen Stellvertreter allmorgendlich das Essen gelegt wird.

Die Männer lagern beständig auf dem freien Platz vor dem Haus; „der Asa ist da", was während der ganzen vier Monate durch beständige Musik und Lärm angedeutet wird.

Während der mondhellen Zeit werden anfangs um die acht Tage, späterhin nur bei Vollmond — im Ganzen während 4 Monaten etwa 5 mal — die Jungen in feierlicher Prozession nach dem (Mintjim-) Flusse zum Bade geführt. Voraus gehen einige junge Leute, welche die Asa-Ocarina blasen, dann folgen ältere Leute, welche in die grossen Kürbis- und Bambuhörner (gul, siehe oben Seite 189) schreien oder singen, hierauf die übrigen Begleiter, welche, die Neubeschnittenen in der Mitte, dazu ebenfalls schreien und brüllen. Dieser Lärm dient einerseits dazu, die Feierlichkeit zu erhöhen und imposanter zu machen, andrerseits aber auch die Frauen zu verscheuchen, welche ja die Jungen 4 Monate lang nicht sehen dürfen.

*) Ich denke, es wird derselbe Mann gewesen sein, der sich mir als Kollege vorstellte (siehe oben Seite 232).

Digitized by Google

Die armen Frauen! Sie haben die meiste Last und Arbeit bei der Sache, denn sie müssen all' die Monate lang ihren faulenzenden und musizirenden Eheherren das Essen herbeischleppen. Wird Die oder Jene mal säumig, so wird sie durch den Asa an ihre Pflicht erinnert, d. h. die Männer unternehmen dann unter einem furchtbaren Radau und Gelärm und Getrommel einen Zug nach dem Dorfe, sodass die Weiber erschreckt ausreissen und flüchten (gewöhnlich nach dem Missionshaus), und stecken als stets wirkendes Monitorium ein Stäbchen mit einem eingeklemmten frischen Baumblatt den Nachlässigen vor die Hütten.

Da die Ansiedlung Bogadjim aus 4 Theildörfern besteht, von denen nur Sarrar und Garima Asahaus und -platz gemeinsam haben, die übrigen getrennt, so kommt es vor, dass in dieser Zeit ein Asa den andern in feierlicher Prozession besucht.

Mit dieser viermonatlichen Internirung ist für die Jungen neben der Beschneidung noch ein anderer, religiöser Zweck verbunden, nämlich: Sie sollen den Asa kennen lernen, d. h. sie werden in das grosse Nichts des Asadienstes eingeweiht*).

Das Schlussfest, die Rückkehr der Beschnittenen in's Dorf, scheint das imposanteste und grossartigste im ganzen Cyclus zu sein. Während der ganzen viermonatlichen Festzeit sucht man alles Fleisch für dasselbe aufzusparen, z. B. grosse Schlangen, Beutelthiere, Krokodile und Varanus-Eidechsen, welche in Stücke geschnitten in einem geflochtenen Korb über dem Feuer beim Asahaus geräuchert und aufbewahrt werden. Endlich ist der grosse Tag erschienen. „Am Samstag, den 6. Mai," sagt Hoffmann, dem ich das Folgende entnehme, „waren nach dem Kalender der Leute die vier Monate zu Ende, und es wurden die Vorbereitungen zu dem grossen Feste, das am Montag stattfinden sollte, getroffen. Lange Rottanstricke wurden geholt und mit buntem Gras umwickelt. An diese Rottanstricke wurden auch kleine niedliche Häuschen, die Speisenhäuschen der Beschnittenen, Blumen, Fruchtkörbchen und andere schöne Sächelchen gebunden. Dann wurden diese Guirlanden unter grossem Spektakel am Eingang des Dorfes an zwei hohen Palmen festgebunden. Augenscheinlich sollte es eine Art Ehrenpforte für die Gäste und Angehörigen der Neubeschnittenen sein, welche, Männer, Frauen und Kinder, bereits seit Samstag Nachmittag zu Wasser und zu Lande eintrafen. Samstag Nacht war Alles in grosser Erregung. Um grosse Feuer auf dem Asaplatze sass Alt und Jung und sang bis zum lichten Morgen zum Schlage der Trommel Festlieder. Sonntag Morgen war für die Beschnittenen grosser Waschtag. Es lässt sich denken, dass ein Tropfen Wasser angebracht ist, wenn man sich vier Monate nicht gewaschen hat. Zum Glück war das Meer nahe; die Jungen hatten wahre Schmutzkrusten am ganzen Körper. Nach dem Waschen wurden die Haare um Stirn, Schläfe und Hinterhaupt wegrasirt und zwar vermittelst einer Glasscherbe, wobei die Haut weidlich geschunden wurde. Die Jungen verbissen tapfer alle Schmerzen, selbst als die Augenbrauen und Wimpern ausgerupft wurden. Ein ganz kleiner Bursche, der den Mund etwas schief zog, bekam desshalb erbärmliche Schläge. Montag, der 8. Mai, war dann der langersehnte Festtag. Die Nacht vorher hatten Alle durchwacht, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

In den Morgenstunden wurden die am Tage vorher reingewaschenen und rasirten Buben mit den von ihren Vätern während der Festzeit für sie gefertigten Schmucksachen angethan. Jeder bekam einen Mel, einen grossen, neuen Lendengurt aus Baumrinde, einen geflochtenen Leibgürtel, einen Kopfputz aus Hühner- und Papageifedern, verziert mit Muscheln und geschliffenen Schweine- und Hundezähnen. Dazu kam die geflochtene Umhängetasche, in der sich alle Sachen befanden,

*) Auf Dampier werden die Jungen nach Kunze (l. c. Seite 84) im wörtlichen Sinn mündig und reif „geschlagen". Zum Schluss richtet der Dorfälteste ein kurzes Mahnwort an sie, über den ganzen Hergang, namentlich den Weibern gegenüber, zu schweigen; auch werden ihnen allerlei Sittenregeln vorgehalten, z. B. freigebig zu sein, nicht zu stehlen, sich gegen Frauen und Mädchen anständig zu betragen u. s. f. Den eigentlichen Beschneidungsakt aber hat man in den verweichlichten Küstendörfern dieser Insel aufgegeben, „um der damit verbundenen Schmerzen willen"; in den Bergdörfern dagegen besteht er noch.

Digitized by Google

welche hier von erwachsenen Männern gebraucht werden. Ausserdem wurden die Jungen noch am ganzen Körper mit rother, blauer und weisser Oelfarbe*) beschmiert. Die Kleinsten (Mädchen und Buben, welche noch nicht das zur Beschneidung genügende Alter erreicht hatten) wurden Montag Mittag, ebenfalls geschmückt und, schrecklich bemalt, herbeigeholt.

Dann ordnete sich die ganze Gesellschaft zum festlichen Umzuge. An die Spitze stellte sich ein alter Mann mit einer Trommel, hinter diesem hatten die kleinen Mädchen ihren Platz, dann kamen die Jungen und Männer und den Schluss machte wieder ein Mann mit einer Trommel. Nachdem Alles in gehöriger Ordnung aufgestellt war, setzte sich der Zug in Bewegung. Unter Trommelschlag und Gesang ging's erst um und dann durch das Dorf. Hei, wie fröhlich leuchteten die Augen, namentlich der Kleineren, und wie froh wurden alle Jungen im Dorf von ihren Müttern nach der langen Trennung empfangen! Als der Festzug zu Ende war, setzten sich Alle in langer Reihe mitten im Dorfe nieder. Jedem wurde ein Schluck Wasser gereicht und auch ein Stück Schweine- und Schlangenbraten.

Damit war eigentlich das Wichtigste zu Ende. Doch dauerte die Festzeit noch länger. Die Jungen müssen sich allen Nachbardörfern in ihrem Schmuck vorstellen."

Hiebei wurden zugleich auch die etwa fälligen Hunde und Schweine eincassirt. Fiel die Gabe zu gering aus, so ward ein neuer Zug in das betreffende Dorf veranstaltet, eventuell mit Krieg gedroht.

Mit diesem Initiationsfeste sind meistens grosse Schweinemärkte verbunden, wenigstens in der Finschhafener Gegend, wie Schellong und Vetter übereinstimmend berichten. Letzterer beschreibt sehr hübsch**) einen solchen, zu dem er selbst eingeladen und durch Uebersenden einer kleinen Ruthe benachrichtigt war, dass auch für ihn ein Schwein zum Eintauschen bestimmt sei. Dieser Markt wurde mit grossen Festivitäten auf einem eigenen palmwedelgeschmückten Platz gehalten, in dessen Mitte ein neues Dorfhaus mit lauter Schweinefiguren an den Planken stand. In demselben hatten seit Wochen einige Männer gesessen und sich kasteit, um dadurch Krankheit von den Schweinen fernzuhalten und einen guten Kaufpreis zu erzaubern.

Das Kaufgeschäft ging hier wie stets und überall in der gleichen Weise vor sich: Jeder Eigenthümer hielt sein Schweinchen am Strick, der Häuptling loci tritt vor jedes hin und nennt laut den Namen dessen, für den das Thier zum Kauf bestimmt ist. Der tritt dann ebenfalls vor und legt seine Compensationsgaben, Eberzahnschmuck, Tragtaschen, Hundezähne, Speere etc. vor dem ihm bestimmten Schweine nieder. Findet der Verkäufer den Preis, wie meistens, angemessen, so übergiebt er dem Käufer den Strick, woran er das Thier festhält, und der Kauf ist perfect. Niemand kann also um ein beliebiges Thier feilschen, sondern jeder Käufer wird an einen bestimmten Verkäufer gewiesen.

Bei den Mädchen scheint ebenfalls eine Art Initiationsfest stattzufinden. Denn auch sie waren einige Wochen, aber nicht so lang wie die Jungen, abgesondert in einem Haus, und durften gewisse Speisen nicht essen. Eine Beschneidung oder Excision der labia minora oder sonstwelcher operative Eingriff findet nicht statt.

Auch bei den Jabim's scheint, nach dem Schlusspassus von Dr. Schellong's ausserordentlich interessantem und anschaulich geschriebenem Aufsatz und einem Bericht Dr. Hellwig's***) zu schliessen, ein Fest stattzufinden, „bei welchem Frauen eine den Jünglingen ähnliche Rolle spielen". Es sollen

---

*) Das heisst mit fettig angemachtem Kalk, Ocker und Wäscheblau.

**) In dem zweiten Heft seiner Missionspublikationen 1898, Seite 19 f.

***) Expedition nach Tiggedu in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1889, II. Heft, S. 36. Die sehr interessante Beschreibung stellt zweifellos den letzten Act eines Initiationsfestes der Mädchen zwischen 4 und 12 Jahren vor. Bemerkenswerth ist das Abschiessen von stumpfen Pfeilen auf die Männer seitens der Weiber.

Digitized by Google

da junge, heirathsfähige Mädchen in den Häusern eingeschlossen gehalten und unter festlichem Ceremoniell in die Oeffentlichkeit hinausgeführt sein; dann hätten sie sich ihrer Schürzen entledigt und — die Brüste in den Handflächen — irgend einen ceremoniellen Tanz aufgeführt. Vetter sagt ausdrücklich, dass an den Mädchen keine Operation vorgenommen wird, obwohl sie bei Eintritt der menses den gleichen Namen (ssagu) führen und auch 5 Wochen im Haus sitzen müssen. Von Frauen gebadet und geschmückt wird dann das Mädchen öffentlich gezeigt und werden bei dieser Gelegenheit vom Vater ein oder zwei Schweine geschlachtet, welche an die nächsten Dörfer vertheilt werden.

Wenn nun auch durch diese Initiationsfeierlichkeiten der Knabe recipirt ist, so bleibt er doch noch lange Kind und hat seine Freude an kindlichen Vergnügungen und Spielen. Es giebt derselben eine ganze Anzahl. Eines der beliebtesten für Knaben ist Pfeilschiessen und Speere werfen. Oefters, wenn keine dringende Feldarbeit vorliegt, versammeln sich die Knaben im Alter bis zu 10 Jahren am Strande, wo ein Stück Holz aufgerichtet wird, auf das sie unter Anleitung eines Erwachsenen sich im Pfeilschiessen üben.

Zuweilen werden auch kleine Scheingefechte veranstaltet. Als Vorübung zum Speerwerfen gilt das gegenseitige Bewerfen mit den jungen Stengeln des wilden Zuckerrohrs, mit dem stumpfen Bruchende voraus. Das geschieht unter grossem Geschrei und Halloh, besonders wenn Einer getroffen wird, der dann auch wohl den Verwundeten oder Todten spielt.

Die Schleuder (siehe oben Seite 178) ist in Bogadjim zu einer ausschliesslichen Waffe der Jugend herabgesunken, in der dieselbe ziemliche Gewandtheit erwirbt und gelegentlich Vögel damit erlegt.

Ein beliebtes Spiel, dem Kinder und Erwachsene beiderlei Geschlechts huldigen, ist folgendes:

Zwei Personen (oft nur Mann und Frau allein) oder Parteien setzen sich in ca. 1 Meter Entfernung einander gegenüber und legen eine Reihe von Taro-Setzlingsknollen neben sich. Dann werfen sie mit kleinen, spitzen Stäbchen (meist aus der Mittelrippe eines Brodfruchtbaumblattes, in neuerer Zeit — qualis mutatio rerum! — aber fast ausschliesslich aus den Stahlrippen alter Regenschirme verfertigt) nach diesen Setzlingsknollen. Wessen Reihe zuerst weggeschossen ist, der hat verloren. Es ist dies das einzige Spiel, bei welchem ein materieller Gewinn, die Tarosetzlinge, herausschaut.

Ein anderes Spiel, nota bene nur Abends im Mondschein zu spielen! Zwei Parteien: Eine hält sich im Jungenhaus versteckt, die andre sitzt davor. Nun tritt ein Junge aus dem Hause unter die Thür und hält ein grosses Pisangblatt vor sich, das seine Gestalt fast völlig verbirgt. Die aussensitzende Partei muss den Namen des solcherweise Verhüllten zu errathen suchen. Gelingt das, so gehört der Errathene der Aussenpartei, andernfalls kehrt er wieder ins Haus zurück. Dies geht so lange fort, bis die ganze Hauspartei errathen ist. Dann wechselt man. Die Eltern hocken als Zuschauer herum.

Dass sich die Jungen hübsch geschnitzte kleine Miniaturboote bauen und sie auf dem Wasser schwimmen lassen, brauche ich wohl kaum zu erwähnen, das ist bei Strandbewohnern selbstverständlich, in Neu-Guinea sowohl wie in Europa. Wenn die Knaben noch zu klein und ungeschickt sind, so schnitzt auch ihnen, ganz wie bei uns, der Vater ihr Spielzeug.

Ebenfalls wie bei uns zu Hause giebt es auch unter den Papuajungen böse, thierquälerische Buben, welche Käfer, Schmetterlinge und kleine Vögel an einen Faden binden und herumschnurren lassen.

Alle diese Spiele sind periodisch, d. h. sie kehren immer zu einer bestimmten Jahreszeit wieder. Gerade so, wie unsere Kinder nach der langen Winterhaft im Frühling schaarenweise jauchzend ihren Brummkreisel treiben oder sich ihre Fliederpfeifen, in der Pfalz onomatopoëtisch „Huppe“ genannt, schnitzen, so läuft zu gewissen Zeiten die ganze Bogadjim-Jugend plötzlich mit Flöten umher, die man sonst im Jahre nur wenig sieht. Ich habe das oben Seite 186 schon gesagt.

Digitized by Google

Anstatt der Flöten sind auch Maultrommeln, obwohl seltener, und eine Art Brumm- oder Schwirrblatt im Gebrauch, eine Nachbildung des rituellen Schwirrholzes.

Bei seiner Expedition nach dem Sattelberg traf Dr. Hellwig in einigen Dörfern nordwestlich von Bussum „eigenthümliche, zur Belustigung dienende Schaukeln, bestehend aus einem 10—12 Meter langen, starken Rottan, der an dem Ast eines starken Baumes befestigt und unten mit einer Schlinge versehen war, in welche die Person, welche sich schaukeln wollte, sich hineinstellte und sich, um Schwung zu bekommen, von einem Gerüst abfallen liess."

In Finschhafen erwähnt Schellong*) einige ganz europäische Spiele, nämlich den Brummkreisel, der durch eine Baumfrucht dargestellt wird und das Spiel, welches von unsern europäischen Kindern „Scheere" genannt wird: Ein Bindfaden wird in mannichfachen Windungen zwischen die ausgestreckten und emporgehaltenen Daumen und kleinen Finger beider Hände symmetrisch geschlungen und nach bestimmten Regeln „abgehoben" (so lautet auch in Finschhafen der terminus technicus, natürlich übersetzt), wobei sich immer neue Figuren ergeben.

In Bogadjim habe ich diese beiden Spiele nicht bemerkt; jedoch erwähnt Miklucho-Maclay den Kreisel ebenfalls von Bongu.

Die Mädchen haben eine Art Ballspiel, indem sie mit den Händen eine aufgeblähte Schweinsblase sehr hoch zu werfen verstehen. Man steht hiebei nicht im Kreise, sondern regellos umher und auch ältere Frauen betheiligen sich oft an diesem Spiel. Der Ball darf nicht zur Erde fallen; wenn dies dennoch geschieht, entsteht allgemeines Gelächter über die Ungeschicklichkeit der betreffenden Spielerin.

In schönen, stillen Mondscheinnächten setzen sich auch oft die Knaben und Mädchen zusammen und singen. Ich gebe hier zur Probe ein solches, mir von Herrn Hoffmann mitgetheiltes Kinderliedchen:

Dasselbe heisst: Dungengi dede (Dungengi = Mädchen, dede = Lied).

O, o, bai allelé!
O, o, alle, alleló!
O, o, ere apindé!
apin-apindé!
O gé, wallelé!
Walle — wallelé!
O alle allelé!
apin-apindé!

Das heisst in der Uebersetzung:

Der Mond (bai) ist da, auf zum Strand! (allelé).
Auf zum Kosen! (Eigentlich: zum Drücken, nämlich der Brust, denn die Knaben pflegen häufig spielender oder neckender Weise die Mädchen an der Brust zu fassen. Apijimmo heisst nach Hoffmann: Zusammendrücken.)
Auch die Fische (gé) gehen spazieren (wallelé — wer denkt dabei nicht an unser Wallen?)
Gehen spazieren!
Auf zum Strand!
Auf zum Kosen!

Was ist natürlicher, als dass sich hier am Strand in der milden Nacht unter dem Silberlicht des alten Schlingels Mond manche Liebesgeschichte anspinnt, wenn es auch bei den sitten-

*) Im XXI. Band der Zeitschrift für Ethnologie: Ueber Familienleben und Gebräuche der Papua's in der Umgebung von Finschhafen.

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 37. Dorfidyll aus Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

strengeren Tamo's nicht gerade so weit kommen dürfte, wie bei der Finschhafener Jabim-Jugend (cf. Schellong), obwohl auch dort die Unzucht nach Vetter's Zeugniss nirgends frech zu Tage tritt. Bongu scheint laxer zu sein, denn von dort berichtet Miklucho-Maclay (l. c. Seite 298), dass er mehrfach auf dem warmen Sand des Strandes Kinder beiderlei Geschlechtes den Coitus als Kinderspiel habe nachahmen gesehen.

Das Ideal männlicher papuanischer Schönheit haben wir oben Seite 166 kennen gelernt, wenigstens so, wie es in den Augen der Jabim's erscheint.*) Das Ideal der weiblichen Schönheit bildet (nach Schellong) „eine grosse Nase, eine strotzende Brust und eine dunkelbraune glatte Haut".

Bei dieser Sachlage ist es nicht verwunderlich, dass schon sehr frühe die Leutchen sich miteinander verloben. Als Beispiel früher Verlobung**) ward mir ein 15jähriger Knabe gezeigt, der mit einem 10—11jährigen Mädchen verlobt war. Obwohl es auch hier vorkommt, dass Väter ihre kleinen Kinder miteinander verloben — ich hörte von einem Fall, wo zwei Väter ihre 12 bis 13jährigen Knaben kreuzweis mit ihren 8—10 Jahre alten Mädchen verlobten, so scheint doch der Knabe oder Jüngling hier seine Verlobung meistens selbst in die Hand zu nehmen, und dazu giebt ihm das Mondscheingekose und Gedrücke der Brust am Strande reichlich Gelegenheit. Die Heirathen dürften also, gerade wie es Schellong von Finschhafen berichtet, reine Neigungs- oder Liebesheirathen sein, bei denen die Herren Eltern wenig dreinzureden haben, wenigstens im Anfang. Denn ein elterliches Veto muss doch wohl bestehen, weil Fälle bekannt sind, wo Liebespaare, die sich nicht „kriegen" konnten oder sollten, miteinander in den Wald oder nach einer Insel durchbrannten — auch im Papuaherzen lodert heiss die Flamme der allmächtigen Liebe — und sich dort so lange verborgen hielten, bis die Eltern mürbe geworden waren. Ich bin nicht geneigt, solche spontan vorkommenden Entführungen, über die auch von den Jabim's berichtet wird, auf Rechnung der früher bestandenen Raubehe zu setzen, das scheint mir zu weit gegangen; die gelegentliche Entführung ist eine so natürliche Sache, dass sie überall und bei allen Völkern vorkommen wird. Von den Jabim's berichtet Vetter, dass man über eine solche Entführung zwar schimpft, das Pärchen aber meistens zusammen lässt, zumal „wenn das Mädchen sehr verliebt ist und die Verwandten des Entführers zahlen können". Ebendort kommt es aber auch vor, dass ein Mädchen gegen seine Neigung einen Andern heirathet, auf eindringliches Zureden von Mutter und Tanten und Basen hin — ganz wie es bei uns manchmal passiren soll.

Wie bei den matriarchalischen Zuständen erklärlich, liegt die Verheirathung, das Kaufgeschäft, in den Händen der Verwandten mütterlicherseits und zwar vorzugsweise der weiblichen, wie ja Heirathsstiften von Alters her eine Lieblingsbeschäftigung des weiblichen Geschlechts bildet, bei den Weissen sowohl wie den Gelben, Braunen und Schwarzen.

Der Brautstand ist in Bogadjim ein ziemlich langer, unter einem Jahr wohl nie, oft aber 6—8 Jahre dauernd; vor dem zwanzigsten Jahr wird selten geheirathet.

Die offizielle Werbung geschieht durch die Mutter und zwar auf folgende originelle Weise:

Der von Amors Pfeil getroffene Jüngling dreht eine Cigarre, Tabakeinlage mit Hibiscus-Deckblatt. In die Einlage aber hat er ein Kopfhaar, ein Achselhaar und noch ein sonstiges Körperhaar von sich gewickelt. Diese Cigarre raucht er feierlich halb auf und übergiebt den Stummel der Mutter mit der Bitte, ihn seiner Herzenserkorenen zu überbringen. Am nächsten Morgen wird die Antwort abgeholt. Hat das Mädchen den Stummel aufgeraucht, so gilt dies als Jawort, giebt sie

*) In Bogadjim gilt, wie wir später sehen werden, eine vorspringende Nase und eine dunkle Haut für vornehm.

**) Die nach Vetter bei den Jabim's unbekannt ist; hier bekommen die Mädchen nach Eintritt der Reife im Alter von 14—16 Jahren gleich einen meist gleichaltrigen Mann; in Gegenden des Inlands werden sogar schon Kinder zur Ehe gegeben. Bei noch ganz jungen schwachen Frauen wird öfters Abortus eingeleitet; man will sie erst stärker werden lassen. Auch Mittel, die Schwangerschaft für immer zu verhüten, sollen nicht unbekannt sein; Mütter geben sie angeblich den Töchtern, um frühzeitigem Hinwelken zu begegnen. Kein Wunder, dass die Jabim's ein aussterbender Volksstamm sind (siehe oben Seite 88). Auf der Gazelle-Halbinsel Neu-Pommern's kommen (nach Hahl) Kinderverlobungen vor.

Digitized by Google

ihn unverletzt zurück, so bedeutet das ein Nein. Doch das Letztere kommt, glaube ich, nur selten vor, denn ehe der Jüngling den Cigarrenstummel sendet, ist gewöhnlich schon Alles besprochen und geebnet, sowohl zwischen den Liebenden, als deren Eltern. Die Cigarre mit den eingewickelten Haaren soll offenbar als Liebeszauber wirken.

Die Cigarrenstummelanfrage*) ist ein feierlicher Akt, zu dem sich der Liebende während einiger Tage durch Festschmuck und Fasten (nach denselben Regeln wie bei der Beschneidung) vorbereitet. Auch nach dem Verlobungsact dauert dies noch eine mir nicht näher bekannte Spanne Zeit an. Mit dem Bräutigam während der ganzen Zeit fasten seine sämmtlichen Freunde und Altersgenossen im Dorfe und kleiden sich ebenfalls in festlichen Schmuck.

Wie es Kohler von den Australiern sagt, ist auch hier die Verlobung wahrscheinlich nicht bloss ein obligationsrechtliches Band, sondern bereits ein präsent-familienrechtliches Vorstadium der Ehe, und es scheint bereits bei der Verlobung ein Theil der ganzen festgesetzten Heirathssumme bezahlt zu werden. Wenn also die Braut entführt wird, so ist der Bräutigam der direkt Verletzte. Als nämlich in Bogadjim Einer ein Mädchen heirathen wollte, erhob ein Anderer Ansprüche auf dasselbe und nahm es ihm weg, weil er bereits Anzahlung geleistet habe. Beinahe wäre es hierüber zu Thätlichkeiten gekommen, und nur Dank dem Einschreiten des Missionars ward die Sache gütlich geschlichtet. Wie, weiss ich nicht.

Die Zeit von der Verlobung an bis zur Hochzeit ist für das Paar eine recht peinliche, da sie absolut nicht miteinander verkehren dürfen. Sobald sie sich aus Zufall begegnen, müssen sie das Gesicht von einander abwenden; Lächeln oder gar Sprechen mit einander wäre Verbrechen.

Dieses Gebot des Meidens erstreckt sich auch auf die Schwiegereltern und Schwäger, wiederum eine Sitte, die nach Tylor nur da vorkommt, wo Mutterrecht herrscht oder geherrscht hat. Nach der Heirath jedoch darf der Schwiegersohn auch wieder mit den Schwiegereltern, die sich nach der Hochzeit gegenseitig mit einem besonderen Namen anreden, und Schwägern frei verkehren, das Meiden findet also nur temporär während der Verlobung statt, d. h. in Bogadjim. Bei den Jabim's dürfen nach Vetter's Zeugniss die Namen der Eltern nicht genannt werden und die Schwiegereltern weder genannt noch angerührt, ihr Name auch dann nicht ausgesprochen werden, wenn ihn ein Anderer trägt oder er von einer Sache entliehen ist. In Bogadjim hat im Gegentheil die Schwiegermutter sehr viel in die junge Ehe zu reden und macht dem armen jungen Ehemann das Leben oft recht sauer (es soll dies auch manchmal bei hochstehenden Culturvölkern vorkommen), so dass dieser oft wünschen mag, es möchten australische Sitten herrschen; denn bei den Australiern, erzählt uns Prof. Kohler, müssen sich Schwiegersohn und Schwiegermutter ausweichen. Treffen sie sich zufällig, so verbergen sich beide, bis die Begegnung vorüber ist — Alles mit merkwürdigen Geberden des Missbehagens und Entsetzens. „Glückliche Menschen!" rief mein Freund Jalla aus, als ich ihm dies verdolmetschte. Er hatte nämlich gerade vor den handgreiflichen Insulten seiner Frau und ihrer Mutter Zuflucht auf meiner Veranda gesucht.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten sind verschieden, je nachdem der Bräutigam ein Mädchen aus seinem eigenen Dorfe**) oder aus einem der oben genannten befreundeten Gebirgsdörfer heimführt;

---

*) Kunze (l. c. Seite 49, 50) erzählt dieselbe so, dass der Onkel mütterlicherseits, der zuerst befragt werden müsse, im Fall seiner Einwilligung ein Tabaksblatt nehme, eine Zauberformel darüber spreche und es dem Burschen reiche, der nun seine Cigarette dreht und dieselbe direkt der Erkorenen anbietet. Wenn das Mädchen sie annimmt oder gar davon raucht, so ist dies ein günstiges Zeichen für den Freier. Doch darf er seiner Sache erst sicher sein, wenn er als Gegengabe eine Nähnadel in Gestalt einer Fischgräte, wie sie überall gebräuchlich sind, erhält.

Kunze sagt auch, dass das Mädchen als Braut einen besonderen Schmuck von Muscheln um die Hüften bekomme und dass dasselbe nach der Verlobung einige Zeit im Hause der künftigen Schwiegermutter weile.

**) Wobei die Regeln der Exogamie nicht verletzt zu werden brauchen, denn selbst die einzelnen Theildörfer bestehen ja aus verschiedenen Familiengruppen.

Digitized by Google

ausser denselben stehen noch mit Bogadjim in connubium die Leute von Yomba bei Friedrich-Wilhelmshafen, Bilibili und Bongu. Die legale Eheform ist in beiden Fällen der Kauf, der sogar zum Creditkauf werden kann; denn so und nicht anders wird die Thatsache aufzufassen sein, dass einige Zeit, nachdem ein Bogadjim-Mann sich eine Frau aus dem Gebirge geholt hatte, eine Abordnung aus dem betreffenden Dorf erschien und unter grossem Singsang und Halloh einen Hund, vielleicht die Restzahlung des Kaufpreises, in Empfang nahm.

Wenn die Braut aus dem gleichen Dorf wie der Bräutigam ist, so sind die Hochzeitsceremonien sehr einfach.

Wenn der Mann seiner Frau ein Haus gebaut hat, so „ruft er die Frau" am bestimmten Tage. Darum heisst das Fest auch Unga (= Frau) metimmo (= rufen). Er führt in feierlichem Aufzug seine Zukünftige in den Kreis der Dorfbewohner und spaltet dort eine Betelnuss, wovon er die eine und die junge Frau die andre Hälfte kaut, jedenfalls als Symbol der zukünftigen Lebensgemeinschaft. Ein grosses Festmahl beschliesst die Hochzeit, bei der die Eltern anscheinend nur eine passive Rolle spielen.

Anders gestaltet sich die Sache, wenn sich der Mann seine Braut aus dem Gebirge holt. Hier tritt in den Ceremonien trotz des Kaufes noch deutlich die alte Form des Frauenraubes zu Tage. Hier „ruft" nämlich nicht der Bräutigam seine Braut, sondern er „stiehlt", er entführt sie. Der Ausdruck: Eine Frau stehlen steht geradezu für: Sich eine Frau aus dem Gebirge holen.

Das Mädchen wird dem Räuber nicht gutwillig überlassen, sondern er wird — natürlich nur zum Schein und nach vorher festgesetztem Programm — verfolgt und muss seinen Raub vertheidigen. Es entsteht Streit und Scheinkampf, der noch vor kurzer Zeit damit endete, dass sich der Entführer einen richtigen, veritabeln, allerdings nicht sehr starken Pfeilschuss ins dicke Fleisch des Oberschenkels gefallen lassen musste, womit er dann anerkannter Ehemann war. In Bogadjim leben noch viele Leute, die mit Stolz ihre Pfeilnarbe zur Schau tragen; ich habe diese selbst gesehen.

Heutzutage hat sich die Sitte gemildert und es wird der Pfeilschuss nur noch mit dem Munde in Form gewaltiger Wortgefechte und Schimpfereien verabreicht.

Doch kommen noch Ausnahmen vor, wirklicher, ernsthafter und gewaltsamer Frauenraub, wie er nur je in den ersten Anfängen menschlichen Gesellschaftslebens bestanden haben mag. Denn Kunze (l. c. Seite 44) weiss von einem Fall zu berichten, wo eines Nachts ein in der Nähe des Prinz Adalberthafens gelegenes Dorf von den Bewohnern einer ferneren Insel überfallen ward. Viele Männer wurden hiebei getödtet, und die Ueberlebenden, welche nach dem Ueberfall ihr Dorf verlassen und sich anderswo angesiedelt hatten, baten Kunze flehentlich, ihnen doch wieder zu ihren Frauen und Töchtern zu verhelfen.

Die Frau folgt, wie gesagt, dem Manne; nur selten zieht der Mann in das Dorf seiner Frau; dagegen kommt es vor, dass die Frau in ihrem Heimathsdorf wohnen bleibt, während der Mann nach seinem Stammdorf zurückkehrt, wo er vielleicht ebenfalls eine Frau wohnen hat.

Am meisten mag uns bei der ganzen Sache verwundern, dass die Frau nicht wie anderwärts, wo Frauenkauf besteht, rechtloses Eigenthum des Mannes wird, sondern ein relativ hohes Maass von rechtlicher Selbstständigkeit bewahrt, so dass sie sogar selbstständig vererbbares Eigenthum besitzt und nach dem Tode ihres Mannes nicht nur frei wird, sondern von ihm sogar das für sie erbaute Haus in Nutzniessung behalten kann. (Siehe oben Seite 226.)

Wie sich bei den vorherrschenden Neigungsheirathen nicht anders erwarten lässt, ist die Liebe der Gatten zu einander sehr ausgeprägt; es existirt in Bogadjim ein altes Ehepärchen, das einander noch alle die Zärtlichkeiten und Aufmerksamkeiten erweist, welche unter Neuvermählten üblich sind. Ein anderes, jüngeres Ehepaar ist mir bekannt, wo der Mann seine Frau vom Felde und die Frau den Mann vom Fischfang abholt. Häufig und gern nimmt der Tamo seine Kinder auf den Arm

Digitized by Google

und herzt und liebkost sie. Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, dass der Papua das Küssen nicht kennt, nicht einmal den Nasen- oder Riechkuss der Malayen.

Aber auch das Gegentheil kommt vor, Ehepaare, die so zu sagen wie Hund und Katze mit einander leben, und wobei es Schläge von beiden Seiten setzt.

Das Recht des Stärkeren herrscht vor, und bei ehelichen Meinungsdifferenzen prügelt man sich sowohl ein- als gegenseitig, je nach Vertheilung der Kräfte; dem Manne, welcher drei Frauen hat, kann es unter Umständen passiren, dass er successive von allen dreien an die Luft gesetzt wird. Missionar Bergmann, einer der ältesten Pioniere dort, erzählte mir, dass die Siarfrauen nicht mit sich spassen lassen. Sie werfen gleich mit Töpfen, sind also ein streitbares Geschlecht. Die dortigen Tamo's haben aus Angst vor ihren Weibern schon nächtelang auf Bergmann's Veranda campirt, ohne sich nach Hause zu trauen, und haben ihm seufzend und neidisch gesagt: Bergmann, du hast aber eine gute Frau!

So lebt man schlecht und recht dahin. Das häusliche Leben spielt sich, abgesehen von den obigen Intermezzos, ziemlich einförmig ab.

Bei Tagesgrauen steht man auf und bringt die ersten Tagesstunden in Gesellschaft — Männer, Weiber und Kinder — am Strande zu, wo man sich den in der Morgenkühle fröstelnden Leib wohlig von der aufgehenden Sonne bescheinen lässt. Manchmal gehen auch die Männer vor Tagesgrauen schon zum Fischen.

Der Morgen — nebe χolo (χolo oder rolo Nacht) oder tseng kinielle (tseng = Sonne, kinielle = klein, also kleine Sonne, womit aber auch der Abend gemeint sein kann, der ja ebenfalls eine Zeit der „kleinen" Sonne ist) dauert etwa den ganzen Vormittag.

Mittag heisst χanam oder tseng koba (grosse Sonne) und der Abend neben tseng kinielle auch bilaχo. χolo heisst die Nacht. Da man wie bei den malayischen Völkern nach Nächten rechnet (ein Ort ist z. B. so und so viel mal „Schlafens" entfernt), so hat man eigentlich gar kein rechtes Wort für Tag; das hiefür gebräuchliche bati bezeichnet nach Hoffmann nur den Handels- oder Markttag.

Grössere Zeiträume berechnet man nach den Mondphasen und nennt sie, wie wir den Monat oder Mond, nach dem Monde, der aber in der Bogadjimsprache bai heisst. Noch grössere Zeiträume werden nach Taro-Ernten, wau's bemessen, wie ich bereits oben S. 198 erwähnt habe.

Die Zeitrechnung stimmt also fast mit der unsrigen überein.

Um 8 Uhr etwa geht die Frau zum Kochen und bereitet für die Familie Taro- oder Yam-Knollen mit Fischen, Muscheln, Schnecken oder fetten Maden und Raupen als Zuspeise. Hernach, gegen 10—11 Uhr, gehen beide Geschlechter in's Feld. Der Mann verrichtet die schwere Arbeit, als da ist: Waldroden, Umbrechen und Lockern des Bodens mit dem Niebungholz-Spaten (gedát), Einpflanzen der Umzäunung etc., und die Frau die leichtere. Dagegen ist die Frau beim Nachhausegehen von der oft recht weit entlegenen Plantage, so gegen 4 Uhr Nachmittags, mit Lasten (Feldfrüchten, Feuerholz) und Kindern, die ja, wie wir oben gesehen haben, mitgenommen werden, schwer bepackt (siehe das Bild Tafel 36). Der nebenhergehende Mann trägt nur seine Waffen. So wird es überall in Melanesien gehalten. Es ist das keine Rohheit und Nichtachtung des weiblichen Geschlechts, sondern eine Vorsichtsmaassregel; der Mann darf sich nicht belasten, weil ihm der Schutz seines Weibes obliegt. Aber unzweifelhaft birgt dies Verhältniss den Keim zum späteren Herabdrücken des Weibes zum Last- und Arbeitsthier, wie wir es im benachbarten malayischen Archipel antreffen.

Die Abendmahlzeit, welche gegen 6 Uhr stattfindet, kochen die Männer für sich allein und verzehren dieselbe in Gesellschaft vor ihren Häusern auf den obenerwähnten tischartigen Gestellen. Säumige, auf der Jagd oder im Feld noch Weilende werden mit einem Zeichen der grossen Familien-trommel herbeigerufen. Diese weithinschallenden, regelmässig zur bestimmten Zeit wiederkehrenden

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 38. Grosses Krokodil-Festessen in Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Essensrufe sind für den Papua genau das, was für den im Feld arbeitenden Landmann bei uns das mittägige oder abendliche Glockengeläute ist. Es ist, wie ich bereits Seite 191 beschrieben habe, eine Reihe von Tönen, die langsam, in grösseren Intervallen beginnend, allmählich immer kürzer und schneller, fast wirbelartig werden. Noch heute höre ich oft in meinen Träumen die Esstrommeln der Bogadjim-Leute.

Späterhin kaut man etwas Siri, besucht und schwatzt mit einander, spielt oder wandelt und hockt, besonders in mondhellen Nächten, am Strande. Mond (bai) und Sterne (bongar), besonders der hell und klar am Himmel (=lau) leuchtende Abendstern, sind grosse Lieblinge der Bogadjim-Leute und kommen oft in ihren Gesängen vor.

Als leidenschaftlicher Raucher bereitet sich der Tamo seine Abend-Cigarette. Er holt zu dem Zweck seinen Matukar- oder Waskia-Knaster, eventuell auch selbstgebauten, hervor, zerreisst das Blatt in quadratische Stücke, nimmt deren eines oder zwei, rollt sie mit etwas Bruch oder Rippen als Einlage zusammen und umwickelt die so entstandene Cigarette mit einem bestimmten Blatt*). In Bogadjim, wo dasselbe Warr genannt wird, dienen die Blätter von Hibiscus tiliaceus als Deckblatt und zwar noch grün, welche man in Dütenform mit den Fingern zusammendreht und festhält, bis die Cigarette, nach wenigen Zügen, aufgeraucht ist. Lauterbach hat auf seiner Gogol-expedition Bananenblätter als Deckblatt benützen gesehen**).

Manchmal wird auch das bekannte Kawa getrunken, welches aber hier in Bogadjim Kial heisst. Das geschieht aber nicht jeden Tag, sondern nur bei besonders freudigen oder traurigen Anlässen.

Die Pflanzen, aus welcher Kial bereitet wird, sind nach Miklucho-Maclay zwei Pfefferarten, die von einer dritten aus Upolu (Samoa-Inseln) stammenden Pflanze nach dem Urtheil Dr. Scheffer's, des früheren Directors des botanischen Gartens zu Buitenzorg, verschieden sind. Welche der richtige Piper methysticum ist, bleibt dahingestellt, doch will ich nicht vergessen, darauf hinzuweisen, dass derselbe wildwachsend in Deutsch-Neu-Guinea von den Botanikern Hollrung und Warburg nachgewiesen ist. Miklucho-Maclay hat die Kial (-Keu-) Bereitung ausführlich beschrieben***) und zwar fast ganz so, wie ich dies selbst in Bogadjim wahrgenommen habe, gelegentlich des grossen Krokodil-Essens. Eine Schaar junger Männer und Jünglinge (nur solche besorgen das Kaugeschäft) sass und stand etwas abseits von der übrigen Gesellschaft, die ich im Bild, Taf. 38, fixirt habe; sie kauten auf beiden Backen†) an den Wurzeln, deren sie einen grossen Haufen vor sich liegen hatten und spieen von Zeit zu Zeit den gut durchgekauten Wurzelballen mitsammt dem dazwischen haftenden Speichel in

---

*) Kunze l. c. Seite 21 Anmerkung.

**) Die Leute von Malu am oberen Kaiserin-Augustafluss scheinen den Tabak in vollkommen sachgemässer und technisch richtiger Weise zu bauen, als ob sie es den europäischen Tabakpflanzer oder den Malayen direkt abgelernt hätten; das letztere wird ja wohl schliesslich, wenn auch vor etwas langer Zeit, der Fall gewesen sein. Hollrung erzählt, dass die Maluleute den Tabak zunächst im Saatbeete aufziehen und dann die Pflänzchen vereinzeln, wenn sie 15—20 cm hoch sind, etwa 2—3 Monate nach der Aussaat. Die Pflänzchen werden auf eine Entfernung von 40—50 cm bald in einem Dreieck, bald in einem quadratischen Verband verzogen. Zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen werden die eben verzogenen Pflanzen in passender Weise mit Palmenblättern überdacht. In einigen Pflanzungen waren die Tabakspflanzen angehäufelt worden.

Mit Anfang der Blüthezeit findet das Abnehmen der Blätter von unten nach oben zu statt. Die abgenommenen Blätter werden einzeln auf dünne Fäden von Rottan gereiht und später in „Möhren" gebracht. Die Aufbewahrung der Möhren erfolgt in Palmblattscheiden.

Es kann sonach gar keinem Zweifel unterliegen, dass diese im Innern Neu-Guinea's lebenden Völker mit dem Tabak zugleich die Art und Weise der Cultur desselben überkommen oder mitgebracht haben.

***) „Ethnologische Bemerkungen über die Papuas der Maclay-Küste in Neu-Guinea". In „Natuurkundig tydschrift voor Nederlandsch-Indië" Batavia 1876, Deel XXXVI, 7. Serie, deel VI, p. 328 ff.

†) Ein solcher mit vollen Backen kauender Jüngling ist auf dem erwähnten Bild, in der Mitte stehend, doch zu sehen. Er hatte sich wohl aus Neugier von seinem Geschäft abziehen lassen.

Digitized by Google

einen Topf. Dann wurde noch etwas Wasser zugegossen und die grünliche Brühe durch einen Graspfropf hindurch in ein anderes Gefäss abfiltrirt. Ich habe mir das fertige Produkt nicht angesehen und auch eine freundlichst offerirte Probe dankend abgelehnt. Nach Miklucho-Maclay soll die Flüssigkeit sehr bitter und aromatisch sein und nicht besonders gut schmecken, was auch die Gesichter der Männer beim Trinken durch allerlei Grimassen bezeugen; der Effekt ist aber sehr stark; ein kleines Weinglas genügt, wie Miklucho-Maclay sagt, um in einer halben Stunde den Mann sehr unsicher auf den Beinen zu machen. Es wird auch nur aus einem besondern, aus einer spitzig-ovalen Baumfrucht (nach Miklucho-Maclay aus einer Zwergkokosnuss) hergestellten und etwa ein Weinglas an Inhalt fassenden Baumfrucht getrunken, und zwar nur von erwachsenen Männern; Frauen und Kindern ist es verboten.

Miklucho-Maclay (l. c.) sagt noch Folgendes, das ich nicht beobachtet habe:

„Die meisten Keu(= Kial) Trinker richten sich auf und ihren vollen Becher sorgfältig haltend, treten sie zum Rand des offenen Platzes und sich von den Uebrigen abwendend, schieben sie den Mal (= Mel, Schamgürtel) etwas zur Seite, und in gleicher Zeit mit dem Ausleeren des Bechers wird Urin gelassen. Diese Sitte ist besonders von den alten Leuten beobachtet."

Der Effekt ist weniger Rausch als Betäubung. Der Trinker wird schläfrig und hiegegen haben die Tamo's nach Miklucho-Maclay ein Mittel erfunden: der schläfrige Keu-Liebhaber lässt sich durch einen Freund solange mit einem Grashalm den Augapfel reizen und kitzeln, bis die Augen voll Thränen stehen. Diese Operation soll als eine sehr angenehme angesehen werden. Auch dies ist mir nicht zur Beobachtung gekommen.

Die Tamo's schreiben dem Kial besondere Wirkung auf das Rückenmark zu. Von älteren Leuten nämlich, die ziemlich früh schon greisenhaft gebückt gehen, sagt man: Er hat die Kial-Krankheit (den Kial-Ringwurm).

Der Kial-Trinker ist, nebenbei bemerkt, am nächsten Morgen wieder klar und nüchtern ohne Kater.

Das Salz kennt der Tamo nicht, d. h. er kennt es wohl und hat auch einen Namen dafür (Bar), wie ich mich bei meinem Besuch im Bergdorf Wjenge überzeugt habe, er besitzt es jedoch nicht. Als ich in Wjenge oben auf dem öffentlichen Esstisch dort zusammen mit Freund Hoffmann meine Mahlzeit ausbreitete und umstanden von der ganzen staunenden Bevölkerung zu mir nahm, passirte mir das Unglück, dass das Papier, in welches mein Salz gewickelt war, auf den Boden flog und seinen Inhalt ringsherum verstreute. Wie der Blitz hockte die ganze Bevölkerung plötzlich auf dem Boden und tupfte und leckte in lächerlich sorgfältiger Weise auch das letzte Stäubchen auf. Salz, ich will dies für Unkundige ausdrücklich wiederholen, war mir neben rother Farbe zum Bemalen des Gesichtes, sowohl im Innern Sumatra's als in Neu-Guinea stets das begehrteste und bestbezahlteste Tauschmittel.

Die Gewinnung von Salz aus dem Seewasser verstehen die Tamo's nur in allermangelhaftester Weise. Ihre Nahrung kochen sie mit reinem Seewasserzusatz, etwa $^1/_8$, zu dem gewöhnlichen Kochwasser. Miklucho-Maclay (l. c.) erzählt, dass die Bergbewohner, wenn sie an die Küste kommen, nie versäumen, mit Seewasser gefüllte Bamburöhren mit in die Berge zurückzunehmen. Dann beschreibt er noch, wie „die bei den hohen Fluthen angeschwemmten trockenen Stämme und Wurzeln, die Monate lang vom Meer getragen und vom Salzwasser durchdrungen worden waren, von den Papua's herausgezogen, an der Sonne ein paar Tage getrocknet und angebrannt werden. Die Stämme brennen mit einer kleinen Flamme und lassen eine bedeutende Masse weisser Asche zurück. Diese noch warme Asche wird von den Papua's gierig gegessen; sie ist auch in der That ziemlich salzig; leider kann sie, da sie wegen ihres Salzgehaltes sehr hygroscopisch ist, nicht lange aufbewahrt werden, in ein paar Stunden wird sie zu einem schwarzen Brei. Solche angespülte Stämme werden

Digitized by Google

gespalten und öfters von den Küstenbewohnern in die Bergdörfer als Geschenke gebracht, wo damit sehr sparsam umgegangen wird."

Hunde, Schweine und Krokodile, sowie grosse Schlangen sind Festspeisen, die den Frauen verboten sind und nur von den Männern und zwar auf dem Asaplatz vor dem Asahause oder abseits vom Dorfe bereitet und genossen werden dürfen.

Wie ich oben schon gesagt habe, sind die Speisezettel der Männer und der Frauen verschieden. Gewisse Speisen dürfen nur von Männern und gewisse nur von Frauen genossen werden, so zwar, dass die guten Dinge (es handelt sich bei dem Verbot nur um Fleisch- resp. Fisch- und Muschel-Speisen) ausschliesslich auf die Tafel der Männer entfallen.

Die Zukost zu seiner in den Plantagen gewonnenen pflanzlichen Nahrung gewinnt der Papua hauptsächlich durch Fischerei. Er lebt ja an der See, die ihm eine bequeme und sichere Nahrungsspenderin ist. Doch verschmäht er nicht leicht etwas Essbares und hebt sorgfältig Alles Derartige auf. Wenn er über Feld geht, führt er immer seine Bambubüchse mit und sammelt dahinein alles Mögliche: Käfer, Schnecken, Krebse, Krabben, Raupen, kleine Eidechsen und dergleichen*). Man könnte meinen, der braune Neu-Guineabruder sei ein eingefleischter Sammler oder Naturforscher. Wenn er dann aber nach Hause kommt, wird die ganze hübsche Sammlung mitsammt der allenfalls mit aufgerafften Erde und den trockenen Blättern in den Kochtopf geleert und mitgekocht.

Die Fische werden theils gespeert, theils mit Pfeilen geschossen, worin die Bogadjimleute einen gewissen Ruf haben, oder auch in grossen aus Bambu und Rottan geflochtenen Reusen und mit dem Schöpfnetz gefangen. Aale fängt man durch Ableiten eines Flussarmes. Kleinere Fische fängt man wohl auch, indem man einen Wasserarm absperrt und die zerriebenen Blätter eines Baumes oder einer Schlingpflanze (wohl dieselbe Pflanze wie die malayische Tuba, die zu demselben Zweck und in derselben Weise gebraucht wird) hineinwirft, worauf die Fische betäubt an die Oberfläche kommen. Angeln habe ich in Bogadjim keine gesehen, wohl aber massenhaft in Finschhafen.

Man betreibt auch eine Art Hochseefischerei, indem zu gewissen Zeiten eine kleine Flotille auf die See hinausfährt und dort bei Fackelschein, wodurch die Fische angezogen werden, dem Fang vermittelst des Speers obliegt.

Schnecken, Muscheln u. dergl. zu sammeln, ist Sache der Frauen und Kinder.

Känguru's, Beutelthiere, Kasuare, Hühner (Tallegalla's und Megapodien) werden nur gelegentlich und zufällig erlegt, da diese Thiere bedeutend seltener geworden sind, „seit die Flinte hier ist". Die Nistplätze der Kasuare und Hühner scheint man dagegen öfters aufzustöbern; weniger in Bogadjim, dessen Umgebung durch die Tabakplantagen bereits entwaldet ist, als in den noch unberührten Bergdörfern; ich habe in Wjenge im Männerhaus mindestens ein Dutzend leere, aufgegessene Kasuar- und Megapodieneier an der Wand stecken sehen.

Regelmässige Jagden werden nur gehalten auf Krokodile und Schweine.

Wenn ein Krokodil gespürt wird, so passt man den Zeitpunkt ab, wenn es zu Land, meist nach einer benachbarten Lagune, geht. Dann versteckt sich eine Anzahl Leute längs des zurückgelegten Pfades und speert es auf seinem Rückwege. Wenn das Thier nicht gleich todt ist, so werfen sich die Leute auf dasselbe und halten es beim Schwanze fest, indem sie den Schlägen und Bissen sehr geschickt auszuweichen verstehen, bis ein glücklicher Speerstoss ihm das Lebenslicht ausbläst.

Kunze (l. c. Seite 26) erwähnt eine andere Jagdmethode. „Das Krokodil", sagt er, „pflegt nach eingenommener Riesenmahlzeit zu ruhen; liegt es dann am Strande und schläft, so wird es von einer Menge kräftiger Papuamänner, welche mit langen zugespitzten Stangen bewaffnet sind, umstellt, und jeder bohrt dicht um das schlafende Thier herum das spitze Ende seiner Stange

*) Miklucho-Maclay l. c.

Digitized by Google

möglichst tief in den Erdboden, während er das obere Ende derselben fest in den Händen hält. In wenigen Minuten ist so um das Krokodil herum ein Gehege gebildet, darin es sich nicht zu bewegen vermag. Nun greifen einige das schlafende Ungethüm an, indem sie ihm in die Augen, in die Brust und in den Rachen Speere treiben."

Die Schweine werden folgendermaassen gejagt: In der heissen, trockenen Zeit umstellt man ein bestimmtes Stück der Lalangsavanen, worin man Schweine vermuthet und zündet dasselbe von allen Seiten an. Eine Anzahl Beherzter und Behender springt dann in den Feuerkreis hinein und schiesst die vom Feuer und Rauch halbblinden Schweine mit dem eigens für solche Jagden bestimmten Bambupfeil, dem Palam (siehe Seite 175) nieder. Um die Schweine, die ausbrechen, bevor das Terrain umstellt und in Brand ist, bekümmert man sich nicht viel.

Ausserdem aber fängt man die Schweine auch in Gruben, die ca. ein Meter im Durchmesser halten und mannstief sind. Ihre Wände sind mit wildem Zuckerrohr und Bambustangen ausgekleidet. Sie sind mit einem Zaun umgeben, der nur vorn eine Oeffnung lässt. Bedeckt oder sonst maskirt ist die Grube weiter nicht und die Schweine stürzen wahrscheinlich des Nachts hinein.

Da das edle Waidwerk all seiner Lebtage das Vorspiel und die Vorübung zum Kriege gewesen ist, so ist es nicht mehr wie recht und billig, dass wir die Betrachtung des letzteren gleich hier anschliessen. Glücklicherweise ist es nur sehr wenig, was ich hierüber mittheilen kann. Der Bogadjimtamo ist keine kriegerische Natur. Sanftmuth und Friedfertigkeit sind bei ihnen zu Hause, darin stimmen alle Reisenden mit mir überein.

Bevor ich nach Neu-Guinea ging, hatte ich bereits 14 Jahre auf der Ostküste Sumatra's unter den halbkultivirten Malayen zugebracht, ich hatte zwei Expeditionen in das damals noch fast unbekannte Innere dieser Insel zu den Batak's, den berüchtigten Kannibalen, unternommen und monatelang mutterseelenallein unter ihnen gelebt; ich dachte also „Wilde" zur Genüge kennen gelernt zu haben. Als ich aber in Bogadjim meinen Fuss zum erstenmal auf den weissglänzenden Strand setzte und mich plötzlich von einem Haufen nackter, kupferroth bemalter, über und über mit Eberzähnen und Muschelschmuck behangener, mit Bogen, Pfeil und Speer bewaffneter Menschen umringt sah, da überkam mich, wie niemals vorher das intensive Gefühl: Jetzt erst bist du unter wirklichen und wahrhaftigen Wilden. Als ich den Leuten dann aber in die treuherzig blickenden Augen und das trotz aller scheusslichen Bemalung und trotz alles barbarischen Schmuckes gutmüthige, in freundliche Falten gelegte Gesicht sah, da war mein zweiter, ebenso intensiver Gedanke: Das sind gute Menschen! Und so war es auch. Man hat sie theilweise gezwungen, ihre alten Ansiedlungen zu verlassen, man hat schon einige ihrer Dörfer zerstört und niedergebrannt, man hat sogar auf sie geschossen — Maassregeln, die ja aus diesen und jenen Gründen berechtigt gewesen sein mochten — und immer wieder haben sich die Leute dem weissen Mann auf das erste Zeichen hin voll Zutrauen genähert; nur wenn es ihnen gar zu arg wurde, da haben sie in Ueberlegung genommen, ihre Heimath, ihre Stranddörfer, ihre Hauptnahrungsquelle, das Meer, zu verlassen, und sich in's unzugängliche Innere zurückzuziehen. Sogar die ganze Einwohnerschaft Bogadjim's trug sich lange Zeit sehr stark mit diesem Gedanken. Das waren die ganzen Repressalien. Es erinnerte mich dies lebhaft an die Anekdote von jenem Sachsen, der im Wirthshaus neben einem richtigen Flegel sitzt und sich dessen Brutalitäten einige Zeit gefallen lässt, zuletzt aber entrüstet in die Worte ausbricht: „Hören Sie, erst haben Sie mir mein Bier umgeschüttet, dann haben Sie mir mit der Cigarre ein Loch in den Aermel gebrannt und jetzt nennen Sie mich einen groben Filz; wenn Sie jetzt noch ein Wort sagen — dann setz' ich mich an 'nen andern Tisch!"

Ich habe hier in Neu-Guinea meine alte Erfahrung auf's Neue bestätigt gefunden: der Wilde, solange er mit den Europäern noch nicht in Berührung kam, ist ein harmloser, gutmüthiger Mensch, und es liegt fast einzig und allein am Europäer selbst, wenn er Uebles von ihnen erfährt. Diebe,

Digitized by Google

Räuber und Mörder giebt es unter jedem Volk und nicht zum wenigsten unter uns hochcultivirten Europäern; und bei wem wiegt ein solches Verbrechen schwerer: bei dem sittlich so hoch stehen sollenden Weissen, der die volle Tragweite seiner Handlungen beurtheilen kann, oder bei dem geistig unentwickelten Wilden? Gewiss, es wurden schon viele Reisende und Händler erschlagen und, ich will es zugeben, sehr viele wohl aus reinen Raubgelüsten; nun möchte ich aber wissen, wie lange in Europa Jemand am Leben bliebe, der allein und ungeschützt im Lande herumzöge mit einem Koffer voll Gold und Juwelen und die sehen liesse. Für die armen Wilden aber sind die Waaren des Händlers oder Reisenden mindestens von derselben verhängnissvollen Anziehungskraft, wie für uns Gold oder Edelsteine!

Je mehr die Naturmenschen, die sogenannten Wilden, mit den Weissen verkehren, desto mehr entwickeln sich ihre Fehler, und je unberührter sie von unserer Cultur bleiben, desto mehr bewahren sie ihre guten Eigenschaften; das ist eine alte Geschichte und nicht gerade schmeichelhaft für uns und darum hören wir das nicht gern; aber nichts desto weniger ist es wahr, und erklärlich ist es auch. Man betrachte sich nur die lange Reihe von verkrachten Existenzen, Abenteurern, Goldsuchern, fanatischen Zeloten, habgierigen Glücksjägern, die wir Weissen seit Jahrhunderten als „Pioniere der Cultur" auf die Eingeborenen losgelassen haben! Alles stürmt auf diese armen Kerle ein. Jeder will etwas von ihnen, jedem sollen sie behilflich sein, möglichst schnell zu Reichthum und Macht zu gelangen, und je nachdem der Wilde sich dazu stellt, wird das Urtheil dieser Leute ein verschiedenes und durch Eigenbelang getrübtes sein.

Gerade der Bismarck- und Salomonsarchipel waren bis vor fünfzehn Jahren noch sozusagen herrenloses Gut, um das sich kein Mensch kümmerte und nach deren Bewohnern sammt ihrem Wohl und Wehe kein Hahn krähte. Nur wenn hie und da ein Händler todtgeschlagen oder ein Trader- oder Arbeiterschiff ausgeraubt wurde, erhoben die Betroffenen ein solches Geschrei über die Heimtücke und Mordgier der grausamen Wilden, dass die Regierungen nicht umhin konnten, schnell ein Kriegsschiff hinzusenden und die Mördernester ohne viel Umschweife in Grund und Boden hineinzuschiessen. Die Händler, Trader und Reisenden waren natürlich immer die unschuldig Ueberfallenen; dass man je einen solchen wegen begangener Grausamkeiten an Eingeborenen justificirt hätte, ist mir nicht bekannt geworden.

Immer hört und liest man von der Grausamkeit und Mordgier der Wilden, selbst aus dem Munde und der Feder von Leuten, denen man ein unparteiisches Urtheil zutrauen sollte. Beginnt doch ein hervorragender Jurist einen Artikel über das Recht der Papua's auf Neu-Guinea mit den Worten: „Die Bewohner Neu-Guinea's stehen offenbar an Begabung den Australnegern bedeutend voran, während sie andrerseits wieder eine Grausamkeit und Rohheit der Gesinnung beweisen, die uns empört." Nein, uns muss es empören, solche Urtheile zu lesen. Wir haben kein Recht, Steine auf die Papua's zu werfen. Sie können sich nicht vertheidigen, sie haben weder Presse noch Parlament und schreiben leider keine Bücher, sondern pflanzen die Erzählung der Greuelthaten der Europäer nur mündlich fort; sonst könnte ein papuanischer Professor der Jurisprudenz ganz mit demselben oder noch mehr Recht von den Europäern schreiben: Sie stehen offenbar an Begabung den Australnegern voran, während sie andrerseits wieder eine Grausamkeit und Rohheit der Gesinnung beweisen, die uns empört.

Soll ich es aufschlagen, das mit Blut und Thränen geschriebene Buch der Menschenjägerei im Archipel durch die Arbeiteranwerbungsschiffe, wie sie noch vor gar nicht langer Zeit betrieben wurde, ein Buch so voller Greuel und bestialischer Rohheiten, dass uns die Haut schaudert und die Schamröthe ins Gesicht steigt vor diesen Segnungen der Cultur, die wir Europäer unsern schwarzen Brüdern gebracht haben. Schon aus diesem Grunde allein müssen wir es als ein Glück und eine That der Menschlichkeit preisen, dass Deutschland seine starke Hand auf diese Gebiete gelegt und ihren Be-

Digitized by Google

wohnern Ruhe verschafft hat vor den Sclavenjägereien der Arbeiterschiffe der Herren Zuckerpflanzer aus Fidji, Queensland u. s. w. Und eben darum darf auch Deutschland seine Südseecolonieen nicht mehr aus der Hand geben, gleichviel ob sie ihm Nutzen bringen oder nur zur Last sind. Von unserm, zur ersten Weltmacht emporgeblühten Vaterlande kann und darf man einen höhern, als den gewöhnlichen Krämerstandpunkt erwarten.

Obwohl sie nie zuvor einen Weissen gesehen hatten, konnte Miklucho-Maclay es dennoch wagen, nur mit einem einzigen europäischen Bedienten und einem Polynesier, der bald danach starb, an der Astrolabebucht zu landen und mitten unter den Leutchen für einige Jahre seine Hütte aufzuschlagen. Sie waren wohl zudringlich und begannen, wahrscheinlich aus lauter Furcht, ihm ihre Speere an Kopf und Hals zu setzen, aber er sagt selbst*), dass kein einziger sich unterfing, ihm einen schweren Schlag oder Stoss zu versetzen. Und auch ihre Pfeile schossen sie nicht auf ihn ab, sondern absichtlich an ihm vorbei, offenbar um ihn zu erschrecken und zum Fortgehen zu bewegen. Ich glaube, an jedem andern Punkt von Kaiser-Wilhelmsland, so wie wir die Bevölkerung jetzt kennen, wäre Miklucho-Maclay direct todtgeschlagen worden, denn die übrigen Papua's sind lange nicht so gut- und sanftmüthiger Natur, wie die Tamo's an der Astrolabebai. Warum sie so sind, weiss ich nicht. Vielleicht, weil sie in einem für sie so glücklichen, stillen und gesegneten Winkel wohnen, ohne Krieg, ohne häufigen Mord und Todtschlag.

Man muss aber aus dem Gesagten nicht schliessen, dass der Tamo ein lahmer, indolenter, schwerfälliger Gesell sei. Im Gegentheil! Er kann sehr heissblütig, aufbrausend und jähzornig sein, wie er ja auch trotz seiner geringen Bekleidung ein ausserordentlich eitler und unbändig stolzer Mensch ist, der selbst auf Europäer mit einem gewissen Hochmuth herabsieht, und Streitigkeiten und Prügel- und Schiessereien in den einzelnen Dörfern sind nicht so selten, nehmen aber wie gesagt nur ausnahmsweise grössere Dimensionen an; denn so schnell er aufbraust, so schnell ist er auch wieder besänftigt. Es sind eben wirklich nur grosse, unüberlegte, dem ersten Impuls folgende Kinder mit allen Tugenden und Mängeln von solchen; sie bedürfen einer gütigen, aber gerechten, festen Hand. Die Persönlichkeit macht bei ihnen alles, und es ist erstaunlich, wie gut diese Naturkinder Menschen zu beurtheilen wissen. Wie der Hund, bildet sich der Tamo seine unbestechliche Meinung über einen Fremdling nach den Augen; hat er „gute Augen", so kommt man ihm voll Freundschaft und Zutrauen entgegen. Nicht blos in der ausgebreiteten Namenkenntniss (s. oben S. 231), sondern auch in den „guten Augen" beruht zum Theil die merkwürdige Macht, welche gewisse Europäer auf den Eingeborenen ausüben. In der richtigen Hand und unter der richtigen Leitung geben die Leute, sobald sie sich einmal bereit finden lassen werden, gewiss ein ausgezeichnetes Arbeitermaterial ab. Die Bewohner der Finschhafener Küste, die Jabim's, stehen in dieser Beziehung allen anderen voran. Mit einem strengen, aber gütigen, ihnen zusagenden Herrn an der Spitze, habe ich niemals eine fröhlichere, lustigere und arbeitswilligere Schaar ins Feld ziehen sehen.

Kampf und Krieg spielen also bei den Tamo's keine grosse Rolle. So viel ich auch fragte und mich erkundigte, ich konnte von grossen Fehden und Stammeskämpfen nichts vernehmen. Jedes Dorf, jede Gemeinschaft kennt ihre fest umgrenzten Rechte und Pflichten, keiner geht über seinen Rayon hinaus, Ehrgeiz und Streberthum fehlen, wie gesagt, diesem glücklichen genügsamen Völkchen gänzlich, woher sollte da Kampf und Fehde kommen? Doch ja, eine Ursache giebt es, jene grosse, allgemeine — das Weib, dieses räthselhafte, süsse, schreckliche Geschöpf!

Auch der Papua kann, wie wir gesehen haben, in heisser Liebe entbrennen, und in diesem Zustand begeht er ebensolche Dummheiten und Thorheiten, wie die Leute anderswo auch. Auch er sündigt manchmal gegen das Gebot des Herrn, welches da lautet: Du sollst nicht begehren Deines

*) l. c. 1873, deel XXXIII Seite 116.

Digitized by Google

Nächsten Weib, wenn dies auch im Ganzen weniger geschieht als bei uns hochgebildeten europäischen Culturmenschen, und gerade so wie bei uns entsteht daraus Mord und Todtschlag. Der letzte grosse erbitterte Kampf zwischen den Theildörfern Lalu und Bom der Ansiedelung Bogadjim, welcher ein Jahr nach meinem Weggang, 1896, ausbrach und eine Menge Todter und Verwundeter kostete, war wegen der Entführung eines Weibes ausgebrochen. Cherchez la femme! heisst es hier wie überall.

Ist der Kriegsfall mit einem fremden Dorfe wirklich eingetreten, so erfolgt (nach Kunze l. c. Seite 41) oft eine förmliche Kriegserklärung, indem die den Krieg beginnende Partei der anderen einen gebrochenen Speer überbringen lässt*).

Betelnüsse gelten überall als Friedenszeichen; wenn mit den Angehörigen einer fremden Dorfschaft nicht mehr Betel gekaut oder keine Betelnüsse mit derselben ausgetauscht werden, so ist das ein sehr ernstes Zeichen.

Der Friedenszeichen giebt es ausserdem noch mancherlei. So erzählt Kunze von einem Dorf auf Dampierinsel, dass ihm die Einwohner desselben eine lange rothe, maiskolbenähnliche Frucht als Friedensgeschenk für sein Nachbardorf Kulobob mitgegeben hatten. An einer andern Stelle beschreibt er**) den Friedensschluss zwischen ihm und den Leuten von Malala, welche einige Jahre vorher zwei Missionare ermordet hatten. Sie nahmen eine alte Kokosnuss, zerbrachen deren harten Kern in kleine Stücke, die sie in einer Schale herumreichten; als jeder, auch Kunze, ein Stück davon gegessen hatte, nahm der angesehenste der Malala-Männer den Rest der Nuss und beschrieb damit etliche Male um eines Jeden Kopf einen Kreis.

Gelegentlich der Expedition nach dem Kaiserin Augustafluss wurde von dortigen Papua's zur Besiegelung des Friedens ein Hund totgeschlagen. Auch wurden besonders geschmückte Friedenslanzen mit der Spitze in den Boden gesteckt.

Dr. Lauterbach wurde auf seiner Ramu-Expedition von zwei alten Männern ein Sagokuchen und ein Topf als Zeichen des Friedens und Empfanges zu Füssen gelegt. Bei der Vorüberfahrt an einem vorher feindselig aufgetretenen Dorfe fand er auf dem Rückweg am Ufer auf in den Boden gesteckten Stäben „allerlei Lebensmittel, als Sagokuchen, Stücken von Kokosnuss, Fische, Krebse etc. aufgestellt, neben denselben Palmenwedel, gewissermaassen um Frieden bittend". Letztere, sowie das internationale Friedenszeichen des grünen Zweiges, findet man öfters bei den Papua's erwähnt.

In Bogadjim wurde beim Friedensschluss nach dem grossen Kampfe zwischen den Dörfern Lalu und Bom (siehe Seite 199) eine Schüssel mit Bohnen gekocht, wovon jeder der Betheiligten eine verzehrte. Auf Dampier musste Kunze (l. c. Heft I, Seite 47) mit den Eingeborenen eines Dorfes die reihumgehende Friedens- und Freundschaftscigarette rauchen. Nach dieser Ceremonie ward eine wassergefüllte Kokosschale gebracht und ein an einem Stäbchen befestigtes Ingwerstück; der Häuptling leckte zuerst die an diesem haftende Flüssigkeit ab und liess dann beides ebenso die Runde machen wie vorher die Cigarette.

Unkenntniss der Sitten und Gebräuche, namentlich des „tabu", haben oft zur Collision mit den Papua's geführt, namentlich im Anfang, und es wäre unbillig, die in diesem Stadium begangenen Missgriffe nur allein auf Rechnung frevelhaften Uebermuthes und absichtlicher Grausamkeit zu setzen. Das sind die Kinderkrankheiten jedes colonisatorischen Unternehmens. Aber je mehr unsere Kenntniss der Völker unserer überseeischen Besitzungen fortschreitet, mit je mehr Verständniss wir das Leben

*) Vetter berichtet denselben Gebrauch von Finschhafen, wobei der zerbrochene Speer, an dem ein Crotonbüschel befestigt ist, durch einen „Neutralen" überbracht wird. Weiter sagt er, wenn bei Fehden zwischen einzelnen Ortschaften einige Leute gefallen sind, so läuft der unterliegende Theil schleunig davon. Weite Verfolgung und Belagerung sei nicht in Uebung. Bei Ueberfall eines Dorfes fremden Stammes schont man auch die kleinen Kinder nicht, damit sie ihre Leute später nicht rufen könnten. Was leicht zu transportiren ist, wird mitgenommen, das Andere verdorben. Die Partei, welche einen Gegner getödtet hat, führt beim Zurückkommen einen Kriegstanz auf, „sie speien Blut" heisst es.

**) Im 4. Heft, Seite 50.

Digitized by Google

und Treiben derselben erfassen und begreifen, desto mehr werden diese Missgriffe und Collisionen schwinden. Wenn dies nicht geschieht, dann erst fängt die Schuld an. Pflicht eines Jeden ist es, der draussen gewesen ist, seine gemachten Erfahrungen, seine gesammelten Kenntnisse dem Vaterlande zur Verfügung zu stellen; und aus diesem Gesichtspunkte heraus ist ja hauptsächlich dies Buch geschrieben.

Ich will hier ein Beispiel erzählen, wie eine arme, harmlose Dorfbewohnerschaft unverschuldet beinahe in den Ruf eines gefürchteten, hinterlistigen und grausamen Feindes gekommen ist.

Die beiden Engländer Webster und Cotton, welche mit mir, wie sich der Leser erinnern wird, die Herreise nach Kaiser-Wilhelmsland auf der „Lübeck" machten, hatten von Stefansort aus ihre „Expedition" ins Innere Neu-Guinea's angetreten. Bei ihrer Zurückkunft erzählten sie, dass sie von den Einwohnern des Dorfes Wjenge in hinterlistischer Weise attakirt und beim Wegzug aus dem Dorf mit Speerwürfen und Pfeilschüssen überschüttet worden seien, so dass man sich genöthigt gesehen hatte, ein halb Dutzend Schüsse rückwärts nach den Verfolgern zu senden. Webster, der in seinem Buche (l. c. S. 57) dieses Begegniss erzählt, sagt zwar, er habe Auftrag gegeben, hoch zu halten und nur Schreckschüsse abzugeben, aber Thatsache ist, dass ein Mann in den Arm getroffen wurde. Also ein regelrechter Kampf. Wer war im Recht? Natürlich die Engländer; denn sie waren die Angegriffenen.

Die Ursache des ganzen Streites war, dass dieselben unweit von Witib, einem Wjenge befreundeten und benachbarten Dorfe, einen Eber erlegt hatten. Diesen Eber beschaute Capt. Webster als herrenlos, weil wild, wie aus seinen eigenen Worten hervorgeht: „Having no brand or ear-mark of any sort I knew this to be untrue," nämlich die Behauptung eines Mannes, das Schwein sei sein Eigenthum gewesen. Er wusste eben nicht, dass die Jagdgerechtigkeit in bestimmten Theilen des Waldes ein integrirender Bestandtheil des papuanischen Familien-Besitzes ist, wie wir oben Seite 194 auseinandergesetzt haben. Und weil kein Dolmetscher da war, konnte der Witib-Mann, welcher der Expedition bis Wjenge nachgefolgt war und dort die befreundeten Leute zweifellos ob des ihm geschehenen Unrechts allarmirt hatte, den Herren auch nicht begreiflich machen, dass auch Wildschweine bei den Papua's ihren Eigenthümer haben können.

Die Handlung der Europäer, obwohl nach ihrer Meinung vollkommen correct, war also eine directe Verletzung papuanischen Rechts, und dies führte zu dem beklagenswerthen Zwischenfall*). Kenntniss der papuanischen Rechts- und Besitzverhältnisse hätte also hier Unrecht und Kampf leicht vermeiden lassen.

---

*) Von der Darstellung in dem Buche des Capt. Webster weicht übrigens diejenige des Polizeiunteroffiziers Piering in seinem Reiserapport nicht unwesentlich ab. Ich will dieselbe in ihrer trockenen, objektiven Kürze zur Vergleichung mit der subjektiven Auffassung und Schreibweise Websters, der ja kein Wort und keine Silbe eines Eingebornen-Dialectes, geschweige denn etwas von ihren Sitten und Gebräuchen kannte, und auch bezüglich der Reisetechnik ganz auf den erprobten Piering angewiesen war, hiehersetzen: 18. IV. 94. 23. Tag (der Reise, d. V.) Morgens $^{3}/_{4}8$ Uhr auf. Capt. Webster konnte die ersten 40 Minuten gehen, musste nachher aber wieder getragen werden; schossen gegen 9 Uhr ein Schwein (nach Webster „during the afternoon", d. V.), $10^{1}/_{2}$ Uhr passirten wir Witib. Die Eingebornen daselbst meinten, dass es ihr Schwein wäre, welches wir geschossen hatten. Der angebliche Eigenthümer desselben ging mit uns nach Wjenge, wo ich ihm eine grosse Axt gab, und er sich damit zufrieden stellte. Kamen $12^{1}/_{2}$ Uhr in Wjenge an. Als wir unser Zelt aufschlagen wollten, kamen die Leute des Dorfes mit Pfeil und Bogen bewaffnet und forderten uns auf, weiter zu gehen; so blieb uns nichts Anderes übrig, als weiter zu ziehen, da wir mit den Leuten in Frieden bleiben wollten. — Als wir ungefähr 200 Schritte vom Dorfe entfernt eine Anhöhe herunter gekommen waren, wurden wir mit Pfeilen beschossen, die mir und den 3 Polizeisoldaten am Ende des Zuges um die Köpfe flogen. Ich liess sechs Schüsse in die Luft feuern, worauf die Eingebornen sich verzogen.

Als Anmerkung ist beigefügt: Heute, 21. IV. 94 wurde in Stefansort bekannt, dass ein Eingeborner von Wjenge am 18. IV. 94 durch eine Kugel an beiden Vorderarmen und Brust tödtlich verletzt wurde. Dieser Mann muss, den Verwundungen nach zu urtheilen, mit gespanntem Bogen in Anschlag gestanden haben.

Digitized by Google

Die Wjenge-Leute mussten übrigens zur Strafe 6 Schweine an den Polizeivorsteher von Stefansort bezahlen; und die armen Teufel besassen im ganzen armseligen Dorfe, dass nur 14 Häuser zählte, überhaupt nur 3 Stück, ihr ganzes Vermögen! Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie das Fehlende sich, Gott weiss wie und woher, verschafft hatten. Durch die übertriebenen Erzählungen der Engländer waren auch wir unten auf der Pflanzung ängstlich geworden und trafen eine Zeit lang sogar Maassregeln gegen einen nächtlichen Ueberfall. Nachdem die Sühne-Schweine bezahlt und damit die Unterwerfung des Dorfes offenkundig war, unternahm ich kurz danach mit Herrn Hoffmann eine Tour dahin. Trotz der grausamen Erfahrung, welche die Leute mit den Europäern gemacht hatten, empfing man uns ausserordentlich freundlich; die angesehensten Männer umarmten uns nach papuanischer Begrüssungssitte*) und die übrigen schüttelten uns die Hand; darauf bewirthete man uns reichlich mit Pisang's, Papaja's und Taro's, die das Dorf in Fülle zu besitzen schien. Die Leutchen waren offenbar ganz ausserordentlich froh, mit uns Europäern wieder in gute Beziehungen treten zu können und betrachteten unsern Ausflug als Friedensmission, was sie ja auch eigentlich war. Im Laufe des Gespräches beklagten sie sich bitter über die Engländer, die ihnen gegen alles Recht und Gesetz ein Schwein weggeschossen hätten.

Wie leicht hätten bei diesem Rencontre Menschenleben zum Opfer fallen können! Wenn das auf Seite der Engländer der Fall gewesen wäre, so wäre mit mathematischer Sicherheit ein Rachezug unternommen, die Männer, falls sie sich widersetzten, erschossen und das Dorf niedergebrannt worden, ein Dorf voll harmloser, gutmüthiger Menschen, die uns kurz nach der That mit offenen Armen und allen Zeichen der Zuneigung und Freundschaft aufgenommen hatten. Wären die Todten aber auf Seite der Wjenge-Leute gewesen, so hätte nach dem Gesetz der Blutrache langwierige Fehde und Feindschaft zwischen ihnen und uns Platz greifen können, die natürlich ebenfalls mit der Zerstörung des Dorfes geendet hätte.

Ich weiss zwar nicht, ob in Wjenge die sonst überall bei den Papua's streng herrschende Blutrache, von der Kunze herzbewegende Bilder entwirft, bereits abgeschafft wurde, wie es seit Kurzem in Bogadjim der Fall ist, wobei ich aus Mangel an Erfahrung unentschieden lassen muss, ob an Stelle derselben wie anderwärts ein Abkauf, eine Composition getreten ist und ob diese für alle Fälle, selbst absichtlichen, vorsätzlichen Mord, gilt. Ein Asylrecht besteht meines Wissens in Bogadjim nicht, wie bei den Jabim's, wo das Dorfhaus und das Haus des Häuptlings dem Verfolgten Schutz gewähren. Auf den Märkten selbst und während der Festzeit der Beschneidungsmonate herrscht Gottesfriede. Früher, als die Blutrache noch im vollen Umfang bestand, hatten die Verwandten mütterlicherseits, die Gai's — auch wieder bezeichnend für das Matriarchat — die Verpflichtung, den Todten zu rächen und zwar nicht blos am Thäter, sondern an der Familie, dem ganzen Stamm desselben, von denen jedes einzelne Mitglied, selbst die Frauen oder Kinder, verantwortlich gemacht wurden und zur Sühne getödtet werden konnten, ein direkter Ausfluss und Ueberrest der früheren Gruppen- oder Hordenehe; auch das scheussliche „Koppensnellen", die Kopfjägerei, welche an vielen Orten im malayischen Archipel und auch auf Neu-Guinea**) noch besteht, ist eine unmittelbare Folge der Blutrache.

*) Ich habe oben bei Besprechung des Ausdrucks der Gemüthsbewegungen die Art der Begrüssung zu erwähnen vergessen. Ich will dies hier nachholen. Gut bekannte Tamo's begrüssten mich nach europäischer Sitte mit Handschlag und ich fühlte mich nie zu erhaben, um denselben nicht herzlich zu erwiedern. Die eingeborene, ursprüngliche Art der Begrüssung ist das aber nicht; die besteht, wie ich in Wjenge erfuhr, aus Umarmung und gegenseitigem Anrufen mit der Präposition O! oder man schlägt auch einander unter Freuderufen mit flacher Hand auf den Rücken. Originell ist nach Dr. Hollrung (Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land 1888, I. Heft Seite 32) die Begrüssung in den Dörfern am obern Augustafluss. Dem Ankommenden wird nämlich eine Roulade von Sagokuchen, gefüllt mit geschabtem Kokosnusskern in den Mund geschoben, wobei der Chor der Umstehenden in ein stakkatoartig hervorgestossenes a-a-a-a-a-ā ā ā einstimmt.

**) cf. u. A. Prof. A. C. Haddons Aufsatz: The Tugeri-head-hunters of New-Guinea, im IV. Band des Internationalen Archiv's für Ethnographie.

Digitized by Google

Als leidenschaftlicher, in seiner Phantasie sehr erregbarer Mensch braust er, wie ich oben schon sagte, ungemein leicht und selbst über Kleinigkeiten so heftig auf, dass er alle Besinnung verliert, in förmliche Raserei geräth und im Stande ist, Mord, ja sogar, was sonst bei Naturvölkern sehr selten ist, Selbstmord zu begehen. Kunze erzählt davon (l. c. Heft III, Seite 54) ein drastisches Beispiel. Ein Mann, dem seine Frau heimlich seine Cigarette aufgeraucht hatte, gerieth darüber so in Wuth, dass er zu einem Baume lief, hinaufkletterte und sich von einem der höchsten Zweige herabstürzte. Er brach sich das Genick. Zum allermindesten aber ergehen sich Männer sowohl als Frauen über erlittene Kränkungen möglichst öffentlich in Mark und Bein erschütternden Klagen und Thränen. Ihre Leidenschaftlichkeit wohl kennend, befleissigen sich die Leute gegen einander eines ruhigen, gesetzten Benehmens und hüten sich, einander unnöthig zu sticheln und zu reizen. Wenn auch ihr Zorn nicht lange anhält und sie im Allgemeinen Beleidigungen schnell vergessen, so können sie doch auch wieder manche Dinge lange nachtragen und finster über Rachepläne brüten, namentlich wenn sie die Blutrache betreffen. Unheilsinnend hockt dann ein solcher Mann vor seiner Hütte, theilnahmslos gegen die Freuden der Andern, ja selbst gegen Nahrung. Ein noch schlimmeres Zeichen ist es, wenn er im Kreise der Dorfältesten sitzt, wie ein Träumender vor sich hinblickt und, gefragt, höchstens mit einem gleichgiltigen Kopfnicken antwortet. Man darf sicher sein, der Mann wird seinen Mund nicht eher aufthun, als bis sein Rachedurst durch Blut gestillt ist. Hat er doch vor seiner Hütte einen Speer in den Erdboden gespiesst, der ihm die noch nicht ausgeübte Blutrache beständig in Erinnerung bringt.

In Finschhafen, wie überhaupt an den meisten Orten Melanesien's, kann dieselbe abgekauft werden. Wenn der Wunsch nach Frieden vorhanden ist, dann geben die Mörder den Angehörigen des Getödteten, besonders seinen Brüdern und Vettern, Geschenke. Diese sträuben sich vielleicht die Busse anzunehmen, bis noch mehr Schweinehauer und Hundezähne dazu gelegt werden. Sie lassen sich sodann von jenen mit Kreide an der Stirn bestreichen, damit sie der Geist wegen der unterlassenen Blutrache nicht belästige, ihre Schweine wegführe oder ihre Zähne wackelig mache (Vetter). Ich will bei dieser Gelegenheit konstatiren, dass Vetter auch die Jabim's ein „weichliches, energieloses Volk" nennt.

Eine Erinnerung an dieselbe haben wir noch in dem Umstand, dass die Männer zur Beerdigung eines Todten alle in Waffen und Wehr kommen. Auch im benachbarten Bongu erschienen nach Miklucho-Maclay (l. c. Seite 301) die Männer in voller kriegerischer Rüstung und führten sogar Scheinkämpfe auf, wobei manchmal Blut floss (cf. auch Dr. Hollrung's Bericht in den Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland, IV. Heft, 1888, Seite 227.) Da der Kranke, wie wir gleich sehen werden, meistens an „Verzauberung" durch irgend einen heimlichen Feind stirbt, so entsteht schon an der Bahre die Frage: Wer hat das gethan? Wie mir der alte Kubai erzählte, soll es früher angesichts der Leiche zu Mord und Todtschlag gekommen sein. Jetzt kommt man meistens dahin überein, dass es „Jemand aus den Bergen" gewesen sein müsse und eröffnet gewissermaassen ein resultatloses „Verfahren gegen Unbekannt". Ein Kriegszug in's Blaue hinein, wie es früher oft der Fall war, kommt jetzt nicht mehr vor.

Anthropophagie muss an der Astrolabebai früher geherrscht haben, wenn auch jetzt gar Nichts mehr darauf hindeutet; denn in der nicht weit entfernten Rai-Gegend, welche theilweise unter der Suprematie von Bogadjim steht (siehe oben Seite 222) hat, wie mir Herr Hoffmann neulich erzählte, der Missionar Hanke an einem Orte drei Menschenschädel gefunden, an denen alle Spuren darauf hinwiesen, dass ihre Inhaber frisch geschlachtet und aufgegessen waren.

Anthropophagie, so schauderhaft sie für uns auch sein mag, ist nicht immer ein Zeichen roher Vertierung, sondern kann selbst bei kulturell ziemlich hochstehenden Völkern vorkommen. Als Beispiel nenne ich die Batak's. Zu der Zeit, als unsere Vorfahren auf derselben neolitischen

Digitized by Google

Kulturstufe standen, wie vor kurzem noch die Papua's, haben sie ebenfalls dem Cannibalismus gehuldigt, wie aus zahlreichen Spuren hervorgeht.

Im Archipel steht derselbe noch in vollem Schwange, wie viele Berichte bezeugen. Einer der ausführlichsten und anscheinend vertrauenswerthesten scheint mir der des Herrn Woodford zu sein, aus dessen Buch*) ich mir nachfolgend in freier Uebersetzung die betreffende Stelle wiederzugeben erlaube:

Es handelte sich um die Einweihung eines neuen Kriegs-Bootshauses auf dem Inselchen Rubiana (Salomonsinseln), wozu ein Menschenopfer nöthig war. Das Opfer war ein neunjähriger Knabe, ein Sclavenkind, das vor Hunger schreiend, weil es seit zwei Tagen keine Nahrung bekommen hatte, nebst seiner Mutter herbeigeholt ward.

Der Berichterstatter Woodford's, ein vertrauenswürdiger Händler, der später selbst auf den Inseln eines schrecklichen Todes starb, ward nun gebeten, sich in das neue Bootshaus zu begeben. Dort drinnen in dem halbdunkeln fensterlosen Raum sah er drei alte Männer sitzen und hinter jedem war ein gekochter menschlicher Körper ohne Kopf an die Säulen festgebunden. Zwei von den drei Leichen waren Frauen, und ihre Eingeweide waren herausgenommen; die dritte war ein Mann. Der Häuptling Nono, welcher sich in eine künstliche Aufregung hineingearbeitet hatte, riss nun das Kind aus den Armen der nur schwach widerstrebenden Mutter und setzte es sich huckepack auf die Schultern. Dann begann er, dessen Beine festhaltend, unter gellendem Geschrei rund um das neue Haus zu laufen, dreimal, und rannte dann direkt in die nahe See. Sobald er bis an den Leib darin stand, warf er sich hintenüber, sodass das Kind im Wasser untertauchte. Dann rannte er, das erschöpfte Kind, das sich an seine Schultern klammerte, immer noch huckepack tragend, wieder einigemale um das Haus und zurück zur See, wo er dasselbe wiederum untertauchte. Es war nunmehr gänzlich erschöpft und halbtodt und hing kopfabwärts. Da trat Nono vor die Front des Hauses, ergriff ein langes Messer und mit einem Schnitt war des Kindes Kehle durchschnitten, mit einem zweiten der Kopf ab und das Blut stürzte stromweise aus dem Hals. Immer den Körper noch auf dem Rücken, rannte der Häuptling rund um das Haus wie vorher, so dass das Blut die Wände und den Boden bespritzte, so lange, bis dasselbe aufhörte zu fliessen. Dann ward die Leiche vor dem Hause niedergelegt, ein Schwein herbeigebracht, das mit zusammengebundenen Beinen schon bereit gehalten war und, nachdem dasselbe durch Stösse und Schläge getötet war, die beiden zusammen gekocht. Mit den andern Körpern wurden sie dann aufgegessen und der Kopf des Kindes im neuen Bootshaus aufgehängt.

Solche Menschenopfer zur Einweihung von Häusern scheinen in Melanesien nichts Ungewöhnliches zu sein, wie ich aus dem Aufsatz: Human sacrifice in New-Guinea. From Edelfeldt's rapport in the Proceed. and Transact. R. G. S. of Australasia Vol. VII Queensland 1892, entnehme. Auch aus dem Munde des verstorbenen Landeshauptmanns Schmiele habe ich ähnliche scheussliche Menschenfresser-Scenen vernommen.

Doch, um wieder auf die Blutrache zurückzukommen: Warum und wann dieselbe aufgegeben wurde, bin ich nicht im Stande gewesen zu erfahren; so sehr lange kann das noch nicht her sein, da die lebendige Erinnerung daran noch besteht. Ob nun das Aufgeben ein Zeichen der Degeneration und Verweichlichung des Volkes ist, wie ich meine, oder eine Frucht bewussten Fortschreitens zu einer höheren Culturstufe, wie vielleicht Andere glauben werden, das wollen wir dahingestellt lassen; beides läuft ja auch schliesslich auf dasselbe hinaus, denn Cultur hat immer einen gewissen Grad von Verweichlichung im Gefolge. Jedenfalls ist das Aufgeben dieser uralten, mit dem ganzen Naturell, dem ganzen geistigen Eigenthum dieser Völker so tief verwachsenen Sitte, einer der einschneidendsten

*) A naturalist among the head-hunters. Being an account of three visits tho the Solomon islands in the years 1886, 1887 and 1888. By Charles Morris Woodford. Melbourne and Sydney E. A. Petherick & Co., 1890.

Digitized by Google

und fundamentalsten des ganzen Menschengeschlechts, die selbst wir auf unserer hohen Culturstufe noch nicht ganz überwunden haben, eine der bedeutsamsten Errungenschaften für diese naiven Natur-Kinder gewesen, die, wie Ratzel so hübsch und treffend sagt, „im Netze der Tradition hilflos zappeln wie die Fliege im Spinnengewebe", gleichviel ob sie freiwillig und bewusst durch Volksbeschluss abgeschafft wurde, oder infolge indolenter Verweichlichung langsam eingeschlafen ist. Denn mit der voll bestehenden Blutrache ist kein geordnetes gesellschaftliches Zusammenleben möglich, selbst nicht auf der primitiven Stufe des Bogadjimstaates.

Bestände sie noch, so müsste ewiger Mord und Todtschlag herrschen, da nicht blos der gewaltsame, sondern jeder plötzliche oder auffallende Todesfall, und auf einer noch früheren Stufe jeder Todesfall überhaupt auf Verzauberung und Machinationen eines heimlichen Feindes zurückgeführt wird, den entweder der Kranke selbst oder die allgemeine Volksstimme*) bezeichnete, die den Schuldigen auf verschiedenerlei Weise ermittelte. Nach Kunze giebt man den Todten Betelkalk und einen Krebs in die Hand und bringt am kleinen Finger desselben eine Schnur an. Dann begräbt man ihn. Ist das Grab zugeschüttet, so wird an der Schnur gezogen und mit den Füssen gestampft, wobei man ruft: steh auf! Beim Ziehen der Schnur geräth der Krebs in der Hand des Todten in Unruhe und streut durch die Bewegungen, welche er macht, Kalk um sich. Je nachdem sich die Kalkspuren verbreiten, erkennt man daraus die Richtung, in welcher der Zauberer zu suchen ist.

Zuweilen thut auch der Geist des Verstorbenen durch Sternschnuppen oder einen Lichtschein den Wohnort des Zauberers kund.

Bei den Jabim's dient hauptsächlich das Feuer zur Ermittelung, wie Vetter berichtet. Zu dem Zweck setzt sich eine Anzahl Männer im Sterbehaus zusammen. Vor sich haben sie einen Scherben mit Kohlen, worauf dürres Zeug gehäuft wird. Nun werden die bekannten Hexenmeister genannt; bei wessen Namen das Feuer aufflammt, der wird als Urheber des Todes betrachtet. Morde und Fehden kommen desswegen im Anschluss an einen Todesfall häufig vor, ein Nachhall der dort ebenfalls aufgegebenen Blutrache, die nach Vetter nur noch beim Tode hervorragender Personen zu Tage tritt, und auf zweierlei Weise zum Austrag kommt, indem nämlich entweder im Einvernehmen mit dem Häuptling des Dorfes, in dem der Zauberer lebt, und durch Leute desselben, die den Mörderlohn empfangen, der Verdächtige gespeert wird, wobei die Ruhe und öffentliche Ordnung keine Störung erleidet, also eine Art gesetzlicher Hinrichtung, freilich ohne Prozessverfahren, oder indem die Angehörigen des Todten selbst den Zauberer überfallen, wobei aber dessen Familie nicht in Mitleidenschaft gezogen wird. Bei solchen Zuständen war Niemand seines Lebens sicher. Heutzutage ist man in Bogadjim, wie ich bemerkt zu haben glaube, doch wenigstens schon so weit „gebildet", dass man die gewöhnlichsten und häufigsten Todesursachen, als da sind: Fieber, Dysenterie, Pocken und Lungenentzündung infolge Influenza, als solche gelten lässt, oder, bei ganz räthselhaften Krankheiten ohne irgendwelche erkennbare Ursache sich, ähnlich wie bei uns noch vielfach hilft und sagt: Er ist besessen, wörtlich: der buka (Geist, Gespenst) hat ihn geschlagen.

Da es nicht ohne Interesse ist, die Bogadjim-Namen der verschiedenen Krankheiten zu erfahren, soweit ich sie ausfindig machen konnte, besonders da sie oft einen Blick thun lassen in die Auffassung der Papua's über das Wesen und den Sitz der Krankheit, so will ich sie hier geben:

Ma als Suffix bezeichnet Krankheit überhaupt. Das Fieber wird als von der Leber (und Milz) stammend gedacht und heisst darum are-ma (are = Leber und vielleicht auch Milz), manchmal auch langa-ma (langa = ohne Grund), wenn die Gelehrten der Diagnose nicht ganz sicher sind.

*) Auch in Finschhafen gelten nach Schellong (l. c.) Krankheiten als Zauberwerk eines übelwollenden Menschen, so dass oft die Anverwandten des Kranken mit reichen Geschenken zu dem vermeintlichen Zauberer pilgern, um von ihm die Zurücknahme des Zaubers und damit die Genesung zu erbitten.

Digitized by Google

Eine Folge-Erscheinung der Malaria sind öfters sehr schmerzhafte Anschwellungen der Testikel, Orchitis*), und Vereiterungen der Leistendrüsen, Bubonen. Letztere heissen Zambi-yu von Zambi: die Yamwurzel und Yu: die Wunde.

Die Ruhr, Dysenterie, heisst ganz richtig: Bi-leng (bi = Koth, leng = Blut**) oder Bileng-ma.

Die Pocken werden turrebung-ma genannt. Gangränöse Beingeschwüre und Hautkrankheiten sind ebenfalls sehr häufig, z. B. Herpes und Ichthyosis, aber doch nicht in dem schauderhaften Grade wie im Bismarck- und Salomonsarchipel, da der Bogadjim-Tamo ein verhältnissmässig reinlicher Mann ist, der wenigstens gelegentlich im Süsswasser sein Bad nimmt, wenn nicht gerade für ihn aus einem der oben angeführten Gründe (Verlobung, Beschneidung etc.) Fastenzeit ist, welche das Baden ausschliesst. Er reibt sich sogar, wie uns Miklucho-Maclay erzählt, hiebei mit Sand oder Gras seinen Körper ab, etwas, was sogar der Malaye kaum thut, dem Uebergiessen oder Untertauchen im Wasser meistens schon genügt.

Als Heilmittel steht, wie bei allen Naturvölkern, obenan die Zauberei. Gewöhnlich wird eine Ingwerwurzel beblasen und bemurmelt wie z. B.: Mache den Kranken gesund! Dann wird sie gekaut und auf die wunde oder kranke Stelle gespuckt.

Eines Tages versammelten sich vor dem Hause eines kranken Alten eine Anzahl Männer und hockten sich im Kreise nieder, den Zauberer, den hier jeder Erwachsene spielen kann, in der Mitte. Dieser machte mit der Hand eine kleine Grube in den Boden, legte zwei Stäbchen darüber und stellte darauf einen kleinen, wassergefüllten Becher aus Kokosschale, der an einem Strick von seiner Hand herabhing; dann liess er denselben an dem Strick langsam in die Grube hinab, welche darauf mit Blättern sorgfältig bedeckt und rings mit Erde festzugehäuft ward, so dass nur der Strick heraussah. So blieb die Schale längere Zeit in der Grube, während der Zaubernde Sprüche murmelte: Möge der Kranke gesund werden! u. s. f.; hierauf ward mit einem Ruck das Gefäss herausgezogen und das noch darin befindliche Wasser dem Kranken über den Körper gegossen.

Bei Fieber und Dysenterie wendet man nur solche Besprechungen von Yam- und Taro-Knollen an.

Doch kennt man auch Medizinen. Z. B. bei den Pocken ward der Kranke mit dem wahrscheinlich gerbstoffhaltigen Rindensaft eines Baumes, gumell genannt, bald heiss, bald kalt überschüttet, aber erst nachdem das Exanthem zum Vorschein gekommen war. Ausserdem ward der Kranke jeden Tag in der See gebadet.

Man hat sogar schon einen Begriff von operativer Heilmethode und macht ganz rationell bei Entzündungen und noch nicht aufgebrochenen Geschwüren Blutentziehungen, indem man mit einer Glasscherbe an der betreffenden Stelle oft hunderte von kleinen Schnittchen ritzt. Im Bismarckarchipel wird sogar die Trepanation des Hirnschädels ausgeübt, wie v. Luschan neulich zweifellos nachgewiesen hat. Aderlass vermittelst des Bogens ist in Bogadjim unbekannt.

Bei Kopfschmerz und allgemeinem Uebelbefinden macht man diese Einschnitte oft mitten auf die Stirn und zwar ganz kräftig, bis auf den Knochen, so dass oft tiefe, eingezogene Narben entstehen. Solche sind zu sehen auf der Stirn des Mannes vom Hüongolf Tafel 23.

Unkenntniss dieses Gebrauches hätte auch hier einmal beinahe zu einem richtigen Justizmord geführt. Einer unserer schwarzen Arbeiter, der sich wahrscheinlich unwohl fühlte, liess sich von seiner Frau in der eben beschriebenen Weise schröpfen. Sie that das mit etwas kräftiger Hand. Einer unserer jungen Herren, der dazu kam und den blutüberströmten Mann unter dem Glasmesser

*) Auch in Niederländisch-Indien bekannt und von den Holländern scherzweise anstatt malaria: balaria (vom holländischen bal = Hode) genannt, siehe Martin: Aerztliche Erfahrungen über die Malaria der Tropenländer.

**) Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, dass auf Dampier Blut dar heisst, wiederum eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung mit dem Malayischen (dara).

Digitized by Google

seines Weibes sah, hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Frau sofort wegen „Gattenmordversuch's" in Eisen legen zu lassen. Erst das ärztliche Gutachten brachte die beschämende Aufklärung.

Warzen und dergleichen Auswüchse werden folgendermaassen kurirt: Man legt den Patienten auf den Boden; eine Person setzt sich auf jede Extremität desselben. Dann bedeckt man die Warze mit einem Blatt und legt darauf ein Stück glühender Kohle, die dann das Gewächs auch radikal wegbrennt, natürlich nicht ohne furchtbares Wehegeschrei des Patienten.

Bei den Jabim's geschah die Behandlung des Schnupfens nach Vetter (l. c., III. Heft, S. 1) in der Weise, dass der Doktor, in diesem Fall ein alter Mann, eine zimmtähnliche Rinde zerkaute und damit die Patienten von der Stirne bis zu den Füssen, vorn und hinten bespie, eine Methode, die ich auch bei Sumatra-Malayen und Batak's wahrgenommen habe. Ein anderer „Doktor" hiess einen fieberkranken Burschen aufstehen, und nachdem er über einen Pflanzenstengel einige Worte gesprochen, strich er damit an jenem links und rechts, vorne und hinten herunter, als wolle er Schmutz abstreichen, wobei er jedesmal die Bewegung des Wegwerfens machte. Zum Schluss hackte er den Stengel klein und liess die Stücke ins Gebüsch werfen. Auch durch Einreiben mit besprochener Erde, genommen von dem Platz, wo sich die Geister, welche die Krankheit gebracht haben, aufhalten, will man diese vertreiben können.

Rationellere Heilmethoden sind bei Kopfschmerz festes Umbinden des Kopfes mit einem Tuch und das vorerwähnte Ritzen der Stirnhaut mit einem Glassplitter, also Blutentziehung, was durch die Frauen besorgt wird. Massage ist, wie überall in den östlichen Tropen, auch den Papua's bekannt, und wird viel angewandt, namentlich nach anstrengenden Märschen. Bei Wunden hält man eine glühende Kohle so dicht wie möglich an die Verletzung, was als sehr rationell, wenn auch schmerzhaft bezeichnet werden muss, da hiedurch ein schützender Schorf zuwege gebracht und zweitens möglicherweise die Blutung gestillt wird. Bei Fieber legen sich die Leute, genau wie es die Tamil's mit Vorliebe zu thun pflegen, gern in die glühende Sonne oder ans Feuer.

Temporäre Verrücktheit und Tobsucht soll unter den Jabim's nicht so selten sein, aber nur einige Stunden andauern und stets mit Fieber verbunden sein, also wohl eine besondere Art von Fieberdelirium.

Von europäischen Medizinen erfreut sich nur das Jodoform einer besondern Werthschätzung seitens der Eingeborenen. Ihr Vertrauen zu demselben, sagt Kunze, war so gross, dass es mit der Zeit fast als ein Universalmittel betrachtet wurde. Auf Dampier nennt man es Kabumbum, mit welchem Namen man bisher eine mispelartige Frucht bezeichnete, die man kaute und mit dem Munde auf Geschwüre zu spritzen pflegte.

Wenn Alles Nichts hilft und man sieht, dass der Kranke sterben muss, so versammeln sich die weiblichen Anverwandten und machen sich parat, um sofort die Todtenklage anzustimmen, die oft schon begonnen wird, noch ehe der Kranke den letzten Athemzug gethan hat; ja zu meiner Zeit lief ein Mann in Bogadjim herum, über dem schon die Todtenklage angestimmt war und der trotzdem wieder genas.

Sobald der Tod eingetreten ist, wird dies mit langsamen, feierlichen Schlägen auf der grossen Familientrommel dem ganzen Dorf kundgethan, worauf 3—4 Tage hindurch alle Geschäfte ruhen. Zugleich wird von den Frauen die Todtenklage begonnen, die halb gesungen, halb geschrieen wird, wobei sich die Frauen, die auf der Veranda des Hauses sitzen, wie halb verrückt geberden. Trotzdem kann mitten im exaltirtesten Klagegeheul irgend ein spassiger Vorfall sie sofort zum Lachen bringen. Gemüthstiefe und wirklicher Schmerz, vielleicht mit Ausnahme der Wittwe und der Kinder, herrschen ebensowenig in Bogadjim, wie manchmal bei uns bei dergleichen Anlässen. Aber der Anstand erfordert, mitzuheulen. Die Männer hocken stumm vor dem Sterbehause. Manchmal wird sofort nach dem Tode eines angesehenen Mannes eine Kokospalme umgehauen (bei den Jabim's

Digitized by Google

mitunter auch noch ein Fruchtbaum), eine Sitte, die auch bei den Batak's herrscht*), seine Lieblingsschweine getödtet, aber weniger aus Trauer, als des Leichenschmauses halber, und Sachen des Verstorbenen: Töpfe, Bogen, Tragbeutel etc. zerbrochen und zerrissen (Kunze). Die Leiche wird auf einem leiterähnlichen Gerüst vor dem Hause aufgebahrt, angethan mit ihren Schmucksachen und umgeben von Blumen. Zu beiden Seiten des Gerüstes hängt bei Reicheren je ein todter Hund, deren Seelen ihn in's Jenseits begleiten sollen, ferner Taro's, Yams und Kokosnüsse. Danach „erscheint der Asa", um den Todten zu bemalen. Aus der Ferne erschallen die schaurigen Töne des Asahornes, die Weiber reissen entsetzt aus, und der inzwischen herbeigekommene Hornbläser bemalt nun den Todten mit weisser und rother Farbe und bekränzt ihn mit grossen rothen Hibiscusrosen. Dann stösst er wieder ins Horn und verschwindet. Die zurückgekehrten Weiber stimmen nun erst die eigentliche verzweiflungsvolle Todtenklage an.

Dieselbe, das heisst: die meist gebräuchliche, lautet:

Barame omube
Ge schube omube!
Barabe omube
Ge schube omube!

Das heisst auf Deutsch (nach freundlicher Uebersetzung von Herrn Hoffmann):

Einen Baram-Baum hab' ich gehabt,
Die Frucht hab' ich begraben.

Oder etwas freier: Ich habe gehabt einen schönen Baum, so schön und stattlich, wie der Baram-Baum am Strande; die Frucht ist nun dahin, ich muss sie begraben.

Baram heisst nämlich ein schöner, grosser, stattlicher Baum am Strande Bogadjim's, der durch sein auffallend gelbes Laub aus dem Grün der übrigen hervorsticht und darum den ansegelnden Schiffen als Erkennungsmarke dient; die Tamo's verehren denselben sehr.

Omube ist das Perfekt von onu = sein oder haben.

Ge heisst eigentlich Fisch, aber auch Frucht oder Kern. Schube ist das poetische Perfekt statt schubat onumde, von schubatimo = begraben. Diese kleine Uebersetzung giebt zugleich einen weiteren Beleg für die oben Seite 208 gemachte Bemerkung, dass in der Bogadjim-Sprache bereits wirkliche Flexion stattfindet.

Kunze giebt in Heft III, Seite 64 seiner Mittheilungen ebenfalls einen solchen Klagegesang:

O der gute Mann! — der gute Mann ist gestorben — der Mann, stark und schön, wie ein Kangar- (Nuss-) baum — er war so gut; wenn er ass — er immer ein grosses Stück Speise mir gab.

Ein todter Hund wird ganz in ähnlicher Weise beklagt:

O der schöne Hund! — er war von rothem Aussehen — ja, es war ein guter Hund — wo ich ging, da ging er mit — o der schöne Hund, o der gute Hund — ja er war sehr schön!

Derselbe Autor sagt, wenn eine Frau durch den Tod ihres Mannes in besondere Trauer versetzt sei, so komme es vor, dass sie sich platt auf die Erde werfe und sich die Leichenbahre ihres Mannes auf den Rücken stellen lasse. Vetter berichtet Aehnliches von den Jabim's.

Bei Schellong's Beschreibung der Todtengebräuche bei den Jabim's lesen wir, dass ihm von glaubwürdiger Seite mitgetheilt ward, bei der Beerdigung einer Häuptlingsleiche sei es vorgekommen, dass dessen Frau mit einem Tuch gewaltsam erwürgt und mitbegraben worden sei. Schellong selbst sagt, dies sei sicher ein vereinzelter Fall, da er persönlich zwei Häuptlinge ohne diesen Gebrauch habe beerdigen sehen. Auch Vetter kennt denselben, sagt aber, dass das nur dann und wann bei den Bewohnern des Inlands vorkomme und zwar, wie es heisst, mit Einwilligung der Frau. Die

*) cf. Den Bericht über meine zweite Reise nach dem Tobasee in den Berichten der „Bataviaasch genootschap v. kunsten en wetenschappen." Batavia 1886.

Digitized by Google

Leute sagen dann: „Als Kinder kamen sie zusammen, nun sollen sie auch zusammen in die Unterwelt gehen."

In Bogadjim wäre so Etwas nicht gut denkbar, da dort, wie wir sahen, die Frau bereits auf einer höheren Stufe steht, als der eines rechtlosen Eigenthums. Zwar spricht auch Kunze (l. c. Seite 95) von dieser Sitte „nach Aussage der Papua", ich denke jedoch, er hat dabei, wie öfters, Vetter's Angaben von Simbang im Auge.

Die Todtenklage dauert ununterbrochen während der ganzen Ausstellungszeit des Todten, welche einen Tag nicht übersteigt. Wenn derselbe Morgens gestorben ist, so wird er noch am selben Tage Abends begraben. Wenn aber das Ableben Mittags oder noch später stattfand, dann geschieht die Beerdigung erst am folgenden Tag.

In drangvollen Zeiten, z. B. während der entsetzlichen Pockenepidemie 1893, wo ganze Häuser ausstarben und beinahe ganze Dörfer, wurde der Ritus natürlich nicht so genau innegehalten; da begrub man vor Schreck ohne Sang und Klang und unmittelbar nach dem Tode.

Währenddem haben die Gai's, also die Verwandten des Todten mütterlicherseits und sein Pathe, der Wah (siehe Seite 230) das Grab gegraben und zwar wie bei den Jabim's im Sterbehaus selbst, Kopf nach Ost, Füsse nach West gerichtet. Dasselbe ist etwa 3 Fuss tief und 4 Fuss lang und sein Boden mit Matten ausgelegt. Dann werden durch dieselben Personen dem Todten seine Schmucksachen: Ringe, Eberzähne, Halsketten etc. abgenommen und die Leiche in grosse getrocknete Blätter oder aus Kokosblättern geflochtene Matten eingeschnürt und begraben, in Gegenwart der sich wie rasend geberdenden und in's Grab nachstürzen wollenden Weiber. Wenn der Todte, wie meistens, länger ist als das Grab, so stampft man dessen Beine rücksichtslos hinein. Nach Bergmann werden die Todten in Siar sitzend begraben, aber ebenfalls im Hause. Ueber das Grab werden Hölzer (Latten der Niebungpalme) gelegt und darüber erst auf einer Blätterlage der Grabhügel aufgeschüttet, „damit der Todte nicht durch die Erde gedrückt werde" (terra sit ei levis!) und wohl auch, um später den Unterkiefer besser finden zu können, welcher nach einem Zeitraum von zwei zu vier Monaten unter mir nicht näher bekannt gewordenen Feierlichkeiten und ceremoniellen Waschungen der ganzen männlichen Dorfbevölkerung ausgegraben und aufbewahrt wird. Dass derselbe wie sonstwo, als Armring am Oberarm vom Sohn oder Familienhaupt getragen wird, habe ich hier nicht bemerkt, wohl aber behauptet es Miklucho-Maclay von Bongu. Auch der ganze Schädel scheint hie und da ausgegraben zu werden.

In den Bergdörfern des Hinterlandes scheint keine Beerdigung zu existiren, sondern die Leiche, nach dem Zeugniss Dr. Hellwig's*), in hockender Stellung in Matten eingewickelt in der Hütte aufbewahrt zu werden.

Auch in Bongu sind die Todtengebräuche etwas verschieden, indem hier, wie uns Miklucho-Maclay**) erzählt, die Todten ebenfalls in hockender Stellung in ein festes Bündel geschnürt und an einen starken Stab gebunden, der unter dem Dach der Hütte befestigt wird. Erst einige Tage nachher erfolgt die Beerdigung. Nach einem Jahr etwa wird der Schädel ausgegraben und der Unterkiefer abgetrennt und als Armring getragen oder sonst sorgfältig und unveräusserlich aufbewahrt. Nur zweimal erhielt Miklucho-Maclay Schädel mit Unterkiefer, aber immer mit der inständigen Bitte, ja nichts zu verrathen. Die Schädel dagegen werden achtlos in irgend eine Ecke des Dorfes ins Gebüsch geworfen. Die russische Corvette „Vitias", welche 1871 Miklucho-Maclay in der Astrolabebucht bei Bongu absetzte, konnte darum viele Schädel dort auflesen.

Kunze beschreibt die Beerdigungsweise (auf Dampier?) folgendermaassen: „Ist der oder die Verstorbene eine besonders angesehene Person, so wird der Leichnam in wasser- und luftdichte

*) Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1889, Heft I.

**) l. c. Seite 301, und Zeitschrift für Ethnologie, Berlin, V. Band, Seite 188 ff.

Digitized by Google

Matten gepackt, in die ein trichterförmig erweitertes Bamburohr eingeschnürt ist. In dieser Verpackung stellt man den Leichnam in der Hütte auf einem erhöhten Gestell auf, bis er ausgetrocknet und das Leichenwasser mittelst des Bamburohres in ein Loch abgeleitet ist. Zuweilen reiben sich die Leute sogar mit demselben ein, in der Meinung, dass dies ein kräftiger Zauber sei, der sie vor allerlei Uebeln bewahren könne. Ist der Leichnam gründlich ausgetrocknet, so schält man das Fleisch ab, salbt das Knochengerüst mit rother Farbe ein und bestattet es. Ist eine gewisse Frist verflossen, so nimmt man wohl einzelne Knochen wieder aus der Erde; die nächsten Verwandten tragen sie dann eine bestimmte Zeit mit sich herum, bis sie wieder ins Grab zurückgelegt werden. Zuweilen behält man auch einzelne der Knochen (z. B. die Kinnlade, welche bei Zauberei sehr kräftig wirken soll) und betrachtet sie als Schutzmittel gegen Seuche und Gefahr. Aus längeren Knochen macht man sogar Spatel für Betelkalkbüchsen." (Vielleicht auch die oben erwähnten Knochendolche? d. V.)

Auch die Ramu-Expedition fand im Hinterland in den Dörfern „im Rauch getrocknete, fest zusammengewickelte Mumien", die beim Benützen der Hütten durch die Europäer von den Eingeborenen scheu und ängstlich bei Seite gebracht wurden.

Bei den Jabim's wird die Leiche für gewöhnlich beerdigt, aber nicht im, sondern vor dem Hause oder in der Nähe desselben, manchmal aber auch, bei Vornehmen, in der oben beschriebenen Weise behandelt. Vetter (im III. Heft seiner Missionspublikationen, Barmen 1898, Seite 19) erwähnt einen solchen Fall: „Jener Häuptling wurde nicht begraben, sondern in Matten eingeschnürt im Versammlungshaus seines Ortes aufgestellt. Um den Verwesungsgeruch zu mindern, wurde ständig Feuer unterhalten, auch wurden Pfeffermünzkräuter in das Bündel gesteckt. Durch ein Rohr wurde die Absonderung der Leiche in den Boden abgeleitet. Nach einigen Monaten war die Verwesung so weit vorgeschritten, dass die Knochen herausgenommen werden konnten. Der Schädel, die Arm- und Beinknochen wurden gesäubert, dann eingeölt und eingerötelt und in diesem Zustand einige Jahre in dem Hause des ältesten Sohnes aufbewahrt, bis sie schliesslich in das Grab eines Verwandten gelegt wurden. Bei jedem Akt mussten einige Schweine geschlachtet werden. Auch bei schönen Frauen und besonders geliebten Kindern wird zuweilen dieses Verfahren angewendet. Als ich einmal bei einer solchen Salbung zugegen war, zeigte mir der Vater des verstorbenen Mädchens einen Knochen desselben, den er sich zuspitzen wollte, um damit seine Betelnüsse zu öffnen."

Nun beginnt der Leichenschmaus, diese scheusslichste und roheste aller Sitten, die auch bei uns hochgebildeten Europäern noch nicht ganz verschwunden ist.

Die an der Leichenbahre hängenden Hunde, Feldfrüchte etc., welche „dem Asa" gehören, werden zunächst verzehrt, „um den Gram zu dämpfen" (undumerum). Man dämpft lange, oft mehrere Wochen hindurch, bis der grösste Theil des Erntevorraths aufgezehrt ist; der etwa verbleibende Rest gehört den Kindern und der Wittwe. Wenn vom Viehbestande noch etwas bleibt, so geht ein Theil an die Verwandten mütterlicherseits, die Gai's, der Rest fällt wiederum an die Kinder. Sehr häufig aber ist nicht genug Vieh verhanden, um sämmtlichen Schmerz der Trauerversammlung zu stillen und die Verwandten zu befriedigen; in diesem Falle müssen die Kinder, sobald sie herangewachsen sind, noch nachliefern; obwohl sie also verhältnissmässig wenig erben, so müssen sie doch die Schulden ihres Vaters übernehmen.

Wir wollen hier gleich die Betrachtung der Erbschaftsverhältnisse anschliessen. Haupterben sind, wie in einem matriarchalischen Staat erklärlich, die Verwandten mütterlicherseits, die Gai's. In zweiter Reihe kommen die Kinder, dann die Brüder des Mannes und zuletzt die Wittwe. Auch der Wah, der Namenspathe, der mit den Gai's die Pflicht der Beerdigung seines Pathenkindes hat, erhält ein Stück aus dessen Nachlass.

Die Gai's erben die werthvollsten Hausgeräthe (Schüsseln, Töpfe, Kleidungs- und Schmuckstücke) und Waffen. Doch müssen den Kindern unter allen Umständen je ein Topf, eine Schüssel, ein

Digitized by Google

Lendengurt, ein Speer, ein Bogen und einige Pfeile, sowie die sämmtlichen Arbeits- und Fischfanggeräthschaften verbleiben, ebenso je ein Stück von den grösseren Schmucksachen.

Auch hier bin ich wieder im Stande, einen hübschen Beleg dafür zu liefern, wie Unkenntniss der Sitten leicht zu Missverständniss und Ungerechtigkeit verleiten kann und wie nothwendig es ist, dass der draussen Weilende, namentlich Jemand in maassgebender, hervorragender Stellung, sich innig mit den Landesgebräuchen vertraut machen muss.

Als der Missionar Arff in dem Bergdorf Burumana, wo ihn die Eingeborenen, seine Gai's — wie wir oben S. 232 sahen, kann man leicht ein Gai, ein Blutsfreund mit einem Tamo werden, schon durch Schenkung eines hübschen grossen Hundes — sehr gut gepflegt hatten, starb, da nahmen dieselben, ganz ihrer Sitte gemäss, als Blutsfreunde all' sein persönliches Eigenthum, Uhr, Messer, Kleider etc. in Besitz und vertheilten es unter sich. Nun hätte ich einmal sehen mögen, wie so ein junger, unerfahrener, schneidiger, europäischer Brausekopf zwischen die „vermaledeiten Kerls" gefahren wäre, wenn er diesen „Diebstahl und Leichenraub" entdeckt hätte! Auch die von der Küste herbeigeeilten Missionare waren anfangs erstaunt und entrüstet, da sie ebenfalls den Gebrauch noch nicht kannten, und nahmen den Leuten die Sachen wieder ab. Dieselben gaben auch Alles ganz gutwillig wieder heraus, waren nun aber ihrerseits sehr erstaunt und sagten: Ihr Weisse müsst doch ganz andre Sitten haben als wir!

Auf solcher Unkenntniss mögen eine ganze Menge angeblicher Unthaten von Eingeborenen beruhen; ich habe doch nun schon gar lange Jahre unter sogenannten Wilden zugebracht und ich kann nur wiederholt von ganzem Herzen versichern: Sie sind oft, sehr oft besser als ihr Ruf und nicht selten sogar besser als mancher habgierige oder emporstreben wollende Weisse da draussen!

Die Fruchtbäume werden zwischen den Gai's, den Kindern und den Brüdern des Verstorbenen getheilt. Das Haus sowie die Reste der Ernte verbleiben der Wittwe und den Kindern. Macht die Wittwe von ihrem Recht keinen Gebrauch und sind die Kinder noch unmündig, so können die Häuser von den Verwandten des Mannes benützt werden*).

Wenn die Frau vor dem Manne stirbt, so haben die Leichenschmäuse geringeren Umfang, sonst sollen die Ceremonien gleich sein wie beim Manne, natürlich ohne den Asa. Die Habseligkeiten der Frau erben ihre Töchter und die Verwandten mütterlicherseits. Auch wenn ein heranwachsendes Kind stirbt und etwas Vererbbares hinterlässt, so geht dies nicht an die Eltern, sondern ebenfalls an die Gai's über. Die Beerdigungsceremonien sind die gleichen wie bei den Erwachsenen, nur von geringerem Umfang. Bei ganz kleinen, Wochen oder höchstens Monate alten Kindern findet einfache Beerdigung innerhalb des Hauses ohne weiteres Ceremoniell statt.

Nach der Beerdigung beginnt die Trauerzeit. Wenn der Mann stirbt, so ist das für die Wittwe in Neu-Guinea ein viel grösseres Unglück, als für die Wittwe in Europa; die letztere legt Trauerkleider nur für eine verhältnissmässig kurze Spanne Zeit an, die Papua-Wittwe aber muss ihre Wittwentracht zeit ihres Lebens behalten zur Erinnerung an ihren „Seligen", gleichviel ob sie sich nach Ablauf der 6—8 wöchentlichen Trauerzeit wieder verheirathet oder nicht. Schön ist dieselbe nicht, das werden wir gleich sehen. Zunächst muss sie bis zur Beendigung der Leichenschmäuse im Sterbehause wohnen bleiben und das Grab bewachen; sie ist „tenggi", was wohl so viel bedeutet als tabu, und darf das Dorf nie und das Haus nur zur Verrichtung ihrer Nothdurft verlassen. Sodann darf sie nicht mehr in ihrem schönen natürlichen Tituskopf prangen, sondern muss sich ihr Haar lang wachsen lassen und es von Stund an mit einer schwarzen, theerähnlichen Masse (murmung), die sie selbst bereitet, beschmieren und einfetten, dass es zuletzt in langen, wilden, pudelähnlichen Zotteln um den Kopf hängt, und anstatt des schönen, bunt gestreiften Faser-

*) Siehe Hoffmann's Darlegung im neuesten Heft der Nachrichten über Kaiser-Wilhelmsland 1898.

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 39. Zwei Damen aus Bogadjim.
Links eine Wittwe, rechts eine verheirathete Frau.

Digitized by Google

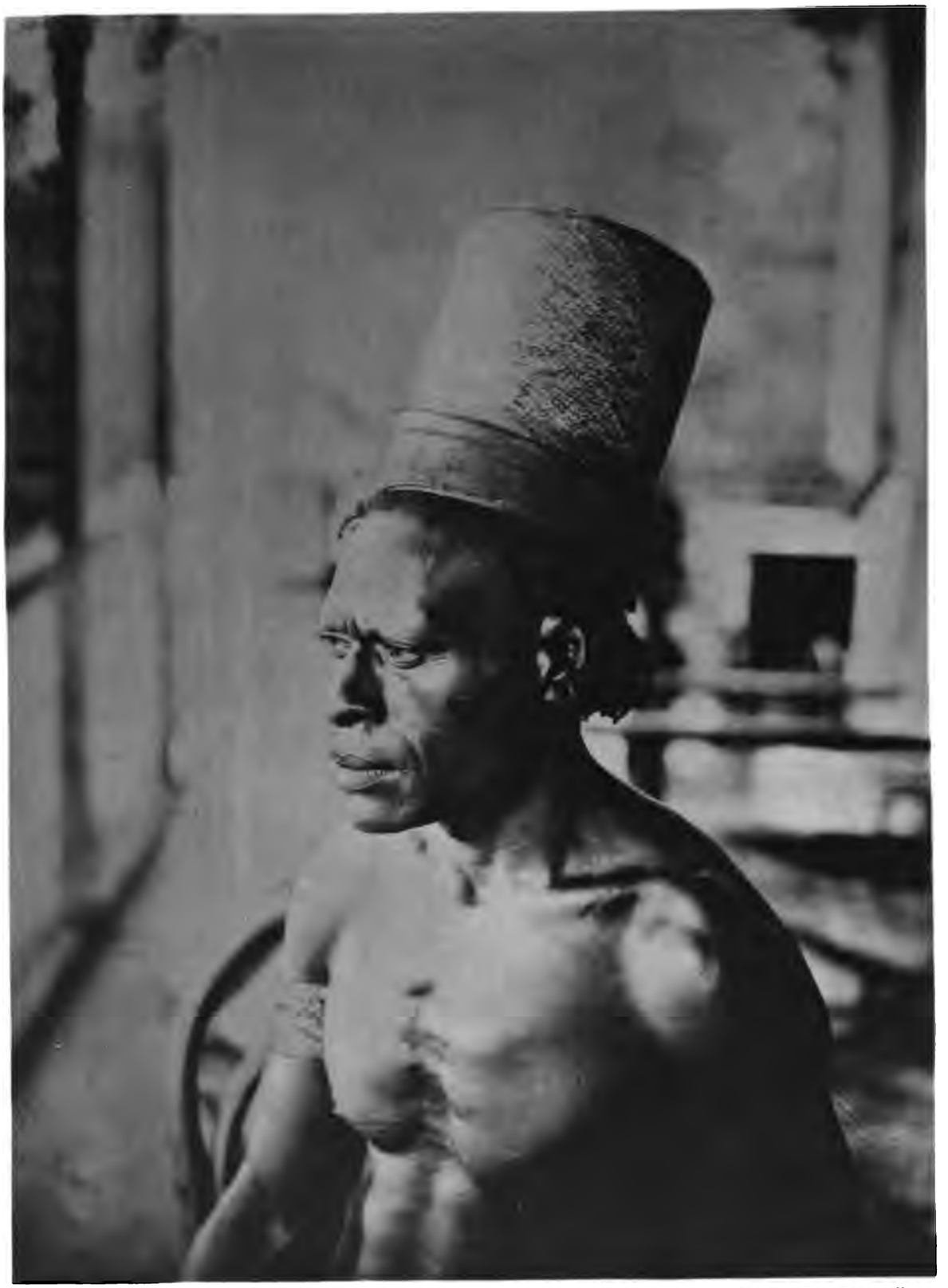
Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 40. Eine trauernde Wittwe aus Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google



B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 41. Ein trauernder Wittwer vom Hüongolf.

Trägt auf dem Kopf den Trauercylinder aus Baumrinde ohne Rand und Deckel.

Digitized by Google

Digitized by Google

rockes, den sie so gern und kokett trug, muss sie sich nun, wie auf dem Bild Taf. 25 dargestellt ist, einen weissen, ungefärbten Wittwenrock flechten und zwar auf die einfachste Manier von der Welt, ohne Webstuhl oder Derartiges, indem sie das eine Ende des herzustellenden Kleidungsstückes einfach an ihre grosse Zehe anhakt. Auf Tafel 40 stelle ich dem geehrten Leser so eine arme, in Schmerz versunkene Wittib vor und auf Tafel 39 habe ich eine Wittwe und eine gewöhnliche Frau zusammengestellt, um den Unterschied in der Tracht beider zu zeigen.

Die Trauervorschriften für den Mann sind aber auch nicht leicht. Er braucht zwar nicht im Sterbehaus wohnen zu bleiben, er ist nicht „tenggi", aber auch er muss sich zeitlebens sein Haar schwarz färben, wenn auch nicht in so langen, fettigen Zotteln wie die Frau. Und während er früher als Jüngling und glücklicher Ehegatte sein Gesicht hübsch roth mit freundlichem Zinnober oder Ocker anstreichen durfte, muss er auch dies jetzt schwarz färben, glänzend schwarz, wie Schuhwichse. Nun kommt hier die Combination hinzu, dass ein Mann zwei Frauen haben kann, wovon die eine lebt, die andre aber stirbt. Das drückt er denn nach Ablauf der ersten strengen Trauerzeit, die für ihn gerade so lang dauert, wie die der Frau und während deren das ganze Gesicht geschwärzt bleiben muss, sehr hübsch und schlau so aus, dass er die eine Hälfte des Gesichts schwarz, die andre aber roth bemalt.

Aus der Bemalung eines Mannes kann man also fast seine ganzen häuslichen Verhältnisse herauslesen.

Das Schlimmste aber ist für ihn, dass er fortan das Beste, was die Papuatafel bietet, nämlich Schweinefleisch, nicht mehr geniessen darf, auch nach seiner Wiederverheirathung nicht.

Beim Tod von Kindern färben sich die Eltern das Haar ebenfalls schwarz, jedoch nur für eine gewisse Zeit.

Am Hüongolf herrscht eine eigenthümliche Mode, von der man meinen könnte, die Leute hätten sie uns Europäern abgelauscht. Dort tragen nämlich die Wittwer Cylinder, richtige hohe Angströhren, nur dass sie aus Baumrinde gemacht sind. Sogar ein richtiger Baumrindentrauerflor befindet sich darum. Es ist nur eine Kleinigkeit vergessen, nämlich die Krämpe. Da sich auch kein Deckel darauf befindet und die Vorschrift dem Trauernden verbietet, sein Haar zu schneiden oder zu rasiren, so wächst dasselbe mit der Zeit oben zum Cylinder hinaus und legt sich trauerweidenartig nach Aussen um. Die Tafel 41 stellt einen solchen cylindertragenden Wittwer vor, bei dem jedoch das Haar oben noch nicht herausgewachsen ist. Er ist ein noch zu junger Wittwer.

In Finschhafen herrschen nach Schellong (l. c.) ähnliche Gebräuche. Während der 4 Trauermonate hat die Wittwe, vom Wittwenschleier, einem langen filetgestrickten Umhang, bedeckt, am Grabe zu hocken, das sich vor der Front des Sterbehauses befindet und mit Crotons (wie bei den Malayen) bepflanzt und eingefasst, kurz, ehrfurchtsvoll behandelt wird bis zur nächsten Generation, die sich scheint's um die älteren Gräber nicht mehr bekümmert, wenn sie nicht gerade sehr hervorragenden Personen angehören. Wenn die Wittwe kleine Kinder hat, so nimmt sie dieselben zu sich und schützt sich bei schlechtem Wetter durch ein Nothdach von Palmblättern. Schellong sah eine Frau ununterbrochen am Grabe sitzen vom 11. August bis zum 7. November. Dieselbe war aber, noch im Wittwenkostüm, bereits im Februar die Frau eines andern Mannes. Den Schleier sollte sie erst im April ablegen bei Gelegenheit eines zu diesem Zweck veranstalteten Freudenfestes. Die Trauerinsignien werden schliesslich in's Meer geworfen.

Der Wittwer legt, ähnlich wie am Hüongolf, als Zeichen der Trauer ein Basttuch um den Kopf, unter dem man das Haar zu unendlicher Länge anwachsen lässt, und dessgleichen eine geflochtene und zusammengedrehte Schnur um Hals und Schultern wie zwei Bandeliere. Nach Vetter und Kunze sind es aus Bindfaden verfertigte Schnüre, in welche einige Haare des Verstorbenen als schützender Zauber eingeflochten sind. Diese „Todtenbänder" werden um den Hals getragen und

Digitized by Google

aus der Zahl derselben ersieht man, wie viele Angehörige Jemand betrauert. Als Andenken trägt die Wittwe auch oft ein Büschel Haar oder einen Armring des Verstorbenen mit sich herum.

Nach Finschhafener Tradition (Schellong) lebe die Seelen der Verstorbenen in den Sternen fort, die der Häuptlinge und Männer in den grossen, die der Frauen und Kinder in den kleinen minder glänzenden. Der gemeinsame Aufstieg des Verstorbenen zum Himmelsgewölbe erfolge in Kella, einem südlich von Finschhafen gelegenen Ort.

Hieraus würde sich auch die grosse Vorliebe der Tamo's, auch derjenigen von Bogadjim, für die Sterne erklären, die notorisch vorhanden ist und in ihren Gesängen sich abspiegelt.

Im Widerspruch mit dieser Angabe, die lebhaft an den Glauben der Süd-Australier erinnert*), steht die Mittheilung des Missionars J. Vetter in Simbang**), wonach die Seelen der Abgeschiedenen vom „Balum" (siehe weiter hinten) auf ihr Verlangen in das Geisterdorf befördert werden, das die Eingeborenen auf eine der Inseln der Siasi-Gruppe verlegen. Kein Lebendiger hat je dies Reich betreten, über dem beständig Rauch und Nebel lagert; doch hört man Hundegebell und Stimmen von Schweinen und Hühnern dorther. Die Siasi-Leute selbst wollen oft am Strande neu ankommende Seelen dorthin schreiten sehen, von denen sie manche bestimmt als ehemalige Handelsfreunde erkennen.

Im benachbarten Kai-Dorf Bokiseng, erzählt Vetter weiter, war ein Mann gestorben, dem man beim Begräbniss auf sein Verlangen eine Steinkeule in die Rechte legte. Mit dieser ging der Geist davon und nahm seinen Weg nach Kolem, ebenfalls einem Dorfe in der Nähe. Dort setzte er sich auf einen Stein und rief dem Balum, er möge ihn in's Geisterreich befördern. Dieser — ein papuanischer Charon! — erschien auch mit seinem Fahrzeug, welches in der Tiefe des Meeres sich befindet, aber der Kai schlug mit seiner Keule die Spitze des Bootes weg. Zur Strafe für diese Bosheit wurde er am jenseitigen Strande ausgesetzt und in ein Wallaby verwandelt. Das abgeschlagene Bootsstück wurde in Kolem aufbewahrt und entpuppte sich bei Besichtigung als ein veritables Pulverhorn (europäischer Herkunft natürlich), welches jedenfalls vor langer Zeit einmal vom Meere angespült worden war.

Auch die übrigen Melanesier und die Polynesier, deren ausserordentlich reichhaltige Mythologie ja sehr nahe verwandt ist, haben die Sage von den Todteninseln, die in der Richtung der untergehenden Sonne liegen. Darum stösst oder fährt man an einigen Orten die Leichname direkt in die See hinaus.

Derselbe Glaube findet sich bei Australiern und Tasmaniern***).

Wir wären somit beim Kapitel der Religion angelangt. Welche religiösen Vorstellungen haben die Tamo's? Ich muss gestehen, dass ich nur ungern und zögernd an die Beantwortung dieser Frage gehe. Nichts ist für den Europäer schwieriger, als sich über die religiösen Vorstellungen eines Naturvolkes einen einigermaassen richtigen Begriff zu verschaffen, und die Schwierigkeit steigt ins Unendliche, wenn man dessen Sprache nur mangelhaft oder gar nicht kennt. Nun habe ich zwar als ausgezeichneten Dolmetscher und kenntnissreichen Helfer den Missionar Hoffmann zur Seite gehabt; aber derselbe hat mir selbst gestanden, dass es ihm noch nicht gelungen ist, sich über die religiösen Vorstellungen der Bogadjim-Tamo's ganz klar zu werden. Nach seiner Meinung mangelt ihnen ein Gottes- oder Schöpferbegriff vollkommen und das würde ja mit dem, was wir von andern melanesischen Stämmen wissen, übereinstimmen.

*) Siehe Ratzel l. c. Seite 353.

**) „Aus der Märchenwelt der Papua's in Kaiser-Wilhelmsland." In den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft, Jena 1891—92.

***) Todteninseln und verwandte geographische Mythen. Von Dr. J. Zemmrich. Im IV. Band des Internationalen Archivs für Ethnographie. Der sceptische F. S. A. de Clercq hat freilich Zemmrich's Angaben über die Doreer nicht der Wahrheit gemäss gefunden. Siehe Tydschrift v. indische taal land en volkenkunde XXXI 1886, Seite 558.

Digitized by Google

Ich denke, es wird am besten sein, wenn ich die Bruchstücke so, wie ich sie im Laufe meines Aufenthaltes erfahren und gesammelt habe, wiedergebe. Wir können sie dann mit dem von den übrigen Melanesiern bereits Bekannten zusammenhalten und vergleichen und werden so am ehesten im Stande sein, eine Uebersicht zu gewinnen.

Auch in Bogadjim findet sich ein Glauben an die Fortdauer des Lebens nach dem Tode in der Behauptung, dass die Seele (gunung), an die auch die Tamo's glauben*), nach dem Tode in die buka kure gehe; buka = fremd, bedeutet aber auch Gespenst, Geist; kure = Dorf; buka kure würde also wörtlich mit Geisterdorf zu übersetzen sein. Dieses liegt nach den Erkundigungen des Herrn Hoffmann irgendwo in der Erde und die Tamo's sprechen nur mit unheimlichem Schauder davon. Wie sich die Leute den Aufenthalt im buka kure denken, davon erfährt man selten Etwas. Charakteristisch ist folgende Geschichte, die mir Herr Hoffmann erzählte: „Ein Mann im Dorf Bogadjim war gestorben (derselbe, von dem ich bereits erzählt habe, dass schon einmal über ihm als vermeintlich Gestorbenem die Todtenklage angestimmt worden war). Man rührte die Todtentrommel, die Klageweiber heulten und die Verwandten aus den Nachbardörfern kamen zur Beerdigung. Als aber der Mann beerdigt werden sollte, stellte es sich heraus, dass er noch gar nicht todt, also nur scheintodt gewesen war. Da erzählten sich die Leute Folgendes: „Der Auschua war todt und auf dem Wege zur buka kure. Als er aber in die Nähe des Dorfes kam, da begegnete ihm sein früher gestorbener Bruder Moka, welcher auf die Wildschweinjagd wollte. Derselbe war sehr erzürnt, als er seinem Bruder begegnete, schimpfte zuerst sehr und trieb ihn zuletzt mit Bogen, Pfeil und Speer auf die Oberwelt zurück. Als Grund seines Zornes gab er an, dass gar keine Tamo koba in seinem Dorfe mehr seien und dass Auschua zum Hüter seines Dorftheiles bestellt sei. Zwei Tage darauf aber starb der Auschua wirklich und nun gab es lange Gesichter unter seinen Dorfgenossen."

Der buka ist ein böser Geist, der ihnen viel Furcht bereitet. Wenn man mit ihnen durch den Wald geht und es wird dunkel, so werden sie ängstlich und rufen: Komm, lass uns gehen; der buka geht um! Die im Kampf Gefallenen gehen nicht in die buka kure, sondern in die bopa kure. Das scheint aber durchaus kein Heldenhimmel zu sein in dem Sinne, wie sich ihn die alten Deutschen dachten. Vor der bopa kure haben die Leute noch grössere Furcht, als vor der buka kure. Der Eingeborene geht schwerlich bei Nacht an einer Stelle vorbei, wo Jemand erschlagen wurde. Oft zündet man dort nächtliche Feuer an. Die ferner Wohnenden, die diese Feuer sehen, überfällt dann ein Gruseln und um keinen Preis der Welt würden sie sich bewegen lassen, daran vorbeizugehen. Hoffmann meint, dies hänge wohl noch mit der Erinnerung an die erst vor Kurzem aufgegebene Blutrache zusammen. Die Seelen der Erschlagenen gehen nämlich, so lange sie nicht gerächt sind, im Dorfe um, und es ist wunderbar, wie sich die an und für sich schon ausserordentlich regsame Phantasie der Leute dabei erhitzt. Noch wunderbarer aber ist wie gesagt und meiner Meinung nach nur durch Degeneration zu erklären, dass unter sothanen Umständen die Blutrache hat aufgegeben werden können. Die im Kampfe Gefallenen feiert kein Lied, kein Heldensang.

Weitere Angaben über buka und bopa kure waren nicht zu erlangen; auf jede diesbezügliche Frage zucken sie nur stillschweigend die Achseln.

Wie vor dem buka kure, so haben sie auch vor dem Tode grosse Angst; auch dem Astrolabe-Mann ist (nach Kunze) des Käuzleins Ruf eine Todesbotschaft.

Trotz dieser Todesfurcht können sie einem Schwerkranken lachend ins Gesicht sagen: „Du musst jetzt sterben". Man muss desshalb aber die armen Tamo's nicht der Gefühlsrohheit be-

*) Die Jabim's nehmen (nach Vetter) sogar zwei Seelen im Menschen an, eine im Wasser und eine auf dem Lande. Vielleicht nirgends auf der Welt lässt sich die naive Entstehung eines solchen Glaubens besser und klarer erkennen, als gerade hier; es ist das Spiegelbild des Menschen im Wasser und das Schattenbild desselben auf dem Lande, welches denselben gebar. Die Wasserseele wird nach dem Tode zum Wasserbewohner, die Schattenseele aber zum Geist.

Digitized by Google

schuldigen; sie können nicht anders, dem Naturmenschen kommt nothgedrungen zu allererst sein eigenes werthes Ich (traun, uns Culturmenschen zu neunundneunzig Prozent auch; aber wir verstehen das, und das ist eben unsere Cultur, nach aussen hin zu verstecken und zu verdecken); Mitgefühl, Nächstenliebe, Dankbarkeit, das Alles sind ihm unbekannte Begriffe, die erst durch die Cultur gezeitigt werden; der totale Mangel des Gefühls der Dankbarkeit ist es hauptsächlich, den der Europäer, der sich nicht aus seiner dicken Culturhaut herausarbeiten kann, dem Naturmenschen zum besondern Vorwurf macht.

Nach dem Tode bleibt die Seele noch einige Zeit in der Nähe des Leichnam's*), ehe sie ihre Wanderung nach dem buka kure antritt. Als Herr Hoffmann mit den Tamo's nach dem Bergdorf Buramana ging, um den Leichnam des schon früher erwähnten, dort verstorbenen Missionars Arff zu holen, so sprangen — es war schon dunkel geworden — alle Augenblicke seine Begleiter voller Angst in den Busch; es hatte dann Jemand die Seele Arff's hinter einem Baum auftauchen sehen.

Kunze berichtet — leider wieder ohne Lokalitätsangabe, aber doch wohl von der Astrolabebai oder Dampier — wenn die Leiche nicht, wie es sich gehört, im Boden des eigenen Hauses begraben wird, so irrt sie ruhelos umher und sucht immer wieder den früheren Wohnort auf. Damit ihr im Jenseits Nichts fehle, giebt man dem Todten manchmal einen Topf, eine Holzschüssel, eine Trinkschale, auch Taro- und Yamsknollen mit ins Grab.

Die Spur des Glaubens an eine Seelenwanderung kann man vielleicht darin sehen, dass die Bogadjim-Tamo's die Stimmen ihrer Abgeschiedenen in dem Ruf des kleinen Vögelchens „Kiau" zu erkennen glauben; wenn sie in ihren Feldern Zauber machen, um eine gute Ernte zu erhalten und der Kiau antwortet ihnen, so sind sie der Erhörung gewiss. Auch das oben Seite 225 bei der Besprechung des Totemismus Mitgetheilte kann man schliesslich auf die Seelenwanderung beziehen, ebenso das Verhexenkönnen eines Menschen in weisse Ameisen oder Blätter (Vetter, III. Heft, S. 23).

Bei den Jabim's sind die abgeschiedenen Seelen nicht an einen Ort gebunden, sondern können des Nachts auf die Erde zurückkehren und schweifen dann in Wald und Feld und Dorf herum; wenn ein Hund des Nachts heult, so hat er eine solche Seele erblickt. Der Geist des Erschlagenen folgt seinem Mörder und sucht Unglück über ihn zu bringen. Darum ist es nöthig, dass er mit Geschrei und Getrommel fortgetrieben wird. Die Nachbildung eines Kanoe's, beladen mit Taro und Tabak, wird ausgesetzt, um ihm zu seinem Wegzug zu dienen.

Die Seelen der gewaltsam um's Leben Gekommenen schweifen ebenfalls ruhelos herum, erschrecken die Lebendigen, führen sie in die Irre und verwandeln sich am Tage in Termitenhaufen, Dracänenblätter u. A. Besonders gern sitzen sie auf Bäumen, wo sie sich damit beschäftigen, die für den Menschen ungeniessbaren Früchte zu verzehren. Vetter berichtet**): Ein Mann ging auf die Jagd und sah die Geister der Verhexten, der Getöteten, der von Bäumen Erschlagenen und der von Krokodilen und Haifischen Gefressenen versammelt auf einem Baum sitzen, dass sich die Zweige bogen, und Früchte essen. Er lief hinzu und rief: wer seid ihr? was macht ihr? und nahm seinen Schild, drohte mit dem Speer und schrie: was zerbrecht ihr die Zweige! ich will euch jagen! und warf nach ihnen, dass sie alle mit einander herabpurzelten und nach allen Windrichtungen flohen.

Ausser dem buka giebt es noch andere Geister, rotej genannt (rotej heisst der Walfisch, bedeutet aber auch etwas Fremdes in bösem, feindlichem Sinn; die Europäer sind auch rotej's, nämlich fremde, ergo böse Geister). Rotej ist also hauptsächlich wohl die Verkörperung der feindlichen

---

*) Bei den Jabim's ruft man sie sogar in der ersten Nacht nach dem Tode und bietet ihr — sehr bezeichnend für die Werthschätzung des Feuers! — Feuer an zum Mitnehmen. (Vetter.)

**) Im dritten Heft seiner Mittheilungen, Seite 4. Die Erzählung ist einer von den leise gemurmelten Zaubersprüchen, besser gesagt: Zauber-Erzählungen, welche, über einen Kranken gesprochen, Genesung bringen sollen.

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 42. Silum, ein hölzernes Ahnenbild aus Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

Naturgewalt: Die Pocken, die Springfluth, die bösen Europäer, das Alles schickt der rotej über die armen Tamo's. Opfer werden ihm nicht gebracht.

Ueber den rotej gehen viele Sagen und Erzählungen, rotej'sa, Märchen, genannt, die dem Erzählertalent der Tamo's, welche überhaupt recht poetisch veranlagte und phantasiebegabte Menschen sind, alle Ehre machen. Mein Freund Hoffmann war so liebenswürdig, mir einige der bekanntesten zur Verfügung zu stellen, die ich im Anhang wiedergebe, zusammen mit dem, was ich sonst in der Literatur noch gefunden habe.

Bei einem Volk, welches sich so lebhaft mit den Seelen seiner Verstorbenen beschäftigt, ist es nur natürlich, dass sich ein gewisser Ahnencult herausgebildet hat. Wir sehen den Tamo mit besonderer Ehrfurcht die Ueberreste seiner Verstorbenen behandeln, die er als glückbringend für sich ansieht und ihnen Zauberkräfte zuschreibt. Kunze sagt (l. c. S. 68): „Verstorbene Väter, Brüder, Grossväter, sind die Vertrauenspersonen im Geisterreiche; man ruft dieselben in allerlei irdischen Anliegen an, sogar in Verlobungs- und Heirathsangelegenheiten. Liegt ein Verwandter im Sterben, so werden ihm von den Angehörigen allerlei Versprechungen gemacht, damit er nach seinem Tode als Geist ihren Wünschen stets geneigt sei."

Besonders angesehene Todte werden auch bildlich dargestellt. Die grossen hölzernen Bilder, Silum genannt, von denen ich eines aus Bogadjim hierneben zur Abbildung bringe, scheinen, wie auch Finsch und Schmeltz vermuthen, ähnlich wie die in Niederländisch-Neu-Guinea gebräuchlichen Korwar's*), solche Ahnenbilder zu sein; Gewissheit habe ich nicht erhalten. Doch wird dies von Missionar Bammler von den Jabim's ausdrücklich bezeugt. Er schreibt wörtlich (s. unten S. 271 Anm.): „Von besonders kunstfertigen Männern werden auch Masken von Verstorbenen geschnitzt und im Lum aufbewahrt . . . . . und ein Junge hat mir bei einem besonders sorgfältig, fast in Lebensgrösse geschnitzten Bild eines Mannes gesagt, es sei ein Verstorbener." Grosse Aufmerksamkeit wird denselben in Bogadjim nicht bewiesen; nur hie und da, nach Hoffmann's Erfahrungen alle paar Jahre, wird ihnen mal ein grosser Schmaus von Schweinen, Kokosnüssen und Hunden gegeben, an dem die Weiber nicht theilnehmen dürfen. Das geschah aber nach der Ansicht dieses Herrn weniger aus Verehrung oder religiösem Drang, sondern mehr aus dem sehr realistischen Verlangen, einmal unauffällig und ohne den Weibern etwas abgeben zu müssen, zu einem solennen Schmaus zu gelangen. Die Silums werden dabei, wie Kunze sagt, in die Mitte der Schmausenden gesetzt, ähnlich wie wir bei einem Jubiläum die Büste des zu Feiernden im Bankettsaal aufzustellen pflegen. Solche Bilder können auch, wenn sie unwirksam sind und den Bittenden nicht helfen, abgesetzt werden, ganz ähnlich wie bei den Batak's auf Sumatra.

Fabrizirt werden diese Holzstatuen alle in Bongu; daher auch der übereinstimmende Typus derselben an der ganzen Astrolabebai, wie man an den verschiedenen bereits veröffentlichten Abbildungen solcher**) erkennen kann.

Das bei dem im Internationalen Archiv abgebildeten Stück aus dem Munde heraushängende Etwas ist nicht etwa die Zunge, wie Finsch meint, sondern der bul, der Tanzschmuck, der ja, wie wir oben (Seite 172) gesehen haben, bei Tänzen und Fehden in den Mund genommen wird.

---

*) S. F. S. A. de Clercq: Aanteekeningen naar aanleiding van Dr. Finsch's onderzoekingen in Nieuw-Guinea. Im Internationalen Archiv für Ethnographie. Band III.

**) z. B. Finsch „Samoafahrten" p. 49 von Bongu. Er giebt den Namen desselben als „telum mul" an. Eine sehr schöne Abbildung desselben, den Kubary für seine Sammlung acquirirte, befindet sich auf Tafel XVI, Figur 1, 2 des VIII. Bandes des Internationalen Archivs für Ethnographie. Sogar an der Finschhafener Küste sehen diese Holzstatuen ähnlich aus, wie aus der in den „Nachrichten für Kaiser Wilhelmsland", IV. Heft, 1888 veröffentlichten Abbildung hervorgeht. Sie heissen hier abúmtau. Das Wort abúmtau deckt sich nach Vetter's Erklärung nicht ganz mit dem Wort Häuptling, womit es gewöhnlich übersetzt wird, sondern bedeutet halb Familienhaupt, halb Dorfältester. Es entspricht also etwa dem bogadjimschen tamo koba.

Digitized by Google

Nach Finsch ist dieser aus dem Munde hängende bul für die Bildnisse der Astrolabebai, rectius Bongu's characteristisch. Bei dem hier abgebildeten Exemplar ist er abgebrochen. Manchmal erreicht er, wie Miklucho-Maclay sagt, eine solche Länge, dass er mit der Spitze des oft erigirt aufgerichteten circumcidirten penis sich verbindet. Hier bei unserer Figur wird dieses Glied, das augenscheinlich nicht operirt ist, von der linken Hand zur Seite gehalten. Das räthselhafte scepterartige Ding in der rechten Hand des Silum weiss ich mir nicht zu erklären.

Auch weibliche Telum's soll es geben, und das ist, im Fall diese Holzfiguren wirklich Ahnenbilder darstellen, nicht unwichtig als Zeugniss für die Stellung der Frau.

Anstatt aus Holz hat Miklucho-Maclay auch aus Thon verfertigte telum's gesehen, und Finsch, der einen solchen abbildet, ausserdem noch in Suam (bei Finschhafen) solche, die aus noch eingewurzelten Baumstümpfen direkt ausgehauen waren mit einem Krokodil auf der Rückseite. In dem Bergdorf Englam-Mana fand Miklucho-Maclay*) einen eigenthümlichen telum, welcher einen menschlichen Körper mit einem Krokodilkopf, der als eine Art von Mütze eine Schildkröte trug, darstellte, sowie einen andern, eine menschliche Figur darstellend, welche eine mit verschiedenen Zeichen bedeckte Tafel mit beiden Händen festhielt. Bei näherer Erkundigung fand er: Es war eine Copie eines alten telum's; die Zeichen auf der Tafel waren eine Nachbildung wahrscheinlich unverstandener Figuren des Originals. Auch grosse Steine wurden gelegentlich in den Bergdörfern als telum's verehrt.

Diese Menschenfiguren scheinen für Bogadjim etwas Fremdes zu sein, mit denen man nichts Rechtes anzufangen weiss; das abgebildete Stück ward von den Bonguleuten vor einigen Jahren nach Bogadjim geschenkt und liegt, ebenso wie ein anderes, das etwa 3 Meter lang ist und aus lauter aneinander gereihten Gesichtern besteht, flach und unbeachtet auf dem Boden eines Männerhauses. Als ich behufs photographischer Aufnahme dasselbe aus dem Dunkel seines Verliesses herausbefördern liess, halfen die Tamo's willig mit, und einer von ihnen stellte sich bei der Aufnahme sogar daneben, um die Grössenverhältnisse der Figur zu veranschaulichen**).

Ich will schliesslich nicht vergessen hinzuzufügen, dass dieselbe, wie ja auch aus der Abbildung ersichtlich, mit weissen Streifen und Flecken in Dreiecksform bemalt war.

Von Bogadjim habe ich durch Herrn Hoffmann noch ein anderes, aber bedeutend kleineres, nur etwas über 1 Fuss langes Holzbild bekommen, ebenfalls die Figur eines Menschen darstellend und mit rother Farbe bemalt, das jedoch mehrfach zerbrochen war und zu sehr die Spuren hohen Alters trug, um mehr darüber sagen zu können. Es hat aber wenig Aehnlichkeit mit den von Finsch (l. c. Tafel XXIII) abgebildeten „Talismanen". Dasselbe befindet sich jetzt im ethnographischen Museum zu Braunschweig. Sonstige, Idolen, Amuletten oder Talismanen gleichende Dinge, als da sind phantastisch gestaltete Wurzelstücke, Steinchen, Ingwerwurzeln, wie sie Finsch, oder Amulette aus Schildpatt, Muscheln, Blättern, Knochen, Federn oder Haaren, wie sie Kunze erwähnt, habe ich nicht bemerkt, doch mögen sie wohl vorkommen und vielfältig in den Brustsäckchen, dem gewöhnlichen Aufbewahrungsort für dergleichen Raritäten, mitgeführt werden; wir können dies sogar mit grosser Wahrscheinlichkeit annehmen, da ja Ingwerwurzeln, wie wir oben sahen, beim Besprechen von Krankheiten eine Rolle spielen.

Zauberei — Guniam — wird, wie bei jedem Naturvolk, ausserordentlich viel getrieben; Zauberer können, so viel bis jetzt bekannt, alle älteren Männer sein. Es gibt aber solche, die einen besonderen Ruf darin haben, wie z. B. der alte Kodi koba, der, wie Kubary von ihm sagt, desswegen eine Art priesterlichen Ansehens geniesst; diese werden selbst nach den benachbarten Dörfern geholt

*) v. Miklucho-Maclay l. c. deel XXXVI, 1876, Seite 316 f.

**) Mein Assistent Kunzmann hat diese Figur ebenfalls aufgenommen und in seinem „Neu-Guinea-Album" veröffentlicht.

Digitized by Google

und consultirt. Ueber Krankenbe- und entzauberung habe ich oben schon gesprochen. Bezaubern kann man Alles: Sonne, Mond, Erde, Meer, Menschen, Wind und Wetter, Thiere und Pflanzen.

Wenn Jemand erkrankt, so ist er verhext oder bezaubert, „gebunden"; der Hexer oder Zauberer hat dem Kranken „einen Strick gedreht". Diese Vorstellung des Bindens oder Strickdrehens findet sich durch das ganze Gebiet, von Finschhafen (cfr. Schellong) bis nach Dampierinsel (cfr. Kunze). Im selben Sinne gilt auch das Wort „Besprechen"; der Zauberer hat den Kranken besprochen. Er vermag das aber, wie auch vielfach anderwärts, nur, wenn er ein Stückchen Eigenthum des Betreffenden in die Hände bekommt, z. B. ein verlorenes Haar, abgeschnittene Fingernägel, etwas Tabak, einen Speiserest, einen stehengelassenen Speer und dergl. Dies steckt er denn, wie Vetter sagt, unter Beobachtung von allerlei Maassregeln an ein Feuer und sobald die Sache verbrannt ist, soll auch das Leben des ursprünglichen Besitzers zu Ende gehen. Dieser Prozess kann beschleunigt oder verlangsamt werden. Es ist darum begreiflich, dass der Papua lächerlich peinlich darauf bedacht ist, diese Dinge nicht in fremde Hände gelangen zu lassen. Diese Vorsicht geht so weit, dass, wenn bei einem Gang durch den Urwald eine Kleinigkeit seiner rothen Haarpomade von einem Zweig abgestreift wird, er dieselbe sorgfältig wegwischt. Ich glaube, dass dies auch die Ursache der eigenthümlichen Weise des Ausspuckens der Tamo's ist (s. oben Seite 212), welche dadurch verhindern wollen, dass der Speichel als ein greifbares Ganzes zur Erde gelangt.

Des Spasses halber will ich hier bemerken, dass Vetter erzählt, wie die Jabimjungen sich einen „Kuhfladen" einwickelten, um diesen als gute Zauber-Arzenei den Schweinen einzugeben, damit diese ebenso gross würden wie die Kühe der Missionare, welche den Jabim's eine total neue, durch ihre Grösse imponirende Erscheinung waren.

Einer der häufigsten Zauber ist der Wetterzauber, namentlich die Regenmacherei; Regen ist für ein Ackerbauernvolk, wie es die Tamo's sind, von allerhöchster Wichtigkeit. Wer den Regen herbeizaubern kann, geniesst unbegrenztes Ansehen. Die Bewohner der Insel Bilibili stehen alle miteinander in dem Ruf, grosse Regen- und Windmacher zu sein, die man mit Vorliebe bis nach Bogadjim citirt. Dieselben rufen den Wind durch Blasen (Hauchen) mit dem Mund herbei. Wenn es recht stürmt, dann pflegen die Bogadjim-Leute zu sagen: „Da sind einmal die Bilibili-Leute wieder tüchtig am Blasen!" Da sie als erfahrene Männer und wetterkundige Seeleute für ihre Fahrten immer guten Wind abwarten, so ist es leicht erklärlich, wie sie in diesen Ruf gekommen sind. Von einem anständigen, renommirten Wettermacher verlangt man natürlich, dass er auch Erfolg habe; wo der ausbleibt, ist es mit dem Renommée schnell vorbei. So erging es auch den Bilibili-Männern gelegentlich der wochenlang andauernden grossen Trockenheit des Jahres 1894. Die Bogadjim-Leute verzweifelten da an der Kunst ihrer Nachbarn und kamen zu Missionar Hoffmann mit der Bitte, ihnen Regen zu machen.

Um das Gedeihen der Feldfrüchte zu befördern, stellt sich der Zauberer während des Auspflanzens sowohl als des später erfolgenden Aus- und Abbrechens der Blätter der Yamswurzeln mitten in's Feld und hält eine grosse Rede unbekannten Inhalts, wahrscheinlich Beschwörungsformeln. Ein Schmaus beschliesst diesen Feldzauber.

Auch die Schädel Verstorbener scheinen hie und da zum gleichen Zweck benützt zu werden. Ich besitze den Schädel eines Bogadjim-Tamo (ohne Unterkiefer!), der vom Sohne des Verstorbenen zu einem Zauber benützt wurde, um die Feldfrüchte wachsen zu machen.

Eine Casuar- und eine Paradiesvogelfeder auf einen Stumpf gesteckt, soll ein sauberes Zusammenbrennen des Holzes auf den neuen Rodungen bewirken (Vetter).

Zur Beförderung des Gedeihens der Plantage pflanzt man bei den Jabim's rothe Nesseln (Coleus) und Limongras zwischen die Pflanzen. Die Geister der früheren Besitzer des Landes werden ebenfalls bei den Jabim's günstig gestimmt, indem man ihnen einen grossen Schmaus anbietet. In

Digitized by Google

feierlicher Prozession, festlich geschmückt, ziehen die Männer hinaus aufs Feld, und der Häuptling ruft den Geistern der Vorfahren zu, ins Dorf zu kommen und sich an Sagobrei und Schweinefleisch zu ergötzen. Erzählungen und Märchen, abends beim Feuerschein vorgetragen und mit etwas Gesang abwechselnd, sollen bei den Jabim's das Gedeihen der Feldfrüchte befördern, hauptsächlich in der Zeit, wo die eingeernteten Yamswurzeln in den Hütten liegen; darum lautet auch der Schluss dieser Märchen jedes Mal: „Cikaden, Heimchen, Yams sehr viele, Taro grossköpfig, Bananen langtraubig." (Vetter, l. c. II. Heft, Seite 26.)

Auch die Fische bezaubert man. Der Fischzauberer, mit dem während des Zaubers nicht gesprochen werden darf, steht auf einem am Strande liegenden Canoe, neben sich einen geschmückten Fischkorb und ruft: „Ihr Fische von Dampier, ihr Fische von Matukar, von der Richinsel, von Siar, kommt alle hierher nach Bogadjim!"

Liebeszauber haben wir oben schon kennen gelernt.

Auch einen Dieb kann man durch Zauberkünste ausfindig machen, wie uns Kunze erzählt. Auf einen senkrecht in die Erde gesteckten hölzernen Betelspatel oder langen Casuarknochen legt man unter Anwendung einer Zauberformel ein gewisses Blatt. Nun versucht der Zauberer noch darauf eine Muschel zu legen — alle diese Dinge sind mit rothem Ocker bemalt — und nennt währenddem eine Reihe Namen. Bei wessen Namen die Muschel liegen bleibt, der ist der Dieb. Statt der Muschel wird auch zuweilen ein über einen Stab gestülpter Topf gebraucht, den der Zauberer in Drehung versetzt; bei wessen Namen der Topf zur Ruhe kommt, der ist der Schuldige. Manchmal wird auch eine mit Wasser gefüllte und an einem Band hängende Schale in Schwingung gesetzt; wird dabei etwas Wasser verschüttet, so bezeichnet der im selben Augenblick genannte Name den Schuldigen *).

Eine Spur von heiligen Hainen findet sich meiner Meinung nach in dem Folgenden:

In dem Gebüch zwischen dem Missionshause und dem Dorfe Bogadjim liess sich öfters eine grüne Schlange sehen, und Herr Hoffmann, der Missionar, wollte die Leute veranlassen, dieselbe einzufangen. Dies weigerten sie aber ganz entschieden und sagten, wenn sie auf dieser Stelle ein Thier fingen oder gar das Gebüsch kappten, so würde das ganze Dorf Kaskas (eine Hautkrankkeit, eine der grössten Plagen der nackt gehenden Papua's) bekommen. Ich will jedoch nicht verschweigen anzuführen, dass sich an diesem Ort auch zugleich die Gräber einiger Missionare befanden, und dass dieser Umstand vielleicht auf die Scheu der Eingebornen von Einfluss gewesen sein mag.

Auch heilige Bäume finden wir. Weil Kelibob (siehe darüber die Sage von Kelibob und Mandumba im Anhang) auf einem „Ngaul"-Baum Zuflucht fand, sahen die Papua von Dampier diese Baumgattung als unantastbar an und prophezeiten Unglück, wenn die Missionare in der Nähe der Missionsstation einen dieser Bäume fällten.

Wie ich schon oben hervorgehoben habe, ist es ein merkwürdiger Geheimkult, welcher, mehr als jedes politische oder familiäre Band, die Anwohner der Astrolabebucht mit einander verbindet. In Bogadjim führt derselbe den Namen Asa. Was er im Grunde eigentlich ist oder bedeutet, das zu ergründen ist noch Niemand gelungen. Vielleicht — villeicht auch nicht — ist es ein grosses, lächerliches Nichts, eine leere Maskerade und ein blasser Vorwand, um grosse Schmäuse ohne Mitbetheiligung der Weiber und Kinder abhalten zu können, wie die Missionare durchweg anzunehmen geneigt sind. Auf jeden Fall aber hat er den Anstrich einer religiösen Genossenschaft, und entspricht in gewisser Hinsicht dem bekannten und viel ausgebildeteren Dukduk-Bund der Neu-Pommern, die aber nicht beschneiden, noch mehr aber dem Balumglauben der Finschhafener Jabim's,

*) Kunze citirt hier den Missionar Vetter ohne weitere Angaben, sodass man wieder nicht weiss, ob diese Manipulationen bei den Jabim's oder an der Astrolabebai gebräuchlich sind.

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 43. Festtanz in Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

B. Hagen phot. Lichtdruck Fay, Frkft. a. M.

Taf. 44. Festtanz in Bogadjim.

Digitized by Google

Digitized by Google

worüber wir aus der Feder des Missionar Bammler einen guten Aufsatz besitzen*). Er ist nur für Männer; Frauen und Kinder sind von ihm ausgeschlossen und das Wort Asa ist für sie der Inbegriff des Schrecklichen, Furchtbaren, Uebernatürlichen. Sowie Jemand ruft: der Asa kommt, oder wenn sich von Ferne nur der Ton der Asa-Instrumente hören lässt, reissen sie Alle aus.

Mit der Beschneidung, die zweifellos der Haupt- und Glanzpunkt des Asa-Dienstes ist, wird der Jüngling in den Geheimkult aufgenommen; während er im Asa-Haus internirt seine Heilung erwartet, lernt er „den Asa kennen". Zum Schluss empfängt er gewisse Sittenlehren.

Das Asa-Haus steht immer isolirt vom Dorf im Walde und wird von einer oder mehreren Dorfgemeinschaften zusammen erbaut; die Theildörfer Garima und Sarrar in Bogadjim haben z. B. ein gemeinschaftliches Asa-Haus. Es ist eine einfache, meist verschlossene Hütte, die sich nicht wesentlich von den übrigen Dorfhütten unterscheidet, sondern höchstens noch miserabler und primitiver ist als diese. Im Innern ist es kahl und enthält höchstens Schlafpritschen zur Zeit der Beschneidung, an den Wänden hängen oder stecken die hölzernen Tanzmasken, die direkt Asa-Katé, Asa-Kopf heissen, weil sie nur bei den Asafesten gebraucht werden, und die rituellen Musikinstrumente: die Asa-Hörner, -Flöten und -Ocarinas. Man lässt Fremdlinge nicht gerne das Innere dieser Hütten sehen. In der neueren Zeit nehmen jedoch die Männerhäuser immer mehr zugleich den Charakter der Asahäuser an, und die letzteren werden wohl allmählich verschwinden.

Die sonst öde und leere Umgebung dieser abgelegenen Asahäuser ist nur zur Zeit der Asafeste, deren hauptsächlichstes die Beschneidung ist, belebt, und bildet dann sogar für Monate hinaus, wie wir oben sahen, den Mittelpunkt eines lärmenden Lebens und Treibens. Auf dem freien Platz vor dem Hause, wo lange Wochen hindurch die Männer Tag und Nacht kampiren und kochen und schmausen, werden dann zum Klang der heiligen Instrumente die Asatänze mit den Masken aufgeführt. Wie dieselben aussehen und was sie darstellen, weiss ich nicht; ich habe blos die andern Festtänze gesehen, welche gelegentlich in den Dörfern selbst abgehalten werden, die aber doch auch gewissermaassen einen Bestandtheil ihres religiösen Cultes darstellen. Ich will darum an dieser Stelle mittheilen, was ich darüber weiss.

Dass und wie sich die Tamo's für diese Tänze schmücken, habe ich oben (Seite 184 u. 185) schon gesagt und auf Tafel 30 auch einen Mann im Festtanzkostüm abgebildet; ich kann also diesbezüglich einfach hierauf verweisen.

Das Hauptinstrument hiebei ist die Trommel, deren womöglich jeder Theilnehmer eine in der Hand hält und schlägt und es ist bewunderungswürdig, wie genau im Takte trotz der vielen Instrumente dies Alles geschieht.

Die Tänze selbst werden ebenfalls mit Meisterschaft executirt. Jede Bewegung, jedes Zucken des Rumpfes oder der Glieder ist genau berechnet, und Alles ist so eingeübt und klappt so vorzüglich, dass ein Balletmeister seine Freude daran haben könnte. Es kann dies auch gar nicht wunder nehmen bei einem Volk, das keine andere Vergnügung, keine andere Leidenschaft kennt, als nur den Tanz und sich den grössten Theil des Jahres hindurch darin übt. Die Tänzer werden aber auch

*) „Der Balumglaube der Eingeborenen in Kaiser-Wilhelmsland." In den Mittheilungen der geographischen Gesellschaft. Jena, 1889, Band VII. Hieraus ist Folgendes bemerkenswerth:

Die Leute sprechen nur ungern über den Balum, der durch das (oben Seite 188 beschriebene) Schwirrholz dargestellt wird. Frauen und Kinder sind vom Balum-Cult ausgeschlossen. Wenn zufällig eine Frau den Balum sieht, dann kommen alle zu diesem Cult gehörigen Stämme (die Bukaua, Kai, Poom, Siasi-Leute u. A.) zusammen und tödten zunächst die Frau, danach die übrigen Bewohner des Dorfes; die Hütten werden verbrannt, die Kokospalmen umgehauen, kurz, das Dorf dem Erdboden gleich gemacht. Bloss die ganz kleinen Kinder sollen gerettet werden. Die Häuptlingsfrauen indess oder angesehene Häuptlingstöchter wissen um den Balum und dürfen ihn auch sehen. Die alte Mutter vertraut ihr Geheimniss der Tochter an und diese im Alter wieder ihrer Tochter u. s. f. Die Knaben werden mit dem Balum bekannt, wenn sie beschnitten werden. Was sich die Eingebornen unter dem Balum-Fest eigentlich vorstellen, ist auch Bammler nicht klar geworden. Auch die Seelen der Abgestorbenen sollen Balum heissen.

Digitized by Google

streng von den umstehenden Zuschauern kritisirt und bei einem Versehen oder Fehler unbarmherzig ausgelacht. Ein guter Tänzer, glaub' ich, geniesst gerade solches Ansehen, wie ein tapfrer Kriegsheld. Der Charakter der Tänze, deren es vielerlei, jeder mit besonderem Namen, sowie eigenem Rhythmus und Melodie, giebt, ist der von Reihen- und Contretänzen. Bei allen wird gesungen. Häufig ist Einer Vorsänger, die Andern fallen dann ein. Den Schluss jeder Tour markirt ein kurzes heftiges Getrommel, oft mit lautem Rufen verbunden, wobei manchmal die Tänzer auf einen Haufen zusammenlaufen.

Die Gesänge sind nach Vetter den Papua's nur ein Mittel zur Begleitung des Rhythmus, der Text ist ihnen fast immer unverständlich. In Simbang und bei den Jabim's kommen die Tanzweisen meist aus einer fremden Gegend mit fremder Sprache, ähnlich, wie dies aus Englisch-Neu-Guinea berichtet wird. Schmidt-Ernsthausen in seinem oben erwähnten Aufsatz über die Musik der Eingeborenen von Deutsch-Neu-Guinea sagt, dass selbst die gewecktesten Jabim-Jungen von den (in der Siasisprache) gesungenen Liedern keine ordentliche Uebersetzung liefern konnten. Inhaltsreich sind diese Gesänge nicht, es wird immer dasselbe wiederholt. So kann man 10 Minuten lang singen: „Der Kasuar stösst ins Wasser, der Kasuar stösst nach Läusen". Oder: „Den Hund möcht' ich, den Vogel möcht' ich, lálabu, wípsaua (hopsasa). Wie es mit den Texten der Gesänge in Bogadjim bestellt ist, habe ich nicht erfahren, doch glaube ich das bekannte Siasi-Liedchen: Sangimo, sangimo, weigei, sangimo, sangima, sangimo, sangima auch dort gehört zu haben.

Die Tanzenden sind stets erwachsene Männer, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil jüngere, noch nicht ganz taktfeste Kräfte den Reigen wohl verkuhwedeln und umwerfen würden.

Frauen, die sonst nur stumme Zuschauer abgeben, habe ich nur ein einziges Mal sich activ betheiligen gesehen und zwar bei einem Tanz, der sehr grosse Aehnlichkeit mit einem Kindertanz hatte, den ich selbst in meiner Jugend auf den Strassen meines pfälzischen Heimathsstädtchens mit andern Kindern, Knaben und Mädchen, oft genug ausgeführt habe: Ein Kind wurde zum Verfolger, das andere zum Verfolgten designirt; die übrigen fassten sich mit ausgestreckten Armen gegenseitig bei der Hand, so dass sie einen geschlossenen Kreis bildeten. Der Verfolgte nun musste seinem Häscher zu entrinnen suchen, indem er in Schlangenwindungen unter den Armen der den Kreis bildenden Kinder hindurchschlüpfte, hier hinein, dort hinaus, regellos, ganz wie es ihm beliebte. Der Verfolger musste genau denselben Weg nehmen, musste genau zwischen denselben Kindern durchschlüpfen, wie der Verfolgte, und ihn so zu haschen suchen; Ueberschlagen, Abkürzen einer Windung, um schneller zum Ziel zu gelangen, „galt" nicht. Genau so wurde das Spiel hier von den Bogadjim-Tamo's executirt*). Dass dasselbe von Neu-Guinea nach Europa oder umgekehrt gebracht worden sei, wird wohl kein vernünftiger Mensch annehmen; es muss also wohl von beiden selbstständig erdacht worden sein.

Hier, bei diesem Spiel war es, wenn ich mich recht erinnere, wo auch die Frauen einen gewissen Antheil nahmen. Sie fingen allmählich an mitzusingen und einen regellosen äusseren Kreis um den der Tanzenden zu bilden. Dabei wippten und schwenkten sie äusserst koquett und verführerisch ihre Baströckchen hin und her durch gewisse Bewegungen mit den Hüften und dem selbige nach rückwärts verbindenden wohlconditionirten Theile**). Auch liessen sie dabei gern lachend ihre weissen Zähne sehen; denn die Frauen der Tamo's färben sich, wie ich oben vergessen habe zu

---

*) Es ist derselbe Tanz, den ich auf Tafel 44 photographisch zu fixiren suchte. Bezüglich der beiden etwas missglückten Momentaufnahmen von Bogadjimtänzen auf den Tafeln 43 und 44 muss ich den Leser um Entschuldigung bitten. Ich wollte die Abbildungen auch ursprünglich weglassen, entschloss mich aber bei reiferer Ueberlegung zur Aufnahme, weil sie trotz ihrer Mängel doch eine characteristische und lebendige Vorstellung dieser Tänze ermöglichen.

**) Auch Vetter (l. c. Heft II, Seite 16) erwähnt die Betheiligung der Frauen an den Tänzen der Jabim's: „Mit auf- und abwogenden Büscheln hinten in der Schürze und etwa mit einem Zweig in der einen Hand, während sie sich mit der andern zu zweit fassen, trippeln sie singend um den Kreis der Männer herum. Mit dem einen Bein machen sie einen kleinen Knix und setzen darauf den andern Fuss leicht stampfend auf die Erde."

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 45. Kakadu-Tanz der Jabim's von Finschhafen.

Digitized by Google

Digitized by Google

bemerken, ihre Zähne nicht. Die Dampierleute benützen übrigens nach Kunze die schwarzfärbende Erde nicht in der obengeschilderten Weise, sondern lecken daran und übertragen die Farbe mit der Zunge auf die Zähne.

Die meisten Tänze waren übrigens natürlichen Vorbildern entnommen und ahmten Scenen aus dem Leben der Thiere nach.

Einer derselben war in dieser Hinsicht besonders characteristisch. Ich sah denselben von den Bonguleuten executiren gelegentlich eines Besuch's, den ich dem „Alten vom Berge", nämlich Kubary, machte, der damals die Station Constantinhafen verwaltete.

Der Tanz sollte offenbar vorstellen, wie eine Schaar Wasservögel sich auf einem in der See schwimmenden Stück Treibholz niederlässt und schliesslich von einem grossen Albatros verjagt wird. Eine lange Bambustange ward auf den Boden gelegt und umtanzt, bis schliesslich einer nach dem andern der Tänzer darauf niederhockte, bis die Stange besetzt war. Die ganze Reihe hüpfte nun, immer in hockender Stellung, im Tact hin und her, um das Schwanken des Holzes auf dem Wasser zu kennzeichnen, denn die Tamo's sind feine Naturbeobachter und statten ihre diesbezüglichen Darstellungen mit minutiös naturgetreuen Zügen aus. Schliesslich tanzte nur noch der alte Häuptling (ich glaube es war Saul, den schon Miklucho-Maclay gekannt hatte), das Gesicht scheusslich, rechts roth, links schwarz, bemalt, allein aufrecht, bis er endlich ebenfalls mit einem gewaltigen Satz auf die dicht behockte Stange niederplumpte, so dass die Andern rechts und links umpurzelten und das Feld räumten, und nun in der grossen Kniebeuge ein Solo auf der Stange zum Besten gab. Das Alles war so characteristisch und lebenswahr dargestellt, das Flottiren des Holzes, das allmähliche Einfallen der Vögel, das Dehnen und Schlagen mit den Flügeln und schliesslich die Verwirrung und Flucht vor dem einfallenden Riesen Albatros, dass man absolut nicht im Zweifel bleiben konnte, was der Tanz vorstellen sollte.

Ein anderer Tanz, den unsere Jabim-Jungen aus Finschhafen mit Vorliebe aufführten, war ein Contretanz, den ich am liebsten mit dem Namen Kakadu-Tanz belegen möchte. Man stellte sich in zwei Reihen einander gegenüber auf, einen helmartigen Kopfputz aus weissen Kakadufedern, den schon Schellong in seiner Arbeit über das Barlumfest beschreibt, auf dem Kopf, und nickte unter Vor- und Rückwärtsschreiten der Reihen so eigenthümlich und characteristisch mit demselben, wie es nur den Kakadu's eigenthümlich ist, wenn sie ihre Haube aufstellen. In der nebenstehenden Tafel 45 habe ich eine Episode dieses Tanzes photographisch fixirt.

Aehnliche Tänze, die Thiere oder Scenen aus deren Leben darstellen, beschreibt Professor A. C. Haddon in einem Aufsatz über: The secular and ceremonial dances of Torres straits*), der die Tänze der Torresstrassen-Melanesier eintheilt in 1. Festtänze, 2. Kriegstänze, 3. Ceremonien- oder religiöse Tänze, eine Eintheilung, die man, mit Ausnahme der hier mit höchster Wahrscheinlichkeit nicht vorkommenden Kriegstänze, auch für Bogadjim aufstellen könnte.

Bei den Festtänzen, wobei ähnliche Kakadufederschmucke getragen werden, wie in Finschhafen, beshreibt er nun „one dance karum-atapi is intendet to imitate the swimming movements of the large lizard (Varanus)". Ferner „in the tadu kap „crab dance" a men dances in attitude representing the way the crab carries its nipping claws. The tadu is evidently some spezies of land ore shore crab." Bei den Ceremonientänzen giebt es ebenfalls einen Sägefisch-Tanz. Er unterscheidet diese letztere Kategorie nämlich in:

A. Initiation dances
B. Seasonal dances, wobei der Waiitutu kap (Saw-fish dance)
C. Turtle Processions
D. Funeral ceremonies.

*) In Band VI des Internationalen Archivs für Ethnographie. Mit schönen Tafeln.

Digitized by Google

Die Tänze der Archipelbewohner sind ungleich künstlerischer und namentlich die der Neu-Mecklenburger wahre Kunstleistungen.

Wir hatten in Stefansort Arbeiter aus allen Theilen des Schutzgebietes und machten uns oft das Vergnügen, an Feier- und Festtagen die Leute ihre Tänze auf dem freien Platz vor dem Hauptadministrationsgebäude ausführen zu lassen.

Es war dies nicht bloss ausserordentlich interessant, sondern auch ethnographisch wichtig und von grossem Vortheil, da man all die Tänze der verschiedenen Völker unmittelbar nebeneinander sah.

Die Neu-Britannier von der Gazellehalbinsel waren, wie körperlich, so auch choreographisch die Plumpsten, Ungelenkigsten und Langweiligsten, da ihr Tanz in nichts Weiterem bestand, als in einem schnellen, rhythmischen von einem Bein auf's andere Hüpfen, ohne von der Stelle zu weichen oder wenigstens nur in einem schneckenähnlichen Tempo vorwärts zu kommen. Sie standen stets paarweise in zwei langen Reihen und hielten in jeder Hand einen Blumenstrauss, den sie alle im Takt vor sich hin hielten und bald rechts bald links schwenkten. Ihre Hauptforçe lag jedenfalls im Text ihrer etwas eintönigen Gesänge, die sie dazu zum Besten gaben, der uns aber leider unverständlich war.

Sie hatten sich, wie die nebenstehende Abbildung zeigt, zum Tanzen sehr fein gemacht, reine, weisse Lendenschurze angezogen, Gesicht und Brust hübsch mit weissen, rothen und blauen Streifen und Tupfen bemalt und die Unterschenkel ganz mit weisser Farbe incrustirt, durch welche sie dann, so lange sie noch feucht war, der Länge nach mit den Spitzen ihrer fünf Finger im Zikzak hindurchfuhren, so dass es aussah, als hätten sie lange, weisse, dunkel gemusterte Wadenstrümpfe an.

Die Musik zu diesen Tänzen, die augenscheinlich nur im Texte, nicht aber in Melodie oder Bewegung verschieden waren, ward nicht von den Tänzern selbst, sondern von einigen seitwärts stehenden Burschen mittelst Trommeln und leeren Conservenbüchsen executirt. Das unterscheidet die Bewohner des Bismarckarchipels von den Festländern.

Leidenschaftlich schneller Dreivierteltakt, der durch rasche, kurze, rhythmische Stösse mit Stangen auf leere Petroleumbleche in Ermangelung von Trommeln (die Handtrommel scheint dort nicht gebräuchlich zu sein) durch einige ebenfalls beim Tanz nicht mitwirkende Musikanten hervorgebracht wurde, kündigte darauf das Nahen der Neu-Mecklenburger (von der Nord- und Ostküste) an.

In geschlossener Masse unter wilden Gesängen rückten sie vor, die Wurfspeere in der Rechten, die aber der Sicherheit halber aus ungefährlichen Stengeln des wilden Zuckerrohrs bestanden, die in beständig zitternder, elastischer Schwingung gehalten wurden, sprangen in wildem Satze vor, zurück, kauerten sich nieder, schnellten wieder auf und vollführten mit ihren vibrirenden Pseudo-Speeren ausserordentlich schöne und schwierige Evolutionen. Alles an den Leuten war Leben, Schnellkraft, Wildheit, jeder Muskel war gespannt, ein grosser Gegensatz zu der plumpen Langweiligkeit der Neu-Pommern. Es war offenbar ein Kriegstanz, den sie aufführten, und die Leute waren so mit Leib und Seele dabei, dass sie förmlich berauscht wurden und ihre Augen von Wildheit und Mordlust strahlten bei den aufregenden, immer schneller werdenden Schlägen der Blechtrommeln. Hei! da hatte sich wirklich Einer vergessen und unter gellem Aufjauchzen seinen Speer entsendet! Hoch in der Luft flog es dahin, das Rohr, seiner ganzen Länge nach vibrirend von dem gewaltigen Wurf, wohl an die siebzig Schritte weit. Wir aber gratulirten uns, dass wir den Leuten keine wirklichen Speere in die Hand gegeben hatten.

Jetzt kamen die Nusafrauen — Nusa ist ein kleines Inselchen an der Nordküste Neu-Mecklenburgs — heran und, so hässlich diese Weiber auch waren, sie führten einen Tourentanz auf mit so schönen, künstlich verschlungenen Figuren und mit einer solchen Präzision, dass wir bei der Rückerinnerung an die ewigen Verwirrungen bei den Figurentänzen in unsern heimischen Ballsälen einfach starr waren vor Erstaunen. Diese wilden Nusaweiber, im Tanzen sind sie uns über!

Digitized by Google

B. Hagen phot.

Lichtdruck Fay, Frkfrt. a. M.

Taf. 46. Eingeborene von der Gazelle-Halbinsel Neu-Pommerns, zum Tanze geschmückt und bemalt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Abschreckend war nur, dass auf eine ausserordentlich schöne und poetisch ausgedachte und dargestellte Tour oft eine andere kam, die aus so sinnlich gemeinen und mit brutalster Realistik ausgeführten Bewegungen bestand, dass ein Gefühl des Ekels nicht zu unterdrücken war.

Auf diese Weiber folgten die Buka's, deren Produktion eigentlich aus keinem Tanz, sondern aus den Darbietungen ihres originellen oben Seite 187 beschriebenen Orchesters bestand. Originell wie ihre Musik war die Art ihres Auftretens. Sie kamen heran und wälzten sich vorüber, ein regelloser, beständig um sein Centrum rotirender Haufe.

Ueber unsere braven Finschhafener Jungens mit ihrem hübschen Kakadu-Tanz habe ich bereits berichtet.

Gerade hier bei diesen Tänzen zeigte sich, wie nahe doch eigentlich die Jabim's von Finschhafen, überhaupt von der ganzen Maclay-Küste, mit den Bewohnern der Astrolabebai verwandt sind.

Aus dem Gesagten können wir wenigstens mit Sicherheit entnehmen, dass die religiösen Vorstellungen der Tamo's Deutsch-Neuguinea's in Allem dem entsprechen, was wir von andern melanesischen Stämmen bereits wissen.

Seelenglauben und Ahnenverehrung, diese Elementargedanken, wie der grosse Meister Bastian sie nennt, weil sie sich auf den Kindheitsstufen aller, selbst der höchsten Kulturvölker finden, sind auch hier die Grundlage alles religiösen Fühlens. Der Animismus ist nach Andrian*) ein integrirender Bestandtheil des menschlichen Seelenlebens, eine psychische Grundanlage.

Das Causalitätsbedürfniss, der Drang, für jedes Ding die Ursache zu ergründen, der im Papua so gut lebt wie in uns, beseelt ihm jeden einzelnen Gegenstand in der Natur, und vermittelst der Zauberei, der einzigen höheren „Wissenschaft" des Naturmenschen, beherrscht er seine Welt; Seelenglaube und Zauberei sind unzertrennlich. Weil Alles beseelt ist, kann auch Alles bezaubert werden. Die Fortdauer des Lebens nach dem Tode ist eine unmittelbare Folge des Seelenglaubens und wir sehen den Papua auf die verschiedenste Weise sich das Jenseits ausschmücken.

Die Allbeseelung setzt dem Glauben an die Seelenwanderung keine Schranken, im Gegentheil, sie hilft denselben recht eigentlich hervorrufen und Nichts liegt näher, als die ihrer Hülle entledigte Seele zunächst in Thiere übergehen zu lassen, mit denen der Naturmensch ja in einem ziemlich innigen Verhältniss lebt.

Die Ahnenverehrung hängt ebenfalls auf's Engste mit dem Seelenglauben, dem Glauben an die Fortdauer des Lebens und der Seelenwanderung zusammen; die oben besprochenen Holzfiguren, der Schädel, die Knochen, besonders der leicht aufzubewahrende Unterkiefer der Verstorbenen, sind für die Nachkommen ein Gegenstand der Erinnerung und Verehrung, dem sogar Zauberkräfte innewohnen können, wie wir sahen. Die grossen Holzfiguren, vielleicht auch die Asa-Masken, sind höchst wahrscheinlich ausschliesslich Ahnenbilder und noch nicht zur Bedeutung von Götzenbildern emporgediehen.

Hier, an den religiösen Ideen der Papua's, können wir so recht deutlich sehen, wie moralische Elemente keinen ursprünglichen ersten Bestandtheil der Religion bilden, sondern erst etwas Secundäres, im Verlauf der Entwickelung sich Einstellendes sind. Da es in der Natur Freundliches und Feindliches, Nützliches und Schädliches für den Menschen giebt, so trägt er wohl bald den Begriff Gut und Böse in seine Geisterwelt hinein; das Böse, Feindliche geniesst als das Wichtigere hiebei den Vorrang, während das Gute als selbstverständlich ohne Aufsehen hingenommen wird; auf der untersten Stufe wie hier haben wir also noch keine guten, sondern nur böse Geister.

Zu dem Begriff von Lohn und Strafe gelangt der Mensch erst auf einer viel, viel höheren Stufe. Das Jenseits der Tamo's hat zwar auch viele Abstufungen, aber dieselben beruhen auf einer

*) Ueber Wortaberglauben. Von Ferd. Freiherr von Andrian. Vortrag auf der XXVII. Versammlung der anthropologischen Gesellschaft in Speier 1896. Bericht im Korrespondenzblatt für Anthropologie etc. Oktober 1896.

Digitized by Google

ganz andern Grundlage, wie wir sowohl aus den Erzählungen von Bogadjim, wie aus den Mittheilungen des Missionars Vetter ersehen. Derselbe sagt: „Nach dem Glauben der Eingebornen wird die Seele beim Sterben von den Balum in Empfang genommen. Dieselben geleiten sie nach dem Lambom (Paradies), wo das irdische Leben fortgesetzt wird, aber Alles im Ueberfluss vorhanden ist. Solcher Lambom's giebt es viele, mindestens einen in jedem Stamme, und auch in verschiedene Abtheilungen ist er geschieden; in der einen finden sich die Balum's derer, die sich erhängt haben, in der andern die der Erschlagenen, wieder in einer andern die Balum's derjenigen, welche von einem Hai oder Krokodil gefressen worden sind."

Zu dem, was wir unter einer Religion verstehen, zu einer Moral, zu einem Gottesbegriff, haben sich unsere Tamo's gerade so wenig wie ihre andern Stammesgenossen durchgerungen. Ebenso wie legale Häuptlinge, fehlen ihnen eigene Priester oder Zauberer. Alles ist noch in einer Hand vereinigt, in der der Klügeren, Intelligenteren, geistig Hervorragenderen; die Begriffe Arzt, Priester, Philosoph, Zauberer, Häuptling haben sich noch nicht differenzirt und monopolisirt. Jeder Erwachsene, der das Glück oder den Verstand dazu hat, kann Eines davon oder Alles zugleich sein. Es sind eben Anfangszustände primitivster Art, wie in ihrem übrigen Leben, so auch in puncto Religion. Die religiöse Seite ist gegenüber der staatlichen und gesellschaftlichen ganz merkwürdig zurückgeblieben, ungefähr gerade so, wie wir dies bei der technischen Entwickelung gefunden haben; neben einem verhältnissmässig wohlausgebildeten, gesetzlich geregelten Staats- und Gesellschaftsmechanismus stehen die kümmerlichen Rudimente und Keime transcendentalen Bewusstseins; Keime, die nur durch die Weltabgeschiedenheit und Abgeschlossenheit jener Völker, durch das Fehlen jeglichen Kampfes um's Dasein nicht zur Entwicklung gelangt sind; denn dass sie entwicklungsfähig sind, wird Niemand bezweifeln; sind es doch dieselben, von welchen wir, von welchen die ganze Menschheit ausging!

Eine eigenthümliche Erscheinung, die aber allen Melanesiern gemeinsam ist, sind die Geheimbünde, welche an Stelle eines weiteren Staatsverbandes die Ansiedlungen grösserer Strecken mit einander verbinden. Im Bismarckarchipel ist es die Dukduk-Verbrüderung, an der Maclayküste vom Hüongolf bis fast zur Astrolabebai der Balum-Glaube und an der letzteren der Asa-Cult.

Aus der Religion entspringen, in der Religion wurzeln ursprünglich Wissenschaft und Kunst. Da von ersterer bei unsern Tamo's, die noch nicht einmal lesen und schreiben können, nicht gut die Rede sein kann, so bleibt uns nur die letztere zu betrachten. Die Ahnenverehrung, der Todtenkult hat dazu geführt, Bilder zu schnitzen und Masken, und die Festtänze haben den Tamo veranlasst, sich mit Farben zu bemalen. Geleugnet soll durchaus nicht werden, dass auch andere Motive als religiöse bei der Entwickelung der Kunst thätig gewesen sind. Frohsinn und Leichtlebigkeit, sowie eine naive Freude an derselben haben sie befördert, die Hauptsache aber war: Naturanlage, Talent.

So sehr man auch dasselbe im Allgemeinen den Melanesiern zuerkennen muss und so hoch ihre Kunstleistungen von allen Kennern in Anbetracht ihrer mehr als primitiven Werkzeuge bewundert werden müssen*), so wenig verdienen, wie wir gesehen haben, unsere Bogadjim-Tamo's dieses Lob. Ihre Werkzeuge und Geräthschaften sind die plumpsten und einfachsten von allen, Malerei ist bei ihnen nur in allergeringstem Grade üblich, und wo man hübsche und schön geschnitzte Gegenstände bei ihnen antrifft, sind sie gewiss von anderswoher importirt. Preuss (siehe Anmerkung) unterscheidet in Kaiser-Wilhelmsland 4 „Kunstgebiete": Finschhafen, Astrolabebai, Hatzfeldt- und Berlinhafen, von denen keines durch eine schärfere Sonderung vor den andern bevorzugt ist. Er gründet seine Eintheilung hauptsächlich auf die Ornamentik, da er findet (l. c. 1897, Seite 102), „dass eine lediglich auf Ethnographica sich gründende Gliederung hier sehr misslich ist." Es ist nur eine Folge des oben besprochenen Handels der Verkehrscentren von Bilibili und Tami, dass zwischen Hatzfeldt- und

*) cf. die Abbildungen von Ornamenten in dem wichtigen und hoch interessanten Aufsatz von Dr. K. Th. Preuss: Künstlerische Darstellungen aus Kaiser-Wilhelmsland, in der Berliner Zeitschrift für Ethnologie, Jahrgang 1897 und 1898.

Digitized by Google

Finschhafen eine grosse ethnographische Uebereinstimmung herrscht; mit den Verkehrsgegenständen wird aber auch natürlich deren Ornamentik verschleppt, und die Fabrikationsorte dieser Dinge drücken dadurch ihrem ganzen Kundenkreis unwillkürlich den Stempel der eigenen Kunstformen auf. Die Ornamentik der Naturvölker wird uns ganz zweifellos noch hochwichtige Ergebnisse liefern; aber beim Studium derselben müssen sorfältig alle Dinge, die durch Handel und Verkehr verschleppt sein können, ausgeschieden und in ihrer Wirkung auf die autochthonen Kunstformen geprüft werden. Wenn ich die Ornamentik von Bogadjim studiren will, so thue ich das nicht an den dort gebräuchlichen Trommeln, Pfeilen, Kanoe's, Armringen, Kochtöpfen, Holzschüsseln, sondern an den hunderterlei Kleinigkeiten, die nicht im Verkehr sind, die der Eingeborene sich selbst anfertigen muss, z. B. Zierstäbchen, Löffel, Bambubüchsen, Flöten u. dergl., und da wird sich denn eine traurige Ideen- und Formenarmuth der Ornamentik zeigen, die meinen obigen Ausspruch, Bogadjim sei eine kunstböotische Oase, rechtfertigt.

Als „Naturmotive" der Ornamentik bei unsern Völkern findet Preuss die Menschengestalt und ihre einzelnen Theile, ferner den Vogelkopf, den fliegenden Vogel, Fisch, Eidechse, Schlange und Krokodil, sowie den fliegenden und den hängenden Pteropus, also lauter animale Motive. Um nur Weniges herauszugreifen: Im Kunstbezirk Finschhafen leitet er aus dem Menschenmotiv den Mäander (1898, Seite 79), aus dem Vogelmotiv die Spirale ab. Im westlichen Theil („an der Nordküste") des Schutzgebietes ist die Spirale vorzugsweise der Begleiter der Nasen, ein Beweis, dass sie dort von diesen hergeleitet ist. Der Mäander entsteht an der Nordküste aus Mensch, Eidechse und fliegendem Pteropus. Da es undenkbar ist, dass diese drei Wesen in dem geistigen Leben der Eingeborenen derart ineinander fliessen, dass man in Folge einer Idee zu denselben schematischen Linien für alle drei griff, so zieht Preuss daraus die bedeutsame Lehre: in der Ausgestaltung der Urmotive ist die Linienconfiguration die Hauptsache, wenigstens in dieser Gegend und das Festhalten an der mit der Darstellung der Thiere vielleicht verknüpften Idee gleichgültig.

Dass auch der Anstoss zur Wissenschaft, sofern wir die allerprimitivsten Ansätze zur Schrift als solchen gelten lassen wollen, aus religiösen Motiven entspringt, sehen wir ebenfalls aus der oben Seite 235 mitgetheilten Thatsache, dass das Initiationsfest die Leute auf die Idee gebracht hat, wenigstens die Zeit und die Erinnerung an bedeutende Feste zu fixiren. Das ist immerhin für Menschen, die nicht über die Zahl ihrer Finger und Zehen hinaus zählen können, ganz respektabel. Es hat ihnen wirklich nur der äussere Anstoss gefehlt; das sieht man auch daraus, dass die Jungen, denen auch die Missionare grosse Intelligenz nachrühmen, so dass sie selbst glauben, sie würden, zwischen deutsche Kinder gesetzt, mit diesen gleichen Schritt halten können, bereits mit grossem Eifer sich der Correspondenz bemächtigten, sobald sie bei den Missionaren Lesen und Schreiben gelernt hatten. An ihre auf Urlaub in Europa befindlichen Missionarfreunde richteten sie ganz hübsche kleine Briefe oder schriftliche Bitten und Wünsche, die sie mündlich zu stellen sich genirten. Vetter theilt*) einen solchen Brief mit, den er von einem seiner Schüler während seines Erholungsurlaubs zugeschickt erhielt: „Beta (= Vetter), wir waren in B. und Du bestiegst das Schiff, ich weinte nach Dir. Ich, Gageny, schreibe dies Papier. Wenn Du grosse Perlen hast, gieb sie mir, wenn nicht, gieb sie mir nicht! Ich sehne mich nach Deiner Tochter Beleta (= Frieda). Dem Ika sein Vater, der alte Ngayaba und der Lematete von Gingala sind gestorben. Und ich kam von B. zurück und bin nun auf der Oba-Station. Knaben von Gingala und Yabim alle wohnen da. Beta, Deine Monde wie viele und wirst Du wiederkommen oder nicht?" Ja, die Cultur ist mächtig bei diesen Leutchen an der Arbeit und die Zeit wird bald vorbei sein, wo dieselben

*) Im ersten Heft seiner Mittheilungen Seite 23, 24. Dort sagt er auch, dass die (Jabim?) Leute an der Küste kein h und auch kein f und z aussprechen können.

Digitized by Google

beim Anhören einiger vor ihren Augen durch Kunze niedergeschriebenen Worte erstaunt ausriefen: „Das Gekratzte redet!“

So haben wir also bei unsern Bogadjim-Leuten eine der allerältesten Anfangsformen menschlicher Gesellschaft kennen gelernt, ein Leben ohne Gott, ohne Fürsten, ohne Obrigkeit, ohne Religion, aber doch bereits mit den Keimen von Allem. Wie wir bei Betrachtung der Thierwelt in Zeiträume haben hineinblicken und Thierformen lebendig vor unsern Augen haben sehen dürfen, die für unsern Erdtheil bereits unter dem Schutt von Jahrmillionen begraben liegen, so sehen wir in den Tamo's den Menschen der Steinzeit noch heute auf seiner neolothischen Culturstufe vor uns; uralte prähistorische Staats- und Gesellschaftsformen erblicken wir noch in voller Blüthe und können dank diesen von einem gütigen Geschick und wie durch ein Wunder als unersetzliches Beispiel für uns aufbewahrten Urvölkern uns rückschliessend ein lebendiges Bild formen von dem geistigen Leben unserer eigenen Vorfahren vor tausenden und abertausenden von Jahren. Unwillkürlich kam mir beim Anblick dieser Leute der Gedanke: So muss der tertiäre Mensch ausgesehen haben, so muss er gewohnt, gelebt, mit diesen Geräthen und Waffen muss er seinen Kampf um's Dasein gekämpft haben!

Doch auch für den Papua ist jetzt das Ende seiner Steinzeit herangekommen. Wir bringen ihm das Eisen, wir lehren ihn die Metalle kennen. Sein Steinbeil hat er schon meistens beiseite gelegt oder weggeworfen und steckt in den zurückbehaltenen Stiel schmunzelnd sein Hobeleisen, er trägt und benützt eiserne Messer und an seinen braunen Fingern glänzen strahlend tombakene Ringe. Ja, dort in Neu-Guinea kann man jetzt den merkwürdigen Prozess beobachten, und es ist dies ein eigenthümliches, Ehrfurchtsschauer erweckendes Gefühl, wie ein Volk einen ganz neuen Abschnitt seines Daseins beginnt, wie es aus der altersgrauen, primitiven Steinzeit heraus direkt in das Zeitalter der Metalle tritt, aber nicht auf natürlichem, geordnetem und langsamem Wege, wie die andern Völker, sondern mit einem ungeheuern Salto mortale alle Zwischenstufen überspringend, gewaltsam, überstürzt. Der neolithische Steinmensch prallt hier direkt mit unserer electrischen fin de siècle Cultur zusammen; er hat den Leitungsdraht des hochgespannten Stromes derselben berührt und diese Berührung wird wohl, fürchte ich, für ihn eine tödtliche sein.

Ich glaube nicht, dass sich heute in Bogadjim noch ein einziges Steinbeil auftreiben lässt. Nur erwachsene Männer haben noch mit diesem Werkzeug gearbeitet; die Jugend kennt es bereits nicht mehr. In wenigen Jahren werden nur noch alte Greise zu erzählen wissen von der Zeit, wo man das Eisen noch nicht kannte.

Wie lange noch und der Papua-Jüngling, nachdem er durch die Cigarrenstummelanfrage sich des Jaworts seiner Geliebten versichert hat, wird zum Photographen mit ihr gehen und sich „abnehmen“ lassen, er wird telephonisch seine Freunde zur Hochzeit laden und wenn, in Erinnerung alter Gebräuche, die Spitze des Hochzeitspfeils ihm im Schenkel stecken geblieben ist, sich mit Röntgenstrahlen durchleuchten lassen. Seinen Mel, seinen Rindengürtel, vermacht er dann dem neuerrichteten Alterthumsmuseum seiner Heimath und stolzirt nur noch im Gigerl-Kostüm einher; seine Kinder sind in der Lebensversicherung und ausserdem gegen zehn ansteckende Krankheiten immunisirt; auf Bilibili befindet sich eine Niederlage von Sparkochheerden, und die Bewohner der Rai-Gegend rücken in's Stephansorter Wochenblatt: Morgen frisches Menschenfleisch!

Digitized by Google

Anhang.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Märchen und Sagen.

I. Die Erzählung von Kelibob und Mandumba.

Original-Uebersetzung von Missionar Hoffmann.

In den Missionsberichten seinerzeit veröffentlicht, aber nicht so ausführlich.

Kelibob und Mandumba wohnten an dem Flusse „Gileb“ (Flüsschen neben dem Europäerhospital in Stephansort). Beide waren Brüder, Kelibob der ältere, Mandumba der jüngere. Sie beschäftigten sich mit dem Fischfang. Im Walde flochten sie die grossen Fischkörbe (nanir). Kanoes hatten sie noch keine. Wenn die Ebbe eintrat und die See vom Strande Laub und Abfall der Bäume wegspülte, benutzten die Brüder dies als Brücke. Mit der Fluth kehrten sie dann nach Hause zurück. Die gefangenen Fische waren ihre einzige Nahrung. Jams, Taro und andere Feldfrüchte kannten sie nicht. Ausser den Fischen thaten sie noch Steine in ihre Töpfe, aber die Steine wollten beim Kochen nicht weich werden. Desshalb assen die Brüder nur die Fische, die Steine leckten sie ab und warfen sie in's Meer.

Eines Tages kam eine Frau aus den Bergen zu Besuch. Die Frau war nicht wie andere Frauen. Sie war viel, viel grösser wie alle Frauen, die jetzt leben; ihre Arme und Beine waren so dick wie ein Baum. Den beiden Brüdern gefiel die grosse Frau sehr gut. Mandumba sagte zum Kelibob: „Ich will die Frau zum Weibe haben.“ Kelibob sagte zum Mandumba: „Du Lügner, mein soll sie sein, ich bin der älteste.“ Und Kelibob bekam die grosse Frau zum Weibe. Er baute ihr ein Haus (warum) und sie wohnte mit ihm zusammen. Beide Brüder gingen nun wieder jeden Morgen auf die See und fingen Fische. Kelibob's Frau blieb zu Hause und kochte das Essen. Dafür bekam sie ihren Antheil Steine und Fische. Aber diese Nahrung gefiel ihr nicht, sie wollte keine Steine ablecken. Eines Morgens, als die Brüder draussen auf der See waren, machte sich die Frau des Kelibob einen Spaten zurecht und reinigte damit das Unkraut aus ihrer Hütte und um die Hütte her. Dann ging sie ins Haus, streckte den einen Arm aus und schüttelte aus den Gelenken ihres Armes eine ganze Stube voll schöner Jams. Als sie die Wohnung ihres Mannes bis oben hin mit Jams angefüllt hatte, ging sie in das Haus des Mandumba, streckte den andern Arm aus und schüttelte aus den Gelenken des Armes wieder eine solche Menge Jams heraus, dass auch im Hause des Mandumba kein Plätzchen leer blieb. Aber auch in den Beinen hatte die Frau noch ein Menge Jams verborgen. Als sie beide Beine auswärts warf, dass die Gelenke knackten (peijetjete), fielen aus denselben noch zwei weitere Häuser voll Jams heraus. Nach dieser Arbeit setzte sich die Frau an den Strand und wartete die Rückkehr ihres Mannes und Schwagers ab. Als die beiden Brüder am Abend vom Fischfang nach Hause kamen, wunderten sie sich, dass der Platz um ihre Hütten so schön gesäubert war. Die Frau bedeutete ihnen, sie möchten vorsichtig in die Hütten hineingehen. Kelibob trug die Ruder und wollte sie unter dem Dach seiner Hütte bergen. Als er das erste Ruder mit Gewalt unter dem Dach hineinsteckte, hörte er ein eigenthümliches Krachen. Neugierig öffnete er den Eingang zur Hütte und da sah er die vielen schönen Jams. „Was ist das?“ fragte er ver-

Digitized by Google

wundert seine Frau. „Das ist ingi (Speise), sagte dieselbe. Eure Steine sind kein gutes Essen. Dieses ist gutes Essen.“ Und die Frau kochte die Jams und die heute gefangenen Fische. Anfangs wollten die beiden Brüder die neue Speise nicht essen. „Werden wir uns auch nicht erbrechen müssen?“ „werden wir auch nicht sterben?“ fragten sie ängstlich. Als sie aber erst die Jams geschmeckt hatten, fanden sie, dass sie gut seien und kochten hinfort keine Steine mehr, sondern assen nur noch Jams und Fische.

Der Mandumba gönnte seinem Bruder die Frau nicht, weil er sie selbst gern gehabt hätte. Eines Tages sagte er, er wäre krank und liess den Kelibob allein zum Fischen gehen. Aber Mandumba war nicht krank, sondern stellte sich nur so. Als der Kelibob da draussen auf dem Meer war, führte der Mandumba die Frau des Kelibob in den Wald und beschlief sie. Kelibob war draussen auf dem Meere und fischte. Da trieb der Strom ein Bündel Blätter in seine Nähe. Die Blätter fischte Kelibob auf mit seiner Ruderstange und die Blätter sagten ihm, dass seine Frau untreu geworden war. Er nahm die Blätter mit, ging in den Wald hinein und suchte dort solange, bis er einen Strauch fand, an dem dieselben fehlten. Der Strauch sagte ihm auch, wie sich die Ehebruchsgeschichte zugetragen hatte. Von da an sann Kelibob auf Rache.

Kelibob wollte ein neues grosses Männerhaus (bandje) bauen und gab seinem Bruder Mandumba den Auftrag, einige verzierte Pfähle und Längsbalken zu dem Hause zu liefern. Aber Mandumba verstand es nicht, Holz zu bearbeiten; er konnte weder einen Vogel noch einen Fisch ausschnitzen. Kelibob sah ihm eine Zeitlang ruhig zu, endlich sagte er zu dem Mandumba: „Du verstehst es nicht, komm her und lass mich einige gaire (verzierte Hölzer) schnitzen.“ Kelibob ging darauf mit seinem Namensvetter (wa), einem Sohne des Mandumba, in den Wald. Dort fällten beide einige Bäume und Kelibob schnitt in diese Bäume die Ehebruchsgeschichte seines Bruders ein. Dann verbarg er die Hölzer sorgfältig im Walde und gebot seinem Namensvetter Schweigen.

Am Abend setzten sich Kelibob und sein Bruder Mandumba hin und machten die bei einem Hausbau übliche Zauberei. Am andern Morgen sandte Kelibob den Mandumba in den Wald, um die geschnitzten Pfähle zu holen. Als Mandumba die Pfähle fand und die geschnitzten Figuren sah, erschrak er sehr, denn er merkte, dass sein Bruder Kelibob die Ehebruchsgeschichte erfahren hatte. Als Mandumba die Pfähle herbeigeschleppt hatte, gingen er und sein Bruder an den Bau des Männerhauses. Zuerst gruben sie tiefe Löcher in die Erde, in welchen die Pfähle stehen sollten. Die Thiere, namentlich die grossen Insekten (girening) halfen die Erde aus den Löchern holen. Kelibob und Mandumba holten Betelnüsse, besprachen dieselben und versäumten keinen guten Zauber, damit der Hausbau wohl gerathen möge. Die Löcher konnten dem Kelibob nicht tief genug werden. Er befahl desshalb dem Mandumba, in eins hineinzusteigen und es tiefer zu graben. Mandumba grub ein Loch, so tief, dass er nicht mehr daraus hervorsehen konnte. Als er sich aber bückte, um den letzten Rest Erde aus dem Loche zu entfernen, nahm Kelibob rasch einen dicken Pfahl und warf denselben mit aller Gewalt in das Loch hinein, dem Mandumba gerade auf den Kopf. „Das ist dafür, dass Du meine Frau verführt hast!“ rief der Kelibob dem Mandumba zu. Der Mandumba aber drehte den Kopf herum und spritzte den Betelnusssaft, den er noch im Munde hatte, mit solcher Gewalt in die Höhe, dass sich der Himmel färbte wie bei der Morgenröthe.

Mandumba war eingeschlossen in seinem Loche und in grosser Noth. Da kam ihm die Erdhummel zur Hülfe. Die Erdhummel (mumuk) grub einen langen Gang unter der Erde hin, bis zum Oberlauf des Baches Gileb. Mandumba benutzte den unterirdischen Gang und kam tief im Walde drinnen wieder an die Oberfläche. Dort am Oberlauf des Baches Gileb fing der Mandumba an Kanoes zu bauen.

Eines Tages ging der wa (Namensvetter des Mandumba und Sohn des Kelibob) am Bache Gileb hinauf, um Fische zu fangen. Als er eine Menge Fische gefangen hatte, hörte er Axtschläge

Digitized by Google

tāng tāng tāng durch den Wald schallen. Er ging auf die Stelle zu, woher die Axtschläge zu hören waren und fand dort seinen wa beim Bootbauen. Er gab seinem Onkel von seinen Fischen und durfte dafür beim Bootbau helfen. Beide Mandumba blieben zusammen, arbeiteten, assen und schliefen zusammen. Ein grosses Kanoe (rubung plangŭnta) wurde gebaut. Der Rumpf (rubung ani) wurde ausgehöhlt. Verbindungshölzer (telŭá) wurden in den Rumpf gesetzt. Hölzer, welche Rumpf und Ausleger zusammenhalten (kúndja), wurden geholt und festgebunden. Auf den Rumpf kam ein geflochtener Sitz (djar). Seitenbretter (gilĕgél) wurden an dem Sitz angebracht und oben drüber ein Haus (tal) gebaut. Dann wurde der Mast (parĕra) geholt und eingesetzt. Das Kanoe wurde mit djimi (gestossener Baumrinde) dicht gemacht. Der Ausleger (sámang) wurde gezimmert und gerade gelegt. Das Segel (rer) wurde geflochten und aufgezogen. Nachdem alle Theile des Bootes eingefügt waren, holten die Beiden Rollen (laun) herbei und schafften das grosse Kanoe hinunter zum Strand und in die See.

In das Kanoe wurden alle Thiere vom Lande und aus dem Walde und von den Bergen hineingebracht. Denn es war sehr, sehr gross. Dann kam ein starker Wind und das Kanoe trieb aufs Meer hinaus, immer höher, immer höher, bis vom Lande nichts mehr zu sehen war. Und der Wind wurde zum Sturm (kor-kor) und der Bambu, welcher von vorne Mast und Segel hielt, zerbrach und alle Stricke und Seile zerrissen und Mast und Segel fielen ins Meer. Zuerst setzte man das Huhn ans Steuer, aber der Sturm wehte die Federn des Huhns ins Meer. Da musste der Kasuar steuern, aber der war zu ungeschickt (nanaχ) und trat mit seinem Sporn ein grosses Loch ins Boot und das Kanoe wurde angefüllt mit Wasser und sank.

Der ältere Mandumba überredete nun seinen wa, dass er hinging und seiner Mutter des Nachts im Schlafe die Sehnen und Adern aus den Armen und Beinen zog. Mit diesen Sehnen und Adern, die fest und dick wie starke Seile waren, wurde nun das Kanoe gebunden und der Mast und Ausleger fest gemacht. Die abgeschnittenen Enden der Sehnen und Adern wurden in Büchsen von Bambu hineingethan. Als man später die Büchsen öffnete, hüpften eine Menge Tamo's, Männer und Frauen heraus und bevölkerten das Land im Osten.

Mandumba der alte und Mandumba der junge fuhren nun zum zweiten Mal hinaus auf's Meer. Auf der Höhe des Meeres hielten sie stille und warfen auf der Seite des Rumpfes eine Menge Sand aus. Da hob sich eine Insel aus dem Meere heraus. Mandumba schickte das Huhn nach der Insel um zu erfahren, ob dieselbe trocken sei. Das Huhn scharrte im Sande, da kam noch Wasser in die Höhe. Mandumba warf noch mehr Sand aus. Nach einiger Zeit schickte er den Kasuar nach der Insel. Der Kasuar lief und sein Sporn kam noch ins Wasser. Da rief Mandumba den Kasuar zurück und warf noch mehr Sand aus. Dann schickte er das Schwein zur Insel. Das Schwein wühlte im Boden, aber kein Wasser kam mehr in die Höhe. Da wurde Mandumba froh, brachte alle Sachen und Thiere aus dem Boot auf die Insel, baute sich ein Haus, legte ein Dorf an und pflanzte Kokosnüsse. Die Insel nannte er Bagabu (Rich Island).

Nach einiger Zeit warfen die beiden Mandumba auch Sand aus auf der Seite, wo der Ausleger des Bootes lag, denn der jüngere Mandumba wollte auch eine Insel haben. Wie sie viel Sand ausgeworfen hatten, kam eine Insel zum Vorschein. Da ging der junge Mandumba hinüber, um dort zu wohnen. Aber er verstand die Sprache seiner Insel nicht. Da nahm sein wa, der alte Mandumba, einen Brodfruchtkern, röstete denselben und warf ihn ganz heiss seinem Namensvetter in den offenen Mund. Als der junge Mandumba den Schmerz im Halse fühlte, schrie er laut: O tenako! und verstand nun auf einmal die Sprache seiner Insel. Die Insel wurde merejoú genannt (Long Island).

Digitized by Google

II. Eine Kinder-Erzählung.

(Ausführlicher Auszug aus der Kelibob- und Mandumba-Sage von Bogadjim. Bereits im Missionsblatt für Kinder veröffentlicht.)

Original-Uebersetzung von Missionar Hoffmann.

Was erzählt wohl die Geister-Sage (rotej-sa)? Wer hat wohl zuerst das Boot gebaut? Die beiden Namens-Vettern (wa be, wa be) haben zuerst das Boot gebaut. Er stahl die Sehnen und Adern seiner Mutter und band damit das Boot. Der eine, ältere wa sass auf dem Boot, der andere jüngere wa steuerte. Und sie fuhren hinauf auf's Meer, immer weiter. Und der Sturm kam und die Rotang-Stricke vorne und hinten rissen entzwei. Der Mast und das Segel fielen ins Meer. Und der Südwind (jowon) blies und das Boot fuhr immer schneller. Da setzte sich das Huhn ans Steuer. Und der Südwind blies heftiger und das Huhn verlor viele Federn. Da sagte der Kasuar: „Freundin, lass' mich steuern. Du hast genug gethan. Der Morgen ist da, jetzt bin ich an der Reihe." Der Kasuar steuerte und das Boot ging unter. Und das Huhn und der Eisvogel und all die andern Vögel flogen in den Wald. Der Kasuar aber ging unter. Da kam das Oni (grosses Seethier) und nahm den Kasuar auf seinen Rücken und trug ihn an den Strand und setzte ihn auf den Sand nieder. Der Kasuar sagte zu dem Oni: „Bleib ein wenig hier, ich will eben in den Wald gehen." Der Kasuar lief geschwind in den Wald und schnitt Rotangstricke und band damit das Oni fest. Dann ging der Kasuar hin und holte einen Speer und rief alle Vögel des Waldes zusammen und diese holten ihre Speere. Und sie kamen all zu Hauf, um das Oni zu tödten. Da war das Oni in grosser Not. Es rief dem Gongómberi (kleinem Nagetier): „O Gongómberi, komm, zerbeisse meine Stricke." Das Gongómberi sprach: „Ich habe schlechte Zähne. Die Zähne schmerzen beim Nagen." Da rief das Oni den Taschenkrebs (Sangal) herbei: „Komm, zernage meine Stricke." Der Taschenkrebs sagte: „Ich verderbe mir meine Zähne." Da kam das Gideng (kleine Beutelratte) und zernagte die Stricke. Als die Stricke beinahe durchgebissen waren, kamen der Kasuar und alle die Vögel mit ihren Speeren und riefen alalala! (Siegesruf). Aber das Oni riss sich ganz los und schwamm ins Meer zurück. „Du bist ein undankbarer schlechter Kerl" rief das Oni dem Kasuar zu; dann ging es hinweg. Als die Vögel sahen, dass das Oni weg war, wurden sie dem Kasuar böse und der Sangam verwundete ihn mit seinem Speer am Fuss. Und die Narbe hat der Kasuar behalten bis heute.

III.

Im II. Heft seiner Missionsbroschüren sagt Vetter weiter über die Märchen der (Jabim-) Papua's:

„Zum Theil sind die Erzählungen sehr schön und können sich mit deutschen Märchen messen. Es ist darin besonders viel von Verwandlungen die Rede; da wird ein Mensch zu Stein, zur Termite, zu einer Frucht; aus einer Feder entsteht ein fliegender Mensch, aus Blutstropfen erwächst ein Mann und dergleichen mehr. Aber auch Lehren sind darin enthalten; Menschenfresserei, Lieblosigkeit gegen Kinder, Ungastlichkeit finden ihre gerechte Strafe. Deutlich tritt auch die Mordlust der Papua hervor, da mit Vorliebe das Totschlagen von Feinden geschildert wird. Horchen wir einmal, was die Papua zu erzählen haben: Der Kasuar und der Hahn sassen in einem Boot und ruderten, bis sie an ein Dorf kamen. Dort trat ein Mann an den Strand und sagte: „Der an der Spitze hat schöne, auf- und abwogende Federn, aber jener am Steuer trägt ein geschweiftes Gefieder." Beleidigt über diese Zurücksetzung und wähnend, es läge am Platz, sagte der Kasuar: „Vetter, setz Dich auf meinen

Digitized by Google

Platz! Ich will vorne rudern.“ Sie wechselten, aber als sie an ein anderes Dorf gelangten, wurden wiederum die Federn des Hahnes gelobt und die des Kasuars geschmäht. Wieder forderte der Erboste zum Platzwechsel auf, als sich aber der nämliche Vorgang wiederholte, schrie der Kasuar voll blinden Zorns: „Vetter, ich zerstampfe das Boot!“ — Er thats, das Boot füllte sich mit Wasser und sank. Dem Hahn war es ein Leichtes ans Land zu fliegen. Dort sah er, wie die Menschen assen und ging hin, um die Krumen aufzupicken und blieb im Dorf. Dem Kasuar dagegen, der nur Flügelansätze hat, ging es schlimm. Er musste viel Wasser schlucken. Da bat er die Fische, sie möchten ihn ans Land bringen; er wolle sie reichlich belohnen. Aber diese antworteten, sie könnten nicht, weil sie dann stürben. Endlich kam ein riesiger Taschenkrebs heran; der gab der eindringlichen Bitte Gehör und trug den Kasuar auf seinem Rücken ans Land. Dort angelangt, verlangte er die versprochene Belohnung. Jedoch der Kasuar entgegnete: „Weisst Du denn, dass ich da meinen Schatz habe? Trag mich nur bis an meinen Ort, da sollst Du reichlich belohnt werden!“ Der einfältige Taschenkrebs gehorchte und trug ihn bis auf einen Berg, wo man kein Geräusch des Meeres mehr hörte. Dort wollte der Kasuar zu Haus sein; als er aber bezahlen sollte, da fuhr er auf: „Ich gebe Dir nichts, ich bring Dich um!“ Damit zerstampfte er den Taschenkrebs. Die Erzählung ist eine passende Illustration zu unserem Sprichwort: Undank ist der Welt Lohn. Die Schaale des so schändlich getöteten Taschenkrebses wird noch heutzutage gezeigt auf dem Sattelberg in nächster Nähe der Missionsstation und es hat davon der Platz den Namen: Gekagalu = er hat den Taschenkrebs zerstampft, erhalten. Wir erkennen freilich in der vermeintlichen Reliquie eine sehr grosse Muschel, deren Hieherkommen sich aber aus dem Umstand erklärt, dass die ganze Gegend gehobenes Land ist.“

Ueber diese Muschel habe ich schon oben Seite 17 berichtet. Auch diese Sage stellt nur ein Bruchstück oder eine Variation der Kelibob- und Mandumba-Sage dar, die anscheinend bei allen Papua-Stämmen der ganzen Küste Deutsch-Neu-Guinea's entlang verbreitet ist; denn wir finden sie auch auf Siar und der Dampier-Insel.

IV.

An dieser letzteren Localität kommt zu Kelibob und Mandumba noch ein dritter: Anute oder Anutu, den auch nach dem Zeugniss Vetter's (l. c. IV. Heft, S. 6) die Jabim's als Weltschöpfer kennen*). Kunze erzählt (l. c. Heft III, S. 65): „Auf der Dampier-Insel kennt man drei tiwud (Götter), den Kelibob, Mannube und Anute, wahre Riesen von Gestalt. Sie sind die Weltschöpfer. Die „Welt“ bedeutet allerdings für den Papua nicht mehr als sein Stückchen Heimathland. Aber selbst solch winzige Welt zu schaffen, ist für einen Papuagott keine Kleinigkeit; daher nimmt man an, dass sich die drei Götter in die Erschaffung der Welt getheilt haben. Mannube, sagten mir meine Papua, hat den nördlichen Theil von Neu-Guinea erschaffen, Anute den südlichen Theil und endlich, nachdem das Festland entstanden war, Kelibob die Inseln und Gebirge. Zum Erschaffen der Inseln und Gebirge gebrauchte Kelibob nichts als einen grossen Bogen und einen riesigen Pfeil. Wollte er eine grössere oder kleinere Insel herstellen, so spannte er einfach seinen Bogen und schoss mit dem Pfeil bald ein grösseres, bald ein kleineres Stück vom Festlande ab. Als Kelibob so eine

*) „Als die ersten europäischen Schiffe an ihrer Küste erschienen, fanden sie (die Jabim's) dafür keine andere Erklärung, als dass Anutu im Anzug begriffen sei. Weiber und Kinder flohen in den Wald, und die Männer legten gefesselte Schweine an den Strand, um den an Land kommenden Gott günstig zu stimmen, und riefen: „Da, nimm hin und behandle uns gut.“ Das Schiff hielten sie für ein schwimmendes Stück Land, die Segel für Bananenblätter und den aus dem Schornstein aufsteigenden Qualm für Tabaksrauch.“

Digitized by Google

Menge Inseln zustande gebracht hatte, zerriss ihm plötzlich die Sehne seines Bogens. Mit Wucht schleuderte er nun den Bogen hinüber auf das Festland und siehe da! mit einem Male erhoben sich dort die Gebirge.

Noch weniger erhebend als diese Schöpfungsgeschichte sind die Märlein, welche sich die Papua sonst von ihren Göttern erzählen. Berichteten mir doch die Eingeborenen der Dampier-Insel, dass Kelibob von seiner täglichen Schöpfungsarbeit stets sehr ermüdet nach Hause gekommen sei und dann zu seiner Frau gesagt habe: „Ich bin sehr hungrig, ich habe sehr gearbeitet — koche schnell Essen!" Von Anute sagten mir die Papua, er habe seine Frau Magirpen auf einer Insel im Stich gelassen, seine Schwiegermutter Thangel aus Bosheit in einen Stein verwandelt und seine Schwester Kamgi zur Frau genommen. Mannube aber, erzählten mir meine Papua, habe einmal mit Kelibob in Fehde gestanden, weil dieser sich gegen Mannubes Ehegespons etwas habe zu schulden kommen lassen. Kelibob ergriff dabei vor seinem Gegner die Flucht, kletterte vermöge seiner riesenlangen Arme und Beine an dem Stamm eines kolossalen Ngaulbaumes empor und fand auf dessen Wipfel einen sicheren Unterschlupf, denn Mannube, der ihn verfolgte, war, wenn schon dick und stark, so doch zu kurzarmig, um ihm nachsteigen zu können. Weil Kelibob auf einem Ngaulbaume Zuflucht fand, sahen jetzt meine Papua diese Baumgattung als unantastbar an und prophezeiten uns Unglück, wenn wir in der Nähe unserer Missionsstation einen dieser Bäume fällten."

Die Kelibob-Mandumba-Anutu-Sage scheint eine polynesische Reminiscenz zu sein. Der Name Kelibob findet sich in dem fidjianischen Kaluvu wieder, Anutu, das nach Kunze mit dem Dampierwort nutun, Seele, zusammen hängen soll, in dem allbekannten polynesischen Atua und dem micronesischen Anut, Anit, Hani. Mandumba, auf Dampier Mannube, ist vielleicht mit dem Weltschöpfer Nobu der Erromango-Insulaner (siehe Waitz-Gerland, Bd. VI, S. 666) und dem Nopitu der Fidjianer- und Banks-Insulaner (Neptun?) verwandt. Wir können demnach wohl Ratzel beistimmen: „Man geht nicht zu weit, wenn man sagt, dass das Grundgewebe der melanesischen Mythologie aus polynesischen Fäden bestehe."

V. Sintfluthsagen.

Ausser der in dem Kelibob-Mandumba-Mythus enthaltenen Sintfluthsage finden wir eine solche noch kurz erwähnt in dem Schriftchen von Missionar Bergmann: Die Missionsstation Siar in Kaiser-Wilhelmsland, Barmen 1894 S. 18: „Von der grossen Wasserfluth erzählen die Alten den Jungen, die über die Welt hereingebrochen sei, sodass Menschen und Thiere ertrunken und nur wenige gerettet worden seien."

Digitized by Google

VI. Sonne und Mond.

(Aus: Mittheilungen und Schilderungen von K. Vetter, Missionar in Simbang, II. Heft, Seite 28.)

„Die Papua's hielten sich früher für die einzigen Menschen und ihr Land für die ganze Erde, von der sie vermutheten, dass dieselbe einem Pilz ähnlich sei. Den Himmel hielt man für fest, getragen von Sonne und Mond und auf der Erde an den Rändern aufliegend. Desshalb wurden die Missionare auch gefragt, ob sie durch ein Loch im Himmel gebrochen seien. Ueber das Wesen von Sonne und Mond sind sie zu keiner Klarheit gelangt, einestheils vergleicht man sie mit Pilzen, anderntheils hält man sie für lebendige Wesen. An eine Umdrehung der Erde glauben die Papua nicht, Sonne und Mond laufen, und zwar treten sie den Rückweg entweder unter der Erde durch oder über den Himmel hinweg an. Vor Zeiten, wird erzählt, wanderten Sonne und Mond gemeinsam zum Schaden der Erde, die zuviel Hitze auszustehen hatte. Keines konnte vor dem andern einen Vorsprung gewinnen, bis es der schlauen Sonne einfiel, ihren Handspiess in's Meer zu werfen und den Mond zu bitten: „Vetter, heb ihn doch auf!" Der war freundlich genug, diese Bitte zu erfüllen. Aber die Sonne wartete nicht, sondern lief schnell weiter. Nach einer anderen Mittheilung beruht aber der getrennte Lauf auf gütlicher Uebereinkunft. Für den Mondwechsel hörte ich noch keine Erklärung; nur glaubt man, bei Neumond befinde sich das Nachtgestirn im Meer, bedrängt von Haifischen, Schildkröten und anderen Seeungeheuern, die es auffressen wollen. Befreit durch die kleineren Fische, die sich zuhauf sammeln, kommt es wieder zum Vorschein, von den Kindern mit Freuden begrüsst. Wie die deutsche Sage von einem Mann im Mond redet, so wissen auch die Papua von Bewohnern desselben zu berichten; Anu und Gasi heissen die beiden, die dort oben ihren Sitz haben, unzertrennlich im Leben, vereint noch oben, der eine mit einem Spiess im Feuer sitzend, der andere glatt geschoren und einen Hund unter dem Arm tragend. Dass sich manche Papua recht kindische Vorstellungen vom Mond machen, erhellt aus folgendem spassigem Vorgang. Eine Anzahl Burschen hatten sich für 12 Monate zur Arbeit in einer Tabakspflanzung anwerben lassen. Die Schwarzen zählen aber nach dem Umlauf des Mondes. Um diesen nun zu schnellerem Lauf anzutreiben und damit die Rückkehr der jungen Leute zu beschleunigen, warfen ihre Angehörigen mit Steinen und Speeren nach ihm, um ihm einen körperlichen Schmerz zuzufügen! — Die Sonne, denken die Eingeborenen, muss doch auf ihrem Lauf während des ganzen Tages recht hungrig werden, darum haben sie ihm auch eine besorgte Grossmutter zugedacht, die den heimkehrenden Enkel, man hält nämlich das Tagesgestirn für einen Mann, speist. Die Grossmutter bringt die Schüssel, heisst es daher gegen Abend. — Eine Sonnenfinsterniss legte man sich auf die Weise zurecht, dass man annahm, die Sonne wäre durch Schuld der Geister gestorben. Da haben früher die Leute geweint und getrauert, wohl auch ein Schwein als Leichenschmaus geschlachtet, ja eine Frau musste die Stelle der Wittwe einnehmen, worauf das Tagesgestirn wieder lebendig geworden sei. Im anderen Falle wäre die Sonne verfault, hätte durch ihren Gestank die Luft verpestet und wäre schliesslich auf die Menschen gefallen und hätte sie getötet. Erwähnenswerth ist noch, dass die Papua auch einigen Sterngruppen Namen gegeben haben; so heisst der Morgenstern Sternmutter, Aronsstab = aufgereihte Fische, Glucke = die Damo und ihre Schwestern, grosser Bär = Seeadler, südliches Kreuz = Kugelfisch."

Digitized by Google

VII. Die Erzählung vom Mond und vom Feuer.

Zuerst aufgenommen von Missionar Hanke in Bongu.

In den Dörfern Bogadjim und Bongu lebte früher eine alte Frau, welche allein das Geheimniss des Feuers kannte. Die alte Frau hütete das Geheimniss sorgfältig in ihrer Hütte. Sie kochte das Essen für das ganze Dorf und wenn Jemand Feuer haben wollte, so musste er zu der alten Frau hingehen. Das war den Leuten sehr lästig und einige vorwitzige Knaben beschlossen, das Geheimniss der alten Frau zu erforschen. Sie legten sich hinter eine Hütte auf die Lauer und warteten, bis die Alte ihre Hütte einmal verliess. Dann kamen sie rasch aus ihrem Versteck hervor und gingen in die Hütte hinein. Die Hütte war leer, nur in einer Ecke stand ein grosser Topf. Neugierig hoben die vorwitzigen Knaben den Deckel von dem Topf, aber wie erschraken sie, als aus dem Topf der Mond herauskam. Der Mond stieg in die Höhe und setzte sich auf das Dach der Hütte. Die erschrockenen Knaben kletterten dem Mond nach, aber dieser flog auf einen Kokosnussbaum. Auch dahinauf kletterten die Knaben ihm nach und einer konnte ihn noch einmal greifen. Aber der Mond war glitschig und entwischte den Händen des Knaben und flog höher und höher, bis er sich am Himmel festrannte. Und da hängt er noch bis heute. Und weil der Knabe, der ihn auf dem Kokosbaum anfasste, schmutzige Hände hatte, so sieht man bis heute noch die schmutzigen Flecken am Mond.

VIII. Die Erzählung von den Sternen (bonegár).

Mitgetheilt von Missionar Hoffmann.

Ein Tamo fuhr mit seinem Kanoe den Fluss Gochol hinauf. Da hörte er auf einmal ein grosses lo (einen schönen Gesang). Der Tamo zog sein Kanoe an das Ufer und versteckte sich zwischen dem Buschwerk am Ufer. Da sah er auf vielen Kanoes die Sterne angefahren kommen, welche einen grossen Tanz auf dem Flusse machten. Die Sterne waren sehr geschmückt mit Hunde- und Schweinezähnen und geschliffenen Muscheln. Und dem Manne that seine Leber weh, wegen der schönen Schmucksachen; er kroch aus seinem Versteck hervor und fasste nach einem Kanoe, auf welchem die Sterne sassen. Aber die Sterne erschraken, als sie den Tamo sahen und hüpften allesammt in die Höhe und nahmen die jungen Sterne mit und die Hunde- und Schweinezähne und die geschliffenen Muscheln. Und sie kamen nicht mehr auf die Erde, sondern setzten sich an den Himmel und dort sieht man sie, die Alten und die Jungen, wie sie Nachts tanzen und auch die Schweinezähne und geschliffenen Muscheln, die Sternbilder (bai rala, bai suala und bitjera bai) u. s. w.

IX. Erdbeben.

Die Einen sagen, unter der Erde brenne Feuer; sobald dieses sich einer dünneren Stelle nähere, gerathe die Erde in's Schwanken. Andere erzählen, ein Bambusrohr rage tief in's Erdinnere hinein, woran zuweilen ein Mann zöge, sodass die Erde in Bewegung käme. Nach einer dritten Meinung sitzt irgendwo in einer tiefen Erdhöhle eine Person mit einem kürzeren und einem längeren Fuss. Fast immer bliebe sie ruhig sitzen, stände sie aber auf und wandere herum, so wackele der Erdboden.

Digitized by Google

X. Wind.

Den Wind stellt man sich augenscheinlich als etwas Persönliches vor, denn von ihm wird erzählt, dass er, besonders in der Regenzeit, die Brotfruchtbäume tüchtig rüttle und schüttle, sodass reichlich Früchte herunterfallen. Dann gehe er heim und fordere nach vollbrachter Arbeit seine Grossmutter — die nach Vetter überhaupt eine grosse Rolle spielen soll — auf, die Brotfrüchte aufzulesen. Doch die Dorfleute seien schneller und kämen ihr zuvor, sodass sie leer zurückkehren müsse. Voll Wuth schlägt sie nun der Enkel; damit aber hat er sich ausgetobt und die Natur wird ruhig.

XI. Thiermärchen.

Unter den Thieren giebt es nach der Erzählung der Eingeborenen solche, die andere durch Schlauheit überlisten oder sich als Hexenmeister auszeichnen, die sich der Weibchen wegen befehden oder in Beziehung, verwandtschaftlichem und sonstigem Verhältniss, zu einander stehen. So gelten die Eidechsen, die sich zahlreich in den Häusern aufhalten, als Verwandte des Krokodils, wegen der ähnlichen Gestalt, und wird daher die Warnung erlassen, sie nicht zu quälen, damit sie nicht dem Krokodil ihr Leid klagen und dieses die Misshandlung räche.

Vom Kasuar und dem Nashornvogel wird berichtet, dass sie sich gegenseitig das Gefieder gemacht hätten, um fliegen zu können, dass aber der Nashornvogel nichts davon verstanden habe, weswegen der Kasuar ganz auf das Laufen angewiesen sei.

Der Basilisk und die Eule gelten als Zauberer. Das Känguru habe seine Gestalt im Kampf mit den Hunden erhalten.

Auch die Beobachtung, dass der grüne Papagei über den Flügeln roth ist, während der rothe Papagei nur diese Farbe trägt, wird mit einem Streit der beiden in Zusammenhang gebracht; der rothe habe die Frau des grünen gestohlen und der erzürnte Gatte habe den Verführer über den Kopf geschlagen, so dass dessen ganzer Körper von Blut überströmt worden sei, er selbst erhielt von seinem Gegner einen Stich in die Seite, von dem die rothe Färbung dieser Stelle herrühre*).

Einer Weiberfehde soll auch der Lederkopf seinen langen Hals zu verdanken haben, sein Feind packte ihn beim Schopf und zerrte und zog, bis der Hals diese Länge erreichte.

Als ich einmal unsere Schüler bei der Gartenarbeit beaufsichtigte, erschlug einer von ihnen eine vorbeihuschende Eidechse mit den Worten: „Warum hast du uns belogen!“ Auf meine Frage erhielt ich folgende Auskunft: Vor langer Zeit lebten die Menschen nicht auf Erden, sondern im Himmel und hatten da Ueberfluss an allem Guten. Die Erde war Aufenthaltsort der Schlangen und sonstigen Thiere. Da kam die Eidechse zu den Menschen und schilderte ihnen mit verführerischen Worten die Erde und ihren Reichthum an grossen, köstlichen Früchten und lockte so lange, bis die Menschen, durch ihre Vorspiegelungen verleitet, sich an der Ranke eines spanischen Rohres vom Himmel auf die Erde niederliessen. Als sie aber hier Umschau hielten, sahen sie sich bitter enttäuscht; und das Schrecklichste war, dass der böse Tausch niemals rückgängig gemacht werden konnte. Die hinterlistige Eidechse hatte das Rohr durchgebissen und so die Verbindung mit dem Himmel abgeschnitten. Seitdem leben die Menschen auf der Erde. (Vetter, l. c., IV. Heft Seite 8.)

*) Dabei wissen aber die Papua's ganz gut, dass bei'm Eclectus — um diesen handelt es sich — das Männchen grün, das Weibchen roth ist. D. V.

Digitized by Google

XII. Aus der Märchenwelt der Papua's in Kaiser-Wilhelmsland.

Von Missionar J. Vetter in Simbang (Neu-Guinea).

(Abgedruckt aus den Mittheil. Geogr. Ges. Jena 1891—92.)

Unter den Eingeborenen von Neu-Guinea cirkuliren auch überlieferte Geschichten und Erzählungen, die aber nach dem eigenen Geständniss der Schwarzen nicht Anspruch auf Wahrheit machen. Wie überall, ist auch in diesen Märchen (sepoao) des öfteren von Verwandlungen die Rede. Wie es scheint, hat jede Landschaft ihre eigenen Erzählungen, denen die Leute in ebenso lautloser Stille und mit der nämlichen gespannten Aufmerksamkeit nachts, um ein Feuer gelagert, lauschen wie deutsche Kinder, wenn sie 1001 Nacht lesen oder noch lieber einem guten Erzähler, resp. einer Erzählerin zuhören. Recht schön macht es sich, wenn dabei ein kleiner Gesang eingeschoben wird, wobei sämmtliche Zuhörer einfallen. Es mögen nun einige solcher Märchen hier folgen. Die Jabim wissen viel von Zwergen zu erzählen, die in Wäldern und Höhlen hausen. Zur Nachtzeit hört man, wie sie rufen und pfeifen. Nachts kommen sie auch an den Strand, um zu fischen. Dabei beobachten sie aber ihre eigene Methode. Sie stellen sich in's Wasser, und an ihren sehr langen Haaren beissen nun die Fische an, die sie dann an den Strand schleudern. Dort finden manchmal Eingeborene tote Fische, die nach ihrer Spekulation nur die Zwerge zurückgelassen haben können. Freilich, ein Märchen kann man die Sage von den fischenden Zwergen im Sinne der Papua's kaum nennen, da sie selber an das Dasein dieser Geschöpfe ihrer Phantasie zu glauben scheinen. Wenigstens behaupten sie, dass von ihren Stammesgenossen ein solch kleiner Kerl wirklich einmal gefangen worden sei, und zwar vor nicht allzulanger Zeit. Derselbe sei so lange gesund und munter geblieben, bis man ihm sein langes Haar abschnitt. Damit war seine Lebenskraft dahin; er starb.

Auch von geschwänzten Menschen geht hier wie anderwärts die Rede. Diese Affenmenschen sollen wie die Schwarzen leben. Mit dem Verlust des Schwanzes entflieht das Leben. Das Komischste bei der Sache ist, dass verschiedene Schwarze mir gegenüber als Augenzeugen sich ausgaben und behaupteten, tief im Innern des Landes hätten sie diese Missgestalten leibhaftig gesehen. Den Beweis dafür haben sie freilich trotz der ausgesetzten hohen Belohnung bisher noch nicht erbracht.

Ein mit vielen Wunden bedeckter Bursche wurde von den Leuten im Spott zum Tanzen aufgefordert. Da klagte er sein Leid der älteren Schwester, welche Krebsgestalt annehmen konnte. Diese war bereit, seine Stelle zu vertreten, wozu sie sich denn auch zweckentsprechend verkleidete. So tanzte sie die ganze Nacht hindurch, ohne dass die Verwechslung offenbar wurde. Bei Tagesdämmerung sagte sie, sie könne nicht beim Essen bleiben, sie müsse nach Hause, um ihre Schweine zu füttern, sie wolle wiederkommen. Daheim legte sie ihre Verkleidung ab und ging in den Bach als Krebs. Der Bruder nahm sich darauf eine Frau, die der Meinung war, derselbe sei der gewandte Tänzer in jener Nacht gewesen. Von ihr bekam er ein Kind. Als dessen Mutter nun einmal in die Plantage ging und das Kind zurückliess, kam die Tante aus dem Bach, putzte den Kleinen, bestrich seinen Kopf mit der beliebten rothen Ockerfarbe und schaukelte ihn auf ihren Armen, wozu sie folgenden Gesang anstimmte: „Damam (Dama = Vater) Tukalu matu ugangase ugangase (gesa = geschwürig) samauroi (sao = Tante) ai i wago wago wago gete we Ngaioo geo denam (dena = Mutter) geo damam." Das heisst etwa: „Als dein Vater Tukalu, der Kleine, Geschwüre hatte, habe ich, deine Tante, der Krebs, getanzt. Ngaio (?) deine Mutter schaukelt, dein Vater schaukelt dich." Als die Mutter des Kindes vom Felde zurückkam, fand sie ihren Jungen geschmückt; der Vater aber erklärte auf Befragen, er habe es gethan. Doch bei Gelegenheit eines weiteren Besuches der Krebsschwägerin erfuhr die Frau den wahren Sachverhalt. Die Tante verbrannte sich hienach beim Braten von Taro die Hand, sodass diese aussah wie ein gekochter Krebs (ob hier vielleicht der Schlüssel

Digitized by Google

zum Verständniss dieser wunderlichen Geschichte liegt?), worauf sie laut klagend in den Bach ging und fortan die Krebsgestalt dauernd behielt. Die anderen Personen dieser Geschichte wurden in ihrer Grösse entsprechende Steine verwandelt, und unter ihnen hat nun der Krebs seine Wohnung aufgeschlagen.

Nicht übel ist das folgende Märchen, das eine ganz hübsche Nutzanwendung zulässt. Ein selbstsüchtiger Mensch pflegte sich überall, wo eine Schmauserei stattfand, einzustellen. Er bekam auch jedesmal sein Theil mit nach Haus. Aber damit begab er sich nicht zu seiner Familie, sondern setzte sich in den Wald und verzehrte alles selbst, daheim vorgebend, er hätte nichts erhalten. Frau und Kinder erfuhren freilich bald den wahren Thatbestand. Wenn er nun mit seinem Frass — sit venia verbo — allein war, hatte er die Gewohnheit, beide Augen herauszunehmen und sie von sich zu werfen, um sie dann nach Beendigung des Mahles wieder zu sich zu rufen. Als er nun bei bewusster Gelegenheit wieder einmal das eine Auge gegen die Mündung des Baches, das andere flussaufwärts warf, nahmen seine beiden Söhne, die dem Vater nachgeschlichen waren, dieselben auf und eilten damit ins Dorf zurück, wo sie dieselben in eine Schale mit Wasser legten. Der Selbstsüchtige rief nun, wie gewöhnlich, seine Augen, diesmal aber ohne Erfolg, und nun tappte er, überall anstossend, nach seinem Hause und wälzte sich vor demselben auf dem Boden, wehklagend um den unersetzlichen Verlust. Was ihm denn fehle, riefen Weib und Kinder mit verstellter Theilnahme aus der Hütte. Dann aber nahmen sie ihn in's Verhör und fragten, ob er denn nicht da und da von dem Festschmaus etwas abbekommen, aber es selber aufgezehrt hätte. Zur Strafe für seine Selbstsucht liessen sie ihm seine Augen nicht zukommen bis an den Abend. Da gaben sie ihm dieselben wieder zurück mit der Ermahnung, künftig mehr an Frau und Kinder denken zu wollen*).

Uebrigens wissen die Eingeborenen noch von einem höheren Wesen, das sie Ding nennen und dem sie eine sehr grosse Gestalt andichten. Manchmal sieht man Steine zwischen den Aesten der Bäume liegen, welche dieses Wesen dahin gelegt haben soll. Ding und seine Gattin Gakweng werden sinnbildlich dargestellt unter einer Art Pfeife oder Flöte aus Bambu, auf welcher die Beschneidungscandidaten blasen. (cf. hierüber die Anmerkung auf Seite 186, d. V.)

XIII. Zwei Asa-Erzählungen aus Bogadjim.

Original-Uebersetzung von Missionar Hoffmann.

I.

Die Grossmutter sass und machte sich eine Schürze. Als sie die Fäden der Schürze zerrieb, kam ihr Enkelsohn: „O Grossmutter, gieb mir eine reife Banane! gieb mir doch eine reife Banane!“ Die Grossmutter sagte: „Schweig stille! Bananen habe ich keine!“ „Ah! Grossmutter, du hast Bananen“! „Ah! Kind ich hab' keine Bananen!“ „Ah! Grossmutter du lügst: ich will Bananen haben.“ Da schlug die Grossmutter ihren Enkel: „Ich habe keine Bananen!“ Als die Grossmutter ihren Enkel schlug, da fing er an zu weinen und als er laut heulte, kam sein Vater: „Warum weinst du so laut?“ „Grossmutter hat mich geschlagen.“ „Warum denn?“ „Ich will eine reife Banane haben.“ „Ah! Desshalb soll sie dich nicht schlagen; schelten darf sie dich, aber nicht schlagen.“ Da ging die Grossmutter zornig in's Asahaus. Der Grossvater blieb draussen sitzen. Die Grossmutter holte die Asa-Instrumente. Sie nahm das Kürbishorn, sie holte die Bambuhörner, ihre Hand griff die Asa-Rassel (nangam), sie blies auf den Hörnern, sie rasselte mit der Asa-Rassel, sie rief dem Grossvater

*) Ueber das Augen-Wegwerfen vergl. die von Ratzel l. c. Band I. Seite 38 mitgetheilte hawaiische Sage. D. V.

Digitized by Google

zu: „O Grossvater, lauf weg! o ihr Männer, lauft alle weg, jetzt kommt der Asa!“ Aber der Grossvater (moma mel) lachte: „Ich bin nicht bange!“ Und der Grossvater blieb im Dorfe sitzen. Da rief die Grossmutter (moma zebing) noch lauter: „O Grossvater, lauf weg! hörst du nicht den Asa kommen! O Grossvater lauf! lauf! lauf!“ Aber der Grossvater lachte und blieb sitzen. Endlich sagte der Grossvater: „Grossmutter, komm heraus! komm heraus! du kannst nichts. Grossmutter, heraus! heraus!“ Und die Grossmutter stellte beschämt die Asa-Instrumente an ihren Platz. Als die Grossmutter aus dem Hause kam, sagte der Grossvater: „Grossmutter, geh', koche das Essen, jetzt gehe ich in das Asa-Haus.“ Und die Grossmutter setzte sich hin zu den Töpfen, kochte das Essen und nähte ihre Schürze. Da nahm der Grossvater die Asa-Instrumente in die Hand, setzte sie an den Mund und hōōō hōōō! hm hm̄mm! rief es aus dem Asa-Haus. „O Grossmutter lauf! der Asa kommt! Grossmutter lauf! lauf! lauf!“ Und die Grossmutter erschrak und sie liess den Bart fallen und den Lendengurt und die Tasche, sie liess die Töpfe stehen und die Schürze liegen und sie lief, was sie laufen konnte. Und der Asa kam hinterdrein hōōō hōōōo hm̄ hmmm̄! Der Asa riss die Häuser ein und schlug die Bäume um. Und die Grossmutter konnte nicht mehr laufen, da nahm der Grossvater den Asa und brachte ihn ins Haus zurück. „O Grossmutter komm wieder, ich habe den Asa weggejagt! ich habe den Asa eingesperrt.“ Und die Grossmutter kam zitternd zurück: „O Grossvater, sieh da den Bart! er ist dein, ich will keinen Bart; sieh' da den Bogen, er ist dein, ich will keinen Bogen; sieh' da den Lendengurt, er ist dein, ich bin eine Frau, ich will den Topf, die Schürze und die Tasche, ich bin eine Frau, du bist der Mann. Grossvater, nun nimm, was dir gehört, ich bin eine Frau, mir gehört der Asa nicht.“

Und sie setzten sich an die Schüsseln und fingen an zu essen.

II.

Einem Tamo war sein gai (Freund) gestorben. Ein Mann aus den Bergen kam und sagte ihm an: Dein gai ist gestorben. Da nahm der Tamo seinen Speer, seinen Bogen, seine Pfeile; da rief er seinen Enkel herbei und beide gingen hinweg, stiegen hinauf ins Gebirge zum Begräbniss. Der Tamo begrub seinen gai; als er ihn begraben hatte, da nahm er einen Hund und schlug ihn todt, da holte er Feldfrüchte herbei und machte ein grosses Essen. Einen Teil des Essens wickelte er ein, den Hund legte er bei Seite. Dann ging er mit seinem Enkel weg; in einer Feldhütte kehrten sie ein. Der Junge holte Holz. Der Tamo zündete ein Feuer an und kochte den Hund. Der Junge fing an zu weinen, der buka (böser Geist) kam herbei. „Gieb ihm die Hände des Hundes — gieb ihm den Kopf des Hundes — gieb ihm die Schulter des Hundes — gieb ihm die Ohren des Hundes — gieb ihm das Kinn des Hundes!“ — Das andere ass der Junge alles auf. — Als der buka wieder wegging, da schlug er den Tamo. Da fing er Krieg mit dem Tamo an. Da riss er ihm die Augen aus und frass sie — da saugte er ihm das Blut aus. Da verstümmelte er ihn ganz und gar. Einen Knochen liess er herabfallen, den hob der Enkel des Getödteten auf. Damit lief er hinweg, hinein ins Dorf. Da schrie er seinen Vater an: „O dein Vater! Dein Vater! Der buka hat ihn geschlagen — getödtet — gefressen! Hier seht einen Knochen!“ Da wurde die Asa-Trommel gerührt. Da kam der Asa herbei. Er nahm eine Fackel, er nahm ein Schwert (zeboru). Und der Asa fing Krieg mit dem buka an, schlug ihn, tödtete ihn, röstete ihn, frass ihn auf. Dann ging der Asa heim, man fing ein grosses Schwein, das wurde dem Asa gegeben.

Digitized by Google

II. Wörterliste der Bogadjimsprache.

Mitgetheilt von A. Hoffmann.

Bezüglich der Aussprache des Buchstabens χ wird auf die Anmerkung Seite 198 verwiesen.

Substantiva:

Anjam, die Sprache.
Lán, der Himmel.
Mandam, die Erde.
Zeng, die Sonne.
Bai, der Mond.
Bongar, der Stern.
Guma, Nord.
Guta, Süd.
Taun, Ost.
Bebéng, West.
Batù, der Tag, eigentlich der Handelstag.
Zeng-kinielle, Neppeχolo } der Morgen.
Zeng-koba, χànam } der Mittag.
Zeng-kinielle, der Abend.
Biláχo, es ist Abend.
χolo, die Nacht.
Wau, das Jahr, eigentlich das Feld.
Jáguà, der Wind.
Kor-Kor, der Sturm.
Miming, das Erdbeben.
Kólla, der Donner.
Minjáll, der Blitz.
Lánbi, die Wolke (wörtl. Himmelskoth).
Zassa, der Nebel.
Zaua, das Wetter.
Budù, der Thau.
Aúa, der Regen.
Zaue, Besitztum.
Wau, das Feld, Garten.
Gung, die Ebene.
Mána, der Berg, zugleich Laus u. Nase.
Jámbang, Gebirge.
Nánju, der Wald.
Arár, der Graben.
Bélí, die Grenze.
Kure, das Dorf.
Gaki, die Höhle.
Nui, die Insel.
Alele, der Strand.
Karkar Dampier-Insel.
Bágabu, Rich-Eiland.
Mening, der Stein.
Girger, der Staub.
Ulúl, der Sand.
Biĕ, Eisen.
Námjuo, Feuer.
Gorém, der Rauch, Dampf.
Ja-Gorem, Wasser-Dampf.
Nam-Gorém, Rauch.
Kasch-Gorem, Tabaks-Rauch.
Wi, die Asche.
Namsă, die Kohle.
Ja, das Wasser, Süsswasser, Bach, Fluss.
Juál, das Meer.
Pólpól, die Quelle.
Nám, der Baum.
Nám-tang, Holz.
Nám-maring, Busch.
Nam-schuo, die Blüthe.
Schó od Schuó. die Blume.
Nam-banga, das Blatt.
Nam-gé, die Frucht.
Nam-djerim, Wurzel.
Nam-Gara, Rinde.
Gambang, die Schale.
Ning, das Gras.
Luwí, Dorn, auch Spitze.
Imba, Bambu.
Zurem, Betel.
Múnge, Banane.
Báli, Brotfrucht.
Báli-zoral, Kern der Brotfrucht.
Guwél, andere Art der Brotfrucht.
Líki, langes Gras,
Silaí, wildes Zuckerrohr.
Zekwai, Arbus } Kürbisarten.
Gurkus, Mais.
Bem, Sago.
Jang, Zuckerrohr.
Tóruo, Gurke.
Zámbi, Jams.
χáning, Taro.
Merme, Bohne.
Zora, Baumwolle.
Juái, Mango.
Lee, Ingwer.
Alam, Maniok.
Bili, Eisenholz.
Bu, Rottan.
Mang, Unkraut.
Warr, Deckblatt der Cigarre.
Bel, das Schwein.
Bel gúbo, der Eber.
Bel jali, die Sau.
Baun, der Hund.
Gumbu, die Katze, eine Art Kuskus.
Jimbing, Maus.
Ma, Beuteltier.
Garewám, fliegender Hund.
Gebari, Vogel.
Bari, der Flügel.
χala oder Lala, die Feder.
Taúel, Ei.
Gebari-gaki, Nest.
Due, Huhn.
Siwirr, grün. Papagei.
Bunong, eine Art Tauben.
Gório, Kronentaube.
Duem, Paradiesvogel.
Tigeijur Cicinnurus regius.
Góba, Nashornvogel.
χal, Rabe.
Kiadke, Kakadu.
χaχl, Kasuar.
Malaún, Buschhuhn.
Baging, Habicht.
Amàl, Schlange.
Ria, Gurétú, Mamámbu, Güe dsubú, Djíll } Namen von grossen Schlangen.
Baúnkuli, kleine giftige Schlange.
Wangaim, Krokodil.
Balum, Frosch.
Zuar, Schildkröte.
Millem, Aal.
Ge, Fisch.
χotéj, Walfisch.
Samsam, Haifisch.
Nanják, Fliege.
Gab, Schmeiss-Fliege.
Unging, Wespe.
Tarwóte, Schmetterling.
Mamángi, Raupe.
Langang, Spinne.
Dendjem, Dindjal } Ameise.
Mána, Laus.

Digitized by Google

χuak, Hundefloh.
Deking, Tausendfuss.
Sargùm, Korallen.
Tschoror, Ringwurm.
Gajing, Moskito.
Bubui, Nautilus-Muschel.

Tamo, der Mensch.
Tamo, der Mann.
Gúmbulo, der Gatte.
Moma, Grosseltern.
Abu, Vater,
Zi reli, sein Vater (wörtlich: sein Alter.)
Ai, die Mutter, Mutter.
Aní, seine Mutter.
Angro, Kind, Sohn.
Níri, sein Sohn.
Dungengi, Mädchen, Tochter.
Was, Bruder.
Aúbe, sein Bruder.*)
Koko, Schwester.
Nawí, seine Schwester.
Ungasari, Weib.
Assi, seine Tochter.
Nau, Gattin.
χobúl, Wittwe.
Káte, Kopf.
Katebunu, Hinterkopf.
Dabtangí, Schläfen.
Ulátamo, Gesicht.
Kátebanga, Haar (wörtl. Blätter d. Kopfes.)
Námgala, Auge.
Námdu, Augapfel.
Namkunjill, Augenbrauen.
Nambarí, Wimpern.
Landja, Stirn.
Médabu, Mund.
Medebrem, Lippe.
Ará, Kinn.
Mentjim, Bart.
Katebí. Loken (wörtlich: Kopfkoth.)
Ming, Zunge.
Rálage, Zahn.
Wallinge, Wangen.
Mánarobú, Nase, resp. Nasenrücken.
Manasabu, Nasenflügel.
Managaki, Nasen-Loch.
Manakunjill, Nasen-Spitze.
Dábgala, Ohr.
Dábgaki, Gehörgang.
Kátesclang, Glatze.

Njalók, Gehirn, Rückenmark.
Kákoro, Hals.
Doχobsi, Genick.
χatjumbum, Luftröhre (wörtl. Halsflöte.)
Domera, Nacken.
Tanú, Körper.
Aratarga, Brust.
Mungum, weibl. Brust.
Mene, Bauch.
Zerelnám, Nabel.
Djárbanga, Seite.
Auar, Schulter.
Gi, Achselhöhle.
Kore, Rücken.
Bi damram, Gesäss.
Denkim, Leistendrüsen.
Jasilibi, Galle.
Dowúl, Schooss.
Bang, die Hand, Arm.
Bang-kore, Rücken der Hand.
Bang-bèle, Handfläche.
Bang-darum, Handgelenk.
Bang-tangrim, Finger.
Bang-anì, der Daumen (wörtl. Mutter d. Hand.)
Bang bómelo, Zeigefinger.
Bang-tamole, Mittelfinger.
Bang-du, Ring- und kleiner Finger.
Bang-gala, Nägel der Finger.
Singa, Fuss, Bein.
Singa-tangrim, Zehen.
Singa-galà, Nägel an den Zehen.
Singa-béle, Sohle.
Singa-koré, Fussrücken.
Singa-tangi, Knöchel.
Singa-pogú, Ferse.
Singa-tombol, Knie.
Singa-damu, Waden.
Namur, Fett.
Ninjim, Fussspur.
Djèdjungum, Härchen der Haut, Fell.
Gara, Haut.
Tanú, Knochen.
Djárbanga-tanu, Rippe.
Gauantutanu, Schlüsselbein.
Damú, Fleisch.
Ring, Sehne, Ader.
Butbutjo, Puls, Herzschlag.
Mangiχoki, Herz.
Zulobóm, Niere.
Gumálare, Milz.
Bulom, Lunge.

Biani, Magen (wörtl. Mutter d. Kothes.)
Pung, Harnblase.
Gauntoro, Dickdarm.
Bisinjam, Dünndarm.
Leng, Blut.
Mungum gar, Milch (wörtl. Eiter d. Brust.)
Ngès, Schweiss.
Bí, Koth.
Missél, Spucke.
Jásilibi, Harn.
Namja, Thräne.
Ju, Wunde, Geschwür.
Zerél, Bauchfell.
Gár, Eiter.
Langa má, Fieber.
Doχòl, Husten.
Managille, Schnupfen.
Zerélboχo, Leibschmerz.
Túrewung, Pocken.
Bi-leng, Dysenterie (wörtl. Blutkoth.)
Buka, Geist der Verstorbenen, böser Geist.
Wabúr, Mó } Schatten.
Nam, Name.
Gur, Beiname.
Mondor, Hauch.
Marmar, Rede.
Gunung, Seele.
Kure, Dorf.
Morote, Dach.
Tál, Haus.
Bantje, Haus der Männer.
Bútjua, zweiter Stock.
Kombi, Veranda.
Teta, Treppe.
Zirame, Thür.
Polom, Fenster, der hintere Ausgang.
Zurum, der Raum unter dem Hause.
Warum, Zimmer.
Krang, Feuerstelle.
Bitjál, Bett.
Kalika, Schlafpolster.
Djeng, Zaun.
Túru, Nagel.
χúbung, Boot, Schiff.
χúbung párera, Mast.
Ojo, Ruder.
χer, Segel.
Kuní, Steuer.
Samáng, Bootsausleger.
Zéboru, Schwert, Stock.

*) Hienach ist die auf Seite 233 gemachte irrthümliche Angabe zu corrigiren. Aube heisst nicht jüngerer Bruder, und Nawi nicht jüngere Schwester. D. V.

Digitized by Google

Toχóng, Stock.
Ang, Bogen.
Ang-relí, Bogenrücken.
Ang-bor, Bogen-Sehne.
Gadja, Speer.
Ang du, Ang ge } Pfeil.
Palam, Pfeil für Schweine.
Zirínge, gezackter Pfeil.
Dumu, grosser Schild.
Sabám. kleiner Schild.
Jima, Angelhaken.
Sil, Schnur.
Támtang, Hammer.
Série, Bambu-Messer.
Taporr, Beil.
Jinga, Hobeleisen.
Njóm, Feile.
Katéborang, Kamm.
Gótch, Gabel.
Kesch, Löffel.
Gedàte, Spaten.
Tétuer, Besen.
Gunung, Spiegel.
Wanggál, Fackel.
Gumbing, Maultrommel.
Tjumbum, Flöte.
Guruma, grosse Trommel.
Wagám, kleine Trommel.
Gánigáning, Schleuder.
Illól, Flasche von einem Kürbis.
Jaling, Flasche.
Raúnga, Strick.
Amik, Stopfen.
Web, Topf.
Tawirr, Schüssel.
Kulum, Kasten, Kiste.
Mangi gúmba, gefl. Korb.
Ra, Netz.
Nanirr, grosser Fischkorb.
U, kleiner Fischkorb.
Gánobu, oder gá, Kalkdose.
Ga tomboll, Löffel zur Kalkdose.
Ga-wi, Kalk.
Gara, Kleider.
Mel, Lendengurt der Männer.
Zebing, Frauenkleid.
Kátetatal, Hut.
Alelák, Gürtel.
Dsaue, Armband.
Keri, Stoff zum Armband.
Djarám, Stirnband.
Dámala, Ohrring.

Gung, Gagung } Tasche.
Managaschím, Nasen-Pfeil.
Singa dsaue, Beinringe.
Dárula, kleiner Halsschmuck.
Sula, Halsschmuck aus zwei gr. Muscheln.
Bel-ralagé, Halsschmuck a. zwei Schweins-Zähnen.
Ge-ralagé, Halsschmuck aus Hundezähnen.
Kólkól, Brustschmuck der Männer.
Góta, Brustschmuck.
Tápu, Masken.
Silum, geschnitzte Ahnen-Figur.
Ingi, Speise.
Güe, Suppe.
Bem, Brod von Sago.
Bar, Salz.
Goreng, Oel.
Kasch, Tabak.
Miserau, Gemüse aus Taroblättern.
Günjam, Zauberei.
Ló, Gesang, Tanz.
Bome, rothe Farbe.
Murmung, Trauerfarbe.
Kolelé, Perlen.
kúdjai, eins.
ajill, zwei.
χalub, drei.
χoleré, vier.
bang anikobo, fünf.
bang ajil anikobo, zehn.

Pronomina.

é, ich.
ni, du.
α, er.
ago, wir zwei, ihr zwei.
ika, wir drei, ihr drei
ga, wir alle.
nango, ihr, sie alle.
ágide, dieser, jener.
séki, selbst.
be, der andere.
djote, mein.
nóte, dein.
αrate, sein.
agote, uns beiden, euch beiden.
ikate, uns dreien, euch dreien.
gagote, unser aller.
nangote, euer.
jai, welcher.
jairo, wer.
kie, was, wie.
kiete, warum.
kiará, wozu, wofür.
gábe, wo.
gábenúmo, vonwo, woher.
gábettero, woher.
gembu und gembuo, wann.

Adjectiva.

koba, gross.
góke, hoch.
oleque u. olekoba } lang.
robú, tief.
djéril, seicht.
sari, reli } alt.
omu, neu.
gulwé, schwer.
kinielle, klein.
trugjelle, otó } kurz.
jaun, schwach.
singelat, stark, fest.
djungu. eng.
tenengi, gerade.
χala, scharf.
gad, jémili } weiss.
tulú, schwarz.
djedjika, schmutzig.
leng, roth.
meli, gelb, reif, dürr.
rentjem, grün.
jor, uléli } kalt.
kang-kang, heiss, warm.
daua, trocken.
njungu, nass, feucht.
géseki, ungaria } unreif.
leleng, laut, Geschrei.
guscha, ischa } verfault, schlecht
kaneng, und kanènéng schief, krumm.
kurieng, abgesondert.
bole, gut, schön.
aresingelat, tapfer, muthig.
wau-ani, fleissig.
wau-lóla, faul.
ararboro, müde.
asigegboro, verdriesslich.
urenamboro, schläfrig.
gidegedang, ängstlich.

Digitized by Google

ugé, böse, schlecht.
bole marero, wahr gesprochen.
milal, rein.
dego, ähnlich, gleich.
bileng, máruo } voll.
kobo, krie } fertig.
saiete, leer, es ist nichts da.
χote, fremd.
ɑre bolé, fröhlich.
ɑre ugé, traurig.

Adverbien und Präpositionen.

ja, gestern.
ajilero, vorgestern.
jajong, heute.
nebbe, morgen.
alieb, übermorgen.
erego, jetzt.
namis, bald, sogleich.
buni, soeben.
jajontim, später.
montong, in Zukunft.
nami, früher.
sona, damals.
agidéte, dann, da, auch als.
bang wó, rechts von der Hand.
bang χanang, links von der Hand.
ere, hier.
ende dort.
tenete, dodjom } nahe.
ischaros, fern.
aue, komm her
boje, kommet her.
ama, gib her.
ulang, hinweg, fort.
túma, vorn.
amplé, mitten zwischen.
góke, hoch oben.
gúmate, unten.
oχer, draussen.
miligi, drinnen.
o, ode, ja.
okio, vielleicht, wahrscheinlich, hoffentlich.
damute, sehr.
kóbote, genug.
be, mehr.
sai, nein.
éo, nein.
uratenum, will nicht.
ralje sai, kann nicht.
atrar, zusammen.
olo, wieder.
ompula, mit, in Begleitung von

Conjunktionen.

be, ti } und
agidete, als.
te, damit.

Digitized by Google

Vergleichende Wörterliste

der Sprachen von Bogadjim und den Bergdörfern Wuong und Wenke.

Mitgetheilt von A. Hoffmann.

Deutsch	Bogadjim	Wuong	Wenke (Wjenge)
Krontaube	gorio	gurio	gerio
Königsparadiesvogel (Cicinnarius regius)	tigaijur	bele urin	—
gelber Paradiesvogel	duem	kwamul	—
Vater	abu	abu	abe
Mutter	ai	an	njang
Kind	angro	gémare	auang
Haus	tal	tal (talu agu sigende er ist im Haus)	keruwam
Weib, Frau	ungasari	gali	nanti
Mann	tamo	tuma	—
Mädchen	dungengi	durungala	amun
Jüngling	angro wala (angro = Kind, wala = Schmuck)	gemare χelagu	—
Bambu-Messer	serie	sire	gisim
Gatte	gumbulo	tuma kambile	—
Säugling	angro mom	gemare mom	—
Dorf	kure	kure	koreb
Ich gehe ins Dorf	kure gilerai	—	koreb serai
Männerhaus	bantje	bala	—
Frauenhaus	warum	talu	—
grosse Trommel	guruma	barum	gérema
kleine Trommel	wagam	—	dang
Dach, resp. die (Blätter der) Sagopalme	morote	bomuĕ	—
Hauptpfähle des Hauses	tal ai	tal uror	—
Niebungpalme	guĕ	guno	—
Trommelschlägel	guruma tumbul	barum toral	—
Kokosnuss	mangi	mangi	—
Ruder	ojo	waija	—
Boot	χubung	kubung	—
Brotfrucht	bali	bali	—
„ einer andern Art	guwel	gubol	—
eine Art Baumfrucht	auel	uol	—
Eisenholz	bili	bau	—
eine Holzart	ligam	jiklam	—
Kern der Brotfrucht	bali zoral	bali useral	—
Schüssel	tawirr	—	goro
Sprache	anjam	—	berė
Bogen	ang	pna (cf. das malayische pana! Dr. H.)	—
„ rücken	ang reli	pna reli	—
„ sehne	ang bor	pna kol	—
Pfeil	ang ge	pna ge (gi)	—

Digitized by Google

Deutsch	Bogadjim	Wuong	Wenke (Wjenge)
Schild	dumu	—	dumu
Der zwiebel- oder rüben-artig verdickte Pfeil	ranguldamu	pna mugu	—
Beil	biĕ	—	minjang
Bambu	imba	rau	—
Fischspeer	jour	jur	—
Schlange	amal	mal	maning
grosse Schlange	amal tanu	amal niri	—
Zahn	ralage	ralage	mara
Krokodil	wangaim	waia	—
Leguan (Varanus)	gumbelang	—	gulegumbang
Kopf	kate	kati (gati)	tumbam
Tragtasche	gung	rolong	galu
Salz	bar	bar, bang	—
Männerarmband	bang zaue	bar si	guwer
Geschliffene Muschel	sula	—	matjiki
Bein	singa	guwak	golom
Arm	bang	—	gambin
Haar	katebangar	gati mui	tumba ujum
Auge	namgala	namge	angigim
Ohr	dabgala	damui	gangusam
Zunge	ming	—	eng
Nasenrücken	manarobu	mandorum	djedjungur
Mund	medabu	mobdabu (mobdjebu)	zombu
Hals	kakore	gosongol	—
Ellenbogen	bang χala	—	gambing simeger
Männerbrust	arataga	pari (daim)	—
Frauenbrust	mungum	wal	—
Frauenmilch	mungum gar	wal muk	—
Wunde	ju	wo	—
eine Wunde zufügen	ju atimo	wo batigente	—
Eiter	ju gar	wo muk	—
Blut	leng	li	—
Bauch	mene	kiubsari	gulegim
Frauenrock	zebing	—	kande
Schamgürtel	mel	mol	mal
Waden	singa damu	guwak sang damu	—
Kniescheibe	singa tombol	guwak tombol	—
Leber	are	pari	gumam
Herz	mangi χoki (eigentl. kleine Kokosnuss, wegen der Aehnlichkeit.)	mangi mar	—
Hüfte, Seite	djarbanga	taralgé	—
Leber	bulom	bulom	—
Zehen	singa tangrim	guwak singrim	—
Finger	bang tangrim	bar singrim	—
Sonne	zeng	keng	romu
Mond	bai	karam	gulrum
der Mond ist da	bai unu	—	gulrum kidam
Stern	bongar	burngar, bunangar	buanger

Digitized by Google

Deutsch	Bogadjim	Wuong	Wenke (Wjenge)
Abendstern	boi	gulu	boi
Milchstrasse	burbas	bras	—
Schatten	wabur	ma	—
Mittag	χanam	ranam	gumbelum
Nacht	χolo	kolu	rolda
Abend	bilaχtim, (eigentl. wenn es Abend ist)	bila egen	—
Morgen	neppe	josu	zembilemda
Känguru	suba	—	kundjim
Hund	baun	sang	mama
Schwein	bel	bol	bu
Huhn	duē	to do	—
Hühnerei	due tauel	totuol	—
Hahn	due gubo	to gubu	—
Beutelratte	ma	jolu (julu)	liberal
Fisch	ge	gumam	ramam
Aal	millem	—	merem
Meer	jual	ual	—
Insel	nui	nui	—
Erde	mandam	mandamu	—
Feld	wau	wo	—
Zaun	djeng	iwom	—
Wald	nanju	maring (maring agu)	—
Holz	namtang	namtam	—
Feuer	namjuo	beler	—
Himmel	lan	lan	—
Donner	kola	kele	—
Taro	χaning	χening	heli
Yam	zambi	zambi	zambi
Banane	munge	mungol	auel
„ reife	munge meli	—	auel zumbelrum
Maniok	alam, rangul	alam	gumbim
Zuckerrohr	djang	jembin	ju
Kawa	kial	kial	—
Betel (= Pinang) Nuss	zurem	gao, gau	—
Speer	gadja	gedja	—
Sprache	anjam	zo	—
Regen	aua (in Siar ui, cf. das malayische utjan! Dr. H.)	zaua	—
Bruder	was	among (cf. das malayische abang! Dr. H.)	—
mein Bruder	djo was	dje among	—
dein „	no „	no „	—
sein „	ara „	ars „	—
unser „	gago „	gago „	—
ihr „	nangi „	„	—
siehe!	ni (= du) unime	—	ni ulimbe ule
ich werde sehen	e (= ich) unerai	—	i ulimbe ule
die Frau will (wird) es sehen	ungassari uneras	—	nanti angigim ulan
schweig! genug der Rede!	anjam kobote	—	sile beresi kobote

Digitized by Google

III. Systematische Listen.

A. Verzeichniss der bis jetzt aus Kaiser-Wilhelmsland bekannt gewordenen Säugethiere.

Die *cursiv* gedruckten Arten und Gattungen wurden von mir nicht erbeutet.

NB. Durch ein Versehen wurde im Text Seite 83 die Zahl der in Kaiser-Wilhelmsland bisher gefundenen Säugethiere auf 22 statt 25 angegeben, was ich hiermit zu berichtigen bitte.

Ornithodelpha.

1. Eine *Echidna- oder Zaglossus-species*. Siehe oben S. 84. Auch die beiden Engländer scheinen ein Weibchen nebst Jungem erbeutet und aufbewahrt zu haben (cf. Webster's Buch: Through New-Guinea, p. 39. In den Appendics wird die Art, wie überhaupt Säugethiere, nicht aufgeführt.) Wo sind die Bälge geblieben?

Polyprotodontia.

2. Dasyurus albopunctatus Schl. Von Simbang.
3. Perameles doreyana Q. G. Ueberall.
4. „ *raffrayana* A. M. E. Hüongolf.
5. *Anuromeles rufiventris* K. M. Hell. Astrolabebai.

Diprotodontia.

6. Phalanger orientalis Thos. Ueberall.
7. „ maculatus E. Geoff. Ueberall.
8. Belidaeus spec. ? Stefansort.
9. Petaurus breviceps papuanus Thos. Ueberall.
10. Dorcopsis hageni K. M. Hell. Stefansort.*)
11. Macropus browni Rams. Finschhafen, Astrolabebai.

Sirenia.

12. *Halicore dugong* Q. G. Mit grösster Wahrscheinlichkeit auch in unserem Gebiet.

Ungulata.

13. Sus *papuensis* Less. Finschhafen.
14. „ niger Finsch. Ueberall.

Rodentia.

15. Mus decumanus Pall. Ueberall.
16. „ musculus L. Stefansort.

Chiroptera.

17. Pteropus kerandreni Q. G. Astrolabebai.
18. „ *hypomelanus* Temm. Hüongolf.
19. *Harpyia major* Dobs. Hüongolf.
20. *Cephalotes peroni* E. Geoff. Bongu.
21. Carponycteris minimus E. Geoff. Stefansort.
22. Hipposiderus cervinus Gould. Stefansort.
23. *Mormopterus beccarii* Ptrs. Bongu.
24. Vesperugo abramus Temm. Astrolabebai.
25. Vespertilio muricola Hodgs. Stefansort.

B. Verzeichniss der in Kaiser-Wilhelmsland bis jetzt beobachteten Vögel.

Die Diagnosen sind, nach Mittheilung des naturhistorischen Museums zu Karlsruhe, in welchem sich meine Ausbeute befindet, von Herrn Grafen von Berlepsch. Die *cursiv* gedruckten Arten und Gattungen wurden nicht von mir erbeutet, dagegen in Deutsch-Neu-Guinea von andern Forschern constatirt.

Raptatores.

Strigidae. Eulen.

1. Ninox theomacha Bp.
2. „ *dimorpha* Salv.

Falconidae. Falken.

3. Harpyornis novae guineae Salv.
4. *Urospizias etorques* Salv.
5. Hieracidea berigora orientalis Schleg.
6. Hieracidea *novae guineae* Mey.
7. *Falco severus papuanus* M.
8. „ *doriae* Salv.

Aquilidae. Adler.

9. Spizaëtus gurneyi Gray.
10. Milvus affinis Gould.
11. Baza reinwardti Müll. u. Schleg.
12. *Henicopernis longicauda* Garn.

*) In den Novit. zool. V 1898 S. 512 beschreibt Rothschild ein Dorcopsis rufolateralis von „Northern New-Guinea". Ob diese Art wohl auch in unserm Gebiet vorkommt?

Digitized by Google

13. Haliastur indus girrenera Vieill.
14. Cuncuma leucogaster Gm.
15. Accipiter cirrhocephalus Vieill.
16. Astur badius Gm. Diese Art ist vielleicht identisch mit der von Madarász 1899 in d. Termesz. Füzetek Bd. XXII beschriebenen.
17. *A. novae guineae* Mad.

Strisores.

Coraciidae. Raken.

18. Eurystomus crassirostris Scl.
19. „ australis Sws.

Caprimulgidae. Ziegenmelker.

20. Caprimulgus macrurus Hersf.
21. Eurystopodus albigularis V. u. H.
22. Lyncornis papuensis Schleg.

Podargidae. Schwalme.

23. Podargus papuensis Qu. et G.
24. „ ocellatus Qu. et G.

Cypselidae. Segler.

25. Macropteryx mystacea Less.
26. *Collocalia fuciphaga* Thunb.

Passeres.

Hirundinidae. Schwalben.

27. Hirundo javanica Sparm.
28. *Petrochelidon nigricans* Sparm.

Muscicapidae. Fliegenschnäpper.

29. *Gerygone ramuensis* Rchw.
30. Pseudogerygone conspicillata Gray.
31. *Musciparus tappenbecki* Rchw.
32. *Todopsis wallacei* Gr.
33. *Poecilodryas melanogenys* A. B. M.
34. „ *hermani* Mad.
35. *Rhipidura setosa* Qu. et G.
36. „ *leucothorax* Salv.
37. Sauloprocta melaleuca Qu. et. G.
38. Monarcha chalybeocephala Garn.
39. „ *guttulata* Garn.
40. „ melanonota aurantiaca A. B. M.
41. „ *inornata* Garn.
42. Arses insularis Meyer.
43. „ *fenicheli* Mad.
44. „ *henkei* A. B. M.
45. *Piezorhynchus dichous* Gr.
46. Peltops blainvillei Less. et G.

Campephagidae.

47. Graucalus papuensis stephani A. B. M.
48. „ *melanops* Lath.
49. „ *caeruleogriseus* Gr.
50. *Lalage atrovirens* Gr.
51. Edoliisoma melas S. Müll.
52. „ mulleri Salv.
53. „ *remotum* Sharpe.

Laniidae. Würger.

54. Cracticus cassicus Bodd.
55. *Colluricincla brunnea* Gould.
56. *Rhectes dichrous* Bp.
57. „ brunneicaudus A. B. M.
58. „ *cirrhocephalus* Less.
59. „ *ferrugineus* Bp.
60. *Pinarolestes megarhynchus* Qu. et G.

Dicruridae. Paradieswürger.

61. Dicruropsis carbonaria Bp.
62. Chibia pectoralis Wall. Eine in Stefansort geschossene Art glaube ich als hieher gehörig diagnostiziren zu können. Dr. H.

Artamidae.

63. Artamus leucogaster Valenc.
64. „ *leucopygialis* Gould.

Sturnidae. Staare.

65. Calornis metallica viridescens Gray.
66. „ purpureiceps Salv.
67. „ *cantoroides* Gr.
68. Melanopyrrhus orientalis Schl.
69. Mino dumonti Less.

Oriolidae. Pirole.

70. *Oriolus striatus* Qu et G.

Sylviidae. Sänger.

71. *Cisticola exilis* Vig. & Horsf.
72. *Malurus alboscapulatus* Mey.

Ploceidae. Webervögel.

73. Munia sharpei Mad.
74. „ *grandis* Sharpe.
75. *Uroloncha tristissima* Wall.

Meliphagidae. Honigsauger.

76. Pycnopygius stictocephalus Salv.
77. *Philemonopsis meyeri* Salv.
78. Philemon jobiensis A. B. Mey.
79. *Ptilotis analoga* Reichb.
80. „ *chrysotis* Less.
81. „ *filigera* Gould.

Digitized by Google

82. Glycichaera fallax Salv.
83. Xanthotis meyeri Salv.
84. Melilestes megarhynchus Gr.

Dicaeidae. Blumenpicker.

85. *Dicaeum rubrocoronatum* Sharpe.

Timeliidae. Drosseln.

86. Eupetes caerulescens Temm.
87. „ *geislerorum* A. B. M.
88. *Melanocharis bicolor* Rams.
89. Pomatorhinus isidorii Less.
90. Aeluroedus geislerorum A. B. M.
91. „ *buccoides* Temm.

Corvidae. Raben.

92. Gymnocorax senex Less.
93. Corvus orru. Müll. Nur gesehen, Balg nicht erbeutet.
94. „ *coronoides* Vig. et Horsf.

Paradiseidae. Paradiesvögel.

95. Trichoparadisea guilielmi Cab.
96. Paradisea augustae victoriae Cab. Nur vom Sattelberg erhalten.
97. „ minor Shaw.
98. „ *mariae* Rchw.
99. *Seleucides nigricans* Shaw.
100. Diphyllodes chrysoptera septentrionalis A. B. M.
101. Cicinnurus regius L.
102. Craspedophora magnifica Vieill.
103. *Drepanornis geisleri* A. B. M.
104. Manucodia chalybeata Penn.
105. „ atra Less.
106. „ *jobiensis* Salv.
107. „ *rubiensis* A. B. M.
108. „ ? *comriei* Scl.

Ptilonorhynchidae.

109. *Chlamydodera cerviniventris* Gould.
110. „ *lauterbachi* Rchw.
111. Ptilonorhynchus sp. kohlschwarz, theilweise stahlblau schillernd. Noch nicht identifizirt. Dr. H.

Nectariniidae.

112. Cinnyris jobiensis A. B. M.
113. „ *cornelia* Salv.
114. „ *novae guineae* Less.
115. „ *aspasia* Less.
116. „ frenatus S. Müll.

Pittidae. Prachtdrosseln.

117. Pitta mackloti Temm.
118. „ novae guineae Müll. & Schl.

Picariae.

Meropidae. Bienenfresser.

119. Merops philippinus salvadorii A. B. M.
120. „ ornatus Lath.

Alcedinidae. Eisvögel.

121. Tanysiptera meyeri Salv.
122. Melidora macrorhina Less.
123. Clytoceyx rex Sharpe. Einen grossen Eisvogel, dessen ungeheurer abgerundeter Schnabel breiter als lang war, glaube ich als hieher gehörig ansprechen zu dürfen. Ich habe ihn nur gesehen, nicht erbeutet. Kubary besass ihn jedoch in seiner Sammlung aus dem Hinterlande von Melamu (Constantinhafen).
124. Sauromarptis gaudichaudi Qu. et G.
125. Cyanalcyon quadricolor Oustal.
126. Halcyon macleayi Jard. u. Selby.
127. „ elisabeth Heine. Meines Wissens habe ich auch ein Exemplar dieser der vorigen sehr nahe stehenden Art erlegt, das Herrn v. Berlepsch nicht vorgelegen zu haben scheint. Dr. H.
128. Halcyon sanctus Vig. u. Horsf.
129. „ *saurophagus* Gould.
130. „ *nympha* Gray. (Von Butaueng).
131. Alcyone lessoni Cass.
132. Syma torotoro Less.
133. *Ceyx solitaria* Temm.
134. *Alcedo ispidoides* Less.

Bucerotidae. Nashornvögel.

135. Rhytidoceros plicatus ruficollis Vieill.

Cuculidae. Kukuke.

136. *Scythrops novaehollandiae* Lath.
137. *Calliechthrus leucolophus* S. Müll.
138. *Eudynamis ruficenter* Less.
139. Cacomanthis variolosus Horsf.
140. „ *assimilis* Gr.
141. „ sp. (insperatus Gould?)
142. „ *castaneiventris* Gould.
143. Centropus menebiki Less.
144. „ *nigricans* Salv.
145. „ bernsteini Schl.
146. Chalcococcyx poecilurus Gray.
147. „ *poeciluroides* Salv.
148. „ *plagosus* Lath.
149. „ *poliurus* Salv.

Digitized by Google

Psittaci.

Loridae. Lori's.

150. Eos fuscata incondita A. B. M.
151. Lorius salvadorii A. B. M.
152. „ *erythrothorax* Salv.
153. *Loriculus aurantiifrons* Schl.
154. Trichoglossus massena Bp.
155. „ *nigrogularis* Gray.
156. „ *cyanogrammus* Wagl.

Psittacidae. Papageien.

157. Eclectus pectoralis S. Müll.
158. Geoffroyus jobiensis A. B. M.
159. „ *orientalis* A. B. M.
160. „ *pucherani* Bp.
161. „ *dorsalis* Salv.
162. Cyclopsittacus edwardsi Ouest.
163. „ diopthalmus H. u. J.
164. „ *amabilis* Rchw.
165. „ *nigrifrons* Rchw.
166. Chalcopsittacus duivenbodei Dubois.
167. Hypocharmosyna subplacens Scl.
168. *Aprosmictus chloropterus* Rams.

Cacatuidae. Kakadu's.

169. Nasiterna pusio Scl. und var. beccarii Salv.
170. Dasyptilus pesqueti Less.
171. Cacatua triton Temm.
172. Microglossus aterrimus Gmel.

Gyrantes.

Columbidae. Tauben.

173 Macropygia goldiei Salv.
174. „ *doreya* Bp.
175. „ *kerstingi* Rchw.
176. „ nigrirostris Salv.
177. Reinwardtoenas reinwardti Temm.
178. Gymnophaps albertisi Salv.

Peristeridae.

179. *Otidiphaps cervicalis* Rams.
180. *Henicophaps albifrons* Gr.
181. Chalcophaps stephani Reichb.
182. „ *chrysochlora* Wagl.
183. Caloenas nicobarica L. Nur gesehen, nicht geschossen.

Gouridae. Krontauben.

184. Goura beccarii Salv. und var. huonensis A. B. M.

Carpophagidae.

185. Phlogoenas rufigula Hombr. et Jasq.
186. „ margaritae Salv. u. d'Alb.
187. „ *jobiensis* A. B. M.
188. Megaloprepia poliura septentrionalis A. B. Meyer.
189. *Globicera pacifica* Gm. Von Berlinhafen.
190. Myristicivora spilorrhoea Gray.
191. Carpophaga jobiensis astrolabiensis A. B. M.
192. „ rufiventris Salv. Eine subspecies.
193. „ rhodinolaema Schl.
194. „ zoeae orientalis A. B. M.
195. „ mülleri aurantia A. B. M.
196. Ptilopus superbus Temm.
197. „ *gestroi* D'Alb. u. Salv.
198. „ jobiensis Schl.
199. „ *birói* Mad.
200. „ pulchellus Temm.
201. Ptilopus *trigeminus* Salv.
202. „ *coronulatus huonensis* A. B. M. Von Butaueng.
203. Ptilopus quadrigeminus Meyer.
204. „ plumbeicollis? A. B. M. Eine Art, die nahe bei perlatus Temm. und wahrscheinlich mit plumbeicollis identisch ist, die ja auch Prof. Biró an der Astrolabebucht erlegte, habe ich in einem einzigen Exemplar einmal von Bongu erhalten. Identification nicht mehr möglich, da der Balg zu Verlust ging. Dr. H.
205. Ptilopus *bellus patruelis* A. B. M.
206. „ *geminus* Salv.

Rasores.

Perdicinae.

207. Synoecus sp. wahrscheinlich cervinus Gould. Ein kleines Zwergwachtelchen, was mir öfters über den Weg lief, aber stets zu einer Zeit, wo ich kein Gewehr bei mir hatte. Dr. H.

Megapodidae. Grossfusshühner.

208. Talegallus longicaudus A. B. Meyer.
209. „ *jobiensis* A. B. M.
210. Megapodius brunneiventris A. B. M.

Gressores.

Ardeidae. Reiher.

211. Herodias torra Buch. Ham.
212. Ardea sumatrana Raffl.
213. Ardetta sinensis Gm.
214. *Demiegretta sacra* Gm.
215. Ardeiralla flavicollis Lath.
216. *Zonerodius heliosylus* Less.
217. Nycticorax caledonicus Gmel.

Digitized by Google

Alectorides.

Rallidae. Rallen.

218. Amaurornis sp. wahrscheinlich moluccana Wall. Ein Wasserhühnchen bemerkte ich mehrere male auf dem Wege zwischen den Pflanzungen Erima und Stefansort, kam aber nur einmal zum Schuss und — fehlte. Dr. H.
219. *Porzana tabuensis* Gm.
220. *Gymnocrex plumbeiventris* Gray.

Limicolae.

Charadriidae.

221. Charadrius dominicus fulvus Gm.
222. „ *dubius* Scop.
223. Aegialitis dubius jerdoni Legg.
224. „ vereda Gould.
225. „ geoffroyi Wagl.
226. Strepsilas interpres L.
227. *Lobivanellus miles* Bodd.
228. *Stiltia isabella* Vieill.

Scolopacidae.

229. Totanus incanus Gmel.
230. „ *acuminatus* Horsf.
231. „ *hypoleucus* L.
232. Limosa melanuroides Gould.
233. *Himantopus leucocephalus* Gould.
234. Numenius variegatus Scop.
235. „ minutus Gould.

Steganopodes.

Sulidae.

236. *Sula leucogastra* Bodd.

Pelecanidae.

237. *Pelecanus conspicillatus* Temm.
238. *Microcarbo melanoleucus* Vieill.

Phalacrocoracidae.

239. Phalacrocorax sulcirostris.

Longipennes.

Laridae. Möven.

240. Sterna sinensis Gmel.
241. „ *anaestheta* Scop.
242. *Hydrochelidon hybrida* Pall.

Procellariidae.

243. *Puffinus leucomelas* Temm.

Urinatores.

Colymbidae.

244. *Tachybaptes gularis* Gould.

Lamellirostres.

Anatidae.

245. *Anas superciliosa* Gm.
246. *Tadorna radjah* Garn.
247. *Dendrocygna arcuata* Horsf.

Brevipennes.

Casuaridae. Casuare.

248. Casuarius picticollis Schl.
249. „ uniappendiculatus Blyth.
250. „ *occipitalis* Salv.

C. Verzeichniss der bis jetzt aus Kaiser-Wilhelmsland bekannt gewordenen Schlangen, Krokodile, Eidechsen und Batrachier.

Die *cursiv* gedruckten Arten und Gattungen wurden von mir nicht erbeutet.

a) Schlangen. Ophidia.

Boidae.

Pythoninae.

1. Python amethystinus Schneid.
2. „ papuanus Pts. Dor.
3. Chondropython viridis Schleg. Eine von Böttger als solche angesehene Varietät mit unregelmässigen, scharfen, hellgelben Flecken über den ganzen Leib die der von ihm gegebenen Abbildung in Bd. V Taf. V F. 3 der Semon'schen Forschungsreisen nicht entspricht.
4. „ *azureus* Meyer.
5. *Liasis albertisi* Pts. Dor.

Boinae.

6. Enygrus carinatus Schneid.
7. „ asper Gthr.

Digitized by Google

Colubridae.

Colubrinae.

8. Stegonotus modestus Schl. (cucullatus D. B.)
9. „ n. sp. (ausgezeichnet durch 15 Schuppenreihen und je 1 Prae- und 1 Postoculären. Böttger.)
10. „ *güntheri* Blgr.
11. Tropidonotus picturatus Schleg.
12. Dendrophis calligaster v. salomonis Gthr.
13. „ *punctulatus* Gray.
14. „ *lineolatus* Hombr. et Jacq.

Dipsadinae.

15. Dipsas irregularis Merr. et. var. papuanus.

Elapinae.

16. *Pseudelaps mülleri* Schleg.
17. *Diemenia sp. squamulosae affin.* Böttger.
18. *Micropechis ikaheka* Less.
19. Acanthophis antarcticus Shaw.

Hydrophiinae.

20. *Hydrophis fasciatus* Schneid.
21. *Platurus colubrinus* Schneid. Diese Art ist bisher zwar nur in Englisch-Neu-Guinea gefangen, doch ist es ziemlich zweifellos, dass sie auch an den Küsten Kaiser-Wilhelmslands vorkommt.

---

b) Krokodile. Crocodilia.

1. Crocodilus (porosus?) Astrolabebai. Ein von mir mitgebrachter Schädel befindet sich im Karlsruher Museum.

---

c) Eidechsen. Lacertilia.

Geckonidae.

1. Gecko vittatus Houtt.
2. *Gymnodactylus marmoratus* Kuhl.
3. „ *pelagicus* Gir.
4. *Gehyra interstitialis* Oudms.
5. „ *mutilata* Wiegm.
6. „ *oceanica* Less.
7. *Lepidodactylus lugubris* D. B.

Pygopodidae.

8. *Lialis burtoni* Gr. und *var. concolor* Pts.

Agamidae.

9. Gonyocephalus papuensis Macl.
10. „ dilophus D. B.
11. „ *modestus* Meyer.

Varanidae.

12. Varanus indicus Daud.
13. „ kordensis Meyer.
14. „ *prasinus* Schleg.
15. „ *kalabeck* Less.

Scincidae.

16. Tiliqua gigas Schneid.
17. Lygosoma jobiense Meyer.
18. „ smaragdinum Less.
19. „ rufescens Shaw.
20. „ cyanurum Less.
21. „ *subnitens* Bttgr.
22. „ *mivarti* Blgr.
23. „ *noctua* Less.
24. „ *callistictum* Pts. Dor.
25. „ *mülleri var. latifasciatum* Meyer.
26. *Tribolonotus novae guineae* Schl.

Ausser den oben angeführten Eidechsen hat mein Assistent Kunzmann in Stefansort noch 3 Arten gefangen, die er, so viel ich mich erinnere, nach Brüssel sandte, von wo er ohne Autorangaben folgende Diagnosen erhielt, die ich vorsichtshalber hier apart setze, da mir der Name des Bestimmers nicht bekannt geworden ist:

Varanus salvadorii, Tiliqua scincoides, Calotes sp. versicolor aff. Letzteres war eine kleine Eidechse mit Zackenkamm auf dem Rücken, der Varanus war schwarz, weisspunktirt.

---

d) Frösche. Batrachia.

Ranidae.

1. *Rana papua* Less. Von Berlinhafen.
2. *Cornufer corrugatus* A. Dum.

Engystomatidae.

3. *Choanacantha rostrata* Méhely.
4. *Sphenophryne birói* Méhely.

Hylidae.

5. Hyla dolichopsis Cope.
6. „ congenita Pts et Dor.
7. „ infrafrenata Gthr.
8. „ *impura* Pts. et Dor.
9. „ *thesaurensis* Ptrs.
10. *Hylella boulengeri* Méhely.

Ausser diesen erhielt ich noch Bufo melanostictus Schneid, von der ich aber nicht ganz sicher bin, ob sie nicht von einer andern Lokalität her unter die Neu-Guinea-Sendung geraten ist, trotz aller angewandten Vorsicht.

Die Bestimmungen der von mir gesammelten Reptilien und Batrachier stammen von Herrn Prof. Dr. O. Böttger.

Digitized by Google

Die Liste der Arten, welche ich nicht selbst aufgefunden habe, habe ich aus folgenden Arbeiten zusammengestellt:

1. Herpetologische Mitteilungen von Prof. Dr. O. Böttger. „Aus dem 29., 30., 31. und 32. Berichte des Offenbacher Vereins für Naturkunde pag. 61—164". Offenbach, 1892.

2. „Reptilien und Batrachier aus Deutsch-Neu-Guinea" von demselben in: Abhandlungen und Berichte des kgl. zoologischen und anthropol.-ethnograph. Museums zu Dresden 1896.

3. „Beiträge zur Herpetologie von Neu-Guinea. Von L. v. Méhely in Kronstadt." In: Természetrayzi füzetek Vol. XVIII 1895. Budapest. S. 128.

4. „An account of the reptiles and batrachians by Mr. Lewis Biró in New-Guinea." By Prof. L. v. Méhely. ibid. Vol. XX 1897, S. 397 und XXI 1898, S. 165.

5. Ueber Reptilien und Batrachier aus Togoland, Kamerun u. Deutsch-Neu-Guinea. Von F. Werner. Verhandl. d. zool. botan. Gesellsch. Wien, 49. Bd., 1899, 2. u. 3. H.

6. In den Novit. Zoolog. III 1896 S. 184 beschreibt Dr. A. Günther einen Batrachier: Xenorhina atra, der zusammen mit Gonyoceph. papuensis, Lygosoma mülleri Schl., L. macrurum Gtnr., L. cyanurum Less., L. jobiense Meg., Gymnodact. louisiadensis de Vis, Hyla dolichopsis Cope von der Clarke Expedition am Clyde River, nur wenige Meilen von der Grenze zwischen Britisch und Deutsch Neu-Guinea ab, gesammelt wurde, so dass diese Thiere wahrscheinlich auch auf deutschem Gebiet sich noch finden werden.

D. Verzeichniss der bis jetzt aus Kaiser-Wilhelmsland bekannten Tagschmetterlinge.

Die *cursiv* gedruckten Arten und Gattungen wurden von mir nicht selbst beobachtet.

Papilionidae.

Papilioninae.

1. Troides priamus poseidon Dbd. nebst var. euphorion Gray (von Simbang) und Uebergang zu der var. urvilliana Quér; (letzterer von der Dampier-Insel.)
2. „ goliath Oberth. (Hinterland der Astrolabebai).
3. „ elisabethae-reginae Horv. und Mocs (ebenda). Wahrscheinlich synonym mit Vorigem.
4. „ paradiseus Stgr. und ab. punctata Hag.
5. „ oblongomaculatus papuensis Wall. u. var. papuanus Oberth. (Astrolabebai).
6. Papilio polydorus godartianus Luc. u. v. dampierensis Hag. (letztere von Dampier-Insel).
7. „ fuscus beccarii Oberth. (Humboldt- und Astrolabebai).
8. „ *albinus* Wall. (Humboldtbai).
9. „ aegeus ormenus Quér (Simbang) u. ab. othello Gr. Sm. (Stefansort) nebst der Uebergangsform pandion Wall. (ebenda).
10. „ ambrax Boisd. (Stefansort) nebst var. ambracius Wall. (ebenda) u. var. ambracia (Simbang).
11. „ euchenor Quér.
12. „ laglaizei Depuiset (Astrolabebai).
13. „ ulysses autolycus Feld. nebst aberr. conjuncta, transiens (Stefansort) u. melanotica (v. Dampier).
14. „ aristeus parmatus Gray, v. guineensis Stgr.
15. „ codrus medon Feld. u. var. *gilolensis* Wall. (letzterer von der Humboldtbai).
16. „ eurypilus lycaonides Rothsch.
17. Papilio sarpedon choredon Feld.
18. „ macfarlanei Butl.
19. „ agamemnon ligatus Rothsch.
20. „ wallacei Hew.
21. „ thule Wall. u. var. goldiei S. et G.

Pierinae.

22. Elodina egnatia God.
23. „ *hypatia* Feld. (Humboldtbai).
24. „ *bouruensis* Wall. (Humboldtbai).
25. Terias virgo Wall.
26. „ puella B. Synonym mit Vorigem?
27. „ harina Horsf. (Stefansort).
28. „ hecabe L.
29. „ pumilaris Butl. (Friedrich-Wilhelmsh afen).
30. „ spec. (Astrolabe- und Humboldtbai).
31. „ *blanda* Boisd. (Humboldtbai).
32. *Eronia argolis* Feld (Humboldtbai).
33. Catopsilia crocale var. flava Butl.
34. Delias aruna Boisd.
35. „ ornytion G. & S. (Sattelberg).
36. „ ladas Gr. Sm. und Kirby (Sattelberg).
37. „ gabia Boisd. und var. albipunctata, flavipunctata und impunctata Hag.
38. „ lara var. cruentata Butl.
39. „ *geraldina* Gr. Sm. (Sattelberg).
40. Pieris abnormis Wall. (Simbang und Humboldtbai).
41. „ var. euryxantha Honr. (Astrolabe- und Humboldtbai).
42. „ latilimbata Butl.

Digitized by Google

43. Pieris *saina* Gr. Sm. (Humboldtbai).
44. Tachyris ada Cr.
45. „ liberia Cr.
46. „ celestina Boisd.

Nymphalidae.

Danainae.

47. Tirumala purpurata Butl.
48. „ hamata Mc. Leay. Synonym mit Vorigem?
49. Radena sobrina Boisd. (Astrolabe- und Humboldtbai. Bei Simbang eine Local-Varietät).
50. „ *turneri* Butl. (Humboldtbai).
51. Asthipa citrina Feld. (Simbang).
52. „ kirbyi Gr. Sm. (Astrolabebai).
53. „ melusine Gr. Sm. (Sattelberg).
54. Salatura mytilene Feld. und var. biseriata Butl.
55. „ *philene* Cr. (Humboldtbai). Synonym mit Vorigem?
56. Anosia plexippus L.
57. Limnas chrysippus L. und var. petilia Stoll (letztere von Simbang).
58. Hamadryas zoilus Fabr. und Variationen.
59. Salpinx perdita Butl. und var. swierstrae Snell.
60. „ *traducta* Gr. Sm. (Humboldtbai).
61. „ *minima* Gr. Sm. (Humboldtbai).
62. „ nemertes Hbn. (Simbang).
63. „ dolosa Butl. (Simbang), vielleicht nur das ♀ zu Vorigem.
64. „ callithoë Boisd. (Simbang) und var. hansemanni Honr. (Astrolabe- und Humboldtbai) nebst Aberrationen.
65. Calliploea salabanda Kirsch var. lucinda Gr. Sm. (Astrolabe- und Humboldtbai).
66. „ jamesii. Vielleicht synonym mit Vorigem.
67. „ pumila Butl. (Simbang).
68. „ dudgeonis Gr. Sm. (Astrolabe- u. Humboldtbai).
69. „ saundersi Feld. Vielleicht identisch mit Vorigem.
70. Saphara treitschkei Boisd. und Variationen, darunter die var. olivacea Gr. Sm.
71. Trepsichrois midamus L. (Stefansort).
72. Sarobia confusa Butl.
73. Patosa *batesi* Feld. (Humboldtbai).
74. „ resarta Butl. (Simbang).
75. „ squalida Butl. (?) (Stefansort).
76. Gamatoba palla Butl. (Dampier-Insel).
77. „ aethiops Butl. und var.
78. „ sp. (Astrolabebai).
79. „ *melinda* Gr. Sm. (Humboldtbai).
80. „ *cerberus* Butl. (Humboldtbai).
81. *Andasena orope* Boisd. (Humboldtbai).
82. Chirosa netscheri Snell. (Astrolabe- und Humboldtbai).
83. Chirosa tenebrosa Gr. Sm. (Ebenda).
84. „ *punicea* Gr. Sm. (Humboldtbai).
85. „ bruno Gr. Sm.
86. „ *lugubris* Gr. Sm.
87. „ euryanassa Hew. (Simbang).
88. Stictoploea melina Godt und Aberrationen.
89. „ *inconspicua* Butl. (Humboldtbai).
90. „ spec. thyrianthinae Moore affin. (Simbang).

Satyrinae.

91. *Lethe europa Fabr.* (Humboldtbai).
92. Melanitis leda L.
93. „ constantia Cr.
94. „ crameri Butl.
95. „ *amabilis* Boisd. (Humboldtbai). Synonym mit Vorigem?
96. „ *solandra* Fabr. (Humboldtbai).
97. Mycalesis mucia Hew. (Astrolabebai).
98. „ eminens Stgr.
99. „ durga Gr. Sm. und Kirby. (Astrolabe- und Humboldtbai).
100. „ *lorna* Gr. Sm. (Humboldtbai).
101. „ fulviana Gr. Sm. (Astrolabe- u. Humboldtbai).
102. „ *comes* Gr. Sm. (Humboldtbai).
103. „ aethiops Butl. (Simbang u. Astrolabebai).
104. „ elia Gr. Sm. (Humboldt- u. Astrolabebai).
105. „ cacodaemon Kirsch. (Simbang).
106. „ barbara Gr. Sm. u. Kirby. (Sattelberg).
107. „ sirius Fabr.
108. „ phidon Hew.
109. „ melanopis G. u. S.
110. „ *perseus* Fabr. (Humboldtbai).
111. „ medus Fabr.
112. „ mineus L. (Astrolabebai).
113. Lamprolenis nitida S. u. G.
114. Hypocysta osyris Boisd. (isis Stgr.).
115. „ *haemonia* Hew. (Humboldtbai).
116. „ hygea Hew.
117. Ypthima arctous Fabr.
118. „ *aphnius* godt. (Humboldtbai).

Elymniinae.

119. Elymnias thryallis Kirsch. (glauconia Stgr.) und Var. (Astrolabe- und Humboldtbai).
120. „ bioculatus Westw. (agondas Boisd., glaucopis Stgr.) (Simbang).
121. „ *paradoxa* Stgr. (Astrolabebai u. Sattelberg).
122. „ *melanippe* Gr. Sm. (Sattelberg).
123. „ *erastus* Gr. Sm. (Sattelberg).
124. Dyctis viridescens Gr. Sm. v. kakarona Hag. (Sattelberg).

Morphinae.

125. Morphopsis d'albertisi (Humboldt- u. Astrolabebai).
126. Hyantis hodeva Hew. und var. melanomata Stgr.

Digitized by Google

127. Tenaris catops Ww.
128. „ staudingeri Honr. und var. albicans Hag. u. nigricans. Stdgr.
129. Tenaris wahnesi Heller. (Astrolabebai).
130. „ kubaryi Stgr. (Astrolabebai).
131. „ cyclops Stgr. (Astrolabebai).
132. „ dimona Hew. und var. dinora Gr. Sm.
133. „ dina Stgr. (Astrolabebai).
134. „ gorgo Kirsch.
135. „ *microps* Gr. Sm. (Humboldtbai).
136. „ *rothschildi* Gr. Sm. (ebenda).
137. „ bioculatus Quér (Humboldtbai) u. var. charon Stgr. (Astrolabebai) u. var. charonides Stgr. (Simbang).
138. „ honrathi Stgr. (Humboldtbai) nebst v. sekarensis Stgr. (Astrolabebai) u. var. onolaus Kirsch (Simbang).
139. Morphotenaris schönbergi Fruhst. (Astrolabebai).

Acraeinae.

140. Acraea sanderi Rothsch. (hades Stgr. in litt.) Simbang.
141. „ *andromache* Fabr. (Humboldtbai).
142. „ meyeri Kirsch. (Astrolabebai u. Simbang).

Nymphalinae.

143. Cethosia cydippe var. damasippe Feld. und var. chrysippe Fabr.
144. *Terinos tethys* Hew. (Humboldtbai).
145. Cirrochroa regina Feld.
146. Messaras turneri Feld.
147. Cynthia arsinoë Cr.
148. Atella alcippe Cr. (Astrolabebai) und var. arruana Feld. (Humboldtbai).
149. „ egista Cr. (Stefansort).
150. Rhinopalpa algina Boisd.
151. Symbrenthia hippoclus Cr. (Humboldtbai) und var. hippocrates Stgr. (Astrolabebai (?) u. Simbang).
152. Junonia orithyia L. var. novae guineae Hag. (Astrolabebai und Simbang).
153. „ vellida Fabr. (Humboldtbai) und var. astrolabiensis Hag. (Astrolabebai).
154. „ antigone var. iona Gr. Sm.
155. Precis ida var. zelima Fabr. (Astrolabebai u. Simbang).
156. „ *hellanis* Feld. (Humboldtbai).
157. „ *hedonia* L. (Humboldtbai).
158. Apaturina erminea var. papuana Ribbe (Astrolabebai) und var. *ribbei* Röb. (Humboldtbai).
159. Hypolimnas bolina L.
160. „ misippus L. (Astrolabebai).
161. „ alimena L. und aberr. eremita Butl.
162. „ anomala Wall. var. lutescens Butl. (Humboldt- und Astrolabebai.)
163. „ pithöka Kirsch. (Astrolabebai).
164. „ deois var panopion Gr. Sm.
165. Parthenos aspila Honr. (Astrolabe- und Humboldtbai).
166. „ sylvia var. salentia Hopff. (Simbang).
167. Helcyra chionippe Feld. (Simbang und Humboldtbai).
168. Neptis consimilis Boisd.
169. „ shepherdi Moore und var. latifasciata Butl.
170. „ nausicaa de Nicév. (Simbang).
171. „ *papua* Oberth. (Humboldtbai).
172. „ lactaria Butl. Synonym mit Vorigem und vielleicht auch mit nausicaa?
173. „ venilia L. (Astrolabe- und Humboldtbai).
174. „ *anceps* Gr. Sm. (Humboldtbai).
175. „ satina Gr. Sm. (ebenda).
176. „ simbanga Hag. (Simbang).
177. „ *heliopolis* Feld. (Humboldtbai).
178. Cyrestis acilia Godt.
179. „ achates Butl. (nedymnus Feld).
180. Symphaedra aeropus Hew. (Astrolabebai).
181. Euthalia aethion Hew.
182. Dichorrhagia ninus Feld var. distinctus Röb. (Astrolabebai).
183. Doleschallia bisaltide var. nacar Boisd. (Astrolabebai und Simbang).
184. „ dascon S. & G.
185. „ dascylus S. &. G. (Simbang und Astrolabebai).
186. „ *comrii* G. & S. (Humboldtbai).
187. „ noorna Gr. Sm. und Kirby.
188. Mynes geoffroyi Quér. (Humboldt- und Astrolabebai).
189. „ guérini var. semperi Stgr. (ebenda).
190. „ *schönbergi* Röb. (Astrolabebai).
191. „ *wahnesi* Röb. (ebenda).
192. „ websteri Gr. Sm. (Sattelberg).
193. Prothoë hewitsonii Wall. (Humboldt- und Astrolabebai).
194. „ australis Quér. und var. schönbergi Honr. und dohertyi Gr. Sm. (edenda).
195. Charaxes affinis var. papuensis Butl., von dem wahrscheinlich die Formen cimonides Gr. Sm. (Humboldtbai) und gigantea Hag. (Simbang) nur Varietäten sind.
196. „ jupiter Butl.

Erycinidae.

Libytheinae.

197. Libythea geoffroyi Godt (Humboldtbai) und var. antipoda Boisd (Astrolabebai und Simbang.)

Nemeobiinae.

198. Dicallaneura decorata Hew. (Humboldt- u. Astrolabebai).
199. „ pulchra Quér. (ebenda).
200. „ *estrina* Gr. Sm. (Humboldtbai).
201. „ *semirufa* Cr. Sm. (ebenda).
202. Abisara satraps Gr. Sm. (ebenda) und var. simbanga Jord. in litt. (Simbang).

Digitized by Google

Lycaenidae.

203. Hypochrysops rex Boisd. (Astrolabe- u. Humboldtbai).
204. „ pythias Feld. (ebenda).
205. „ plotinus Gr. Sm. (Humboldtbai).
206. „ thesaurus Gr. Sm. (ebenda).
207. „ hermogenes Gr. Sm. (ebenda).
208. „ calliphon Gr. Sm. (ebenda).
209. „ arronica Feld. (ebenda).
210. „ theophanes Gr. Sm. (ebenda).
211. „ heros Gr. Sm. (ebenda).
212. „ dryope Gr. Sm. (Constantinhafen).
213. „ chrysargyrea Gr. Sm. (ebenda).
214. Deudorix despoena Hew. (Astrolabebai).
215. Sithon areca Geld. (ebenda).
216. „ isabellae Feld. (ebenda).
217. Arhopala anthore Hew. (ebenda).
218. „ aexone Hew. (ebenda).
219. „ meander B. (ebenda).
220. Hypolycaena phorbas F. (ebenda).
221. Pseudodipsas helena Snell. (ebenda).
222. Thysonotis glaucopis Gr. Sm. (Humboldtbai).
223. „ regalis Gr. Sm. (ebenda).
224. „ manto Gr. Sm. (Astrolabebai).
225. „ stephani Gr. Sm. (ebenda).
226. „ plotinus Gr. Sm. (ebenda).
227. „ caesius Gr. Sm. (ebenda u. Humboldtbai).
228. Thysonotis peri Gr. Sm. (Sattelberg).
229. Pseudonotis humboldti Druce (Astrol.- u. Humboldtbai).
230. Holochila tringa Gr. Sm. (Humboldtbai).
231. „ subrosea Gr. Sm. (ebenda).
232. „ dimorpha Röb. (Astrolabebai).
233. „ intensa Butl. (ebenda).
234. „ refusa Gr. Sm. (Humboldtbai).
235. „ harterti Gr. Sm. (ebenda).
236. „ marginata Gr. Sm. (ebenda).
237. Lampides eclectus Gr. Sm. (Simbang u. Astrolabebai).
238. „ allectus Gr. Sm. (Humboldtbai).
239. „ amphissina Gr. Sm. (ebenda).
240. Lycaena celeno Cr.
241. „ aratus Cr.
242. „ strabo Fabr.
243. „ arruana Feld.
244. Castalius mindarus Feld.
245. Liphyra sp. Von Wahnes an der Astrolabebai gefangen.

Hesperiidae.

246. Casyapa critomedia Fuér. (Astrolabebai).
247. Ismene tiacellia Hew. (ebenda).
248. Parnara mathias F. (ebenda).
249. Tagiades menaka Moore. (ebenda).
250. „ caesina Hew, (ebenda).
251. Plesioneura feisthameli B. (ebenda).
252. „ wokana Plötz (ebenda).

Die Liste der Lycaeniden und Hesperiiden ist ausserordentlich lückenhaft, da ich genöthigt war, mein diesbezügliches Material, welches etwa die doppelte, bei den Hesperiiden sogar die vierfache Anzahl der hier aufgeführten Arten enthielt, unbearbeitet aus der Hand zu geben.

Die von Doherty in der Humboldtbai, also ganz nahe der westlichen Grenze des deutschen Gebietes, gesammelten Arten glaubte ich wegen der Möglichkeit ihres Vorkommens auf unserm Gebiete mit aufnehmen zu sollen.

E. Verzeichniss der bis jetzt aus Deutsch-Neu-Guinea bekannt gewordenen Binnenmollusken.

Mitgetheilt von Dr. W. Kobelt.

Die *cursiv* gedruckten Arten und Gattungen wurden von Dr. Hagen nicht erbeutet.

1. Landschnecken.

a. Naninidae.

1. Nanina achilles (Rhysota) Brazier Maclay Küste.
2. „ *armiti* (Rh.) Smith. Constantinhafen.
3. „ *juvenis* Smith. Constantinhafen.
4. „ *divergens* (Hemiplecta) Brancsic.
5. „ citrina (Xesta) var. apicata Mlldff. Astrolabebai.*)
6. „ *semipellucida* (Hemiglypta) Brancs. Astrolabebai.
7. „ *amblytropis* Smith. Constantinhafen.
8. Nanina *lissorhaphe* Smith. Constantinhafen.
9. „ *anthropophagorum* (Situla) Smith Humboldtbai.
10. „ *sturanyi* (Dendrotrochus) Brancs. Astrolabebai.
11. Helicarion n. sp.

b. Helicidae.

12. Dorcasia *plicifera* Smith. Constantinhafen.
13. ? „ *ariontiformis* Kobelt. Humboldtbai.
14. Papuina *gorenduensis* Braz. Maclay-Küste.
15. „ tayloriana Ad. et Rve. Astrolabebai.
16. „ var. *katauniensis* Tapp.
17. „ „ *strabo* Braz.

*) Hienach ist auf Seite 102 auch die Astrolabebai als Fundort einzureihen.

Digitized by Google

18. Papuina kubaryi Mlldff.
19. „ var. albina Mlldff.
20. „ multizona Less. Astrolabebai bis Port Dorey und var. sparsa Brancs.
21. „ *lintschuana* Kob. Humboldtbai.
22. „ *divaricata* Kob. Humboldtbai.
23. „ maclayana Braz.
24. Chloritis *delphax* Dohrn. Astrolabebai.
25. „ *inquieta* Dohrn. Astrolabebai.
26. „ erinaceus Pfr. Astrolabebai.
27. „ *dinodeomorpha* Tapp. Astrolabebai.
28. „ *ephamilla* Smith. Constantinhafen.
29. „ perambigua Smith. Constantinhafen.
30. *Sphaerospira rohdei* Dohrn. Astrolabebai.
31. „ *lepidophora* Dohrn. Astrolabebai.
32. „ *rehsei* Mrts. (gerrardi Smith) Astrolabebai.
33. „ *djamnensis* Kobelt. Astrolabebai.
34. Sulcobasis sp.
35. Planispira *parthenia* Kobelt. Humboldtbai.
36. „ purpurostoma le Guill. Astrolabebai.
37. „ *var. albescens* Brancs. Astrolabebai.
38. „ *discordialis* Fer. Maclay-Küste.
39. *Cristigibba musgravei* Smith. Constantinhafen.
40. *Hadra stirophora* Smith. Constantinhafen.
41. *Coliolus canefrianus* Smith. Constantinhafen.
42. *Buliminus colonus* Mlldff. Constantinhafen.
43. „ *var. tumida* Mlldff. Constantinhafen.

c. Neurobranchia.

44. Cyclophorus (Rhytidorhaphe) kubaryi Mlldff. Constantinhafen.
45. *Mychopoma exul* Mlldff. Constantinhafen.
46. Leptopoma vitreum Less. Stephansort.
47. Adelomorpha laeta Mlldff.*) Friedr. Wilhelmshafen.
48. *Pupina nasuta* Smith. Constantinhafen.
49. *Pupinella luteola* Brancs. (fultoni Smith) Astrolabebai.
50. *Pupinopsis strubelli* Smith. Humboldtbai.
51. Helicina *papuina* Smith. Constantinhafen.
52. „ hageni Bttg. (nomen nudum).
53. Cyclostoma novae hiberniae Qu. et G. (wohl identisch mit No. 46).

*) Dies ist die Seite 10 erwähnte kleine Schnecke.

2. Süsswassermollusken.

54. Paludina *maclayana* Braz. Maclaykûste.
55. Melania *hastula* Lea.
56. „ punctata Lam.
57. „ *figurata* Hinds.
58. „ *turricula* Lea.
59. „ *cimelium* Rvc.
60. „ *salomonis* Brot.
61. „ *recentissima* Tapp.
62. „ *obscura* Brot.
63. „ *dennisonensis* Brot.
64. „ *verrucosa* Hds.
65. „ *lauterbachi* Brancs.
66. „ *acanthica* Lam.
67. „ scabra Müll.
68. „ cybele Gld.
69. *Pirena atra* Mouss.
70. Neritina variegata Less.
71. „ cornea L.
72. „ diadema Recl.
73. „ puella L.
74. „ brevispina Lam.
75. „ petiti Recluz.

3—4 Arten (Melania und Neritina) noch unbestimmt.

76. *Batissa childreni* Gray.
77. „ *corbiculoides* Desh.
78. „ *discors* Brancs.

Digitized by Google

Zum Schlusse muss ich noch Einiges nachtragen, über das ich erst nach Vollendung dieses Buches nähere Aufklärung erhalten habe und zwar durch meinen inzwischen auf Urlaub nach Europa zurückgekehrten Freund Hoffmann.

Bezüglich der in Bogadjim üblichen Kampfweise — Hoffmann war Augenzeuge und Friedensstifter bei mehreren Kämpfen der Tamo's — erzählte mir derselbe:

Nur alte Leute dürfen getödtet werden; junge zu erschlagen, verstösst gegen den Kriegsgebrauch.

Die Einleitung des Kampfes, sobald die beiden Parteien sich gegenüberstehen, geschieht durch Rasseln und Klappern mit den Pfeilen. Flüchtet daraufhin keine von beiden, so sucht man sich durch drohendes Anlegen der Bogen zu erschrecken, und wenn auch das nicht hilft, so sendet man erst einige Pfeile über die Köpfe der Gegner hin. Erst dann schreitet man zum wirklichen Kampfe. Derselbe findet familienweise statt. Familie steht gegen Familie. Zuerst treten die Aeltesten, die Familienhäupter hervor und beschleudern sich gegenseitig mit Speeren; fällt einer, so springen seine Angehörigen herzu, diejenigen der Gegenpartei ebenfalls und es beginnt das regellose Streitgewühl, wobei sowohl Speere, wie Pfeile und Nahwaffen verwendet werden.

Nach dem grossen Kampfe 1896 zwischen den Dörfern Lalu und Bom, worüber ich S. 251 berichtet habe, ward der Friede (djoutúrjonum), der erst auf ernstes Dazwischentreten der Europäer zu Stande kam, nur zwischen den älteren Leuten geschlossen (auf die S. 199 und 251 erwähnte Weise), zwischen den jungen Männern aber nicht, was Hoffmann als Beweis dafür ansieht, dass die Blutrache nur practisch, nicht auch theoretisch aufgegeben worden sei. Es bestärkt mich dies in meiner Ansicht, dass dem Fallenlassen dieser einschneidenden Institution nicht irgendwelche tiefere moralische oder politische Erwägungen, sondern nur Verlotterung und Verweichlichung zu Grunde liegen.

Die Tamo's sind, wie ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, ausserordentlich gute Fährtenkenner und entwickeln im Auffinden und Deuten von Fussspuren eine wahrhaft indianische Geschicklichkeit. Sie unterscheiden an den Fussspuren mit fast absoluter Sicherheit nicht bloss Chinesen, Javanen oder Melanesen aus dem Archipel, sondern auch einen fremden Papua aus dem Gebirge, oder einen ihrer eigenen Leute; und in letzterem Fall wissen sie sogar meist den Namen des betreffenden Fussgängers zu nennen. Das sieht wunderbarer aus, als es eigentlich ist, obwohl immerhin ein gut Theil Beobachtungsgabe und Scharfsinn dazu gehört; Uebung macht auch hier den Meister. Der Melanese aus dem Archipel z. B. setzt als Seefahrer, der er in neunundneunzig Fällen unter hundert ist, seine Zehen mehr auswärts beim Gehen, der Gebirgsbewohner tritt infolge des Bergsteigens mit dem vordern Theil des Fusses stärker auf, als der Bewohner der Ebene und von den Dorfgenossen hat fast Jeder eine Eigenthümlichkeit des Ganges oder der Fussbildung, welche ihn an seinen Spuren kenntlich macht. So erklären wenigstens die Tamo's selbst ihre Kunst.

Bezüglich des Handels habe ich noch nachzutragen, dass die Bilibili-Händler bereits mehrfach das Monopol des Binnenhandels der Bogadjim-Leute durchbrochen und den direkten Verkehr mit den Bewohnern des Hinterlandes erzwungen haben und zwar einfach durch das auch dort beliebte Mittel des Boykott's. Sie sperrten nämlich den Bogadjim-Leuten so lange die Töpfe — wie

Digitized by Google

wir uns erinnern, das Hauptproduct von Bilibili —, bis jene mürbe geworden waren. Jetzt ist der Status so, dass an gewissen Tagen und an bestimmten Plätzen der Astrolabe-Küste die Bilibilileute mit den herabkommenden Inlandbewohnern direct Handel treiben dürfen. Auch die Wasserstrasse des Gogol- oder Gocholflusses steht ihnen frei.

Zuletzt noch eine Berichtigung: Auf Seite 191 und 245 steht gelegentlich der Mittheilung über die Trommelsprache, dass der Essensruf aus einer Reihe von langsam beginnenden, sich immer mehr verschnellernden Schlägen bestehe. Es muss aber gerade umgekehrt heissen: schnell beginnend und sich immer mehr verlangsamend. Obwohl auch die Frau die Trommel zu handhaben versteht, so thut sie doch dies für gewöhnlich nicht, sondern höchstens mal in Zorn und Wuth oder im Nothfall; die Essenssignale werden fast ausschliesslich von den zu Hause gebliebenen Männern gegeben.

Digitized by Google

Register.

Aale 100, 139.
Acaena 123.
Acalypha insulana var. glabrescens 74.
Acanthophis antarcticus 97.
Accipiter cirrhocephalus 96.
Acraeinae 107, 114, 115.
Acrophthalmia 113.
Adelomorpha 101.
Adelsfamilien 166.
Adenanthereae 124.
Adler 96.
Admiralitätsinseln 145.
Adoption 225.
Aeluroedus geislerorum 94.
Affonsea 124.
Afrika 125, 153.
Aglaia 71.
Ahnenbildnisse 267.
Ahnenkult 147, 267, 275.
Akazien 53.
Akka's 164.
Alang 62.
Alaudidae 87.
Albersia 103.
Albert-Victor-Gebirge 15.
Alcedinidae 88.
Allbescelung 275.
Alligator 127.
Alluvialebenen 18.
Alpenrosen 71, 77.
Amathusia phidippus 114.
Amaurornis olivacea 96.
Ambernokfluss 5.
Ameisenbaum 66.
„ beutler 126.
Amerika 124, 125, 153.
Ammoniten 128.
Amoora myrmecophila 66.
Amphiproviverra 127.
Amsterdam-St. Paul 122.
Anacardiaceen 70.
Anachoreteninseln 145.
Anaphalis hellwigi 74.
„ mariae 77.
Anatidae 88.
Andai 101.
Andamanesen 162.
Andesit 17, 18.
Andesitporphyre 18.
Andree R. 191.
Aneilema 70.
Anfangszustände, soziale 276.
Anonaceen 64.
Anona muricata 106, 109.
Annularia 116.
Antarktis 118, 125.
„ , Gesteine der 118.
Anthropoiden 154.
„ , Differenzirung der 153.
Anthropophagie 255.
Antiarinae 124
Antiaropsis 124.
Anuromeles rufiventris 85.
Apaturina 114.
Aphritis 127.
Apocyneen 64.
Araber 149, 150.
Araceen 59.
Arafurasee 129.
Araliaceen 69.
Araucaria cunninghami 73, 76.
„ hunsteini 73.
Araucarien 120, 121, 122.
Arbeitermaterial, minderwerthiges 35, 36.
Arbeiter, melanesische 9.
„ „ , Nahrung derselben 39.
Archäopteris 115, 117, 120.
Archipel, malayischer 144, 146.
Areka 61.
Argyrophenga 113.
Arier 149.
Aristotelia 123.
Artamidae 88, 131.
Artenbildung durch Zonenwechsel 119.
Artocarpeen 58, 124.
Arzt, chinesischer 50.
Asa 259.
„ cult 195, 222, 237, 270.
„ feste 172, 186.
„ flöte 190.
Asa haus 172, 189, 194, 200, 235, 271.
„ instrumente, den Frauen verboten 190.
Asien 126.
Asplenium nidus avis 58.
Astern 78, 124.
Astrolabebai 6, 18, 24, 25.
„ , prächtiger Eindruck 17.
„ , Temperatur 19.
„ , keine Sümpfe 26
„ , Malaria 28.
„ , benannt durch Dumont d'Urville 133.
Astrolabe-compagnie 1, 13.
„ ebene 18.
„ gebirge 178.
„ papua's, ablehnen l geg. Arbeit38.
Auckland 126.
Aufstieg der Seelen zum Himmel 264.
Augentrost 77.
Augitkrystalle 17.
Australien 89, 104, 107, 110—116, 120, 123, 124, 125, 127, 128, 131, 147, 222.
Australien, älteste Spuren v. Lebewesen 115.
„ erster und alterthümlichster Schöpfungsheerd 121.
„ Austrocknung 129.
„ Malayen in 150.
„ Myrthaceenreichthum 53.
„ Zahl der Pflanzenarten 55.
Australier 145, 155, 185, 223.
„ , Hetärismus der 222.
„ , Isolirung der 148.
„ , Gesicht-typus der 164.
„ , Frauentausch 224.
Australische Region 88, 89.
Axt 191.
Azorella 123.

Bachstelzen 87.
Backenwülste beim Menschen 164,
„ „ Orang-Utan 164.
Badeprozession 236.
Baer, C. E. von 133
Bärlapp 77.
Bäume, heilige 270.

Digitized by Google

Ballspiel 240.
Balsaminen 70.
Balum 171, 188, 235, 264.
Bambubüchsen 184.
„ dickicht am Sattelberg 68.
„ , hoher 75.
„ schnarren 187.
„ splitter als Messer 192.
Bammler, Missionar 140, 189, 271.
Barlumfest siehe Balum.
Barringtonia 53, 66.
Bartflechten 73.
Bastian 225.
Bastklopfer 193.
Batak's von Sumatra 17, 165, 185, 187, 229, 248.
Batate 140, 198.
Batavia 27, 35.
Batissa 103.
Batjan 111.
Batrachostomus 89.
Baumfarne 76, 78.
„ frösche 99.
„ häuser 202, 203.
„ rindenmützen 168.
„ stämme als Feuerspender 204.
Bawean, Insel 3.
Baweanesen 49.
Beamtenkontrakte 34.
Beccari, Dr. 149.
Beccassine 96.
Beerdigung 260.
Begonien 70.
Begräbniss siehe Beerdigung.
Beinschienen 171.
Belidaeus (ariel?) 84.
Bellardiella 102.
Bentham 64.
Bergmann, Missionar 100, 140, 172, 181.
Bergpflanzen, herabgeschwemmte 130.
Bergtypus der Papua's 159, 164, 228.
Beriberi 15, 43.
„ in Deli 46.
Berlinhafen 159, 174, 193.
Beschneidung 192, 234, 236, 271.
Beschneidungsfeste 185.
Beschränkung meiner Thätigkeit als Naturforscher 1, 80, 81.
Betelnüsse 199, 201.
„ palme siehe Pinangpalme.
Beuteldachs 84, 139.
„ marder 84.
„ ratten 126.
„ thiere 130.
Beutelthiere, polyprotodonte 125.
„ thierfauna 121.
Beziehungen zwischen Nord- und Südküste 176, 178, 182.
Bienenfresser 87.
Bikkia grandiflora 170.
Bilibili 11, 18, 90, 181, 202, 216, 217.
Birma, Ober- 102.
Biró, Prof. Dr. L. 79, 104, 140.
Bismarckarchipel 26, 102, 107, 111, 113, 114, 168.
„ gebirge 6, 15, 18, 23.
„ „ , mit Schnee bedeckt 6, 78.
„ insulaner, Somatologie der 158.
„ archipel-Typus, verwandt mit dem australischen 160.
Bläulinge 113.
Blanchebai 24.
Blasekugel 190.
Blashörner 189.
Blattpflanzen, hübsche 70.
Bliong 191.
Blumenbach 155.
Blumen, geringe Anzahl der 59.
„ picker 88.
Blutegel siehe Waldblutegel.
„ entziehung 257.
„ fehden 203.
„ rache 253, 255.
Bockkäfer 104.
Boettger, Prof. Dr. O. 97, 98.
Bogadjim 172, 176, 221, 235, 237, 268.
„ , auswärt. Beziehungen 221, 222.
„ , Suprematie über das Hinterland 221.
„ , Fehlen selbstständiger Erzeugnisse 216.
„ , Schlüssel zum Hinterlande 217.
„ , ein Collektivname 221.
„ sprache, Charakter der 207.
„ staat 225.
„ tamo's, Somatologie der 159.
„ „ Geschicklichkeit in Fischespeeren 99.
Bogen 174.
Bolbophyllum 74.
Bom, Dorf 222.
Bongu, Dorf 16, 67, 192, 216, 273.
Bopa kure 265.
Borneo 102, 113, 122, 123.
„ , endemische Pflanzen 55.
Borraginaceen 74.
Bothriceps 125.
Bougainville 133.
Bougainville, Insel 187, 192.
Bouvet 122.
Brachfelder 96.
Brachyops 125.
Brachyphyllum 116.
Brancsik Dr. 101.
Brauneisenerz 18.
Brazier 101.
Brennnessel 132.
„ , eine fürchterliche 60.
Briefe der Eingeborenen 277.
Britisch-Neu-Guinea 103, 110, 111.
Brodfruchtbaum 58. 199.
Brocken-Water-Bai 16.
Brombeeren 70.
Bronzeglocke, indische auf Neu-Seeland 148.
Brücken zwischen Nord- und Südhemisphäre 120.
Bucerotidae 88.
Buchanania nova-guineensis 70.
Bufo melanostictus 99.
Buikziekte 43.
Buitenzorg, Vaccineinstitut 40.
Buka, böser Geist 265.
„ Insel 187, 192.
„ orchester 187.
„ Eingeborene von, brauchbare Arbeiter 39.
„ kure 265.
Buka's 160, 161, 162, 163, 168, 169, 183, 275.
„ Somatologie der 158.
Bul, Tanz- und Kampfschmuck 172.
Bumerang 147, 148.
Buprestiden 104.
Burseraceen 64.
Buschkukuk 96.
„ läuse siehe Buschmucker.
„ männer 164.
„ mucker 72, 140.
Buton, Insel 4.

Cacatua triton 92.
Caenolestes 128.
Calamites 115, 117, 120.
Calanthe veratrifolia 71.
Caloenas nicobarica 91.
Callitris 122.
Calophyllum inophyllum, gutes Bauholz 57, 109.
Caltha 124.
Calycacanthus 70.
Calycia 102.
Campophagidae 88.

Digitized by Google

Canna indica, verwildert 62.
Cannibalismus 147.
Cap Croisilles 6, 194.
Capparideen 123.
Caprimulgidae 87, 95.
Capsicum 199.
Carbon, oberes 115.
„ „ , Klima desselben 117.
„ „ , neue Pflanzen im 115.
„ , unteres 115.
Carica papaya 67.
Carolinen 148.
Charon, ein papuanischer 264.
Carponycteris minimus 86.
Caryophylleen 78.
Cassia glauca 108.
Castilloinae 124.
Casuar 81, 88, 89, 90, 131, 139.
„ , Verwundung durch einen 94.
Casuarina nodiflora 68.
Casuarius picticollis 94.
Casuarknochengeräthe 178, 184.
Catopsilia flava 108.
„ „ , Raupe derselben 108.
Caulopteris 116.
Cayenne, das deutsche 13, 34.
Celebes 89, 102, 113, 114, 153.
Celosium 199.
Centralgebirge 15, 16, 18, 130, 178.
Cephalotes peroni 86.
Ceram 107.
Ceratochilus 74.
Ceratodus 127.
Cerbera floribunda, Fruchtpflaume von 65.
Certhiidae 88.
Ceryle 90.
Cetaceen 124.
Cethosia damasippe 110.
Cetoniden 104, 140.
Ceylon 149, 153.
„ , endemische Pflanzen 55.
Chalcophaps 91.
Chalcopsittacus duyvenbodei 92.
Charadriidae 88.
Charopa 103.
Chelonia 100.
Chenopodium murale 132.
Chimpanse 154.
„ , Verbreitungskreis des 154.
Chinesen 3, 36, 38, 49.
Chinin, Anwendung von 31.
Chirosa 112.
Chloritis 102.
„ leay 104.
Cholera 43.
Cicinnurus regius 93, 139.
„ „ , Entwickelungsstadien des 93.
Ciconidae 88.
Cigarrenstummelwerbung 242.
Cinnamomum 74.
Circumcision s. Beschneidung.
Cissus 65, 70.
„ lineata 70.
Citronellagras 3, 199.
Clausilien 102.
Cleithrolepis 116.
Clerodendron magnificum 70.
de Clercq 149, 183, 196.
Clusiaceen 64.
Cocos nucifera 61.
Codiaeum 199.
Cohabitation 234.
Coix lacryma Jobi, Samenkerne von, als Schmuck 62.
Coleopteren 139.
Coleus 74.
Colocasia 59.
„ antiquorum 198.
Colubrina beccariana 123.
Colubrinae 98.
Colymbidae 88.
Combretaceen 64, 70.
Commelynaceen 70.
Compositen 73, 78.
Conchylien 100.
Conglomerate 17, 18.
Coniferen 68, 73, 76, 78, 116, 120.
Constantinhafen 20, 93, 103, 104, 170, 188, 190.
Continent, antarktischer 118.
„ , südhemisphärischer carboner 116.
Conulus 103.
Cook 133.
Copra 199.
Coraciadae 87.
Cordaitaceen 121.
Cordaites 115.
Cordyline 70.
„ jaquini 199.
Corvus orru 96.
Cotton, Capt. s. Webster.
Cotylanthera tenuis 71.
Couvade 234.
Cracidae 127.
Craspedophora magnifica intercedens 93.
Cromwellberg 17.
Crystallopsis 102.
Cuculidae 87.
Culm s. unteres Carbon.
„ flora 117.
„ , Leitfossilien des 115.
Cultur, indische 149.
Curculioniden 140.
Cuscus 83.
Cyathea macgregorii 78.
Cycadeen 120, 121.
Cycas 200.
„ palme 62.
Cyclophoriden 103.
Cyclopsittacus diophthalmus 92.
„ edwardsi 92.
Cyclostigma 115.
Cyclotropis 102.
Cypselidae 87.
Cyrestis acilia, Raupe von 59.
Cyrtandra hellwigi 74.

Dacrydium 76.
Daday, Dr. 104.
Dahl, Prof. Dr. 79.
Dajak's 185.
Dallmannhafen 149, 59, 169.
Dammaropsis kingiana 69, 130.
Dampier 133.
„ insel 6. 175, 182, 203, 216, 258.
Danainae 107, 112, 115.
Danais 112.
„ chrysippus 110.
„ erippus 113.
„ petilia 110.
Danneil, Dr. 24, 41, 152.
Dasyptilus pescqueti 92.
Dasyuridae 126, 127.
Dasyurus albopunctatus 84.
Dauermalaria 29, 30.
Decatoca spenceri 77.
Deckblatt für Cigarren 245.
Deckelschnecken 101, 103.
Dekhan, Plateau von 153.
Deli 1, 28, 35, 44, 46, 110.
„ , sanitärer Entwickelungsgang 51.
Delias 112.
„ aruna 67.
Dempwolff Dr. 30.
Dendrobium 74.
„ Augustae Victoriae 71.
„ psychrophilum 78.
„ warburgianum 71.
Dendrocolaptinae 127.
Dentalium 124.
Deutsch-Neu-Guinea 107, 110.

Digitized by Google

Devon 115.
Dewarra siehe Diwarra.
Dewers, Kapitän 3, 5, 8.
Dicaeidae 88.
Dickhäuterknochen 125.
Dicruridae 87.
Didelphiden 126, 127, 128.
Dilleniaceen 69.
Dingo 128, 129, 144.
Dioscorea 198.
Diphyllodes chrysoptera septentrionalis 93.
Diplommatiniden 103.
Diprotodon 128.
Dipsadinae 98.
Distächurus 130.
Dipteren 104.
Dipterocarpeen 64, 68.
Diwarra 213.
Dörfer, grosse 221.
„ verlassene 221.
Doherty, W. 101, 111.
Doleschallia 114.
Donnerkeile 192.
Dorcopsis 130.
„ hageni 85,
Dorey 102.
Douglasriver 102.
Drapetes ericoides 78.
Dravida's 147, 161, 162, 164.
Dreger, Hauptmann 136.
Drimys 123.
„ piperita 78.
Dromaeus 89.
Drude, Prof. Dr. 120.
Dryolestes 126.
Dualismus 121.
Dubois, Dr. 153.
Du Bus, Fort 14.
Dugong 86.
Dukduk 225.
Dumont d'Urville 133.
Duperrey 133.
Dynamit, Fischen mit 99.
Dypnoi 127.
Dysenterie 41, 257.
„ , Behandlung der 42.
Dysoxylon novo-guinense 70.

Eberhauerschmuck 171.
„ , imitirter 172.
Echidna 84.
Echiquier-Inseln 145.
Eclectus pectoralis 91.
Edelweiss 77.
Edentaten 121.
Ehlers, O. 42.
Eicheln 65
Eichen 70.
„ grenze 65.
Eichhorn, fliegendes 83.
Eidechse 97, 139.
„ als Ornament 185.
Eidechsen, Artenzahl der 98.
Eingeborene 81.
Eisberge 117.
Eisen, Vordringen des 191.
Eisströme 117.
„ vögel 87—90, 95, 131.
„ zapfen auf dem Gipfel des Owen-Stanley 78.
„ zeit, obercarbone in Indien, Australien und Südafrika 117.
Elaeocarpus culminicola 74.
„ viscosus 70.
Elapidae 98.
Elodina 109, 112.
Elymniinae 107, 113, 115.
Endemismus 130, 131.
Endospermum formicarum 66.
Engler, Prof. 55, 71, 120, 124.
Engystomatidae 99.
Enten 139.
d'Entrecasteaux 133.
Entstehung des Menschengeschlechts, einheitliche 155.
Entstehungscentrum der nördl. Völker 153.
Entwickelung, verschiedene, auf gemeinsamer Grundlage 119, 121, 128, 155.
Enzian 77.
Eos fuscata incondita 91.
Epacrideen 77.
Epidemieen 35.
Epilobium 124.
„ pedunculare 77.
„ prostratum 74.
Equisetaceen 115.
Equisetum debile 77.
Erdachse, Schwankungen der 118, 129.
„ beben 26.
„ beeren 77.
„ bodentemperatur 20.
„ tauben 91.
„ würmer 127.
Erima, Dorf 222.
„ Pflanzung 222.
Erlaubnisschein zum Schiessen v. Paradiesvögeln 80.
Eruptivgestein 18.
Erythrina indica 59.
Eschweileria boerlagei 69.
Essbare Erde 17.
Esstische 201.
Eucalypten 123.
Eucalyptus 53.
„ fehlt in Kaiser-Wilhelmsl. 161.
„ naudiniana 161.
„ savanenformation 115.
Eugenia 53, 59, 66.
Eulen 87, 96.
Euphorbiaceen 66, 74.
Euphrasia brownii 77.
Euploea 112.
„ swierstrae, Raupen von 59.
Europäer, australischer Typus der 156.
Euryades 127.
Eurycus cressida 127.
Euthalia aethion 109.
Exogamie 223.

Fabrikationscentren 216.
Färbung der Zähne s. Zähne.
Fagus 124.
Falklandinseln 126.
Familie, Grundlage d. Melanesierstaates 224.
Familieneigenthum der Papua's 194.
Faunengebiet, australisches 101.
„ „ , archaischer Charakter desselben 101.
Faunengebiet, melanesisches 101.
Feuchtigkeitsgehalt der Luft 25.
Fegen der Dorfstrasse 201.
Feldzauber 269.
Felsenpapagei 92.
Fenichel, S. 79, 104, 140.
Festuca 77.
Feuer 203.
„ erzeugung 204.
„ land 126.
Ficus 58.
„ ampelas 59.
Fidji, endemische Pflanzen 55.
„ inseln 146, 147.
Finisterreexpedition 17.
Finisterregebirge 23, 73, 92, 101.
„ , Anblick desselben 6.
„ , höchster Kamm 74.
„ , Natur desselben 17.
„ , Wetterscheide 23.
Finken 87.
Finsch, Dr. 79, 134, 157, 160, 169, 170, 178, 183, 201, 203.

Digitized by Google

Finschhafen 17, 82, 109, 111, 168, 171, 178, 185, 186, 201, 275.
Finschia 53, 123, 130.
„ rufa 69.
Fischangeln 180.
Fische 99, 139.
„ , heterocerce 116.
„ , plagiostome 124.
Fischereigeräthe 180.
„ gerechtigkeit 194.
Fischnetze 180.
„ pfeile 175.
„ reusen 180.
„ speere 174.
„ zauber 270.
Flechten 74.
Fledermäuse 86.
Fleisch, frisches, rar 81.
Flierl, Missionar 17, 24, 68, 72.
Fliegenschnäpper 87, 88, 89, 96.
Flöte 186, 240.
Flusssystem Neu-Guinea's 16.
„ wasser-Temperatur 20.
„ wasser , trinkbar 22.
Flyriver 102, 103, 104.
Formosa 149.
Fortdauer nach dem Tode 265.
Fossile Früchte in Australien 123.
„ Pflanzenfunde auf Java, Sumatra und Borneo 122.
Frauenkauf 225.
„ raub 223, 243.
„ rock 173, 234.
„ tänze 272.
Freycinetien 59.
Friedenszeichen 251, 311.
Friedrich-Wilhelmshafen 7, 16, 17, 18, 21, 25, 26, 28, 100, 101, 170.
Fringillidae 88.
Frösche 99, 127, 139.
Fungi 140.

Gabel 183.
Gänseblümchen 77.
„ kraut 77.
Galaxiidae 126.
Galium javanicum 77.
Gallidae 88.
Gangamopteris 116.
Ganesa 149.
Gardenia hansemanni 59, 70
Garima, Dorf 222.
Garut, Luftkurort 76.
Gattungen, vicariirende 131.
Gaultiera mundula 77, 78.
Gazellehalbinsel 18, 24, 82, 145.
Geberdensprache 211, 212.
Gebirge in Neu-Guinea 15.
Geelvinkbai 101, 104, 111, 149.
„ strasse 5.
Gegensatz, anthropologischer, zwischen Nord und Süd 155.
Geheimcult siehe Asacult.
Gehirnwachsthum des Menschen und der Anthropoiden 154.
Geisler, Gebrüder 94, 139.
Geisterdorf 264.
Geld, Entstehung desselben 214.
Gemüthsbewegungen, Ausdruck der 211.
Gentiana 124.
„ ettingshauseni 77.
Gentianen 71.
Geoffroyus jobiensis 92.
Geograph. Verhältnisse Kaiser-Wilhelmslands 15.
Geotrochus 102.
Gesänge 272.
Gesellschaftsinseln 147.
Gesichtshaare 169.
„ masken 149, 159, 172, 195.
Gesundheitsverhältnisse 13.
Geum 124.
Gewerbe, Anfänge der 216.
Gewitter 25.
Giftschlangen 97, 98, 131.
„ im Untermiocän 98.
Gigliogli, Prof. Dr. 149.
Ginko 120.
Glazialschotter 117.
Gletscherspuren 117.
Glimmerschiefer 118.
Glossopteris 115, 120
Glossopterisflora 116, 125.
„ , zuerst in Australien 116.
„ , Ursprung der 116.
„ in Afrika 116.
„ in Europa 116.
„ in Indien 116.
„ in Südamerika 116.
Gnaphalium siehe Anaphalis
Gnetaceen 62, 122.
Gnetum gnemon 68.
Gogolfluss 17, 130, 222.
Gomphandra prasina 71.
Gondwanaland 117, 120, 121, 153, 163, 165, 210.
Gondwanasystem 116.
Gorilla 154.
Goura beccarii 90.
Gräser 77, 78.
Granit 18.
Grammatophyllum Guilielmi II. 71.
Graptophyllum pictum 114.
Greiskraut 77.
Gregory, Dr. 129.
Grisebach 64.
Grossfusshuhn 95.
Grünetisch-Bestimmung 80.
Gruppenehe, eine proletarische Verlotterung 222.
Guanolager 24.
Guap 169.
Gummibäume 59.
Gundlachia 127.
Guppy, H. Br. 192.
Gurken 199.
Gymnocorax senex 91, 96.
Gymnospermenzapfenspuren 116.
Gyroporella 122.

Haacke, Dr., W. 126, 129.
Habicht 96.
Haddon. Prof., A. 273.
Hadra 101, 103.
„ broadbenti 104.
„ rehsei 104.
Häckel, Prof. Dr. 153.
Häuptlingswürde, Erblichkeit der 147, 226, 227.
Häuser, Bauart der 201.
„ der Bergdörfer 202.
„ zweistöckige 202.
Hagen, C. von 11, 193, 196.
Hagge, Dr. 32.
Hahl, Dr. 225.
Haidekrant 77, 78.
Haine, heilige 270.
Halbinsel, indomadagassische 118.
Halcyon sanctus 95.
Halicore dugong 86.
Halmahera 111, 177.
Halsband 171.
Halssäckchen 173.
Hamadryas 112, 115, 127.
Hammerhai 100.
Handel, Anfänge desselben 214, 215, 216, 217.
Handelscentren 216.
„ freunde 217, 219.
Handschutz gegen Rückprall der Bogensehne 177.

Digitized by Google

Hansemann von, Geh. Commerz. Rath 136.
„ berg 17.
Hansemannia 124.
Haplochitonidae 126.
Harpyia major 86.
Harpyopsis novae guineae 96.
Hatzfeldthafen 18, 26, 169, 171, 172, 196, 218.
„ , Cholera 43.
„ , Feuchtigkeit 43.
„ , Temperatur von 19, 22.
„ , Umgebung von 18.
Heck, Dr. 195.
Hedley, Charles 102, 104, 125, 127, 128, 131.
Heidelbeerbüsche 73, 74, 77.
Heilmethoden 258.
Heirath 225.
Helicia 123, 124.
Helicidae 101, 130.
Helicina coxeni 104.
„ insularum 104.
Helix 102.
Heller, Dr. K. M. 82.
Hellwig, Dr. 17, 53, 72, 138, 238.
Hellwigia 70.
Hemipteren 104.
Henslowia umbellata 71.
Herbertshöhe 21, 24, 25, 41.
Herd 203.
Hermiteninseln 145.
Herrings H. 30.
Herzer, Schwester Augusta 8.
Herzog, Dr., Wirkl. Geh. Rath, Staatssecretär a. D., Excellenz 136.
Heteronympha 113.
Hibiscus rosa sinensis 199.
Hilldiarrhoe 42.
Himalaja 123, 155.
Himbeeren 70.
Himmelsrichtungen, Bezeichnungen d. 208.
Hindu-Ansiedelungen auf d. Molukken 149.
„ invasion 163.
„ , Seekönige der 149.
„ spuren auf Neu-Guinea 149.
Hippopus 193.
Hipposiderus cervinus 86.
Hirngewicht der Anthropoiden und des Menschen 154.
Hirundinidae 87.
Hochafrika, ältester geologischer Punkt 152.
„ , Urheimat des Menschengeschlechts 152.
Hochgebirgsflora des oberen Carbon 120.
Hochzeitsflug von Schmetterlingen 67.
Högemann, Kapitän 2.
Hoffmann, Missionar 1, 140, 194, 196, 205, 221, 232, 235, 265.
Hohläxte 193.
„ meissel, steinerne 192.
Hollrung, Dr. 53, 61, 64, 136, 172.
Holzschwert 178.
Homo asiaticus brachycephalus fulvus 153.
Honigsauger 73, 89.
Hooker 124.
Hordenehe 223.
Hornblendeandesit 18.
„ gestein 18.
Hospital für Europäer 8.
„ „ Farbige 8.
Hottentotten 164.
Hova 149.
Hühner 196.
Hüongolf 16, 17, 23, 24, 104, 110, 111, 168, 178.
Humboldtbai 110, 111, 159, 175, 176.
Hund 147, 195, 232.
„ als Speiseobjekt 196.
„ , fliegender 139.
Hunde 230.
„ , durch Frauen gesäugt 196.
„ , Jagd- 196.
„ zähne 171.
Hunstein 136.
Huxley 156.
Hyantis 113.
Hydnophytum 66.
Hyla congenita 99.
„ dolichopsis 99.
„ infrafrenata 99.
Hylobates syndactylus 154.
Hymenopteren 104.
Hypericum japanicum 74.
„ mac gregorii 77.
Hypocharmosyna subplacens 92.
Hypolimnas 114.
„ bolina 110.
Hypocysta 113.
Hypsiprymnus 126.

Ihering, Dr. von 97, 124, 127.
Impatiens herzogii 70.
Imperata arundinacea 62.
Impfung der melanesischen Arbeiter 41.
Indianer, südamerikanische 164.
Indien 128, 132.
Influenza 34, 39, 40.
Ingeae 124.
Ingwer 199.
Initiationsfest 189, 238.
Inlandsprachen 207.
Inseln, pacifische 89.
Ipomoea batatas 198.
„ biloba 56.
Ipomoeen 61.
Ischnea elachoglossa 78.
Isolirung des australisch-papuanischen Gebiets 128.
Ixora 59.

Jabim's 188, 223, 233, 235.
„ , Geruch und Schweiss 167.
„ , hohe Intelligenz und Gesundheit der 38.
„ , Somatologie der 159.
„ , zwei Typen der 159.
Jagd 247.
„ gerechtigkeit 252.
„ pfeile 175.
„ waffen 180.
Jagor, F. 162.
Jakun's, in Malakka 162.
Jambosa 66.
Jansz Willem 133.
Japan, endemische Pflanzen 55.
Java 29, 76, 102, 113, 122, 146, 149, 150, 153.
„ endemische Pflanzen 55.
Jobi 101.
Jodoform 258.
Johanniskraut 77.
Junghuhn, Dr. 64.
Jura, Coniferen-, Cycadeen- u. Kryptogamenflora des 113.
„ in Australien 116, 122.
„ oberer 126.
Jus primae noctis 224.

Kabenaufluss 17, 18.
Käfer 104, 140.
Kängururatte 126.
Känguru's 85.
Kärnbach, L. 53, 59, 137, 193.
Kahlköpfe 83.
Kaileute 171.
Kaiserin-Augustafluss 16, 18, 103.
Kaiser-Wilhelmsland siehe Neu-Guinea.
Kakadu, der schwarze 92, 139.
Kakadu's 81, 88, 89, 90, 91.
„ , Schlauheit der 92.
Kalifornien 128.

Digitized by Google

Kalkbehälter 184.
„ einreiben des Haares 168.
Kamm 171.
Kapaur 102.
Karkar siehe Dampierinsel.
Karolinier 145.
Karooformation 116.
Kaskas, Hautkrankheit 41.
Kasuare siehe Casuare.
Katz Brothers 2.
Kautschukbäume 59.
Kawa siehe Kial.
„ wurzel 199.
Kergueleninseln 120, 122, 123.
Kermadecia 124.
Kern, Prof. 148.
Kersting, Dr. 142.
Keulen 178.
Kial 184, 245.
Kibara formicarum 66.
King bird 80.
Kinderliedchen 240.
Kinkelin, Prof. Dr. 98, 116, 117.
Kletterpalme 73.
Klima 13.
Kling's siehe Tamil's.
Knochendolch 178.
Knöterich 74.
Knutsford Mt. 75, 77.
Kobelt, Dr. W. 101, 118, 153.
Koch, Dr. Robert 29. 32.
Kochtöpfe, Formen der 182, 183.
„ ausschliesslich von Frauen hergestellt 183.
„ Herstellung der 182.
„ thönerne 181.
„ Ornamentirung der 183.
Kodi koba 168. 173, 197, 226, 227.
Körpergeruch 167.
Kohlbrugge, Dr. I. H. F. 29.
Kohlen 18.
„ flötze 117.
Kohler, Prof. Dr. 193, 222.
Kokosnuss 114, 198.
„ palme 61.
Kollmann, Prof. Dr. 154, 163, 164.
Kontrakte, Beamten- 34.
Kopfputz 185, 237.
Korallen 100, 124.
„ kalkberge 16, 18.
Korthalsia zippelii 78.
Krabben 139.
Krähe 96.
Kraniologie 156.
Krause, Dr. R. 146.
Kreideformation 124, 126.
„ kalke 17.
„ periode 128, 129, 132.
Krieg 248.
Kriegerkaste 227.
Kriegserklärung 251.
„ pfeile 175.
Kröten 99.
Krokodil 98, 139, 247.
Krontaube 81, 90, 139.
Krüppel, Tödtung der 230.
Kubai 3, 159, 170, 171, 226, 230.
Kubary, Johann 79, 93, 99, 130, 137, 183, 188, 197, 217, 273.
Kubaryberg 17.
Kückenthal, Prof. 33, 121, 126.
Kümmerformen 162.
Kürasse 180.
Kürbis 199.
Küstenflüsse, starkes Gefälle der 18.
„ gebirge 16.
„ „ Natur der 18.
„ sprachen 207.
„ typus der Papua's 159.
„ „ „ „ eine nordindische Form 163.
„ wälder 57.
„ wald, secundärer 61.
Kukuk 87, 96.
Kuli's, chinesische 3, 36, 38, 132.
„ javanische, minderwerthige 37.
Kuliaufsicht in Batavia 3.
„ auswechselung, betrügerische 3, 36.
„ untersuchung 3.
Kunstgebiete 276.
Kunze, Missionar 140, 181, 196, 201, 220, 229, 230, 247.
Kunzmann, F. 79, 99, 100, 141, 177, 182.

Labkraut 77.
Labuan-Deli 52.
Labyrinthodonten 124.
Lactuca laevigata 74.
Lärmdrosseln 87, 88.
Lagenophora billardieri 78.
Lalang s. Alang.
„ savanen 94.
Lalu, Dorf 222.
Lamprolenis 113.
Landeshauptmann 7.
Landschnecken 140.
Langkavel 172.
Laniidae 87, 88.
Lantana 110, 132.
Laportea armata 60.
„ stimulans 60.
Laubfrösche 10, 99.
Lauraceen 68, 73.
Lauterbach, Dr. 18, 53, 130, 139, 142, 183, 198, 226.
Lauterbach-Kersting'sche Expedition 15, 142.
Lawalawa 9.
Lederkopf 91, 95.
Leguminose 123.
Leichenschmaus 261.
Lemurien, das Sclater'sche 118, 146, 152, 153.
Lendenfeldt 125.
Lendengürtel 171, 181, 185, 234, 237.
Leontodon taraxacum 76, 130.
Lepidodendron 115, 117, 120.
„ veltheimianum 115.
„ volkmannianum 115
Leptopoma 103.
Lerchen 77, 87.
Lianen 60, 61, 63, 65.
Liberiakaffee 3.
Libythea antipoda 56.
Libytheinae 107, 114.
Libocedrus 73, 76.
„ papuanus 76.
Licht und Luft, Kampf um, im Urwald 63.
Liliaceen 70, 199.
Lindsaya cuneifolia 74.
Linné 155.
Lissotriche 156, 162.
Löffel 183.
Löwenzahn s. Leontodon.
Lokalvarietäten des Menschen, primäre autochthone 155.
„ „ „ sekundäre 155.
Longinsel 18.
Loranthus 71.
„ finisterrae 74.
Loria, Dr. 83.
Lorius salvadorii 92.
Louisiaden 102, 104, 145.
Lubbock, Sir John 222.
Lübeck, Dampfer 3, 5.
Luftdruck 25.
Lycaena arruana, Raupe von 62.
Lycaenidae 114, 115.
Lycodon 98.
Lycopodiaceen 115.
Lycopodium clavatum 77.

Digitized by Google

Lycopodium selago 77.
Lydekker 118, 125.
Lygosoma smaragdinum 98.

Macaranga rufibarbis 74.
Mac Gregor, Sir, Gouverneur von Britisch Neu-Guinea 15, 56, 75, 77, 78, 123.
Maclayküste 16, 17, 23, 101, 168, 194.
Macropus browni 85.
Macropygia 91.
Madagascar 122, 131, 149, 153.
„ , endemische Pflanzen 55.
Männerhäuser 194, 200, 202, 234.
Märchen und Sagen 281.
Märkte 220.
Mafoor's 149.
Magnoliaceen 78, 123.
Mais 198.
Malakka 114.
Malaria 27, 28, 152, 257.
„ epidemie 34.
„ kachexie 34.
Malayen 49, 150, 161, 162.
Malayo-Polynesier 152.
„ „ , Urheimat der 148.
Malu, Dorf 221.
Mangrovevegetation 57.
Maniok 198.
Manucodia atra 93.
„ chalybeata 93.
Maraga 91.
Maranthaceen 59, 70.
Marmopterus beccarii 86.
Marsupialien, fossile 127.
„ , Umwandlung der 127.
Martin, Dr. Hofrath 28, 52.
Marquesasinseln 146.
Mascarenen, endemische Pflanzen 55.
Maschmeyer, L. 140.
Massage 258.
Massoia aromatica 68.
Massoikuchen 68.
„ liqueur 68.
„ rinde 68.
Maske s. Gesichtsmaske.
Mastodonsaurus 124.
Matriarchat s. Mutterrecht.
Maultrommeln 187, 240.
Mauritius 122.
Maus 86.
Mc. Coy 124, 128.
Medizinen 257.
Meeres-Leuchten 4.
„ spiegel, Sinken des 18
Meerestemperatur 20.
Megalaemidae 88.
Megapodidae 88, 89, 90, 127, 131.
Megapodius bruneiventris 95.
„ „ , Eier von 95.
Méhely 97.
Mel s. Rindengürtel.
Mélamu s. Constantinhafen.
Melania 101.
Melanesien 104, 145, 147.
Melanesier 145, 152, 185.
„ staat, der 222.
„ „ , lockeres Gefüge des 224.
Melanesische Arbeiter 9.
„ „ , Nahrung der 39.
Melastomaceen 70.
Meliaceen 64, 70, 123.
Meliphagidae 88, 95, 131.
Melonenbaum s. Papaya.
Meneses, der Entdecker Neu-Guinea's 133.
Menispermaceen 123.
Mensch, in Neu-Guinea nicht autochthon 143.
„ Einwanderung desselben in Neu-Guinea 144.
„ Fussspuren des tertiären 143.
Menschenjägerei 249.
„ opfer 255.
Menstruation 234.
Mergel 18.
Meropidae 87.
Mesosaurus 118.
Mesozoische Epoche 116.
Messaras turneri 105.
Meyer, A. B. Geh. Rath 91, 111, 138, 162.
Michulitz, Orchideenjäger 63.
Microglossus aterrimus 10, 92.
Microlestes 125.
Microlingranite 118.
Micropholis 116.
Miklucho Maclay, N. von 13, 16, 19, 21, 23, 67, 79, 133, 191, 194, 196, 201, 203, 204, 218, 221, 230, 234, 245, 250, 268.
Mikronesien 145, 147.
Mikronesier 145.
Mincopie's s. Andamanesen.
Mino dumonti 91, 95.
„ „ , Sprachtalent des 95.
Mintjimfluss 17, 18, 222.
Mischvölker 155.
Miskin 107.
Modjopahit, Hindureich, auf Java 163.
Möllendorf, Freih. von 103, 138.
Molluskenfauna 101.
„ , geringe Zahl endemischer Gattungen 102.
Mollusken, fossile 124.
Molukken 87, 101, 102, 104, 107, 113, 114, 147, 151.
Mongoloide 153, 155.
Monimiaceen 66, 69.
Monocotyledonen 113.
Monotremen 125, 130.
„ fauna 121.
Monsune, seit der Kreide unverändert 153.
Monsunfauna, indische 130.
„ flora, indische 130.
Montano, Dr. 165.
Moos 70, 73, 75.
Moraceen 58, 64.
Moresby, Admiral 133.
„ , Port 104, 182.
Morgan, Lewis 222.
Morphinae 107, 113, 115.
„ , archaischer Charakter der 113.
„ , Raupen der 114.
„ , Verbreitung der 114.
Morphopsis 113.
Morphotenaris 113.
Morse, Prof 177.
Motacillidae 87, 88.
Mucuna 60.
„ pruriens 60.
Müller, Prof. F. 149, 156.
„ , Baron F. von 77.
Mumien 261.
Munia sharpei 96.
Muschelgeld 213.
„ hörner 190.
Muscheln, versteinerte 17.
Muscicapidae 88.
Mus decumanus 86.
„ musculus 86.
Musifluss in Sumatra 130.
Musikinstrumente 195, 235.
Muskatnussbäume 65.
Muskatnüsse, als Geld 65.
Muskito's 33.
Muskitotheorie 29, 32.
Mutterrecht 223, 224, 225, 233.
Mynes 114.
Myosotis australis 77.
Myriactis bellidiformis 77.
Myriolepis 116.
Myristica argentea 65.
„ heterophylla 66.
„ myrmecophila 65.

Digitized by Google

Myristicaceen 130.
„ , Verbreitung der 65.
Myristicivora spilorrhoea 90.
Myrmecobius 126.
Myrmecodia 66.
Myrmedoma 66.
„ arfakianum 66.
Myrthaceen 64, 66, 68, 73.
Myzolecanium, eine Schildlaus 66.

Nackenstützen 181.
Nageia 76.
Nager 121.
Nanina densa 104.
Nanina hunsteini 104.
Nasenberg 6.
„ pfeil 173.
„ ring 173.
Nashornvögel 88, 91, 92, 139.
Nasiterna pusio 92.
Naturmotive der Ornamentik 277.
Naumannia 70.
Neger 146.
„ , verglichen mit Papua's 9.
Negrito's 146, 148, 162, 164.
Negroide 155.
Neoplagiaulax 126.
Neorinopis sepulta 113.
Neotropiden 112, 127.
Neritina 101.
Nesocentor menebiki 96.
Neu-Britannien 102, 145.
Neu-Britannier 274.
Neu-Guinea, Trennung desselben von Australien 129.
„ selbstständige Entwickelung 131.
„ selbstständiges Schöpfungscentrum 132.
„ Entdeckungsgeschichte von 133.
„ Name 133.
„ eine leere Insel 152.
„ Werdegang 115.
„ fieber, Charakter des 33.
„ leichen 34.
„ compagnie 1, 13.
„ „ , Veröffentlichungen der 19.
„ „ , Ablieferung der Sammlungen an die 80.
„ flora, malayischer Charakter der 53.
Neu-Guinea flora, endemische Arten der 54, 55.
„ „ hohes Alter der 55.
„ „ lokaler Charakter der 54.
„ botanische Beziehungen 115.
„ Heimath der Myristicaceen 65.
„ Monotypie der endemischen Gattungen 55.
„ Land der Ameisenpflanzen 66.
„ die schönste Pflanze von 70.
„ Verbindung mit den malayischen Inseln 54.
„ Neigung zu Lokalvariationen 54, 93, 108.
„ Anzahl der Säugethiere 83.
„ Artenarmuth an Säugethieren 83.
„ Land der Ratten u. Mäuse 86.
„ von der deutschen Zoologie gemieden 79.
„ in zoologischer Hinsicht 82.
„ fauna, archaischer Charakter der 90, 97, 131.
„ „ lokaler Charakter der 93.
„ „ hohes Alter der 98, 108.
„ Säugethierwelt im Aussterben 82.
„ Säugethiere 131.
„ Vogelwelt 131.
„ „ , Unterschied von der malayischen 87.
„ Schmetterlingswelt 131.
„ „ , an die Jahreszeit gebunden 105.
„ Entwickelungscentrum für Schmetterlinge 111.
„ Pracht der Schmetterlinge von 67.
„ Bild der Rhopolocerenfauna von 115.
„ Schlangen 131.
„ Schlangenarmuth von 97.
„ Molluskenfauna 101.
„ Käferfauna 104.
„ die höchste Wohnung in 72.
Neu-Hannover 145, 184, 192.
„ Eingeborene von, ungeeignete Arbeiter 39.
Neu-Hebriden 102, 120, 145, 147.
Neu-Holland siehe Australien.
Neu-Irland 102.
Neu-Kaledonien 102, 120, 122, 125, 147.
Neu-Kaledonien, endemische Pflanzen 55.
Neu-Lauenburg 145.
Neumayr, Dr. Geh. Admiralitätsrath 119, 122, 125, 126, 127, 128.
Neu-Mecklenburg 145.
Neu-Mecklenburger 168, 274.
„ , ungeeignete Arbeiter 39.
„ Somatologie der 159.
Neu-Pommern, Land 18, 190.
„ Leute 169.
„ „ , Somatologie der 159.
„ Eingeborene von, gute Arbeiter 38.
Neu-Schottland 120.
Neu-Seeland 120, 123, 127, 145, 150.
„ endemische Pflanzen 55.
Neu-Süd-Wales 115.
Nicobaren 89.
Nicobartaube 91.
Niebungpalme 194.
Ninox theomacha 96.
Niopa 124.
Nipa fruticans 61.
Nipapalme 61.
Niveauveränderung des Wassers 122.
Nivellirungsarbeit des Menschen 132.
Nöggerathiopsis 115.
Nordamerika 124.
Nord-Borneo 52, 89.
Nord-Celebes 102.
Nordpoltheorie 121, 125.
Nordwestmonsun 23, 110.
Norfolk 122.
Nototherium 128.
Nusa 274.
Nymphalidae, hohes Alter der 113.
Nymphalinae 107, 114, 115.
„ , die jüngste Tagfalterfamilie 114.

Obree Mt. 78.
Obsidianmesser 192.
Ocarina's 189.
Ocimum sanctam 199.
Oertzengebirge 18.
„ Anblick desselben 6.
„ Natur desselben 17.
Ohrringe 171.
Olacaceen 71.
Oldfield Thomas 82, 127.
Ophiophagus 98.
Opiumraucher 3.
„ wenig widerstandsfähig 36, 37.
Opossum's 128.
Orang Utan 154.

Digitized by Google

Orchideen 63, 71, 74, 78.
Oriolidae 88.
Orkney Inseln 122.
Ornithoptera siehe Troides.
Osterinsel 150.
Ottilienfluss siehe Ramufluss.
Ovalautypus 146.
Owen, Prof. Dr. 128.
Owen Stanley 133.
Owen Stanley-Gebirge 15, 56, 75, 103, 104, 123, 178.
„ „ „ , Fernsicht vom 78.
„ „ „ , Temperatur auf dem Gipfel des 78.

Pachytrophe 124.
Pagenstecher, Dr. Geh. San.-Rath 107.
Paläoniscus 116.
Paläozoische Epoche 115, 116, 125.
„ Thiere 116.
Palembang 31, 110, 130.
Palimnarchus 127.
Palmen 61, 78, 130.
Palmöl 167.
Pandaneen 10.
Pandanus in grossen Höhen 74.
„ krauelianus 68.
„ odoratissimus 57.
Panflöte 186.
Papagei, fossil 89.
Papageien 87, 88, 89, 91, 127, 131.
„ , Alter der 89.
„ , charakteristisch für die Neu-Guinealandschaft 91.
Papandayan, Vulkan 76.
Papaya 67, 139, 199.
Papilio agamemnon 106, 109.
„ albinus 111.
„ codrus 112.
„ euchenor 112.
„ fuscus beccarii 111, 112.
„ gambrisius 112.
„ macfarlanei 106, 109.
„ oritas 112.
„ polydorus 112.
„ ulysses 112.
„ ulysses autolycus 110.
„ wallacei 106.
Papilionaceen 61.
Papilioninae 107, 111, 115, 127.
Papuina 102, 130.
„ brumeriensis 104.
„ kubaryi 101, 104.
„ louisiadensis 104.
Papuina tayloriana 104.
Papua's 147, 148.
„ , Ableitung des Namens 143.
„ , Herkunft der 143.
„ , Stämme der 145.
„ , Sprachenzersplitterung der 143.
„ , nicht immun gegen Malaria 38.
„ , nur geeignet zu grober Plantagenarbeit 88.
„ , körperliche Eigenschaften der 157.
„ , Körpergrösse 157.
„ , drei Haupttypen 158.
„ , Küstentypus 159, 163.
„ , Bergtypus 159, 164.
„ , Langköpfigkeit der 158.
„ , geräumiger Mund 158.
„ , schmale lange Augenspalte 158.
„ , Fehlen der Mongolenfalte 158.
„ , starke Masseterenentwicklg. 159.
„ , somatische Verwandtschaft d. 160.
„ , semitischer Typus der 161, 228.
„ , malayisches Element unter d. 164.
„ , Körpergeruch 167.
„ , starker Haarwuchs 158.
„ , Haarbehandlung 168.
„ , Meiden der Schwiegereltern 242.
„ , Geberdensprache der 212.
„ , Schönheitsideal, männliches der 166, 241.
„ , Schönheitsideal, weibliches d. 241.
„ , Moden bei den 213.
„ , Bedürfnisslosigkeit der 214.
„ , dünne Vertheilung der 221.
„ , Polygamie 224.
„ , Frauenraub 224.
„ , Häuptlinge 226.
Papuasien 132, 149.
Paradisea augustae victoriae 93.
„ minor finschi 93. 139.
Paradiesvogel, der gelbe 80.
„ „ „ , Lebensweise desselben 93.
Paradiesvogel, der schwarze 93.
„ balg als Kopfschmuck 184.
Paradiesvögel 87, 88, 90, 93, 130, 184.
Paradieswürger 87.
Paratrochus 103.
Paratrophis 124.
Parkinson 168.
Parnassier 127.
Passeres 87.
Passiflora hollrungii 70.
Passionsblumen 70.
Patagonien 124, 127.
Patosa 112.
Patrizierfamilien 166.
„ geschlechter auf Java 228.
„ „ von Bogadjim 228
Patuliden 103.
Pelekanidae 88.
Pentaphalangium crassinerve 69.
Perameles doreyana 84.
„ raffrayana 85.
Perlmuschelbänke 100.
Perm 116, 120, 121, 125.
Perrieria 102.
Perrücken 167.
Persistenz der Menschenrassen 163.
Peschel, Dr. Oskar 144.
Petaurus breviceps papuanus 83.
Petrophiloides, fossil 123.
Pfeffer 2.
„ körnerwuchs des Papuahaares 158.
„ , spanischer 199.
Pfeile 175.
„ als Geschenk 176.
Pfeilformen 176.
„ gift 177.
„ schiessen, Technik des 177.
Pflanzen, alpine 74, 77.
„ australische, in Neu-Guinea 77.
„ europäische, auf d. Bergen Neu-Guinea's 74, 77.
„ europäische, verwildert in Australien 132.
„ leben 82.
„ welt 53.
„ „ , erster Anblick der 53.
„ „ , ganz malayisch 53.
Phalacrocoracidae 88.
Phalanger maculatus 83.
Phascolomys 129.
Philemon jobiensis 95.
Philodendren 59.
Philippinen 89, 103, 112, 113, 146, 148, 149, 151.
Phyllanthus finschi 74.
Phyllocladus 73, 76.
„ hypophyllus 78.
Phyllodien-Akazien 129.
Phyllotheca 115.
Physa 103.
Pierinae 107, 109, 111, 112, 115.
Pinangpalme 199.
Piperaceen 59.
Piper betle 199.
„ methysticum 199.
Piptadenia 124.

Digitized by Google

Pirole 88.
Pisang 199.
Pithecanthropus erectus 153, 154.
Pitjen-Englisch 210, 211.
Pitta mackloti 95.
„ novae guineae 95.
Pitta's 88.
Pittstrasse 4.
Placentalien 126, 128.
Placostylus, Entwickelungscentrum der 102.
Plagiaulax 126.
Planispira 102.
Plantago 124.
Platycerien 59.
Pleyte Wzs. C. M. 177.
Ploceidae 87, 88, 96.
Pocken 34, 40.
Podargidae 87, 90.
Podargus papuensis 95.
Podocarpus 122.
„ rumphii 68.
Polschwankungen 119.
Potentilla 124.
„ leuconota 77.
Pothos 59.
Potophilus bernsteini 96.
Polygamie 225.
Polygonum microcephalum 74.
Polynesien 103, 113.
Polynesier 145, 147, 149, 162, 185,
„ , Ausbreitung der 146.
„ , Sprache der 145.
„ , Verschlagungslinie der 151.
„ , Wanderungen 151.
Prachtdrosseln 88, 95.
Preussen, Dampfer 2.
Priamus 67.
Priesterkaste 226.
Primärvarietäten des Menschen 155, 163.
Primula farinosa var. magellanica 124.
Productus giganteus 116.
Proëchidna 130.
Proteaceen 53, 69, 123, 129.
Protektorat Englands über die Südsee 14.
Prothoë 114.
Prothylacinus 127.
Protopterus 127.
Prügeleien der Ehegatten 244.
Pseudotrophis 124.
Psychotrien 66.
Pteropus 139.
„ kerandreni 86.
Ptilonorhynchidae 88.
Ptilodus 126.
Ptilopus 90.
„ pulchellus 90.
„ quadrigeminus 90.
„ superbus 90.
Pubertät 234.
Pupa 103.
Pupiniden 104.
Purdyinseln 23, 24, 136.
Pyrosoma 4.
Python amethystinus 97.
„ „ , Mageninhalt der 97.
Pythoninae 98, 131.

Queensland 102, 104, 115, 127, 131.
„ -Australier 160.
Quercus 65.

Raben 88, 96.
Raken 87.
Rallidae 88.
Ramuebene 198, 221.
„ fluss 16, 18.
Randia speciosa 59.
Ranidae 99.
Ranke, Prof. Dr. J. 25, 160.
Ranunculus amerophyllus 77.
Ranunkeln 77, 124.
Rasse, äthiopische 155.
„ amerikanische 155.
„ australische 145.
„ brachycephale 146.
„ braune, wellhaarige 165.
„ dolichocephale 146.
„ kaukasische 155.
„ malayische 146, 155.
„ melanesische 146.
„ mongolische 155.
„ negroide 153.
„ papuanische 146.
„ polynesische 146.
Ratte 86.
Ratzel, Prof. Dr. 148, 152, 160, 163, 211, 221, 222.
Raubschnecken 104.
„ vögel 87, 96, 139.
Raupen von Papilio agamemnon, P. macfarlanei, P. wallacei 106.
Realiidae 103.
Recknagel, Bergingenieur 17, 136.
Recidiv, Malaria- 31.
Redjanggebiet in Sumatra 30.
Redleakgruppe 148.
Regenbeobachtungen in Stefansort, Friedr.-Wilhelmsbafen, Simbang u. Herbertshöhe 21, 22.
Regenpfeifer 96.
Reiher 88, 96. 139.
Reinwardtoenas 91.
Reis 198.
„ nahrung 39.
Religion 264, 275.
Reliktenfauna 115.
„ flora 115.
Reptilien 96, 131.
Retzius, Eintheil. d. Menschenrassen 155.
Rhacopteris 115, 117, 120.
Rhipidura 96.
Rhizophoren 57.
Rhododendren 71, 73, 75, 123.
„ , Artenzahl der, in Neu-Guinea 75.
Rhododendron culminicolum 77.
„ hansemanni 74.
„ hellwigi 74.
„ herzogi 74.
„ lowii 75.
„ yellioti 74.
„ zoelleri 74.
Rhopaloceren siehe Tagschmetterlinge.
„ fauna, Vergleichung der, mit Sumatra, Ceram, dem Bismarckarchipel und Australien 107.
Rhynchosia 123.
Rhytida 103, 104.
„ globosa 103.
Rhytidoceros plicatus ruficollis 92.
Rhytidorhaphe 103.
Ribbe, C. 79, 107, 141.
Richinsel 18, 216.
Riechkräuter 167, 173, 185, 199.
Riesenbeutelthiere, fossile 128.
„ Ursache des Aussterbens der 129.
Rieseneidechsen 98.
„ schwalm 95.
„ wuchs der Farne u. der Aroideen 59.
Rigny, Cap 16.
Rindengürtel siehe Lendengürtel.
Robidé van der Aa 13, 14.
Rochen 100.
Rookinsel 18.
Rosaceen 123.
Rotej 86, 266.
Rotheisenerz 18.
Rothschild, Baron von 107.
Rottan 60.

Digitized by Google

Rubiaceen 66.
Rubus 70, 124.
„ mac gregorii 77.
Rüdiger, Corvettenkapitän 8.
Rüsselkäfer 104.

Sägefische 100.
Säugethiere, fossile, in Australien 125.
„ mesozoische 121.
„ triassische 125.
Sagina donatioides 78.
Sagoklopfer 193.
„ palme 194, 199.
Saisonvarietäten, keine, der Schmetterlinge 106.
Sakai's in Malakka 162.
Salomonsinseln 102, 104, 111, 112, 113, 125, 145, 146, 147, 192.
Salomonier siehe Buka's.
Salz 246.
Sammeln, eine gesunde und empfehlenswerthe Beschäftigung i. d. Tropen 80.
Sammeltypen 55, 58, 69, 90, 115, 121, 124, 127, 130.
Samenverbreitung durch Wind 130.
Samoa 89, 146, 147, 150, 151.
Sandsteinmergel 18.
Sandwichsinseln 146.
„ , endemische Pflanzen 55.
Santa-Cruz-Schichten 128.
Santalaceen 71.
Saphara 112.
Sarasin, Dr. 153, 161.
Sarcochilus 74.
Sarobia 112.
Sarrar 222.
Sattelberg 17, 24, 26, 68, 70, 93.
„ , Gipfelwald 65.
„ , der, ein Pflanzendorado 68.
Satyrinae 107, 113, 131.
„ , fossil 113, 115, 127.
Satyrites renuesii 113.
Sauloprocta melaleuca 96.
Saurauja 69, 74.
Sauromarptis gaudichaudi 95.
Schachtelhalm 77.
Schambinde siehe Lendengürtel.
Schaukeln 240.
Scheidemünze 81.
Scheinraub der Frauen 224.
Schellong, Dr. 30, 136, 163, 171, 180, 185, 188, 192, 196, 217, 230, 233, 235.
Schiefzähner, langköpfige 156.
Schiessjungen 81, 90.
Schilde 179.
Schildkröten 100.
Schlafmatten 180.
„ , Herstellung der 181.
Schlangen 27, 139.
„ , Anzahl der Arten 97.
„ , alterthümliches Gepräge der 98.
„ fauna, austral. Charakter der 98.
„ , Verhältniss der giftigen zu den ungiftigen 98.
Schleinitz, Freiherr von, Admiral 136.
Schleinitzia 124.
Schleuder 178.
Schlichthaarige 156.
Schmeltz, Dr. J. D. E. 174, 176, 188.
Schmarotzerpflanzen 58, 62, 71.
Schmetterlinge 10, 105, 127, 130.
„ , Häufigkeit der 108.
„ , rasches Gewöhnen an neues Futter 109.
„ , Raupen 81.
„ , Verhalten unbekannten Blüthen gegenüber 109.
„ , Zuwanderung von Westen her 110.
Schmetterlingsgewimmel um einen Eugeniabaum 67.
Schmetterlingsjunge, mein halber 81.
Schmidt, Prof. Dr. E. 162.
Schmidt-Ernsthausen, Victor, 187, 188.
Schmiele, Assessor, Landeshauptmann 8, 9, 188, 192.
Schmuckpfeile 175, 232.
Schnecken 10, 100, 130.
Schneider, Dr., Geologe 18, 136, 221.
Schnepfen 87.
Schouteninseln 188.
Schouten, Willem 133.
Schrader, Dr. 136.
Schraubenbaum 57.
Schumann, Prof. Dr. 59, 66, 114, 136, 140.
Schutz-Brief des Kaisers 14.
„ farbe 90.
„ waffen 179.
Schwalben 87.
Schwalme 87.
Schwankungen der Erdachse 118, 122.
Schweine 248.
„ **märkte 238.**
„ als Geldbusse 86.
„ , zahme 85, 195.
„ „ , Verwilderung derselben 86, 132.
Schwertfische 100.
Schwiegereltern 242.
Schwirrblatt 188, 189.
„ holz siehe Schwirrblatt.
Scirpus 77.
Scolopacidae 88.
Scolopender 139.
Scorpione 104.
Scratchly-Berge 15.
Seelenglaube 275.
„ wanderung 266.
Seeschlangen 3.
„ schwalben 139.
„ sterne 100.
Segler 87.
Selaginella 59.
Selenka, Prof. Dr. 154.
Semang's in Malakka 162.
Semitischer Typus 161, 169.
Semon, Prof. Dr. 98, 110, 130.
Senecio 124.
„ erechthitoides 77.
Serdangfluss 130.
Sergi's Menschenvarietäten in Melanesien 156, 176.
Serrurier, Dr. 176.
Shortlandinseln 184, 187, 226.
Siar 143, 172, 202, 216.
Signaltrommeln 190, 194, 228.
Silur 121.
Siasiinseln 264.
Simbang 17, 21, 23, 25, 26, 106, 109, 110, 111, 168. 225.
Singapore 2, 20.
Sirikalkbüchse 184.
„ pfeffer 199.
Sittig, O. 151.
Sloanea 123.
Sommergeneration der Schmetterlinge 105, 109.
Sorong 102.
Spaten 191.
Spechte 87, 131.
Speere 174.
Speerwunden 174.
Speiseschüsseln, hölzerne 181.
Sphenopteris 115.
Sprachen, melanesische 148.
„ ozeanische 148.
„ , Verwandtschaft d. vorderindisch-dravidischen u. australischen 148.
„ , Verwandtschaft d. malayischen und polynesischen 148.
„ zersplitterung 205, 218.
Sprachliches 209, 210.

Digitized by Google

Sprachproben 207, 208.
„ talent der Eingeborenen 205, 218.
Squalodon 124.
Ssagu's, Neubeschnittene 171.
Stachelgewächse, wenig 60.
Stammestypus, Vererbung des 165.
Stefansort 11, 21, 26, 28, 29, 91, 94, 106.
Steinbeile 191, 192.
„ hammer 178.
„ keulen siehe Keulen.
„ werkzeuge als Cultusgeräthe 192.
Stelechocarpus grandifolia 69.
Stossflöte 186.
Sterblichkeit der Eingeborenen 34.
„ „ Europäer 34.
„ , Ursachen der hohen 35.
Sterculiaceen 64.
Sterne 264.
Sticta 74.
Strand als Landstrasse d. Eingeborenen 56.
Strandläufer 139.
„ winde 56.
Styphelia montana 77.
Südafrika 118, 120, 122, 123, 125, 128.
Südamerika 118, 120, 122, 123, 124, 126, 127, 128.
„ , Glossopterisflora 116.
„ , zweites Schöpfungscentr. 121.
Südaustralien 126, 127.
Süd-Georgien 122.
Süd-Neu-Guinea 110.
Südostpassat 23, 110, 111.
Süsswasserfische 100, 126.
„ schnecken 101, 103.
„ sedimentschichten 116.
„ seeen 117.
Sumatra 28, 83, 97, 98, 104, 106, 110, 113, 122, 130, 149.
„ centrale Urvölker 153.
„ malayen 150.
Sumpfvögel 96.
Sus niger 85.
„ papuensis 85.
Sylviidae 87.
Symbiose eines Bläulings mit einer Cycadee 113.
Symphaedra aeropus, Raupe von 109.
Synoecus cervinus 96.
Syzygium 67.

Tabak 199, 217, 245.
Tabakscultur 38.
Tänze 271, 273.
Tagalen 149.
Tageszeiten 244.
Tagschmetterlinge, Anzahl der Arten 106.
Tahiti 146.
Talegallahuhn 95.
Talegallus longicaudus 95.
Tamiinseln 24, 181, 217.
Tamil's 38, 49, 161, 166.
Tamo bole 227.
„ koba 224, 227.
„ relite 227.
Tamo's, 143, 165.
„ Toilettengeheimnisse 167, 220.
„ Eitelkeit 167.
„ Kleidung 167.
„ Scheu vor dem Regen 167.
„ Baden 167, 257.
„ Bemalung des Körpers 167, 169, 238, 259, 263.
„ Einfetten der Haut 167, 169.
„ Färben der Zähne 167, 272, 273.
„ Haarfrisur 167, 168.
„ Kahlköpfe 167.
„ Charakter 167, 211, 219, 230, 231, 250, 254.
„ Haarputz 168.
„ Schmuckgegenstände 168.
„ Gesichtshaare 169.
„ Halsschmuck 169.
„ Männerarmring 170, 236.
„ Frauenarmring 170.
„ Beinringe und Kniebänder 170.
„ Frauenschmuck 173.
„ Waffen 173.
„ schlechte Speerwerfer 174.
„ gute Fischspeerer 174, 217.
„ schlechte Bogenschützen 177.
„ Betelkauen 184.
„ Musik 186.
„ Trommelsprache 190, 245, 312.
„ Ackerbaugeräthe 191.
„ Grundbesitz 193, 194, 198.
„ Frau kein Landeigenthum 194,197.
„ Eigenthumsverhältnisse 194.
„ Fischereigerechtigkeit 194.
„ Jagdgerechtigkeit 194.
„ Communalbesitz 194.
„ die agrarische Frage 197.
„ Landverkauf an die Neu-Guinea-Compagnie 197.
„ Ackerbau 197, 200.
„ Nahrungspflanzen 198.
„ Zeitrechnung 198.
„ Feldbestellung 200.
„ Häuser 200.
Tamo's, Häuser, innere Einrichtung 208.
„ Sprache 205.
„ Abschiedsgruss 209.
„ Handel und Wandel 213-220, 311.
„ Unkenntniss des Geldes 213.
„ Fische als Tauschartikel 217.
„ Boote 218.
„ Indolenz 219.
„ Ueberfütterung mit Eisen 219.
„ Interessensphären 219.
„ Freundschaftsunterscheidungen 219, 230.
„ geben Söhne in Pension 219, 220.
„ Bevölkerungsziffer 221.
„ Eheverhältnisse 224.
„ Familie 224, 225.
„ Adoption 225.
„ Stellung der Frau 226, 243, 260.
„ keine Gütergemeinschaft 226.
„ keine Häuptlinge 226.
„ ohne Ehrgeiz u. Streberthum 226.
„ Volksversammlung 227.
„ Verfassung 227.
„ Rath der Alten 227.
„ Adelskaste 228.
„ semitischer Typus 228.
„ Geburt 229.
„ vornehmer Typus 228.
„ Plattdrücken der Nasen 229.
„ Liebe zu Kindern 230.
„ Namen und Namengebung 230, 231, 233.
„ Namensvetter 230.
„ Hundefreunde 230, 232.
„ Geheimnamen 231.
„ Ehrlichkeit 232.
„ Stolz 232.
„ Verwandtschaftsbezeichnungen 233.
„ Kindernahrung 233.
„ Säugen von Hunden oder Schweinen 233.
„ Durchbohren der Nasenscheidewand 234.
„ Speiseverbot 234, 247.
„ Initiation 234.
„ Lesen u. Schreiben unbekannt 235.
„ Mädchenweihe 238.
„ Spiele 239.
„ Verlobung 241.
„ Brautstand 241.
„ Hochzeitsfeierlichkeiten 242.
„ Küssen unbekannt 244.
„ tägliches Leben 244.

Digitized by Google

Tamo's, Mahlzeiten 244.
„ Festspeisen 247.
„ Fischerei 247.
„ Jagd 247.
„ Krieg 248, 311.
„ Blutrache 253, 255, 311.
„ Anthropophagie 254.
„ Zauberkünste 256, 268.
„ Krankheiten 256.
„ Todtenklage 258.
„ Beerdigung 260.
„ Erbschaftsverhältnisse 261, 262.
„ Trauerzeit 262, 263.
„ Haartracht 263.
„ Religion 264.
„ Ahnencult 267.
„ Ahnenbildnisse 267.
„ Asadienst 270.
„ Tänze 271, 273.
Tanzklapper siehe Tanzrassel.
Tanzrassel 188.
Tanysiptera meyeri 95, 139.
Tapeinochilus 70.
Tappenbeck 142.
Taro 40, 198, 236.
„ ernten als Zeitrechnung 198.
Tasman Abel 133.
Tasmanien 124, 125, 127, 147.
Tauben 87, 88, 89, 90, 131, 139.
„ , Alter der 89.
„ Schutzfarbe der 90.
Tauschhandel 213.
„ system 214.
Tausendfüssler 104.
Tecoma dendrophila 70
Temperatur des Erdbodens 20.
„ „ Flusswassers 20.
„ der Luft 19.
„ des Meeres 20.
Tenaris 113, 130, 131.
„ , Verbreitungstendenz ders. 113.
Tenasserim 114.
Terminalia kärnbachii 70.
Ternate 112.
Tertiär 126, 128, 131.
Thylacinus 127.
Thylacoleo 128.
Thymeleae 78.
Thierleben 82.
„ welt 79, 124.
Tigerinsel 179.
Tiliaceen 64, 70, 123.
Timeliidae 87, 88.
Todesotter 97.
Todten-Ausstellung 260.
„ bänder 263.
„ gebräuche 259, 260.
„ inseln 264.
Toepfereicentren 182, 183.
Tongainseln 102, 146, 147.
Torresstrasse 101, 103, 131, 132, 145.
Totemismus 225.
Totem's 223.
Towatlik, der brave 86.
Trachyniden 127.
Trachyt 18.
Tragtasche 180, 237.
Trauercylinder 263.
„ hüte 178.
„ schnüre 263.
„ vorschriften 263.
Treibholz 130.
Trepanation 257.
Treron 90.
Trias 125, 127.
Trichoglossus massena 92.
Trichoparadisea guilielmi 93.
Tridacna gigas 193.
Trigonotis haackei 78.
„ inoblita 78.
Triglyphus 125.
Tritonium tritonis 190.
Tritylodon 125.
Trobriand 102, 104.
Trochus niloticus 170.
Trogonidae 88.
Troides 111, 115, 130.
„ bornemanni 112.
„ croesus 112.
„ elisabethae reginae 105.
„ goliath 105.
„ lydius 112.
„ oblongomaculatus 111.
„ paradiseus 105, 138.
„ poseidon 111.
„ schönbergi 105.
„ tithonus 105.
„ urvilliana 112.
„ , Verbreitung der 111.
Trommel 185.
„ Familien- 186, 190, 245.
Tropenhitze 20.
„ koller 34.
„ regen 21.
„ wald 58.
Tsauĕ s. Männerarmring.
„ , Bedeutung des Wortes 170.
Tsebing s. Frauenrock.
Tuffe 17, 18.
Turnicidae 88.
Typen, Verschwinden der alten 128.

Uebergangszeiten 27.
Ueberschwemmungen 27.
Uferläufer 87, 96.
Uhle, Dr. 149.
Uija, Dorf 182, 183, 189, 222.
Ulotriche 156, 162.
Ulysses 67.
Umbelliferen 123.
Umhängetasche s. Tragtasche.
Unio 103.
Unterholz im Urwald 65.
Unterschied zwischen Neger u. Papua 157.
Urmalaien 161.
Urosthenes 116.
Urstamm der Säugethiere 125.
Urtopf des Tropenmenschen 182.
Urtypen, alte, des Pflanzenreichs 69.
Urtypus, breitgesichtiger, plattnasiger 164.
„ Verbreitung desselben 165.
Urwald 62.
„ Zusammensetzung 64.

Vaccine-Institut Buitenzorg 40.
Vaccinium acutissimum 74.
„ ambyandrum 77.
„ helenae 77.
Varanus 98.
„ priscus 118.
Variationsbreite des Menschen 156.
Vegetationsgrenze, alpine 73.
Vergissmeinnicht 77, 78.
Veronica 124.
„ lendenfeldii 77.
Versteinerungen im Oertzengebirge 17.
„ auf dem Sattelberg 17.
Vertebraria 116.
Verwachsung, frühzeitige der Anthropoidenschädel 154.
Verwandtschaft der Bogadjimsprache mit den benachbarten 206.
Verzauberung 256.
Vespertilio muricola 86.
Vesperugo abramus 86.
Vetter, Missionar 140, 167, 224, 229, 233, 238.
Victor-Emanuel-Gebirge 15.
Victoria 115.
„ Mt 76, 130.
Virchow 133, 144, 162, 164.
Vitiinseln 102.

Digitized by Google